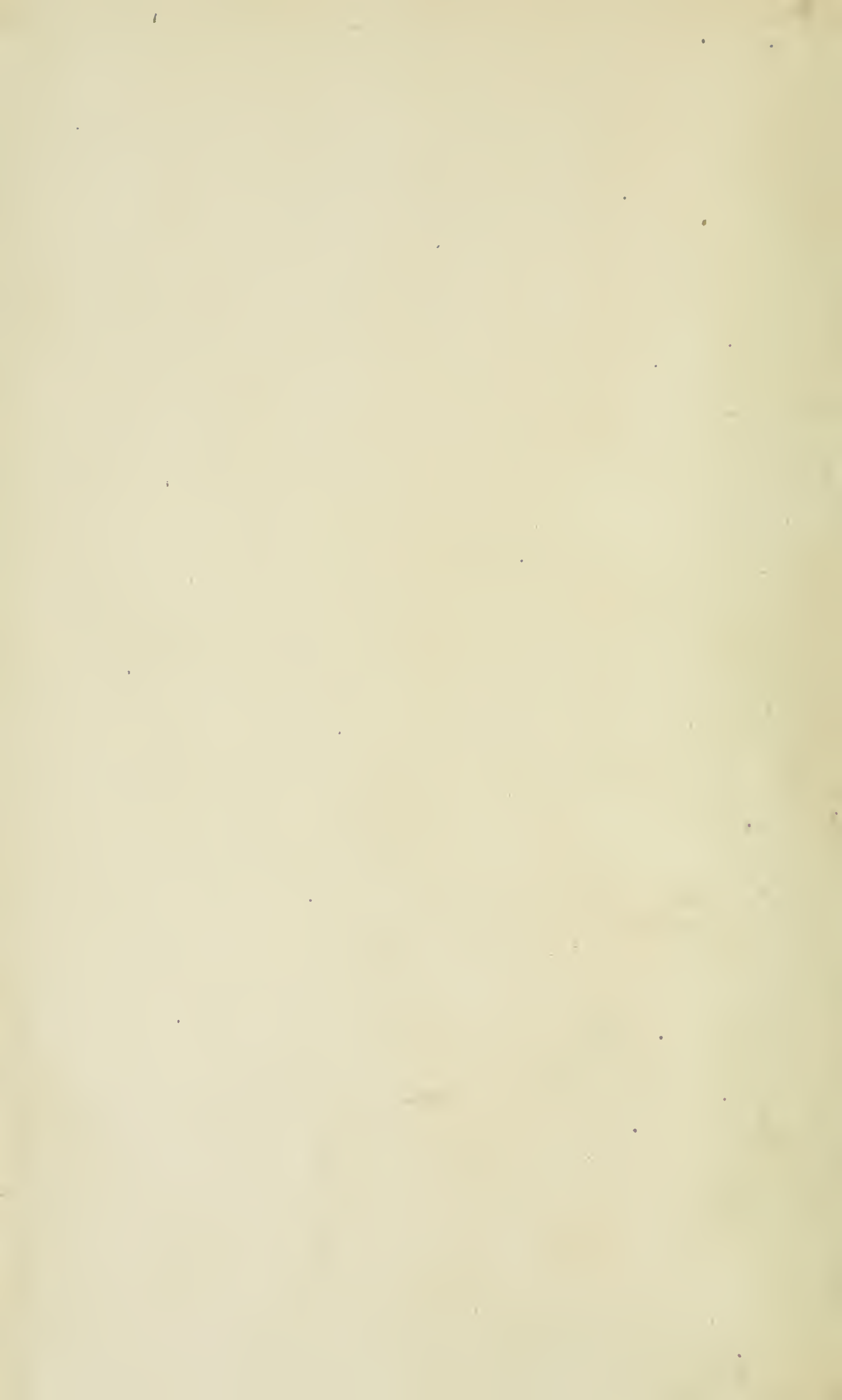
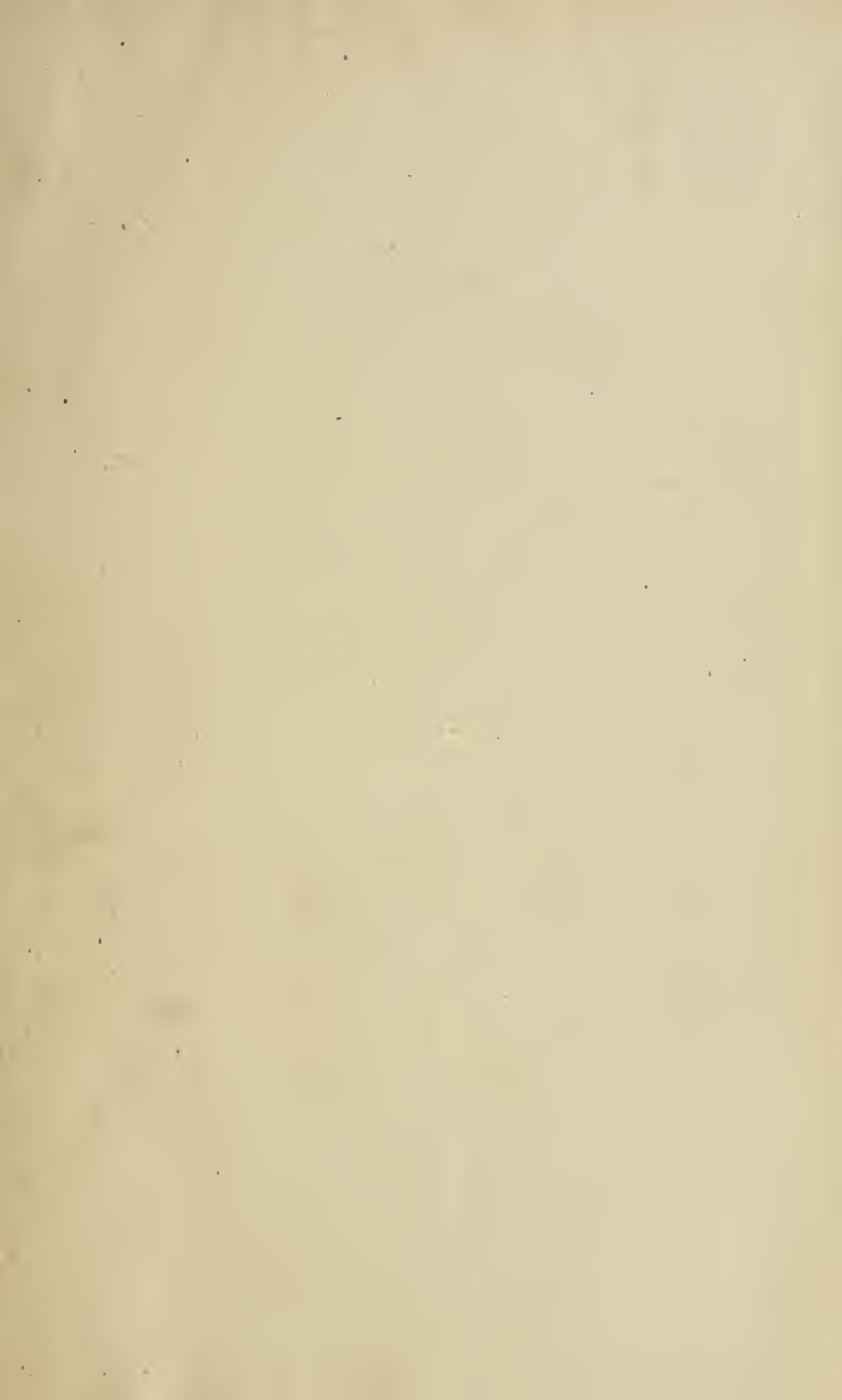
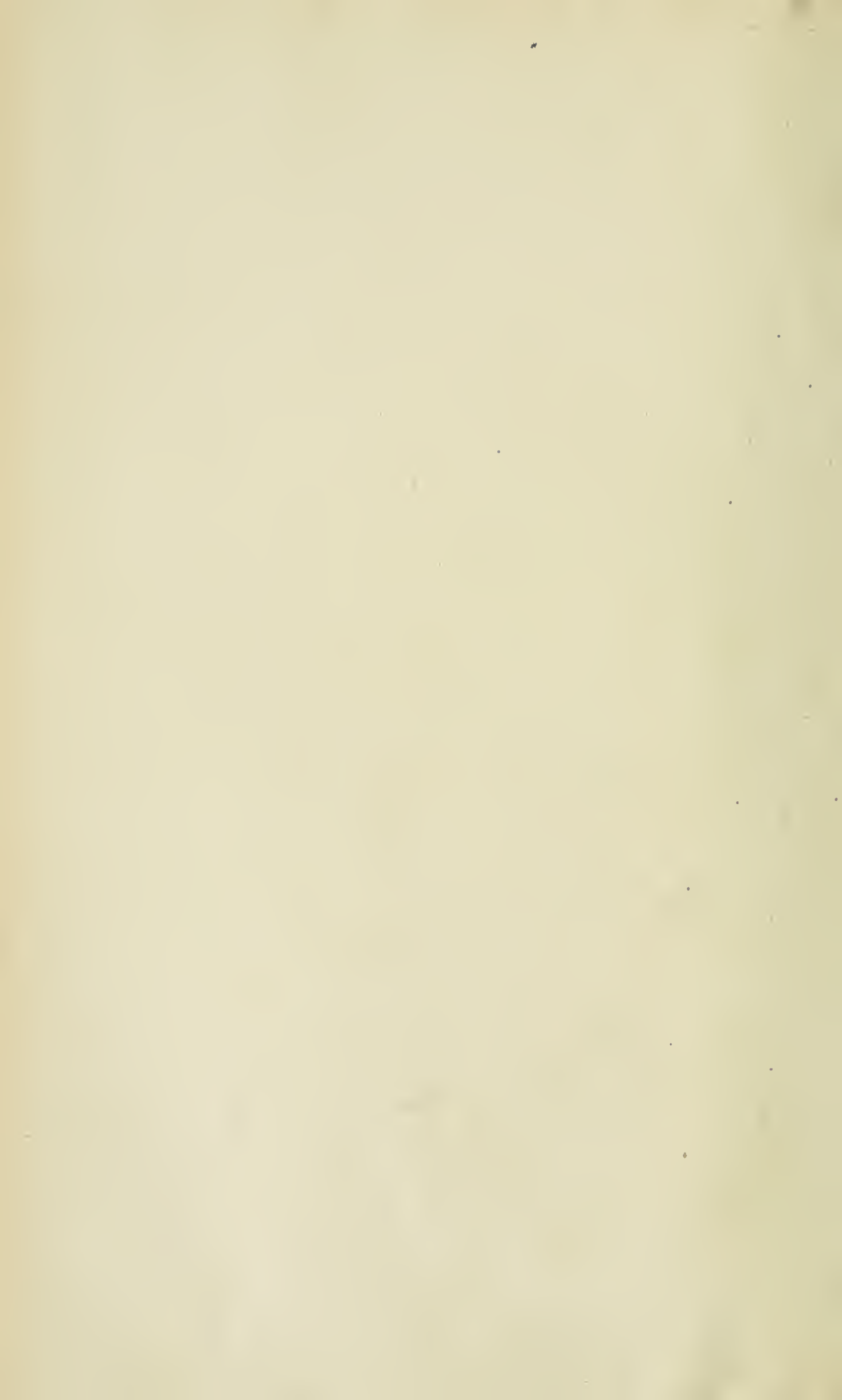

UNIV.
OF TORONTO
LIBRARY













Albina.

Holländisch-Guiana.

Erlebnisse und Erfahrungen

während

eines 43jährigen Aufenthalts in der Kolonie Surinam

von

A. Kappler,
pensionirtem Beamten der Kolonial-Regierung.

Mit einer Karte der Kolonie und einem Holzschnitt.

STUTTGART.
Commissions-Verlag von W. Kohlhammer.
1881.

Druck von W. Kohlhammer.

Vorrede.

Wenn auch das Buch, das ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, in Stil und Form von manchem, das in ähnlicher Weise über Begebenheiten und Verhältnisse in Tropenländern handelt, übertroffen wird, so hat es wenigstens ein Verdienst, das der strengsten Wahrheit.

Ich hätte mit weniger Mühe, wenn ich Reise- oder Naturbeschreibungen zur Hand genommen haben würde, dem Ganzen einen mehr wissenschaftlichen Anstrich geben können; da mir aber eine solche Bildung abgeht, so soll es auch nicht scheinen, dass ich mir fremde Ansichten, die ich aber keineswegs bestreite, aneignen will.

Auf dem angefügten Kärtchen ist nur der Maroni nach meiner eigenen Aufnahme, die Ortsbestimmung nach Aufnahme der französischen Offiziere anno 1861 gegeben, der übrige Theil der Kolonie aber nach einer Karte, die vor etwa 30 Jahren im Druck erschien.

Stuttgart, im Oktober 1881.

A. Kappler.



Inhalts-Verzeichniss.

Erste Abtheilung.

Leben als Naturaliensammler.

1. Kapitel.

2. Kapitel.

3. Kapitel.

4. Kapitel.

Druckfehler.

Seite	28	Linie	11	lies	Jackobs	statt	Jamobs.
„	31	„	22	„	Jams	„	Gams.
„	40	„	23	„	80,000	„	8000.
„	43	„	8	„	Mygale?	„	Mygale.
„	80	„	4	„	Musinga	„	Muringa.
„	107	„	27	„	Leguan	„	Legnau.
„	108	„	45	„	Lonchocarpus	„	Lonchocorpus.
„	110	„	4	„	Stecken	„	Stücken.
„	112	„	41. 46	„	Tapana	„	Topana.
„	119	„	39	„	Leguan	„	Legnau.
„	122	„	35	„	Javouhey	„	Javoulhey.
„	132	„	8	„	Loch	„	Dach.
„	139	„	38	„	Iguana	„	Ignana.
„	144	„	41	„	Barbacot	„	Carbacot.
„	194	„	1	„	Copaiva	„	Capaiva.
„	241	„	23	„	der Negers	„	des Negers.

Seite	253	254	255	258	261	262	263	264	267	273
Linie	25	20 34 43	31 37	14 20 30	5	9 25	7	4 10	8	3 8

Seite	276	279	284	285	286	288	293	294	295	303
Linie	23	38	8	47	42 47	28 33 36	16 26	20	22 32	34 42

Seite	325	341	349	350
Linie	20	25 40	8	21

lies K. statt B.

Seite	319	Linie	3	lies	Tillandsia	statt	Tillandria.
„	365	„	22	„	Brosimum utile	„	Brosimnmtile.
„	378	„	19	„	Cassavereiben	„	Cassvereiben.
„	403	„	44	„	abgelegenen	„	abgelebten
„	437	„	5	„	einem	„	einer.
„	440	„	18. 25	„	Rourotta	„	Bourotta.
„	441	„	47	„	Sanson	„	Samson.
„	446	„	43	„	Aus- oder Heimfahrt	„	jede Fahrt.

I. Abtheilung.

Leben und Erfahrungen als Naturaliensammler.

1842 bis 1846.



Erstes Kapitel.

In den sechs Jahren einer von mir 1836 bis 1842 in Surinam als Militär verbrachten Dienstzeit, deren Erlebnisse ich in einem früheren Schriftchen veröffentlicht habe, war mir dieses Land theuer geworden. Obgleich ich weder Freunde noch Verwandte dort hatte, und Alles was ich liebte im Schwabenlande war, fühlte ich doch ein Heimweh nach jenen immergrünen, dunklen Waldungen, die so viele noch unerforschte Schätze bergen mögen, nach der lebhaften, farbenstrahlenden Fauna, die dieselben belebt und der ich so manche heitere Stunde verdankte, nach dem bei Tage so sonnigen, bei Nacht so prachtvoll funkelnden Himmel. Wäre mir die Rückkehr dahin verschlossen gewesen, so hätte ich ein freudloses Dasein unter den Meinigen geführt.

Freilich war ich ebenso mittellos wie damals als ich in meinem neunzehnten Jahre (1835) Stuttgart verliess, aber ich war gesund und kräftig und vollkommen an das tropische Klima gewöhnt. Bekannt mit allen kolonialen Verhältnissen hätte ich keine Schwierigkeiten gehabt, auch ohne Vermögen eine gesicherte Stellung in der Kolonie zu erwerben, entweder im Fache des Pflanzers, in welchem man in der bescheidenen Function als Blankoffizier seine Laufbahn anfängt, bis man durch die Gunst des Administrateurs die Direktion einer Pflanzung erhält, und in welchem derjenige, der die vielen Vortheile, die man in der Kolonie mit dem elastischen Namen Usantie bezeichnet, zu benützen weiss, bei einiger Sparsamkeit in einer Reihe von Jahren ein Vermögen sich erwerben kann, das den Lebensabend sorgenlos macht, oder als Kommis bei einem Kaufmann, oder auch vielleicht als subalterner Schreiber auf einem der Bureaux der kolonialen Regierung, in welch letzterer Stellung die geistige und körperliche Kraft nicht sehr in Anspruch genommen wird.

Aber mich zog keine dieser drei Carrièren an: Freiheit und Unabhängigkeit giengen mir über Alles. Frei wollte ich bleiben, nicht wie ein Wilder ohne Beziehung zur zivilisirten Welt, aber ich wollte Niemanden als mir mein Bestehen und meinen Wohlstand verdanken.

Das gesellige Leben Surinams, das ich freilich bis jetzt nur meist in der Kaserne kennen lernte, hatte mich nie angezogen: meine

Freuden und Unterhaltungen fand ich von jeher in der herrlichen Natur; die Einsamkeit schreckte mich nicht ab, ja meine ganze militärische Dienstzeit war eine stete Vorbereitung gewesen auf den Beruf den ich mir erwählen wollte, und zu dem ich schon Pläne gemacht hatte, als ich 1840 auf dem so abgelegenen Vorposten am Maroni das unbedeutende Kommando führte.

So blieb es auch schon seit jener Zeit mein Lieblingswunsch, mir an dem entlegenen Maroni meinen Wohnplatz zu gründen, wie auch als Knabe das Entfernteste stets den grössten Reiz für mich gehabt hatte.

Aber ehe ich daran denken konnte, mich dort anzusiedeln, musste ich mir wenigstens so viel erwerben, um der Hilfe der Indianer versichert zu sein. Wenn ich auch unter ihnen zu leben beabsichtigte, so war ich doch keineswegs gesonnen, ihre Lebensweise zu führen und ohne Sorge für die Zukunft, wie sie, in den Tag hinein zu leben. Der Wunsch, es zum Wohlstand zu bringen lag auch in mir, obgleich der Lebensweg, auf dem ich ihn zu erreichen hoffte, mir blos dunkel vorschwebte und kein gewöhnlicher sein konnte.

Durch Sammeln und Verkauf von Naturalien dachte ich mir vorerst die nöthigen Mittel zu verschaffen, um meine Pläne später ausführen zu können.

Schon ehe ich Surinam im November 1841 verlassen hatte, war mir von Herrn H., einem der bedeutendsten Aerzte der Kolonie, dessen vielseitige Kenntnisse Jedermann bewunderte und dessen Liebe zur Natur ich theilte, der Vorschlag gemacht, in Gemeinschaft mit ihm das Innere des Landes zu bereisen und Pflanzen und Naturalien zu sammeln, worauf er von England und anderen Ländern Bestellungen erhalten hatte. Ich nahm mit Freuden sein Anerbieten an, und da ich wusste, dass er in der Trockenzeit des Jahres 1842 eine Reise in das Innere beabsichtige, um Gegenden zu besuchen, die der Fuss eines Europäers niemals betreten hatte, so beschleunigte ich meine Abreise aus Württemberg, wo ich kaum 2 Monate lang bei den Meinigen mich aufgehalten hatte und schiffte mich auf dem Schiffe Nicolas Witsen, das im Nieuwen Diep segelfertig lag, zum zweitenmal nach Surinam ein.

So sah ich denn am 26. Juli 1842 wieder die surinamische Küste vor mir liegen, einen langen Streifen dunkler Waldungen, von keinem Hügel oder einem Zeichen menschlicher Kultur unterbrochen; des Meeres grünliche Farbe war, als man die Küste noch kaum erkennen konnte in ein schmutziges Hellbraun verändert, und unter beständigem Looten bei 4 bis 5 Klafter Tiefe kam man am Abend in den Surinamstrom. Fluth und günstiger Wind brachten uns schnell ans Ziel der Reise.

So ungern ich bereits Gesagtes wiederhole, so muss ich doch dem Leser, der das oben angeführte Schriftchen nicht kennt, eine kurze Beschreibung des Landes, seiner Bewohner und seiner socialen Verhältnisse geben, um bei der Erzählung meiner Erlebnisse nicht mehr darauf zurückkommen zu müssen.

Der grosse Landstrich, der umschlungen von den zwei grössten Flüssen des tropischen Amerikas, dem Amazonenflusse und dem Orinokko vom 2. bis 8. Grad nördlicher Breite und 52. bis 62. westlicher Länge von Greenwich sich längs dem atlantischen Ocean ausdehnt, im Westen an Venezuela, im Süden aber an Brasilien grenzend und dessen Küstenländer schon seit zwei Jahrhunderten die köstlichen Erzeugnisse ihres durch Negersklaven bebauten Bodens nach Europa senden, während das ungeheure Innere beinahe unbewohnt und unbekannt ist, theilt sich in das französische, holländische und englische Guiana, wogegen der südöstliche Theil zu Brasilien, der nordöstliche aber zur Republik Venezuela gezählt wird.

Durchschnitten von grossen schiffbaren Flüssen und zahllosen natürlichen Kanälen und Kreeken, welche mit einander in Verbindung stehen, ist es durch seine geographische Lage und grosse Fruchtbarkeit besonders geschickt für den Anbau der tropischen Gewächse; und da es weder Stürmen noch Orkanen, die so oft die benachbarten Antillen heimsuchen, blosgestellt ist, die schlammigen, niedern Küsten meistens frei von Klippen und Riffen sind, Fieber und Epidemien weniger verheerend auftreten als auf den Inseln und Küstenländern, welche die karaibische See umsäumt, so würde Guiana den ergiebigsten Ländern der Erde gleich gestellt werden können, wenn Arbeitskräfte vorhanden wären, um den Reichthum des Landes auszubeuten. Aber obgleich französisch, holländisch und englisch Guiana einen Flächeninhalt besitzen, der dem von Deutschland beinahe gleich kommt,*) so wird es doch kaum von 250000 Menschen bewohnt, wovon etwa 170000 auf britisch, 28000 auf französich und 50000 auf holländisch Guiana kommen. Der weitaus grössere Theil ist afrikanischen Ursprungs, wozu noch in späterer Zeit Malayen und Chinesen kamen. Die Europäer und deren Abkömmlinge, Creolen und Farbige, sind an Zahl unbedeutend, und die verschiedenen Indianerstämme, die das Innere bewohnen, leben zu getrennt und ohne alle Ueberwachung, so dass man ihre Anzahl nur annähernd angeben kann, jedenfalls aber ist sie nicht beträchtlich und vermindert sich durch den heillosen Einfluss der Europäer, so dass sie nach und nach aussterben.

Surinam, das Land, mit dem wir es jetzt zu thun haben, liegt zwischen dem 3. und 6. nördlichen Breitengrade und dem 54. bis 57. Grad westlicher Länge, zwischen dem französischen Guiana, von dem es im Osten durch den Maroni, und dem englischen, von dem es im

*) Die Grenzen zwischen dem französischen Guiana und Brasilien sind noch nicht geregelt, indem Frankreich den vom Oyapok bis zum Cap Nord sich hinziehenden Landstrich „terre contesté“ beansprucht, jetzt so zu sagen herrenlose Ländereien, an deren Flüssen und Seen sich von Para gewichene Farbige und Neger angesiedelt haben, die unter ihren eigenen Chefs leben, Cassave pflanzen und das Mehl dieser Wurzel Couac, und den in jenen Seen häufigen Fisch „Piraruen“ (Sudis gigas) gesalzen nach Cayenne bringen. Von Zeit zu Zeit werden sie von französischen Priestern besucht. Auch zwischen Venezuela, Brasilien und England sind, meine ich, die Grenzen noch nicht bestimmt, ebenso ist die Südgrenze Surinams nicht genau angegeben.

Westen durch den Correntin begrenzt wird. Im Süden sind vermuthlich die waldigen Gebirge, die unter dem Namen Tumucumac bekannt sind, die Grenze, im Norden aber bespült es der atlantische Ozean.

Sein Flächeninhalt kann etwa 2300 geographische Quadratmeilen betragen.

Der bei weitem grössere Theil seiner 50000 Bewohner hält sich in der Stadt Paramaribo und auf den etwa 12 bis 15 Stunden im Umkreise liegenden Pflanzungen auf, so dass was weiter davon abliegt, ein ungeheurer menschenleerer Wald ist, in dem höchstens 3000 Buschneger und Indianer leben. Die Zahl der letzteren mag nicht 2000 betragen.

Die ganze Meeresküste ist eben und angeschwemmtes Land, das bedeckt mit Bäumen und niedrigem Gesträuche, worin sich Scharen von Wasservögeln aufhalten, und zu dem Wolken von Muskitten dem Menschen den Zugang verwehren, mit jeder neuen Meeresfluth wieder unter Wasser gesetzt wird. Durch diese niedrige Beschaffenheit des Bodens erstrecken sich die Bänke, die eigentlich blos eine Fortsetzung der Küste sind, meilenweit in das Meer, so dass das Meer 2 bis 3 Stunden vom Lande blos 4 bis 5 Faden Tiefe hat. Als Alluvium der Flüsse sind diese Bänke beinahe ganz vegetabilischen Ursprungs.

Parallel mit der Seeküste ziehen sich Sandritzen oder Muschelbänke, die bisweilen sich bis an das Meer ausdehnen und auf denen eine mannigfaltige und üppige Vegetation, der des inneren Landes ähnlich, herrscht. Sie sind höher als der sie umgebende sumpfige Boden, aber von geringer Breite, doch manchmal bedeutender, mehrstündiger Länge; sie scheinen die zurückgewichenen Meeresufer einer früheren Periode gewesen zu sein. Diese Ritzen sind stets mit dichtem Hochwalde bedeckt, in dem der Locusbaum (Hymenaea Courbaril), die verschiedenen Arten der Weihrauch- oder Haiawabäume (Icica), der indianische Pflaumenbaum (Spondias) und die Awara- und Cumupalmen (Astrocaryon und Oenocarpus) vorkommen

Hinter diesen Ritzen dehnen sich meistens grosse Süsswassersümpfe aus, die in den Regenzeiten beinahe undurchdringlich sind. Stundenlange Wälder der Mauritienpalme (Mauritia flexuosa) und grosse Flächen des baumartigen Arums (Caladium arborescens) bedecken diese Wasserflächen, in denen überdies ein sehr nahrhaftes Cypergras wuchert; nur in heissen Sommern trocknen diese Sümpfe aus.

Der Seestrand selbst bietet dem Auge überall ein einförmiges trauriges Bild dar. Tausende von entwurzelten, abgestorbenen und angeschwemmten Bäumen liegen in allen Richtungen und halb im Schlamm begraben umher. Am Strande sind Gebüsche von Parvasträuchen, die ein hellgrünes, hartes Blatt haben, ebenso wie die Bäume, die den Küstenwald ausmachen, niedrig sind und nur einer Gattung angehören. Der Boden ist manchmal mit einem fusshohen Portulack wiesenartig bewachsen, aber durchlöchert von Millionen Krabben und so weich, dass man oft bis an die Knie einsinkt.

Ebenso niedrig sind die Mündungen der Ströme, deren Ufer aber durch Waldungen von Mangrovebäumen, Rizophora, besäumt werden, die durch ihre Wurzeln undurchdringliche Verschanzungen bilden, und sie vor der Gewalt der Brandung beschützen.

Je weiter man sich von der See entfernt und die Flüsse hinauf fährt, desto mehr verändert sich die Scene. Die Ufer schmücken sich mit anderen Gewächsen. Grössere Bäume treten aus dem niedrigen Gesträuche hervor.

Die schlanke Pinapalme, das sichere Zeichen eines fruchtbaren Bodens, zeigt sich, schön blühende Bignonien winden sich guirlandenartig von Zweig zu Zweig. Das Ufer, oft bewachsen mit stachlichten Papillonaceen, ist nicht sichtbar vor der Masse von Laubwerk, das bis weit hinein ins Wasser hängt. Etwa 8 bis 10 Stunden von der Meeresküste ab, da wo das Ufer schon etwas höher wird und das Wasser nicht mehr vom Salze der See getrübt und trinkbar ist, wächst am Ufer die Carolinea mit ihren herrlichen Blumen, Malpighien, Melastomen und Margraviaceen zeigen sich, und im Walde wachsen die schönen Maripapalmen (Maximilianea regia), die Heliconien mit ihren riesigen Blättern und viele Nutzhölzer.

Doch ist hier noch Alles eben. Ueberall in allen Strömen herrscht dasselbe Bild der üppigsten Vegetation, und das klare, schwarzscheinende Wasser spiegelt die Landschaft herrlich zurück.

Wo aber auf etwa 15 bis 20 Stunden vom Meere ab Hügel am Ufer sich erheben und den Lauf der Flüsse bestimmen, wo Felsen und Klippen diese einengen und die Fahrt mühsamer wird, ist auch die Grenze der Kultur. Denn nur im niedern Lande, das durch die Springfluthen überschwemmt wird und wo sich im Laufe von Jahrhunderten ein fusshoher Humus ansammelte, wollten die Holländer ihre Pflanzungen anlegen. Sie scheuten keine Mühe, sie mit Dämmen und Deichen zu umgeben, mit Kanälen zu durchziehen, wohl wissend, dass die Arbeit ihnen durch die Fruchtbarkeit des Bodens reichlich vergolten werden würde.

Zwischen diesem niedern Landstriche, der von der Meeresküste 8 bis 10 Stunden entfernt sein mag und der meist aus alluvialem Boden besteht, und dem höheren Urlande, das erst wellenförmig sich erhebt, um darauf in Hügel, Hochland und Gebirge überzugehen, die aber beinahe nie die absolute Höhe von 2000 Fuss übersteigen, liegt das sogenannte Savannenland. Es ist ein von kräftigem Baumwuchs entblösster Landstrich, dessen Boden weisser Sand oder verwitterter Granit ist, vermuthlich in der Vorzeit von den Gebirgen durch Wasserfluthen herabgeflösst, deren Kraft vielleicht jener der Gletscherströme gleich kam.

Die Savannen ziehen in südwestlicher Richtung durch das ganze Land bei einer Breite von kaum 2 Stunden. An den Flussufern sind sie durch Hochwald unterbrochen, ihre Form ist unregelmässig, bald ins Tiefland einschneidend, bald ins Hochland übergehend. Oft unterbrochen durch oasenähnliche Striche der prächtigsten Vegetation,

ziehen sie sich vom Commewini, denn am Maroni kommen sie nicht vor, über den Surinam, Saramacca, Coppename, Nickerie und Correntin ins britische Guiana. Sie sind wesentlich verschieden von den Savannen des innern Landes wie sie Schomburgh beschreibt, und die ich leider nie gesehen habe.

Der Pflanzenwuchs ist spärlich, blos die Mauritienpalme bildet stundenlange Wälder und einzelne Gruppen. Hartes Gras deckt den Boden, auf dem eine eigenthümliche Flora sich entfaltet. Stellenweise ist der Boden von aller Vegetation entblösst, — ein schneeweisser Sand, der besonders um die Mittagszeit das Auge schmerzt, und eine furchtbare Hitze zurückwirft. Niedrige Bäume und Sträuche mit hellgrünen, saftigen Blättern und einer schwarzen, essbaren Beere bilden, da wo der Boden mit etwas Humus vermischt ist Gebüsche; hier wuchern verschiedene Arten Erdorchideen und Farren. Grosse Flächen sind manchmal bewachsen mit Bromeliaceen, worunter die Bromelia pinguin, die den so dauerhaften Bromelienflachs (in der Kolonie Zeilgras. bei den Franzosen Pitre genannt) gibt, andere mit der wilden Ananas, die rund, nicht viel über faustgross, goldgelb, von herrlichem Geruch und süssem, gutem Geschmacke ist. Auch die Agave americana wächst hier wild. In den Gebüschen zieht sich die Vanille von Stamm zu Stamm; sie ist von der im Handel vorkommenden wesentlich verschieden: die Blätter sind dicker und harscher, die Frucht ist stark, fingerdick, dreikantig, etwa 10 Zoll lang und gleicht beinahe einer kleinen Banane; reif ist sie vom herrlichsten Geruch und übertrifft bei weitem die gebräuchliche, die sich an den Flussufern findet. Selten bekommt man übrigens eine reife Frucht, denn das Eichhörnchen (Sciureus aestuans) und besonders die Bienen stellen ihr nach.

In und um die Savannen halten sich auf: Ameisenfresser. Cavias, Armadille, Landschildkröten und alle Arten hühnerartiger Vögel. Da aber in der trockenen Zeit alles dürr und welk wird, so können die Savannen nicht als Weiden gebraucht werden. Allmählig geht dies Savannenland in das Hügel- und Gebirgsland über, das dicht bewaldet sich bis an den Aequator ausstreckt, wo dann wieder andere Savannen beginnen, deren Gewässer sich in den Amazonenstrom ergiessen.

Die Waldungen der Küste und des Innern unterscheiden sich wesentlich von einander, denn wenn auch die Flora manchmal dieselbe ist, so treten doch Formen auf, die dem Ganzen einen anderen Charakter geben. So sind im alluvialen Lande die Waldungen so sehr mit Lianen, stachligen Palmen und Schneidgras verwachsen, dass man nur mit dem Hauer (einem säbelartigen Messer mit hölzernem Griffe) sich einen Weg bahnen kann, und nach stundenlangem Abmühen kaum hundert Schritte weit gekommen ist; oder sie bestehen aus sumpfigem Boden, in dem die Pinapalme (Oenocarpus?) mit der Symphonia coccinea vorherrscht. Die letztere, in der Kolonie Mani genannt, ist 30—40 Fuss hoch und hat eine knorrige Rinde; ihre

Wurzeln, die „Trompetter", bilden zweifusshohe, aus dem Boden hervorragende Halbbögen, die sich von einem Baum zum andern ziehen, und den Marsch in diesen Waldungen ungemein erschweren.

Der Bombax ceiba oder Seidenwollenbaum ist der grösste Baum auf angeschwemmtem Boden, ein wahrer Riese des Pflanzenreiches, der nach zehn Jahren schon 2 Fuss im Durchmesser dick wird.

Im höheren Lande ist der Baumwuchs kräftiger und die Hölzer zeichnen sich vor allem durch ihre Härte aus; das Laubholz herrscht vor, Palmen, Lianen und stachlichte Gewächse, Murrupalmen und Oenocarpusarten ausgenommen, sind seltener zu sehen. Grosse, manchmal stundenlange Sümpfe finden sich sowohl im alluvialen Boden, als im Innern; manche trocknen in den Trockenzeiten aus, andere aber sind stets unzugänglich; alle könnten aber, wenn das Land mehr bevölkert würde, durch Abzugskanäle urbar gemacht werden.

Surinam sowohl als das französische und britische Guiana haben keinerlei Art industrieller Betriebe: sie bestehen allein durch die Kultur kolonialer Produkte wie Zucker, Kaffee, Baumwolle und Kakao, die durch Negersklaven angebaut und verarbeitet werden. Diese Pflanzungen liegen an den Ufern der Ströme oder Kreeken, jede derselben ist ein auf sich bestehendes, von den Nachbar-Plantagen ganz unabhängiges Dorf von 40 bis 600 Bewohnern. Das Areal einer Pflanzung besteht aus 1000 bis 4000 und mehr Ackern (ein Acker = 43560 □ Fuss), wovon vielleicht der zehnte Theil bebaut, das andere aber Wald ist. Diese Länderei ist mit einem Damme umgeben, innerhalb dessen die Gebäude und Felder liegen, die letzteren durchschnitten von Kanälen zur Entwässerung und zum Transport des Produktes nach der Mühle.

Sämmtliche Pflanzungen, sie mögen nun Zucker, Kaffee, Baumwolle oder Kakao produziren, haben dasselbe Entwässerungssystem. Die Anlage ihrer Gebäude sowie die Art ihrer Kultur ist ebenfalls fast überall dieselbe.

Da die Zuckerkultur die übrigen an Bedeutung bei weitem übertrifft, so gebe ich allein die Beschreibung einer solchen.

Wie gesagt befinden sich alle Pflanzungen an den Strömen, und da das Land nichts kostet, so ist bei Anlage der Gebäude der Raum nicht gespart.

Vom Landungsplatze oder von da wo die Fahrzeuge, die immer von Negern gerudert werden, die Passagiere ans Land setzen, bis zum Hause des Direktors führt meist eine Allee von Palmen, Orangen, Tamarinden oder anderen Fruchtbäumen, selten länger als 2—300 Schritte. Neben oder hinter diesem Hause, das unten eine Gallerie oder Veranda hat, befinden sich andere kleinere, als Küche, Magazine u. dgl. Etwas weiter entfernt ist das Hospital, wo sich die Kranken befinden: daran reihen sich die Fabrikgebäude, Mühle, Kochhaus und Branntweinbrennerei, die zum Theil 2 oder 3 Gebäude einnehmen, oft aber unter einem Dache vereinigt sind. Sie liegen immer am grossen Kanal, der mit dem Flusse in Verbindung steht, und

in dem täglich zweimal Ebbe und Fluth wechseln, was einen Niveauunterschied von 6—8 Fuss macht. Meist werden die Mühlen durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt, in früherer Zeit aber blos durch Wasser, wobei das Abmahlen des Rohres sich auf die Springzeiten, nämlich 3 Tage vor und 3 Tage nach Neu- und Vollmond beschränkte, während in der übrigen Zeit wegen des zu niederen Wasserstandes nicht gemahlen werden konnte.

Bei Wassermühlen trat das Flusswasser in den grossen Einnahmkanal, den es allmählich füllte. Hatte die Fluth ihre höchste Höhe erreicht, so wurde das Wasser im Kanal durch eine Schleusse abgesperrt und so verhindert durch den Fluss wieder abzufliessen.

War nun Ebbe eingetreten, und das Wasser im Fluss bereits um 2 Fuss gefallen, so liess man das Wasser des Kanals in die Mühle strömen, wo es ein 18—20 Fuss hohes Schöpfrad drehte, das in Verbindung mit drei eisernen Cylindern das dazwischen geschobene Rohr zerquetschte; der Saft dieses Rohres lief durch eine Rinne in das Kochhaus, wo er in 5—6 eisernen Kesseln so lange gekocht wurde bis er die nöthige Konsistenz erhielt, um zu crystallisiren. Von dem letzten Kessel wurde er in grosse, flache hölzerne Behälter geschöpft, in welchen der dickflüssige Brei erstarrte, und zu Zucker wurde. Von hier kam er in Fässer, deren Boden durchlöchert war und woraus der nicht crystallisirbare Syrup in steinerne Behälter abfloss. Dieser Syrup (Melasse) bildete ein Nebenprodukt des Zuckers und wurde nach den Vereinigten Staaten ausgeführt. Der Schaum, der beständig vom kochenden Zuckersaft abgeschöpft wurde, floss in andere Behälter; aus ihm wurde, manchmal mit Zumischung von Melasse, der Zuckerbranntwein (Dram), das dritte Produkt der Zuckerfabrikation, in eigenen auf jeder Pflanzung befindlichen Brennapparaten fabrizirt.

Auf einer Zuckerpflanzung waren noch Werkstätten zum Verfertigen der Zuckerfässer, Trasslogen oder lange Gebäude, in denen man das ausgepresste Zuckerrohr „Trass“ bewahrte, das zur Feuerung beim Kochen des Saftes verwendet wurde. Offene Schuppen, worunter Zimmerleute arbeiten; andere am Wasser, unter denen die besseren Fahrzeuge gegen Regen und Sonne geschützt waren, befanden sich auf jeder Pflanzung; ebenso Gemüsegärten, Hühnerställe u. s. w.

Hinter der Pflanzung waren die Wohnungen der Neger, manchmal aus Holz aufgeführte, mit Brettern beschlagene und mit Schindeln gedeckte Häuschen, oft aber auch nur Hütten mit Palmlatten beschlagen und mit Palmblättern gedeckt. Beinahe jede hatte ein kleines Gärtchen, in dem der Neger Pfeffer, Okero (hibiscus esculentus) und anderes Gemüse oder Wurzeln pflanzte, denn die Hauptnahrung erhielt er von seinem Herrn; Hühner und Enten und manchmal ein Schwein machten seine Habe aus. Vom Negerdorfe ab fingen meistens die Zuckerfelder an, streng in Beete eingetheilt, deren jedes wo möglich 330 Fuss lang und 33 Fuss breit, und wieder durch einen 2 Fuss tiefen Graben vom anderen abgeschieden war.

Sämmtliche Gräben mündeten in einen grösseren, auf dem das Rohr nach der Mühle gebracht wurde, und der ebenfalls Schleussen hatte, durch die das überflüssige Regenwasser in den Strom abgeleitet werden konnte. Durch diese Einrichtung konnte in der Trockenzeit das Wasser, das das Wachsthum der Pflanze beförderte, aufbewahrt, in der Regenzeit aber, wenn es Schaden anzurichten drohte, abgelassen werden. Desshalb war auch die Erhaltung und Ausbesserung der Dämme eine der wichtigsten Arbeiten auf jeder Art Pflanzung.

Die erste Person einer solchen ist der Direktor, der vom Eigenthümer oder dessen Bevollmächtigten in der Kolonie angestellt ist. Sein Einkommen richtet sich nach der Grösse des Effects, denn so wird in der Kolonie eine Pflanzung in der Geschäftssprache genannt, und nach der Art der Kultur, und beläuft sich auf den grössten Zuckerpflanzungen manchmal auf fl. 3000. Manche haben sichere Prozente von der Produktion und ziehen Schweine und Federvieh. Sie sind oder waren vielmehr unumschränkte Herrscher auf ihren Pflanzungen. Verstehen sie nun sich der Gunst des Administrators zu versichern, und sind sie in ihrem Fache als tüchtige Männer bekannt, so haben sie wirklich eine beneidenswerthe Stellung. Geräumige Gebäude sind ihre Wohnungen, eine Menge Dienstboten führen die Haushaltung. Jäger, Fischer und Gärtner sorgen für die Bedürfnisse der Tafel, und unter den hübschen Mädchen der Pflanzung hatten sie meist ehedem nur auszuwählen, um ihre Lüste zu befriedigen.

So war es noch vor 20 Jahren in der Zeit der Sklaverei bis 1863, aber das Wohlleben hat sich nun bedeutend vermindert.

Die zweite Person der Pflanzung ist der Blankoffizier, deren grössere Effects zwei bis drei, kleinere aber nur einen haben. Es waren dieses früher meist junge Leute, die aus Europa kamen um ihr Glück zu machen, und die, wenn sie Protektion hatten und sich gut betrugen, in 3—4 Jahren selbst Direktoren werden konnten. Ihr Gehalt überstieg selten fl. 250 jährlich.

Ich komme nun zu der Hauptbevölkerung des Landes, den Sklaven. Schon seit dem Jahre 1824 wurden keine Sklaven mehr aus Afrika eingeführt und so besteht die Mehrzahl derselben aus in der Kolonie geborenen Creolen. Diese letzteren, welche von Jugend auf an das Effect und den Verwalter gewöhnt sind, werden den Afrikanern bei weitem vorgezogen. Die Sklaven bilden grosse Familien, die nie von der Pflanzung verkauft werden dürfen. Man theilt die Plantagensklaven in vier Klassen ein, nämlich in Feldarbeiter, die das Land bestellen, Haussklaven, die das Hauswesen, Tafel, Wäsche etc. zu besorgen haben; in Kreolen, d. h. kleine Kinder, die noch keine Arbeit verrichten können, und in Malenkers oder Alte und Kranke, die zu keiner Arbeit mehr fähig sind. Ausser diesen sind noch Sklaven, die das Zimmer-, Küfer-, Maurer-Handwerk erlernt haben und auf den Pflanzungen dazu gebraucht werden, doch diese sind meistens Mulatten oder Farbige, denn ein Sklave der von einem Weissen abstammt, darf keine Feldarbeit verrichten, als ob

dieselbe den Menschen erniedrigte. Wenn daher eine Pflanzung von 200 Köpfen 70—80 Feldsklaven besitzt, so ist dies ein günstiger Zustand. Auf ihnen beruht natürlich die meiste Arbeit, doch ist sie nicht übermässig und wo sie in Tagwerken ausgetheilt wird, kann der Neger sie leicht in 6—7 Stunden vollbringen. Ueber das Mass und die Zeit der Arbeit bestehen bestimmte Gesetze, so dass der Pflanzer dieselbe nicht eigenmächtig vermehren darf.

Ihre Nahrung erhalten die Sklaven von der Pflanzung nach einem ebenfalls bestimmten Tarife: sie muss wöchentlich aus zwei Büschen Bananen oder einer diesen an Masse und Nahrungsstoff gleichkommenden Menge Reis, Erdfrüchte oder Mehl nebst 3 Pfund gesalzenen Fischen bestehen. Erwachsene Neger erhalten dazu noch täglich etwas Schnaps und wöchentlich Pfeifen und Tabak, die Frauen dagegen Melassie. Kleidungsstücke und andere Bedürfnisse werden zu bestimmten Zeiten von den Eigenthümern der Pflanzungen verabreicht. Die Kranken werden durch einen Arzt, deren einer in jedem Distrikt sich aufhält, besucht und im Krankenhause der Pflanzung behandelt. So ist die Sklaverei bei weitem nicht das, wofür man sie manchmal in Europa hält. Freilich kam manche Willkür und Grausamkeit vor, die aber besonders in den letzten Zeiten durch strenge Massregeln der Regierung beinahe unmöglich gemacht wurde. Auf jeden Fall war ihr Dasein im Allgemeinen sorgloser und besser als das der ärmeren Taglöhner in Europa, und jetzt (1880) nach den sieben Jahren, seit denen die Neger ganz frei sind und gleiche Rechte mit den Europäern haben, sieht man an der besorgnisserregenden Sterblichkeit der Freigegebenen, dass man dieses Volk nicht sich selbst hätte überlassen sollen.

Der grösste Theil der Plantagensklaven waren Heiden. Wenn auch die Herrnhuter Missionäre von Zeit zu Zeit die Pflanzungen besuchten, einige Kapitel aus der Bibel vorlasen oder erklärten, so war es doch kein geregelter Unterricht oder Gottesdienst, auch fanden diese Missionäre von Seiten der Direkteure gerade keine Ermuthigung die Neger zu unterrichten, weil, wenn Kirche gehalten wurde, man die Arbeit so lange einstellen musste.

Im Neger selbst war kein Trieb, aus dem Schlamm von Aberglauben und Götzendienst, in den er versunken war, sich zu erheben und er würde in seinen Freistunden nie eine Kirche besucht haben.

Die Haus- und Stadtsklaven in Paramaribo und die freie, farbige Bevölkerung daselbst bildeten die Herrnhuter Gemeinde, die regelmässig in der Herrnhuter Kirche dem Gottesdienste beiwohnt, und deren Kinder in der Schule unterrichtet werden. Seit der Emancipation wird mehr Eifer für den Unterricht an den Tag gelegt, die Neger besuchen aus freien Stücken die Bethäuser der Missionäre in den verschiedenen Distrikten, und senden auch ihre Kinder in die Schule.

Ausser den Pflanzungen, deren letzte etwa 20 Stunden von der Stadt Paramaribo entfernt sein mag, und den weiter abliegenden

Nickerie-Distrikten ist keinerlei Art sonstiger Niederlassungen im Lande, als jene Missionen der Herrnhuter und die Etablissements der Distriktsärzte. Erst bei der Emancipation wurden in jedem Distrikt, und die Kolonie hatte deren 10, auf verlassenen Plantagen Gebäude eingerichtet für Beamte, Marechausse u. dgl., die die Pflanzungen ihres Distrikts zu gewissen Zeiten besuchen, die bürgerlichen Register zu führen und im Falle von Streitigkeiten diese zu untersuchen haben.

Die Produkte der Pflanzungen werden, da beinahe keine Wege bestehen, alle zu Wasser nach der Stadt gebracht. Dies geschieht in grossen, plumpen, länglich-viereckigen, platten Fahrzeugen, die mit einem Dache aus Palmblättern gedeckt sind und durch vier Neger gerudert werden: man nennt sie Ponten.

Zur Beförderung von Passagieren bedient man sich der Tentboote, 35 bis 40 Fuss langer, 6 Fuss breiter Boote, deren Hintertheile mit einer hölzernen Kajüte versehen ist, in der man bequem sitzen oder auf Matrazen liegen kann. Jalousien an den Seiten gewähren Luft und Aussicht, während die Decke vor Sonne und Regen schützt. Zwei Drittel der Länge des Bootes werden von den 6—8 Ruderern eingenommen, während der Hausbediente des Passagiers, gewöhnlich Voeteboy genannt, das Boot steuert. In diesen Tentbooten herrschte früher ein grosser Luxus, sie waren bei den ansehnlicheren Pflanzern hübsch bemalt, führten die holländische Flagge und die Ruderer trugen eine Art Livrée. Jetzt, da durch die Freigebung der Sklaven die Händearbeit eine so theure geworden ist, sind diese Boote nur wenig mehr in Gebrauch, und Dampfboote befahren zu gewissen Tagen die verschiedenen Flüsse und geben den Reisenden Gelegenheit, von und nach der Stadt zu kommen.

Zwei Stunden von der Mündung des Surinamflusses, durch den die Schiffe einfahren, mündet auf dem östlichen Ufer die beinahe eben so weite Commowini, ein stattlicher Fluss, der aus Osten kommt, und an dem die schönsten Pflanzungen liegen. An der Ecke, welche durch den Zusammenfluss gebildet wird, liegt das Fort Amsterdam, einst zum Schutze der Kolonie angelegt, das durch seine Batterien den Schiffen die Einfahrt in den Commowini und die Weiterfahrt im Surinam wehren kann.

Hübsche Zucker- und Kaffee-Pflanzungen schmücken die Ufer des Surinamflusses, bis man zwei kleine Stunden weiter in einer halbkreisförmigen Bucht an dem linken Ufer des Flusses an die Stadt Paramaribo kommt.

Auf der Ecke, welche durch die schnelle Krümmung des Flusses entsteht, liegt das Fort Zelandia, gleich der Stadt, auf Muschelboden erbaut. Das Fort hat nur wenige Batterien, ist unregelmässig angelegt, und von der Stadt durch den Gouvernementsplatz und einen breiten Graben, der sein Wasser aus dem Strom erhielt, jetzt aber ausgefüllt ist, geschieden. Eine grosse aus Backsteinen erbaute Kaserne erinnert noch an die guten alten Zeiten der Kolonie. Während in

früheren Jahren das Jägerbataillon, zu dem ich auch sechs Jahre lang gehörte, nur aus Europäern bestand, und etwa 5—600 Mann zählte, besteht die Militärmacht jetzt meist aus Farbigen und wird kaum die Hälfte betragen. Nette Häuser, die nach einer Form gebaut wurden, dienen den Offizieren zur Wohnung. Im Fort selbst steht das Binnenfort, mehrere kleinere Gebäude, die mit einer Mauer umgeben einen kleinen Platz umschliessen, wo verschiedene Gefängnisse für Militärs und Bürgerliche sind. In früheren Jahren wurden die Neger auf diesem Platze abgestraft. Das Pulvermagazin und der Signalposten, der durch den auf dem rechten Ufer liegenden Telegraphen der Pflanzung Jagdlust mit dem Posten des Forts Amsterdam correspondirt, befindet sich ebenfalls hier. Man erfährt desshalb, wenn das Wetter nicht trübe ist, sogleich wenn ein Schiff in die Mündung des Stromes kommt, sowie welches es ist.

Die Stadt, welche etwa 100 Schritte hinter der Barrière des Forts anfängt, ist ganz ohne Mauern, hat grösstentheils gute breite Strassen, welche zwar ungepflastert sind, aber da sie aus Muschelsand bestehen, nach schwerem Regen bald wieder trocknen. Mehrere dieser Strassen sind auf beiden Seiten mit Orangebäumen bepflanzt. In den längs dem Strome oder nahe demselben laufenden Strassen stossen die Häuser an einander und sind nur selten durch Gärten getrennt. Mit Ausnahme weniger, die aus Backsteinen aufgeführt sind, sind sie alle von Holz. Sie ruhen auf einem zwei bis drei Fuss hohen aus Backstein aufgeführten Gemäuer. Läden und Thüren sind grün, das Uebrige aber perlenfarbig angestrichen. Sie sind jezt alle mit Schiefer gedeckt, früher mit Singels oder Schindeln, die aber seit dem grossen Brande von 1832 nicht mehr in der Stadt gebraucht werden dürfen. Viele Häuser haben keine Glasfenster, aber an ihrer Stelle Jalousien oder Sassinetten von Gaze. In den entfernten Stadttheilen ist beinahe bei jedem Hause ein Garten, der aber meist schlecht bepflanzt und unterhalten ist; diese Gärten sind fast immer durch Citronenhecken eingehägt.

Küche und Abtritt sind stets vom Wohnhanse abgesonderte Gebäude. Bei den meisten Häusern sind noch Nebengebäude für Sklaven oder Magazine.

Jedes Haus hat zwei Thüren, die Hausthüre für Vornehmere, die Hofthüre für ärmere Personen und Sklaven.

Verschiedene Kanäle, welche ihr Wasser aus dem Flusse erhalten, durchschneiden die Stadt, sie sind mit Tamarinden und Mango bepflanzt, laufen aber mit der Ebbe trocken und verbreiten dann einen schlechten Geruch. Zwei Vorstädte heissen Combé und die Freikolonien.

Das Gouvernements-Gebäude liegt zwischen der Stadt und dem Fort Zélandia an einem grossen mit Rasen bepflanzten Platze, den man das Plein heisst. — Es ist ein stattliches von Holz aufgeführtes Gebäude, mit einer schönen Aussicht auf den Fluss. Der grosse dahinter liegende Garten ist mit allerlei Fruchtbäumen bepflanzt,

doch schlecht unterhalten. Eine dreifache Allee von hohen Tamarindenbäumen zieht sich längs desselben gegen das Fort hin. Ein angenehmerer Spaziergang lässt sich in des Tages Schwüle nicht denken, aber niemand macht davon Gebrauch, und die herrlichen Bäume brechen beinahe unter der Last der Schmarozergewächse.

An dem Plein stehen das Justizgebäude oder der schwarze Rath, aus Backstein gebaut, in welchem ein Sitzungssaal und Bureaux sind. Daran stösst das Controlegebäude 1839 aus Backstein gebaut, mit den Bureaux der Finanzverwaltung. Von seinem mit einem Uhrwerke versehenen Thurme geniesst man eine schöne Aussicht über die ganze Stadt. An seinem Nordende ist das Rathhaus, in dem der Gouvernementssekretär und die Beamten des bürgerlichen Standes ihre Bureaux haben.

Am Quai oder der Wasserseite, die sich längs dem Flusse hinzieht, steht das steinerne Douanegebäude, in dessen unteren Räumen das Entrepot für ins Ausland gehende Waaren ist; in den obern sind die Beamten des Zollwesens. In neuerer Zeit ist am Flusse ein Steiger angebracht, wo jedes Schiff anlegen und auf bequemste Weise seine Ladung löschen und einnehmen kann, eine Einrichtung, die selbst in Demerara, wo so viel für den Handel und die Erleichterung desselben gethan wird, nicht besser zu finden ist.

Paramaribo hat eine lutherische und eine reformirte Kirche, letztere umgeben von schattigen Mangobäumen. An Bauart und Eleganz werden sie von den Judensynagogen bei weitem übertroffen.

Die katholische Kirche ist klein aber zierlich, eine zweite befindet sich in einem andern Stadttheil. — Das einfache Herrnhuter Bethaus ist das grösste dem Gottesdienst geweihte Gebäude. Es ist mit Palmen und tropischen Gewächsen umgeben; die vielen Häuser, welche der Mission gehören, ziehen sich drei Strassen entlang hin und machen, weil sie stets reinlich und gut unterhalten sind, einen vortheilhaften Eindruck gegenüber den verwahrlosten Gebäuden der Nachbarschaft.

Ein kleines Schauspielhaus, in dem eine Liebhabergesellschaft einmal im Monat Lustspiele oder kleine Dramen aufführt, zeichnet sich weder durch seine innere noch durch seine äusere Einrichtung aus.

Das Innere der Wohnhäuser ist bei allen wohlhabenden Familien fast auf gleiche Weise geordnet. Grosse luftige Zimmer mit Spiegeln, Kupferstichen, Hänge- und Wandlampen, und unter den Meubeln ein mit Glas, Silber und Porzellain überladenes Side board, werden beinahe in jedem Hause angetroffen. Im Schlafzimmer steht eine grosse mit Gazevorhängen versehene aus feinem inländischen Holze gedrechselte Bettlade, in der Berge von Kissen aufgehäuft sind. Dieses Bett ist blos ein Prunkstück, das wenig gebraucht wird, weil man der Kühlung wegen auf Matten oder in Hängematten schläft, die über Tag abgenommen werden. Die Zimmer werden reinlich gehalten und häufig mit Orangensaft gewaschen, was bei dem vielen Ungeziefer, das sich in den Ritzen aufhält, sehr nöthig ist.

Die Stadt hat kein Quellwasser, sondern Cisternen. deren Wasser einen faden Geschmack hat. — Allgemein wird aber Regenwasser getrunken, das von den Dächern in grosse steinerne Behälter geleitet wird.

Eigentliche Spaziergänge oder für den öffentlichen Gebrauch eingerichtete Gärten hat die Stadt nicht, doch bieten ihre Umgebungen und die unter den schönsten Pflanzen einer tropischen Vegetation versteckten Landhäuser prächtige Parthien dar.

In der Stadt selbst befinden sich zwei Kirchhöfe, der eine Oranjetuin genannt, dient für Wohlhabendere, der andere für Aermere; vier andere liegen ausserhalb der Stadt. Da jede Confession ihren eigenen Kirchhof hat, so wundert man sich nicht über diese Zahl, bei einer Bevölkerung von noch nicht 24000 Menschen.

Der Markt wird theils unter den Tamarindenbäumen am Fluss, theils an einem Kanal gehalten, wo man im Freien Fische, Federvieh und alle Arten einheimischer Früchte und Lebensmittel verkauft. Seit einigen Jahren ist übrigens ein langer mit Zinkplatten bedeckter Schuppen zum Schutze der Verkäuferinnen gegen Hitze und Regen aufgeführt.

Längs dem Quai und in der Saramaccastrasse ist beinahe in jedem Hause ein Kaufladen, wo man, da sich der Kaufmann nicht mit einer speziellen Art von Waaren befasst, alles nur Erdenkliche beisammen findet. So werden in einem und demselben Laden Bücher, Wichse, Käse, Bijouterie, Schmalz, Ziegelsteine, Kleider und Schuhe feil gehalten. — Es gibt nichts, womit der Kaufmann nicht handelt. Da die meisten Lebensmittel gesalzen, geräuchert oder getrocknet aus Nordamerika oder Holland kommen, so kauft man sie in Fässern, Fässchen, Büchsen, Kisten etc. von einem bestimmten Gewicht und in der Originalverpackung. Dabei lässt sich natürlich vom Kaufmann keine Sachkenntniss erwarten.

Man kauft meist auf Credit und wer innerhalb sechs Monaten bezahlt ist ein guter Kunde, die andern werden nach Ablauf dieser Zeit erst mündlich dann schriftlich an ihre Schuld erinnert, endlich durch Läufer (loopers), meist Juden, die, die Taschen mit Rechnungen vollgestopft, die ganze Stadt durchrennen, dringend ermahnt, und wenn alles nichts nützt, verklagt, — welch letztes Mittel aber meist auch erfolglos ist.

Der Detailhandel wird durch Krämer, hier Vetwariers oder Schmuggler genannt, getrieben. — Diese verkaufen im Kleinen an solche, welche keinen ganzen Schinken, kein ganzes Fässchen Fleisch oder Butter kaufen können, und für jede Mahlzeit besonders ihren Bedarf nehmen müssen. Hier wird übrigens nicht geborgt und die Zahl dieser Krämer ist ebenfalls sehr gross. Ihr Gewerbe ist oft das letzte Existenzmittel für manchen, dem auf die eine oder andere Weise das Glück untreu geworden ist. Jetzt ist dieser Handel meist in den Händen von Portugiesen und Chinesen, die, nachdem sie als Landbauer in die Kolonie gekommen waren, mit ihrem Ersparten diesen wenig anstrengenden Erwerbszweig ergriffen haben.

In den Massen und Gewichten der Colonie herrscht grosse Unordnung: Artikel, welche aus Nordamerika kommen, wie gesalzenes Fleisch, Speck, Saife, Mehl etc. werden nach amerikanischem Gewichte, tannene Bretter aus Canada nach dem englischen Masse verkauft. Bei holländischen Erzeugnissen gebraucht man das alte Amsterdamer Pfund, bei Längenmassen den Rheinischen Fuss, bei Flüssigkeiten das englische Gallon. Auf dem Markte werden alle Erdfrüchte nach dem Augenmasse, Reis, Hülsenfrüchte und dergleichen in kleinen Kalebassen verkauft. Was nach Holland verladen wird, geht nach dem holländischen Meter oder Decimalsystem, in dem auch das Gouvernement seine Bedürfnisse ausschreibt. So kommt mancher Irrthum vor, worunter stets der Consument leidet.

Seit den letzten Jahren ist zwar das holländische Mass und Gewicht verpflichtend, aber viele Kaufleute behalten den alten Schlendrian bei, dessen Aufgeben mehr Schwierigkeit macht als sonst wo, weil der grössere Theil der Abnehmer nicht lesen und schreiben kann, und mancher Willkür Raum gelassen ist.

Nachdem man in der Kolonie sich Jahre lang mit einem schmutzigen Papiergeld hatte behelfen müssen, wobei, wenn man es gegen Silber einwechseln wollte man bis 35 Proz. verlor, wurde im Jahr 1848 holländisches Geld eingeführt. —

Die Stadt Paramaribo ist der Sitz des Gouverneurs und der Verwaltungsbehörden, die, alle Bediensteten zusammengenommen, ein recht hübsches Contingent zur Bevölkerung liefern. Unmittelbar auf den Gouverneur, der direkt unter den Befehlen des Ministers steht, folgt im Range der Procureurgeneral, der die Justizpflege und alles, was damit in Verbindung steht, zu besorgen hat, dann der Administrateur der Finanzen, des schwierigen Departements der Finanzen. — Der Dritte höhere Beamte ist der Gouvernements-Sekretär oder Kabinets-Chef, dem noch verschiedene andere Aemter zugewiesen sind. In früheren Jahren standen dem Gouverneur bei Berathung wichtiger Angelegenheiten die kolonialen Räthe zur Seite, unter denen ausser den Hauptbeamten auch ansehnliche Bürger der Kolonie waren.

Jetzt hat die Kolonie Repräsentanten, die durch sämmtliche Bürger gewählt werden und einen Landstand bilden, der im Verein mit dem Gouverneur Alles, was das Wohl des Landes angeht, behandelt und dem Minister zur Billigung übersendet.

Die Verwaltung der Kolonie ist besonders seit der Emancipation eine sehr kostspielige, die in gar keinem Verhältnisse steht zu der Produktion und zu den Einkünften des Landes, und deren Deficit das Mutterland alljährlich zu decken hat. Besonders in den unteren Verwaltungszweigen wäre wohl mancher Schreiber zu entbehren.

Nächst den höchsten Beamten der Kolonie, und gewissermassen vor diesen, waren früher die Administrateure der Pflanzungen in grossem Ansehen. Sie waren die Bevollmächtigten der meisten Plantagen-Besitzer, die in Europa wohnten und die Verwaltung ihrer Pflanzungen

ihnen übertragen hatten. Diese Administrateure wohnten in der Stadt, stellten die Direkteure des Effects an oder entliessen sie, besuchten diese von Zeit zu Zeit, um sich von Ordnung und Stand der Dinge zu überzeugen, besorgten die Verschiffung der Produkte, der Einkäufe für die Pflanzung und handelten oder mussten wenigstens im Interesse des Eigenthümers handeln. Solch ein Administrateur hatte manchmal 20—30 Plantagen zu verwalten und weil ihm von allen Einkünften gesetzlich 5% zukommen und auch was man Usantie nennt durch sie nie vergessen wurde, so belief sich das was ihm manche Pflanzung netto aufbrachte, manchmal auf mehr als fl. 5000. Man begreift daher wohl, das solche Herren, von denen gar manche arme Schlucker abhängig waren, die wahre Noblesse des Landes ausmachten, ohne gerade mit ihrem Stammbaum prunken zu können. Nach ihnen kommen die Kaufleute, die was die Bedeutung des Handels angeht, weit unter dem der Nachbarkolonie Demerara stehen, dann Rechtsgelehrte, Aerzte und Andere.

Die Hälfte der freien Bevölkerung sind Juden, die 2 Gemeinden bilden, die hochdeutsche und die portugiesische, der Rest besteht aus Protestanten und Katholiken. Die Handwerker sind fast ausschliesslich Farbige und freigegebene Neger, so dass die ganze Bevölkerung der Stadt vor der Emancipation sich vielleicht auf 10000 freie Personen belaufen mochte, wovon, das Militär mit einbegriffen, kaum 1500 geborene Europäer waren.

Die Lebensweise der Bewohner Paramaribos ist an Abwechslung sehr arm und beschränkt sich hauptsächlich auf eine gute Tafel und andere körperliche Genüsse. Zur ersteren liefert die Kolonie, Holland und Amerika das Nöthige. Ein grosser Luxus sind Sklaven, denn je mehr man deren im Hause zur Bedienung hat, desto angesehener ist man, gleichgiltig ob dieses Gesinde arbeitet oder nicht. Eine Familie, welche 3—4 Kinder hat, kann ohne 6—8 Dienstboten, welche man für Küche, Wäsche und Bedienung als unumgänglich nothwendig erachtet, nicht wohl leben. Hat man einen Garten oder Pferde, so sind noch viel mehr nöthig.

Gesellige Genüsse, die auch der Aermste in Europa hat, findet man hier nicht. Verirren sich aber englische Reiter, Seiltänzer, oder eine ältliche Primadonna nach Surinam, so machen sie gute Geschäfte, wären auch die Bananen und der bakkeljau noch so theuer.

Viel wird für Musik gethan, beinahe in jedem besseren Hause ist ein Klavier und nicht selten werden gute Liebhaberkonzerte gehalten.

Unter den Europäern sind die meisten Holländer, Engländer und Schotten, dann Amerikaner, und während früher die Deutschen sowohl im Handel wie als Pflanzer eine ehrenhafte Stelle einnahmen, tritt das deutsche Element in den Hintergrund und würde wie ein Bettlerlämpchen wohl ganz verlöschen, wenn nicht die moravischen Brüder sich die Aufgabe gestellt hätten, den numerisch bedeutenden Theil der Kolonie im Gottesdienste zu unterrichten und die Moral zu heben.

Der grössere Theil der freien Bevölkerung lebt im Concubinat mit farbigen oder schwarzen Weibern, die man ganz anständig Haushälterinnen nennt; Kinder aus solchen Verbinduugen werden zwar nicht vor Gericht, aber sonst wie rechtmässig behandelt, doch führen sie den Namen der Mutter. Bei den niedern Klassen der Bevölkerung ist von Wohlleben keine Rede, es herrscht sogar eine wirklich diogenische Genügsamkeit, wenn kein Kaufmann mehr borgen will.

Wie die Sittlichkeit in früherer Zeit war, also 1842, als ich zum zweiten Male in die Kolonie kam, kann man daraus sehen, dass unter einer Bevölkerung von etwa 10000 freien Personen sich blos 370 Ehepaare befanden. Seit der Emancipation hat sich die Moralität bedeutend gehoben, es herrscht wenigstens nicht mehr so öffentlich das frivole Leben, das für alle Sklavenkolonien so bezeichnend war; jedes Jahr werden mehr Ehen geschlossen, und die Regierung lässt es sich angelegen sein, dazu zu ermuthigen, auch offenbart sich bei den freigegebenen Negern ein Hang zu solliderer Lebensweise, wohl nur aus Nachäffung der blanken Bevölkerung, die ihr dazu das Muster gibt.

In der langen Zeit von 1842 bis 1879, in welchen die Erlebnisse abspielten, die ich hier erzähle, und ich meine Erfahrungen sammeln konnte, habe ich gesehen, wie mit jedem Jahr die Wohlfahrt der Kolonie abnahm, bis sie dann mit dem so verhängnissvollen 1. Juli 1863 ohne Hoffnung verloren war. Jetzt nach weiteren 16 Jahren ist von jenem Wohlstand, wie ich ihn 1842 fand, und der doch nur relativ war, keine Spur mehr. Früher in der Sklavenzeit noch wohlhabende Familien sind jetzt bettelarm. Hunderte von Pflanzungen sind verlassen und kaum kennt man die Stätte mehr, wo sie einst standen, und mancher frühere Besitzer oder Direkteur derselben, der sich nie die Mühe gab, sich ein Glas Wasser einzuschenken, muss nun seine Schuhe selbst putzen, und hat kaum die Mittel, sich ein bescheidenes Mittagessen zu verschaffen.

Mit der Abnahme des Landbaues nahm auch der Handel ab. Zwei bedeutende Kulturen, Baumwolle und Kaffee wurden ganz aufgegeben und die des Kakao, die weniger Arbeitskräfte erfordert, nahm ihre Stelle ein.

Herren und ihre früheren Sklaven gehen jetzt zu Grunde, die ersten weil sie sich der Arbeit schämen, die sie nie gethan haben, die Anderen aber, weil sie sie thun mussten. Hierin liegt der Fluch der Sklaverei, der so lange dauern wird, bis eine andere Generation. welche die Sklaverei nicht kannte, unter verständiger Leitung sich entwickelt.

Der einzige Gewinn, den Holland aus seiner so schönen Kolonie gezogen hat und ziehen konnte, und der jetzt noch die Ein- und Ausfuhr möglich macht, war und ist die Kultur von Kolonialprodukten, wozu der überaus fruchtbare Boden besonders geeignet ist. Diese Kultur wurde bis zur Abolition der Sklaverei einzig und allein durch Sklaven betrieben und zwar auf eben so primitive Art, als sie vor mehr als 200 Jahren

eingeführt wurde, obgleich die Fabrikation des Zuckers auf einigen Pflanzungen nach neuerer Methode verrichtet wird.

Die Art des Landbaues lässt sich mit der europäischen nicht vergleichen, denn während bei der letzteren Landbau und Viehzucht Hand in Hand gehen, hat man bei dem so sehr ausgedehnten Grundgebiet der Pflanzungen, die manchmal 4000 Ackers betragen, gar kein Vieh nöthig, weil, wenn ein Stück Land durch langjährige Kultur ausgenützt ist, man ein neues urbar macht. Bei dem verlassenen werden die Abzugsgräben geschlossen, wodurch es sich in 10—15 Jahren mit einem 50—60 Fuss hohen Walde bedeckt, den man Kappe wiri nennt; ist dieser gefallen, gebrannt und das Land aufs neue hergerichtet und bepflanzt, so kann es wieder 8—10 Jahre reichliche Produkte liefern.

Alles wird mit dem Spaten bearbeitet, denn da die Felder alle 33 Fuss mit Gräben durchzogen sind, so wäre der Pflug schwierig anzuwenden. Ueber das Hauptprodukt, den Zucker, habe ich mich bereits ausgesprochen; obgleich die Kultur desselben noch die hauptsächlichste ist, so sind bei Mangel an Arbeitskräften doch so viele Pflanzungen verlassen, dass manche, deren Gebäude, Maschinen, Schleussen über fl. 100000 kosteten, mit einem Grundgebiet von 3—4000 Ackern oft für fl. 2—3000 feil sind.

Das zweite Hauptprodukt, der Kaffee, wovon in früheren Jahren bis 6 Mill. Kilogr. ausgeführt wurden, hat jetzt ganz und gar aufgehört, zu den Stappelprodukten zu zählen, und wird für den Bedarf der Kolonie eingeführt. — Auch die Baumwolle war von grosser Bedeutung, und Pflanzungen davon fanden sich an der Seeküste, dem Vredenburger, Mot, Matappica und Warappa Kreeken, auch längs den Küsten im Ober- und Nieder-Distrikt Nickerie. Dieser Strauch liebt den mit Salztheilen geschwängerten Boden; und da an der Seeküste weniger Regen fällt, als im innern Lande, so wurde er auch ausschliesslich in der Nähe der See gepflanzt. — Auch diese Kultur hat beinahe aufgehört, denn während sie 1852 noch 600,000 Kilogr. betrug, belief sie sich 1879 nur noch auf 42,000 Kilogr.

Das vierte und jetzt nach dem Zucker bedeutendste Produkt ist der Kakao. Zwar fängt dieser Baum erst im vierten und fünften Jahre zu tragen an, erfordert aber am wenigsten Arbeit, weil unter dem dichtbelaubten Baum kein Unkraut wächst, dessen Ausrottung bei den andern Kulturpflanzen die Hauptarbeit ausmacht; der Anbau des Kakaos nimmt von Jahr zu Jahr zu und dürfte mit der Zeit den Zucker ganz verdrängen.

Die Hauptnahrung der arbeitenden Klasse ist in Surinam die Banane (Musa). — Die meisten Pflanzungen lassen bei dem Hauptprodukt auch noch dieses so nothwendige Gewächs anpflanzen; was nicht für die Neger selbst verbraucht wird, wird nach der Stadt zum Verkaufe geschickt. Wie von Cayenne an in ganz Südamerika das aus der Maniokwurzel bereitete Mehl Couac oder Tapioca das Hauptnahrungsmittel ist, so zieht die hiesige Bevölkerung wie auch

die Neger im britischen Guiana, die Banane allem andern vor. Und doch leidet gerade diese krautartige Pflanze am meisten unter abnormer Witterung. Eine grosse Trockenzeit mit heftigen Winden die die markigen, grossblätterigen, nicht tief wurzelnden Pflanzen leicht umwerfen, oder schwere Regen, der die Wurzeln faulen macht, könnten oft eine Hungersnoth zur Folge haben, wenn nicht durch Einfuhr von Mais, Reis, Bohnen, Erbsen etc. geholfen werden könnte.

Viel weniger leiden unter einer ungewöhnlichen Jahreszeit die verschiedenartigen Erdfrüchte, die überall angebaut werden könnten, deren Kultur aber sich mehr auf die höher gelegenen Landstriche im Paradistrikt und am obern Surinam beschränkt. Dies sind die bittere und süsse Cassave (Jatropha Manihot), die verschiedenen Arten der Gamswurzel (Dioscorea), die taier (arum esculentum) und die süsse Batatte (Convolvulus batatta). Mais und Reis, die in grösster Vollkommenheit hier gedeihen und drei Ernten jährlich geben, werden, der erste aus den vereinigten Staaten, der zweite aber über Demerara aus Ostindien bezogen und es gehen, seitdem Koolis und Chinesen hier arbeiten, dafür bedeutende Summen aus dem Land. — Die Einfuhr der verschiedenartigsten Lebensmittel ist so bedeutend, dass, würde diese nur drei Monate unterbleiben, unter Umständen die Bewohner des fruchtbarsten Landes der Welt dem Hungertode verfallen könnten.

Die so nahe am Aequator gelegene Kolonie hat ein heisses tropisches Klima und eine beständige Wärme, die aber in Folge der durch die ungeheuren Waldungen entstehenden Feuchtigkeit nie so drückend ist, als auf den nördlicher gelegenen Antillen. Das Thermometer sinkt nie unter +18° R., steigt aber auch nur höchst selten auf 28°, so dass als Mitteltemperatur 22—23° angenommen werden können.

Tag und Nacht sind einander gleich; ist die Sonne im Wendekreis des Krebses, so geht sie 7 Minuten vor 6 Uhr auf und 7 Minuten nach 6 Uhr unter, im Steinbock dagegen geht sie 9 Minuten nach 6 Uhr auf und eben so viel früher unter; Morgen- und Abenddämmerung dauern kaum eine halbe Stunde; die Luft ist so rein, dass man den Schall eines Geschützes bei Tagesanbruch und in der Windrichtung 18 bis 20 Stunden weit hören kann. Wie nur selten ein Tag ist, an dem die Sonne gar nicht scheint, so sieht man auch beinahe nie den Himmel ganz unbewölkt; — über alle Beschreibung prachtvoll ist er aber bei Nacht, wo die Sterne mit einem Glanze funkeln, wie man sie nie in nördlichen Breitegraden sieht. Morgen- und Abendstunden sind in der Regel sehr schön und angenehm, aber schon kurz nach 8 Uhr fängt es an warm zu werden und die Hitze dauert bis gegen 4 Uhr Abends.

In den Regenzeiten aber, wo der Himmel oft bewölkt ist, ist die Temperatur meist angenehm.

Der Wind kommt beständig von Osten, in den ersten Monaten des Jahres mehr in nördlicher Richtung, in den grossen Regenzeiten manchmal südlicher. — In der Trockenzeit herrscht meist Windstille bis gegen den Nachmittag, wo die Seebrise sich erhebt, die die

Hitze schnell mässigt und bis 9 oder 10 Uhr Abends anhält. Westliche Winde sind äusserst selten, und halten nie länger als einige Stunden an. Orkane, die auf den Antillen so häufig sind und oft so grosse Verheerungen anstellen, kommen in Surinam nicht vor, ebenso wenig Erdbeben. In den 43 Jahren meines Aufenthaltes hat man blos zwei Stösse gespürt, die aber nicht den mindesten Schaden verursachten.

Bei diesem beinahe gleich warmen Klima, dessen Temperaturunterschied nie über 10 Grade beträgt uud bei der immer gleichen Tageslänge kann natürlich von Jahreszeiten wie in Europa keine Rede sein; doch werden sie ebenfalls in vier besondere eingetheilt, nemlich in die grosse und kleine Regen-, und in die grosse und kleine Trockenzeit. Die kleine Regenzeit fängt gewöhnlich Mitte November an; schwere Regengüsse, die manchmal einen Tag und eine Nacht anhalten, folgen rasch aufeinander, Kreeken und Flüsse schwellen an, und die Vegetation erhält rasch ein frisches Ansehen. In dieser Jahreszeit wehen starke Winde und die See ist mehr als gewöhnlich bewegt.

Gegen Mitte oder Ende Februar haben die Regen nachgelassen, viele Früchte reifen, und so ist diese Zeit, welche bis Mitte April anhält, und die man die kleine Trockenzeit nennt, hiedurch und wegen der frischen Winde die angenehmste des Jahres.

Auf diese folgt die grosse Regenzeit, welche von der Mitte des April bis zu Anfang des August dauert.

Schwere Regengüsse, wie man sie in Europa nicht kennt, fallen manchmal mehrere Male täglich; leichtere Landregen halten auch wohl, aber selten, Tage lang an; alles niedere Land wird unter Wasser gesetzt, die Flüsse des oberen Landes treten aus und viele Savannen gleichen Seen, über die man mit grösseren Ruderbooten fahren kann; Flussfische ziehen in die überschwemmten Waldungen ein und leben von Früchten und saftigen Beeren. Im Innern des Landes, wo die Ufer steil oder bergig sind, kann der Unterschied zwischen dem höchsten Wasser der Regen-, und dem niedrigsten der Trockenzeit 30—40 Fuss betragen. Gegen die Mitte des Juli nehmen die Regenschauer ab und fallen meist nur noch zu gewissen Tages- oder Nachtstunden.

Schwere Gewitter verkündigen das Eintreten der Trockenzeit, die Flüsse ziehen sich in ihr Bett zurück, sie werden niedriger, ihr rascher Lauf vermindert sich und unterliegt wieder unterhalb den ersten Wasserfällen, die in rechter Linie etwa 15 bis 20 Stunden von der Seeküste entfernt sind, der Einwirkung der Meeresfluth; die Sümpfe trocknen aus und bei gewissen Windströmungen erzeugen die daraus sich entwickelnden Ausdünstungen Fieber und andere Krankheiten, die nie im ganzen Lande, sondern nur stellenweise herrschen; August und September sind daher für den angekommenen Fremdling nicht überall ohne Gefahr.

Man behauptet, dass in früherer Zeit die Jahreszeiten viel regelmässiger eingetreten seien; jetzt kommt es häufig vor, dass die eine mehr oder weniger lang anhält, wodurch die Kulturpflanzen noth-

leiden, da entweder grosser Wassermangel entsteht, wie im November 1877, oder Ueberschwemmungen den Pflanzungen verderblich sind, wie im März 1880. Auf einigen Militärposten wurden Wahrnehmungen über die jeden Tag gefallene Regenmenge angestellt; sie ergaben etwa 2,292 m im Jahr. Ohne Zweifel beträgt die Regenmenge mehr, und ist die Angabe von Wojekof mit 3,618 für Paramaribo richtiger, denn die Gefässe, welche zum Auffangen des Regens dienten, waren zu einfacher Art und der Aufmerksamkeit der Schildwache oder des Korporals überlassen; auch wurde vermuthlich die tägliche Verdunstung nicht in Betracht gezogen, so dass die Genauigkeit der in Surinam angestellten Beobachtungen wohl in Zweifel zu ziehen ist.

So nahe am Meer ist die Ebbe und Fluth von grosser Bedeutung, sowohl für die Kultur und den Betrieb der Fabriken als bei Reisen; es ist also eine Kenntnis des genauen Eintreffens dieser so regelmässigen Naturerscheinung sowohl für den Pflanzer als den Reisenden unumgänglich nöthig.

An den Mündungen des Surinam und Maroni ist am Tage des Voll- oder Neumonds gegen 5 Uhr Morgens und Abends Hochwasser, das heisst die Fluth hat ihre höchste Höhe erreicht und fängt an zu fallen. Während hier nun bereits die Ebbe eintritt, ist vier Stunden den Fluss hinauf, also bei Paramaribo, erst um 6 Uhr Hochwasser, und so tritt, je weiter man die Flüsse aufwärts fährt, desto später die Fluth und das Hochwasser ein; desshalb ist, während an der Mündung des Surinam um fünf Uhr Morgens schon die Ebbe eintritt, an demselben Tag auf der am oberen Cottica liegenden von der Mündung 15 Stunden entfernten Zuckerpflanzung La Paix erst gegen 10 Uhr Morgens Hochwasser, so dass, obgleich eine Fluth oder Ebbe an einem Platze blos sechs Stunden dauert, der den Fluss aufwärts Fahrende 7—8 Stunden lang Fluth hat, der Abfahrende aber blos 5 oder 4 Stunden durch die Ebbe begünstigt wird.

Die Stärke und Höhe der Ebbe und Fluth sind sehr ungleich, einen Tag nach Voll- und Neumond ist sie am stärksten; sie kommt dann jeden folgenden Tag weniger hoch, bis am fünften die sogenannte todte Zeit eintritt, welche 5—6 Tage dauert, worauf vier Tage vor Neu- und Vollmond das Wasser von Tag zu Tag höher wird, was man Springfluthen heisst.

Während jedes Mondwechsels von Voll- bis Neumond, also etwa 14 Tage, hat man die Hälfte todte Zeit und die Hälfte Springzeit. Die Stärke der Fluthen ist aber nicht gleichmässig und kann, wenn der Wind sie begünstigt, ihr Normalmass übersteigen; sehr schwach sind sie im Monat Dezember, ungewöhnlich hoch aber im April und September, in der Aequinoctialzeit. Bei todter Zeit ist der Unterschied zwischen hohem und niederem Wasser 7—8, bei Springzeit aber 10 und 11 Fuss.

Ueber die in der Kolonie herrschenden Krankheiten kann ich nur als Laie meine Meinung sagen. Die häufigsten, denen der Europäer sowohl wie der Creole unterworfen ist, und die auch bei Indianern

und Buschnegern vorkommen, sind die Wechselfieber, welche, wenn der Patient nicht in geschickte Hände kommt, Monate, ja Jahre lang anhalten können. Es ist gewöhnlich die erste Krankheit der Neuangekommenen oder das sogenannte Acclimatisationsfieber. Gallenfieber sind ebenfalls häufig, auch herrscht unter Kindern und oft bei Erwachsenen Bleichsucht oder Blutarmuth, gepaart mit einem Hang, unverdauliche Stoffe, wie Erde, Kohlen, Gyps etc. zu essen, eine Krankheit, die schwer zu verhüten ist und woran viele Kinder sterben. Eine beschwerliche, lange anhaltende Krankheit ist der Kuk oder Kuchen, eine Anschwellung der Milz. Man fühlt sich immer ermattet, lustlos, hat kurzen Athem, unruhigen Schlaf und ist ausserordentlich reizbar; dabei ist man bleich, oder mehr gelb und kann dieses Unwohlsein Jahre lang anhalten. Meist befolgen die Leute bei dieser Krankheit den Rath inländischer Quaksalber, die stark drastische Mittel geben, oder falls diese nichts helfen, eine Reise nach Europa empfehlen. Auch Ruhr ist ziemlich häufig und grassirt besonders unter Indianern; Schwindsucht aber und Lungenkrankheiten kommen höchst selten vor.

Das entsetzlichste von allen Leiden aber, und in den frühesten Zeiten im Orient und auch in Europa bekannt, wiewohl es hier unter einer andern Form aufgetreten sein mag, ist die Lepra oder Aussatz, in der Kolonie unter dem Namen Boasie bekannt.

Sie ist zugleich auch die ansteckendste und befällt Europäer, Farbige und Neger, ist aber bei den Indianern unbekannt, wiewohl ein Arowak, Malimaliko. an ihr gestorben sein soll. Bei den von ihr Befallenen zeigen sich zuerst auf der Haut missfarbige Flecken; Ohren, Nasen, Augenlider u. s. w. schwellen auf, es zeigen sich Beulen im Gesicht und am Körper, welche manchmal Jahre lang in demselben Stadium bleiben, manchmal aber auch schnell ihren Verlauf nehmen. Oft brechen diese Beulen auf, Zehen, Finger, Ohren, Nase fallen theilweise oder ganz und ohne besondere Schmerzen ab. Die meisten Kranken sind dabei innerlich gesund, können arbeiten und selbst alt werden, während bei anderen wieder das Uebel schnelle Fortschritte macht. Die damit Behafteten, seien sie Freie oder Sklaven, werden nach einem eigens dazu bestimmten Etablissement Batavia am Coppenamfluss abgeschickt, wo sie entfernt von der übrigen Welt auf Landeskosten so lange verpflegt werden, bis der Tod sie von ihren Leiden erlöst. Noch nie ist ein an der Lepra Erkrankter von dieser Qual geheilt worden. Leute von Vermögen oder höherem Range, welche davon befallen werden, leben einsam in ihren Häusern oder reisen nach Europa, wo ihnen aber ebenfalls nicht geholfen werden kann. Das Etablissement Batavia ist der Leitung des katholischen Präfekten anvertraut. Ein Priester weilt stets dort und setzt sich durch den beständigen Umgang mit diesen Armen der Gefahr aus, selbst angesteckt zu werden.

Die Anzahl der Leprosen, die dort unterhalten werden, beträgt immer einige Hunderte.

Eine andere Krankheit, mit dieser verwandt, aber nicht ansteckend, ist die Elephantiasis. Es schwellen dabei die Beine, oft aber auch nur ein Fuss, auf fürchterliche Weise an und erhalten ganz das Ansehen von Elephantenfüssen. Häufig kommen noch Auswüchse und Knollen dazu, und eine rauhe, chagrinartige Haut überzieht das Ganze. Die Zahl der davon Angesteckten ist sehr gross, und dem Neuankommenden, der solche groteske Gestalten zuerst sieht, besonders auffallend. Auch dagegen gibt es kein Mittel.

Auch die Jaws, eine andere Hautkrankheit, wobei sich einzelne runde Flecken auf dem Leibe zeigen, die aufbrechen, ist ansteckend, wie die Krätze, welch letztere nur bei den Chinesen vorkommt.

Zweites Kapitel.

So war ich also wieder wohlbehalten in Paramaribo angekommen, und vernahm, ehe ich nur das Haus des Doktor H. betreten hatte, dass er schon seit 3 Wochen nach dem Innern abgereist sei.

Es waren ihm vom Gouvernement Empfehlungsbriefe an die Kommandanten der militärischen Posten und die Posthalter der das Innere bewohnenden Negerstämme mitgegeben worden, um ihm seine für die Wissenschaft so wichtige Unternehmung zu erleichtern. Freilich kannte ich die Wirkung dieser pompösen Empfehlungen, um sie nach ihrem Werthe zu würdigen noch nicht, denn erst später wurde ich mit den Buschnegern bekannt und sah aber dann, wie die armen Beamten, die bei dem rohen Volke wohnen mussten, nicht einen Schein von Macht über sie besassen.

Mehrere Ballen Papier zum Trocknen der Pflanzen, eine Trockenmaschine, Insektennadeln bei Tausenden in allen Grössen, Pulver und Blei, Töpfe mit Arsenikseife, Branntwein, Lebensmittel, kurz eine Ausrüstung für mehrere Monate war in einem grossen neugezimmerten Boote mitgenommen. Und dieser glorreiche Zug nach dem unbekannten Süden sollte ohne mich unternommen werden!? Ich war, als Frau H. . . . mir dieses erzählte, der Verzweiflung nahe. Aber die gute Frau tröstete mich mit der Bemerkung, dass ihr Mann noch auf Victoria, dem letzten militärischen Posten am obern Surinam sich befinde, und einen Korb Bier erwarten wolle, den sie ihm zu senden habe. Denn das, welches er mitgenommen habe, sei bereits aufgetrunken, und der bestellte Korb werde am folgenden Tage mit einer Pont des Postens Gelderland abgeschickt werden.

Wer war froher als ich, ich suchte also sogleich den Korporal auf, der über die Pont zu verfügen hatte und nach seinem Posten zurückkehrte; schon am andern Tage fuhr ich mit ihm, dem Biere,

den nöthigen Kleidern und Lebensmitteln für die Reise dem zwölf Stunden von Paramaribo abgelegenen Posten Gelderland zu.

Freilich war es von da bis Victoria, wo der Doktor sein Bier erwarten wollte, noch 14 Stunden, aber ich hoffte bei den Juden des Dörfchens Jodensavanne, das auf dem Sandhügel oberhalb des Postens lag, eine kleine Corjal miethen zu können, zu deren Bemannung ich Indianer, die auf den Savannen des Casawinika wohnten, holen wollte. War ja ganz in der Nähe dieser Indianer der Posten Mauritsburg, wo mein guter Kapitän, der mir stets gewogen war und den ich herzlich verehrte, das Kommando hatte.

Die Reise in der Pont, die mit Lebensmitteln für den Posten geladen war, dauerte lange, denn wir waren noch in der Regenzeit und die Fluth machte sich nicht mehr fühlbar. Die Neger waren genöthigt, mit langen Stangen, an denen Hacken waren, die Pont längs den Zweigen der Bäume des Ufers aufwärts zu ziehen. So kamen wir erst am Nachmittag des dritten Tages an.

Der Posten befindet sich nahe dem rechten Ufer des Flusses, am Fusse eines etwa 80 Fuss hohen Hügels, auf dem das früher so wohlhabende Judendorf liegt. Freilich jetzt sah es armselig und verfallen aus, und nur wenige arme, alte Juden bewohnten dasselbe. Die grosse, schöne. aus Backsteinen gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gebaute Synagoge, ragte trübselig über die elenden Häuser hervor. Sie ist noch ein Zeichen aus der Zeit, wo der ganze obere Surinam nur Pflanzungen zählte, die den portugiesischen Juden gehörten, die am Sabbath von weit und breit herkamen, um hier ihren Gottesdienst zu feiern. Alle diese Pflanzungen hatten nur biblische Namen, als: Streit Jakobs, Rama, Petra, Carmel, Hebron, Moria etc. Sie sind jedoch längst verlassen, während die Kirche allein noch übrig geblieben war. Später wurde auch sie abgebrochen und ihre Stätte ist unter Unkraut begraben, wie die biblischen Plantagen, für deren Bewohner sie 160 Jahre lang diente. Aber ist auch der Stamm der Gemeinde nicht mehr am obern Surinam, ihre Zweige haben sich in der ganzen Kolonie verbreitet; in Aemtern und Würden in der Rechtspflege, in der Heilkunde, wie im Handel haben sie die Oberhand im Lande, und nicht weniger war bei der Ausbeute des Goldes in den letzten Jahren ihnen der Himmel günstig.

Herr H. hatte zehn Tage auf der Judensavanne zugebracht und ein kleines Häuschen gemiethet. in dem das Gesammelte aufbewahrt war. Hieher brachte auch ich mein Kistchen und das Bier, nahm in meiner Botanisirbüchse reine Wäsche mit, und nachdem mich der Jude, dem das Häuschen gehörte, versichert hatte, mir eine Corjal (kleines, aus einem hohlen Baumstamm verfertigtes Boot) zur Weiterreise nach Viktoria leihen zu wollen, verliess ich Abends 4 Uhr, blos mit einem Hauer bewaffnet, die Judensavanne und gieng dem 4 starke Stunden entfernten Posten Mauritsburg zu. Der Himmel war helle und ich hoffte, obgleich noch alle Tage Regen fielen, den Posten bei schönem Wetter zu erreichen.

Ich war ganz allein, und da manchmal Wochen vergiengen, ohne dass Jemand diesen früheren Cordonweg begieng, so war ich auch sicher, keinen Begleiter zu finden. Der Weg führte über endlose Sand-savannen, theilweise mit Gesträuch und Mauritiuspalmen bewachsen.

Kleine Kreeken liefen durch die Niederung und rüstig schritt ich durch, froh, nach der langen Seereise wieder einmal recht mar-schiren zu können. Ueber 3½ Stunden lang geht der Cordon über Savannen, ehe man an einen sumpfigen Wald kommt, durch den ein breiter Weg in einer starken halben Stunde nach dem Posten führt.

Ich wollte aus einem breiten Arumblatt einen Becher drehen, um aus dem Waldwasser zu trinken, aber ich hatte nicht beachtet, dass mein Blatt das in der ganzen Kolonie bekannte giftige Domkeen war; sein Saft brannte mir Blattern in die Hand, die mich 4 Tage später noch schmerzten.

Es dunkelte schon, als ich an dem verlassenen Posten Frederiks-dorp ankam, dessen Wohnhaus, erst vor 4 Jahren errichtet, jetzt einsam mitten im Wege stand. Hätte ich eine Hängematte oder wenigstens einen Feuerzeug bei mir gehabt, um Licht machen zu können, ich würde nicht gezaudert haben, hier über Nacht zu bleiben, denn ein Gewitter, wie es so oft beim Uebergang der Regen in die Trocken-zeit stattfindet, war im Anzug.

Aber ohne Hängematte und Licht auf dem mehrere zollhoch mit Fledermauskoth bedeckten Fussboden 10 lange Stunden zuzu-bringen, hatte ich wenig Lust. — Also rüstig weiter.

Noch eine starke Stunde weit musste ich durch die Savanne, ehe der Weg durch den Wald gieng; aber noch war ich keine halbe Stunde weit gegangen, als das Gewitter mit aller Macht sich entlud; der Regen fiel in Strömen und um nicht in nassen Kleidern den Rest des Weges zu machen, zog ich mein Hemd aus, setzte mich darauf und liess es nun regnen so viel es wollte.

Glücklicherweise dauerte der Regen kaum eine Viertelstunde.

Ich zog also mein Hemd wieder an und schritt lustig weiter, obgleich in der Dunkelheit der Weg nicht leicht zu finden war. End-lich erreichte ich den Wald, wo es denn stockfinster war, aber dessen ungeachtet konnte man nicht verirren, denn auf beiden Seiten des Weges, auf dem man bis über die Knöchel im Koth waten musste, befanden sich 12 Fuss breite und 3 Fuss tiefe Wassergräben, und überdies war der Weg, der blos einmal im Jahre, in der Trocken-zeit, aufgebessert wurde, mit 3 Fuss hohem Grase bewachsen.

Beide Wassergräben, in die sich in den Trockenzeiten die Busch-fische zurück ziehen, waren mit Nymphaen verschiedener Arten be-deckt, worunter eine kleine, mit weisslichen Blüthen einen phosphores-cirenden Schein von sich gab, so dass stellenweise die Gräben recht gut zu erkennen waren.

Dreissig Jahre später fand ich dieselbe Erscheinung wieder in Wasserlöchern, als ich eines Nachts von der Plantage Tourtonne nach Paramaribo zurückkehrte. Auch sie kam von Nymphaen, aber

ob es dieselbe Art war, wie die von mir auf dem Wege nach Mauritsburg gesehenen, kann ich nicht sagen.

Ich glaube, dass dieses Leuchten nicht immer, sondern nur zeitweise und unter besonderen atmosphärischen Einflüssen stattfindet. Es war ein sanftes ruhiges Licht, das den Blumenkelch erhellte, schwächer als das unserer Feuerfliegen, aber viel heller als das des Scheinholzes. Hunderte Male fuhr ich später bei dunkler Nacht auf mit Nymphaen aller Art bewachsenen Kreeken und Sümpfen, aber nie sah ich ausser dem Wege von Tourtonne jene Erscheinung wieder.

Endlich kam ich aus dem Walde und sah in der Ferne das Wachtfeuer.

Auf das „Wer da?“ der Schildwache kam der ganze Posten auf die Beine, denn ein einzelner Mann in so später Nacht ist nichts Gewöhnliches; man sah mich staunend an, dann glaubte man in mir endlich den Fourier zu vermuthen, der vor acht Monaten nach Holland abgereist war, was ich denn auch bestätigte.

Mein guter Kapitän nahm mich freundlich auf und eine Stunde später hatte ich in ruhigem Schlaf meinen ermüdenden Marsch und meine Blasen an der Hand vergessen.

Am andern Morgen war mein erster Gang auf die Savannen nach dem etwa eine halbe Stunde abgelegenen Indianerdorfe. Ich war denn auch so glücklich, drei junge Bursche, die ich schon vom Maroni aus kannte, zu finden, die mich aber blos bis Berg en Daal zu bringen versprachen, weil bei dem hohen Wasserstande des Flusses und dem anhaltenden Pagaien der Weg nach Victoria gar zu weit und beschwerlich sei.

Abends 4 Uhr verliess ich mit meinen Indianern Mauritsburg und wir hatten, als wir auf Frederiksdorp ankamen, gerade noch so viel Tageshelle, um einen Haufen trockenen Holzes zusammen zu suchen, um damit ein Feuer im Hause anzünden zu können.

Die Indianer machten ihre Hängematten auf, in deren eine ich mich bettete, und kaum graute der Morgen, als wir den Marsch nach der Judensavanne fortsetzten.

Ich untersuchte nun erst die Corjal, die mir der Jude für fl. 2 vermiethen wollte. Sie war wohl gross genug, aber so leck, dass man sie erst ausbessern musste, ehe man wagen konnte, mit ihr eine Reise zu unternehmen. Ich liess sie also ans Land ziehen und brachte, nachdem ich sie gereinigt hatte, einige Stunden damit zu, mit Werg und Pech, das mir der Kommandant gab, sie so gut wie möglich auszubessern.

Während ich nun im Schweise meines Angesichts damit beschäftigt war, besuchten meine Indianer ihre Bekannten und waren durch die häufigen Schnäpse, die man ihnen gab, ziemlich benebelt, als wir um 1 Uhr abfuhren.

Der Fluss war sehr angeschwollen und die Reise gieng nur langsam vor sich, so dass wir beim Anbruch der Nacht noch weit von der

Pflanzung Rama, wohin man bei niederem Wasserstand von Gelderland aus ganz leicht in 3 Stunden kommen kann, entfernt waren.

Es war eine dunkle, sternenlose Nacht, und nur einer der Indianer wusste, wo die Pflanzung lag. Wir mussten, da in dieser Gegend viele Felsen längs dem Ufer sind, in der Mitte des Flusses fahren, von wo aus, da derselbe über 700 Fuss breit sein wird, das Ufer schwer zu erkennen war.

Endlich meinten die Indianer, die Umrisse des grossen Seidenwollenbaumes, der auf Rama steht, zu unterscheiden; wir fuhren dem Lande zu und nach langem Rufen erhielten wir eine Antwort und sahen ein bewegliches Feuer durch das Gebüsch ans Ufer kommen. Der einzige Bewohner von Rama war ein alter Neger, denn der Direktor war mit allen seinen Leuten, im Ganzen 5, nach Paramaribo und hatte sein Haus abgeschlossen, in dem vermuthlich nicht viel Werthvolles zurück geblieben war.

So musste ich denn in einer Wachthütte, wohin mir der Neger mit seinem Feuerbrande den Weg zeigte, meine Hängematte aufhängen, wozu, um uns zu leuchten, der Alte unermüdet mit seinem Feuerbrande wehte. Ich hatte zwar von Mauritsburg zwei Talglichter mitgenommen, weil man an solchen unbewohnten Plätzen derlei Bequemlichkeiten selbst mitbringen muss, aber ich hatte sie an die noch stets leckende Corjal verschmieren müssen; der Neger half uns jedoch mit trockenem Holz und bald loderte ein Feuerchen unter den Hängematten. Ohne ans Nachtessen zu denken, denn wir waren sehr müde, die Indianer vom anhaltenden pagaien gegen den Strom, ich durch das immerwährende Wasserausschöpfen aus der leckenden Corjal, legten wir uns in unsere Hängematten und schliefen herrlich.

Ich kochte meinen Kaffee, beschenkte den alten Neger mit einem Stück bakkeljau, den er dann wieder mit einigen Kokosnüssen vergalt, und wir setzten unsere Reise fort. Abends 5 Uhr kamen wir nach Berg en Daal, einem grossen Holzgrunde, der 10 Stunden von Gelderland abgelegen ist. Auf der ganzen Strecke zwischen diesem und Berg en Daal liegen blos drei elende Holzgründe, jeder mit 3—4 Negern, deren Eigenthümer, Mulatten, Singels arbeiten oder Erdfrüchte pflanzen lassen und ein einsiedlerisches Leben führen.

Auf Berg en Daal sind etwa 300 Neger, die, weil sie in früheren Jahren sich den Blanken treu bewiesen haben, von ihren Herren Vergünstigungen erhielten, die die Neger anderer Pflanzungen nicht haben. Die Pflanzung liegt an einer Hügelkette auf dem linken Ufer des Flusses. Dicht an demselben erhebt sich der blaue Berg, der höchstens 180 Fuss hoch, aber ganz unbewaldet ist; am Flusse selbst ist er steil und mühsam zu erklimmen, es führt aber ein bequemer Weg auf den Gipfel, wo ein kleines Häuschen oder Pavillon steht.

Hier hat man eine schöne Aussicht auf die im Südwesten liegenden Berge der Saramacca, die vielleicht 8—10 Stunden entfernt sein mögen, während im Südosten und vielleicht zwanzig Stunden abgelegen, höhere Gebirge sich zeigen, die am oberen Maroni liegen.

Oben auf dem Berge ist der Begräbnissplatz der Neger, und unten am Flusse das geräumige Wohnhaus des Directeurs in einem Garten voll blühender Sträucher. Etwas davon entfernt ist das Negerdorf: hölzerne Häuschen in einem Walde von Kokos-Palmen. Der Boden ist überall aus rother eisenhaltiger Erde, und grosse Quarzblöcke sind in der Ebene und am Berge. Auf einer kleinen Anhöhe neben dem Dorfe steht die Kirche. Die Herrnhuter Missionäre haben beinahe alle Neger dieser Pflanzung zum Christenthum bekehrt, und es wird täglich Schule und Gottesdienst gehalten. Diesem Geschäft unterzieht sich ein junger Neger, der von den Herrnhutern unterrichtet wurde.

Alle vierzehn Tage kommt ein Missionär von „Worsteling Jamobs", einer unterhalb Roma liegenden Missionsstation, dann ist Buss- und Bettag. Die Arbeit der Sklaven. die Bauholz fällen und Bretter sägen müssen, ist sehr gering, und sie benützen ihre viele freie Zeit zum Anbau von Erdfrüchten, die sie mit den Ponten, welche Bretter zum Verkaufe nach der Stadt bringen, dahin senden. Schweine und Federvieh ziehen sie in Menge, und sie verschaffen sich auf diese Weise manche Vortheile, die Sklaven anderer Pflanzungen entbehren müssen.

Die Indianer, des Pagaiens müde, wollten hier umkehren, aber auf mein dringendes Bitten liessen die guten Kerls sich doch bewegen, mich bis Victoria zu bringen, das blos vier Stunden weiter, aber auf demselben Ufer wie Berg en Daal liegt. Von hier aus macht der Surinamfluss, der höchstens 200 Fuss breit ist, eine über zwei Stunden lange Krümmung nach Osten, an deren Ende auf dem rechten Ufer ein Fels ist, in dem einige Bäume Wurzel gefasst haben. Eine Menge rother unb gelber Spottvögel, (Cassicus hämorrhous u. persicus) hatten da ihre beutelförmigen Nester aufgehangen und erhoben ein höllisches Geschrei als wir vorbeifuhren. Nahe am Felsen mündet der Mavasi Kreek in den Surinam, und der Fluss nimmt wieder seine südliche Richtung an. Am dritten Tag nach unserer Abreise von Gelderland kamen wir um zwei Uhr Mittags auf Victoria an.

Der gute Doktor empfing mich und sein Bier mit grosser Freude; leider aber hatte er theils weil die Strömung noch zu bedeutend war, theils weil er einige Fieberanfälle gehabt hatte, die Reise nach dem Innern aufgegeben, und wollte schon am andern Tage wieder nach Paramaribo zurückkehren. Dieser Entschluss verstimmte mich nicht wenig, denn wenn auch mit noch so vielen Entbehrungen verknüpft, wären solche Reisen mir der höchste Genuss gewesen. Jakob, der Lieblingsneger des Doctors, musste nun sogleich etwas für mich zum Essen kochen; das geschah so rasch, dass keine Stunde nach meiner Ankunft Erbsen. Speck und Wurst auf dem Tische standen. Zum Glück hatte ich grossen Appetit und starke Zähne, um die Erbsen die noch so hart waren, dass man damit hätte Vögel schiessen können, zu zermalmen.

Der andere Morgen fand uns also schon wieder auf dem Rückweg, und pfeilschnell fuhren wir den reissenden Strom hinab, so dass,

obwohl wir den Mittag auf Berg en Daal zubrachten, wir doch schon um 7 Uhr Abends auf der Judensavanne ankamen. Hier blieben wir nun bis zum siebenten August, und während der Doctor die Pflanzen beschrieb und zu bestimmen suchte, die er mit Jakob gesammelt hatte, durchstreifte ich die Savannen und umliegenden Waldungen und brachte manches Schöne und Seltene nach Hause.

Die Pflanzen auf die gewöhnliche Weise durch wiederholtes Umlegen in Fliesspapier zu trocknen ist besonders in einem feuchten Clima eine schwierige Sache und im grossen beinahe nicht anzuwenden. Ueberhaupt lassen sich gewisse Arten sehr saftiger Pflanzen, wie Orchideen, Guttiferen und Liliaceen, gar nicht trocknen, ohne dass die Blätter abfallen, schwarz werden, auch wohl ganz verderben. Wir hatten nun zum Pflanzentrocknen eine einfache aber sehr zweckmässige Einrichtung bei uns. Es war eine doppelte hohle Platte von Kupferblech, einen Meter lang und einen halben Meter breit; beim Gebrauch wurde sie auf zwei Schragen gelegt, in einem kupfernen gut verschlossenen Kessel Wasser gekocht, und der Dampf davon durch genau in den Kessel und die Platte passende Röhren in diese geleitet. Das Papier mit den sorgfältig darin ausgebreiteten Pflanzen wurde darauf gelegt, in Schichten von sechs bis acht Bogen, die wieder mit Brettchen beschwert waren. Das Feuer wurde beständig unterhalten, neues Wasser zugegossen und der zu Wasser gewordene Dampf in der Platte abgelassen, denn diese durfte nicht erkalten. Die Blätter, die ebenfalls feucht wurden, mussten von Zeit zu Zeit in trockenem Papier umgelegt, wobei immer die Schichten verwechselt wurden, so dass alle der vollen Wärme der Platte theilhaftig wurden. So konnten, wenn die Pflanzen nicht zu saftig waren, in der Zeit von etwa vier Stunden hundert schöne Exemplare getrocknet werden, die dann am folgenden Tag aufs Neue in trockenes Papier gelegt wurden. Damit wurde so lang fortgefahren, bis sich keine Spur von Feuchtigkeit mehr zeigte. —

Jakob war ein guter Jäger, und brachte stets Vögel und kleine Säugethiere nach Hause, die Adrian, ein junger Mulatte, abziehen und präpariren musste, so dass trotz der verfehlten Expedition ins Innere an Pflanzen und zoologischen Gegenständen eine hübsche Ausbeute gemacht ward.

Nach viertägigem Aufenthalt auf der Judensavanne reisten wir nach Paramaribo zurück. Unterwegs und in der Nähe der Pflanzung Waterland sahen wir dem Streite zwischen einer Truppe Eichhornaffen (Callitrix sciurea) und einigen Spott- oder Bananenvögeln (Cassicus persicus) zu.

Auf einem hohen Spondiasbaum hingen die langen beutelförmigen Nester der Vögel; wahrscheinlich hatten die Aeffchen, die arge Eierdiebe sind, sich diese zueignen wollen. Beide Thierarten verführten ein mörderisches Geschrei und ohne Zweifel zogen die Aeffchen den Kürzeren, denn sie wurden ausser von den Vögeln auch von den Bundesgenossen derselben, den Marabonsen (Polister? Hor-

nissen) verfolgt und mussten erheblich zerstochen worden sein, denn sie liefen wie toll auf den breiten Zweigen des Baumes hin und schienen uns gar nicht zu bemerken.

Zwischen diesen beiden Thieren so ungleicher Art herrscht ein eigenthümlich freundschaftliches Verhältniss, das jedem Indianer und Neger bekannt ist. Nie sieht man die Nester der Vögel (wovon ausser dem Jcterus, 3 Arten, als der Cassicus oder Oriolus cristatus, den die Indianer Jaap nennen und der seine 3—4 Fuss langen Nester stets an die höchsten Bäume hängt, der rothe, Oriolus haemorrhous, und der gewöhnliche, in der Kolonie als Bananenbeck bekannte, Oriolus persicus die gemeinsten sind), ohne dass in der unmittelbaren Nähe dieser Nester sich grosse Wespennester befänden, und selbst so nahe, dass der Vogel, wenn er in sein beutelförmiges Nest schlüpft, mit seinen Flügeln die Waben der Wespen berühren muss, was das Insekt nicht im Mindesten kümmert. Wehe aber Dem, der die Beutelnester der Vögel antastete, er würde jämmerlich zerstochen. Ich kenne 3 Arten Wespen, die in dieser Sympathie zu den Cassicus stehen.

Den 13. August waren wir nach Paramaribo zurückgekehrt, wo der Doctor mit seiner Frau und seinem Töchterchen ein geräumiges Haus in der Gravenstraat bewohnte.

Doctor H . . ., ein Hannoveraner von Geburt, lebte schon seit dem Jahre 1818 in Surinam, und war als Arzt hoch geachtet. Seine Hauptpraxis fiel noch in die guten alten Zeiten der Kolonie, deren Wohlfahrt mit dem Aufhören des überseeischen Sklavenhandels den ersten Stoss erlitt.

Mit grossen Kenntnissen und Erfahrungen in seiner langjährigen kolonialen Laufbahn verband er eine feurige Liebe zur Natur, der er sich in der wenigen freien Zeit, die ihm seine sehr ausgebreitete Kundschaft liess, widmete. Durch diese hätte er sich ein kolossales Vermögen erwerben können, wenn ihn nicht der Ehrgeiz gestachelt hätte, auch als Pflanzer eine Rolle zu spielen, und in späteren Jahren als ihm allmählig sein Beruf als Arzt zur Nebensache wurde, als Kämpfer gegen die drohende Emancipation die Feder zu ergreifen, europäische Einwanderung anzuempfehlen und für eine solche Kolonisation Pläne zu entwerfen.

Schon im Jahr 1840 hatte ich ihn auf dem Posten Armina kennen gelernt.

Die Regierung hatte. in dem eifrigen Bemühen, die Buschneger zu zivilisiren, ihn zu jener Zeit auf seinen Vorschlag zum Posthalter ernannt und sehr bedeutende Kosten darauf verwendet, ihn in seinem Unternehmen kräftig zu unterstützen. Aber nach einem kurzen Aufenthalt im Buschnegerland hatte er eingesehen, dass dieser schon so lange Zeit verwahrloste und zügellos freilebende Negerstamm nicht anders zu zivilsiren sei als durch Zwangsmittel, die ausser der Macht des Gouvernements lagen. Durch Fieber geschwächt war er wieder nach Paramaribo zurück gekehrt, und da er seine

Praxis aufgegeben hatte, widmete er sich nur der Natur und Entwürfen für die Emanzipation, die er in einer Weise bekannt machte, welche, so richtig seine Meinungen auch waren, ihrer abstrakten Form wegen nicht die Theilnahme fanden, die die Wichtigkeit der Sache verdient hätte.

Tag und Nacht beschäftigte sich der talentvolle Mann mit Ideen und Plänen, die in Surinam bespöttelt und in Holland übersehen wurden.

In dieser Zeit kam ich zu ihm.

Sechs Jahre lang war ich durch meine militärische Dienstzeit mehr oder weniger gebunden gewesen, mich der Natur zu widmen. Jetzt sollte ich in Verbindung mit diesem Mann, der an Kenntnissen mir so sehr überlegen, denselben Enthusiasmus, dieselbe Liebe für das ewig Schöne und Vollkommene, die Natur, mit mir theilte, ihr allein leben können. Aber nach unserer Zurückkunft von Victoria fand ich nicht mehr die geistreiche Unterhaltung des Doktors über die muthmassliche Fauna und Flora des Jupiter und Saturn, die ich, ehe ich nach Europa gieng, so anziehend gefunden hatte; es waren jetzt materielle Erwägungen an ihre Stelle getreten: wie viele Paar Schuhe ein Einwanderer jährlich nöthig habe, und welche Arten Hülsenfrüchte besser wären, Erbsen, Bohnen oder Linsen, während der Zeit wo der angepflanzte Maniok, Gams oder Taiers ihrer Reife entgegen giengen. Die Stelle des Idealen, den Geist Bezaubernden, hatte jetzt das Nüchterne, Praktische des gewöhnlichen Erdenlebens eingenommen.

Im Hause des Doktors gieng es creolisch zu.

Er selbst bekümmerte sich nicht im Mindesten um die Haushaltung. Madame H., eine farbige, herzensgute Frau, hatte für Alles zu sorgen. was ihr manchmal recht schwer wurde, da alle Pläne und Berechnungen ihres Mannes keinen Cent einbrachten, und nur mit Bitten und Dringen konnte man ihn manchmal bewegen, den einen oder anderen Kranken zu besuchen. Der grosse, schöne Garten hinter dem Hause war eine Wildniss, obgleich zur Bedienung von 4 Personen, worunter 1 Kind von 3 Jahren, 5 Neger sich im Haus befanden, daneben noch 3 Mädchen zum Kochen oder Waschen. Mit leichter Mühe hätte dieses Gesindel den Garten unterhalten können, aber daran war nicht zu denken.

Neben dem Hause wohnte ein Jude, Herr N., dessen Anwesen nur durch einen Zaun von dem unsrigen getrennt war, und der auf seinem Hofe mehrere Hühner hielt, denen die Flügel so geschnitten waren, dass sie nicht über den Zaun fliegen konnten. Nun hatte der Doktor einen prachtvollen Haubenadler, Conini (falco destructor), der ebenfalls mit gestutzten Flügeln im Hofe herumlief. Das schöne Thier wurde mit den Eingeweiden des geschlachteten Geflügels ernährt, auch schoss ihm Jakob manchmal einen Vogel, aber wie es oft geschah, hatte er nicht halb genug und liebäugelte dann mit den Hühnern des Juden.

Eines Tages entstund ein Zetergeschrei im Nachbarhause; ich wurde schnell dahin geholt, denn der Conini hatte sich von einem leeren Fasse, das in unserm Hofe stand, auf den Zaun zu schwingen gewusst, war in den Hof des Herrn N. hinunter geflattert, und war eben beschäftigt ein Huhn zu verspeisen. Niemand wagte sich an den gewaltigen Vogel. Ich musste nun warten bis Jakob nach Hause kam, um das böse Thier zu fangen, was keine Kleinigkeit war, denn dieser Adler, welcher sich an die Brüllaffen und das zweizehige Faulthier wagt und sich hauptsächlich von ihm nährt, ist nicht durch Einen Mann zu überwältigen.

Als Jakob kam, war auch der Vogel mit seiner Mahlzeit fertig; wir wurden seiner habhaft, indem wir über ihn zwei wollene Decken warfen. Ich hatte Mitleid mit dem schönen Thiere und hätte ihm gerne zu seiner Freiheit verholfen, wenn seine Flügel nicht beschnitten gewessen wären.

Ein anderes Ungeheuer lief im Hause frei herum, eine schöne Riesenschlange von der Art der boa canina, wie ich schon eine als Fourier besessen hatte, nur war die des Doctors grösser, aber eben so zahm. Sie war volle vierzehn Fuss lang und beinahe schenkelsdick und bekam Ratten zu fressen, die bei uns eben nicht selten waren; darum gefiel sie sich wohl im Hause und legte sich bald auf das Kanapee, bald sonst irgend wohin, wo es ihr eben behagte. Nur über Nacht wurde sie in eine Kiste eingesperrt.

So lag sie denn eines Tages auf einem grossen Tische, an welchem der Doctor seine Kolonisationsplane schrieb, zusammengerollt in süsser Ruhe und ohne jegliche Bewegung, so dass man sie leicht für ein präparirtes Thier halten konnte; Skelette, Bälge, getrocknete Pflanzen lagen auf allen Stühlen umher, denn je grösser die Unordnung im Zimmer war, desto mehr fühlte sich der Doctor darin heimisch, und gerade das Besuchzimmer im Partere war das eines ächten Studio.

Nun kam an jenem Tage ein Herr zu uns, um den Doctor über eine Krankheit zu sprechen, denn trotz allem pecuniären Mangel machte Herr H. nur Besuche, wenn ein Kranker so zu sagen in Extremis sich befand. Während nun der Doctor den Besuchenden bat, einen Augenblick sich zu setzen, bis er einen Satz vollendet habe, sah dieser die schöne Eva, so hiess das Thier, auf dem Tische liegen, verwunderte sich, wie naturgetreu sie ausgestopft sei, und strich dabei über ihr glattes Fell hin. Plötzlich hob Eva ihren Kopf empor und sah mit dem den Schlangen eigenen freundlichen Blicke und indem sie die gespaltene Zunge herausstreckte, den Besucher an, der todesblass einen Schrei des Entsetzens ausstiess, den Stuhl umwarf und ohne Hut und Regenschirm zum Hause hinaus und auf die Strasse sprang; durchs Fenster bat er mich um Hut und Schirm; er hatte alle Lust verloren, den Doctor zu konsultiren.

Eines Tages fehlte Eva; auch der Doktor liess es sich angelegen sein, des Thieres wieder habhaft zu werden, denn, meinte er, obgleich

sie reichlich mit Ratten gefüttert würde, könne es ihr wenn sie des Nachts im Hause frei umherschleichen dürfe, leicht einfallen, die kleine Louise, welche, wie alle Kreolenkinder, nicht im Bette, sondern auf einer Matte auf dem Fussboden schlief, zu verschlingen, eine Sache, die, so sanftmüthig Eva auch schien, wohl möglich war.

Drei Tage war die Schlange schon weg und das ganze Haus von oben bis unten nach ihr durchstöbert, als eines Morgens der Nachbar leichenblass ins Zimmer trat und erzählte, dass Eva in sein Schlafzimmer, wo seine Frau soeben in den Wochen lag, hereingekrochen sei. Die Kinderwärterin und das ganze weibliche Personal, denn der Nachbar hatte keine männliche Bedienung, hätten sogleich das Haus verlassen und wollten auch nicht mehr dahin zurückkehren, so lange das unheimliche Thier im Hause sei.

Ich holte Eva, die ganz willig sich wieder in ihr altes Domicil zurücktragen liess, ab — und hatte zu tragen, denn sie wog über achtzig Pfund.

Am Abende aber kam ein Brief des Nachbars, der seine Drohungen lieber schriftlich als mündlich vortrug, und dessen kurzer Inhalt war, dass, wenn der Doktor seine Bestien nicht besser bewahre und sie abermals wieder in sein Haus kämen, er sich an's Gericht wenden würde. Obgleich sich Herr H. wenig um die Drohung bekümmerte, so wurde, da man gerade dazu Gelegenheit hatte, Eva und der Adler an einen holländischen Schiffskapitän verkauft.

Ein drittes, viel gefährlicheres Thier, hatten wir wohl verwahrt in einer mit einem Drahtgitter wohlverschlossenen Kiste, nämlich ein sehr grosses Exemplar der giftigen Capassischlange, Trigonocepholus rhombeatus. Auch sie wurde mit Ratten gefüttert.

Als ich mit Jakob, der sie besorgte, nach Para abreiste, tödteten wir das gefährliche Reptil um es in Spiritus aufzubewahren.

Ende August, nachdem das Gesammelte wohl conservirt und eingepackt war, machte ich mit Jakob und Adrian eine Reise nach dem Paradistrikt, um da einige Wochen lang Pflanzen, Schmetterlinge und andere Thiere zu sammeln.

Die erste Pflanzung, wo ich mich aufzuhalten hatte, war Osembo, das etwa sieben Stunden südlich von Paramaribo an einer kleinen Kreek liegt, welcher in das Paraflüsschen mündet. Ausser drei Zuckerpflanzungen, die im niedern Land nahe an der Mündung in den Surinamfluss liegen, sind im ganzen Distrikte blos sogenannte Holzgründe, wo durch die Neger Bauholz und Bretter zum Gebrauche der übrigen Pflanzungen und der Stadt Paramaribo bearbeitet und gesägt werden.

Der letzte dieser Holzgründe am Para liegt etwa 12 Wegstunden von der Stadt, und alle stehen, obgleich sie am Paraflüsschen oder dessen Nebenbächen liegen, auch durch Wege mit einander in Verbindung, die in jener Zeit ziemlich gut unterhalten waren.

Die Vegetation des Paradistrikts ist mehr die des Innlandes, auch erhebt sich das Land schon etwas wellenförmig und wird im südlich liegenden Theile von der Savannenregion durchschnitten.

Als ich auf Osembo ankam, empfing mich der Direktor Herr B., ein grosser schwerer Mulatte sehr zuvorkommend und gastfrei.

Im grossen Hause desselben wurde mir eine Kammer angewiesen, während Jakob und Adrian in einem Schuppen logirten, wo denn auch die Pflanzentrockenmaschine aufgestellt war.

Die Pflanzung Osembo hatte etwa 130 Neger und gehörte einer Verlassenschaftsmasse, die durch das Waisengericht verwaltet wurde. Die Direkteure von Pflanzungen, die das Glück hatten, unter der Waisenkammer zu stehen, hatten gar gute Herren, wenn man sie gut zu behandeln wusste, und das verstand Herr B. aus dem Grunde.

Keine Pont brachte Bretter, Singels oder dergleichen nach der Stadt, ohne dass einige Kisten Stärke, Mais, Schweine, Geflügel, schöne Cederbretter u. s. w. an die Vorgesetzten geschickt wurden. — Wurde ein Tapir, ein wildes Schwein oder ein anderes Wild geschossen, geschwinde musste Hals über Kopf ein kräftiger Junge durch Dick und Dünn zu Fuss nach Paramaribo, dass das geschätzte Wild noch zeitig genug zum Mittagstisch des Patrons ankam, und Niemand verstand das leider überall bewährte Sprichwort: „Schmieren und Salben hilft allenthalben," mehr in Praxis zu bringen, als er; desshalb war B. auch unumschränkter Herr und die Briefe seiner Vorgesetzten an ihn, den zärtlichen Herrn (teedere heer), waren voll von Vertrauensvoten und Achtungsbezeugungen.

Die Neger von Osembo arbeiteten, da die Waldungen der Pflanzung schon längst kein Holz zu Brettern mehr hatten, vier Stunden weit am Saramaccafluss, wohin sie sich am Montag begaben, und woher sie am Freitag zurückkamen.

Der Bastian oder schwarze Aufseher hatte die Arbeit zu leiten, suchte die Bäume aus und machte jeden Samstag seinen mündlichen Rapport.

War eine Pontladung Bretter oder Singels bereit, so musste der Blankoffizier nach dem Arbeitsplatz, die Bretter nachsehen und sie auf die Pflanzung, die sie bestellt hatte, oder nach der Stadt senden. Der Direktor selbst ritt nur selten dahin. —

Es war nun dessen ganze Thätigkeit darauf beschränkt, diese jungen Neger, (denn unter 20 Jahren durfte kein Neger zum eigentlichen Holzgeschäft, und ebenso wenig ein Mädchen unter diesem Alter und so lange sie keinen Mann hatte, zum Tragen von Brettern verwendet werden), zweckmässig zu beschäftigen. Auch hierin bewährte er seinen praktischen Verstand, denn er liess durch das junge Volk Kostäcker anlegen und unterhalten, in denen ausser Bananen, Jams und Taiers zum Lebensunterhalt, noch Maniok zur Stärkemehlbereitung und Mais gepflanzt wurde. — Diese Kostäcker waren sein Eigenthum, und allein aus Mais löste er bei einer Ernte über 400 fl.

Durch grosse Gastfreiheit und guten Humor war er überall beliebt, nur mit seinen Nachbarn, lauter Farbigen und auf derselben Bildungsstufe stehend, wie er, konnte er sich nicht vertragen, denn sie beneideten ihn weil Osembo „aan de Weeskamer" war. —

Kurze Zeit vor meiner Reise nach Para war auch Onverwagt, ein ebenso grosser Holzgrund, nur eine Viertelstunde von Osembo entfernt, unter die Verwaltung der Waisenkammer gekommen, und Herrn B. die Aufsicht über dieselbe ebenfalls aufgetragen.

Onverwagt hatte ebenso viele Sklaven als Osembo, und diese arbeiteten ebenfalls in den Waldungen der Saramacca, aber während es eine Menge kräftiger Jungens hatte, geschickt um die Kostäcker in Ordnung zu halten, bot Onverwagt eine Auswahl junger hübscher Mädchen dar; so konnte B. nun das Nützliche mit dem Angenehmen vereinen.

Ehe ich über meine Beschäftigungen spreche, will ich einige Worte über die Lebensweise des Direktors sagen, „à tout seigneur tout honneur."

Um sechs Uhr Morgens war er bereits angekleidet, und sass unter der luftigen Gallerie beim Kaffee. Bei diesem war frisches Cassavebrod, geröstete Bananen, Käse und Butter. Nach eingenommenem Frühstück unterhielt er sich mit seinem Blankoffizier, oder ging er in die Zimmermannsloots (Werkstätte), wo stets das eine oder andere Fahrzeug zu repariren war, um da die Arbeit des Zimmermanns nachzusehen; dann setzte er sich zu Pferd und ritt nach Onverwagt, wo er die hübschen Negerinnen besuchte, die seinen Sultanslaunen sich gerne unterwarfen, aber, obwohl sie als Hausmädchen in der Sklavenliste aufgeführt wurden, weil kein Direkteur da wohnte, auch nicht die mindeste Arbeit zu verrichten hatten und ihre Zeit in Müssiggang zubrachten.

Manchmal ritt B. auch in den Kostacker, wohin ich ihn mit meinem Schmetterlingsnetz zu Fuss begleitete. Um zehn Uhr kam er gewöhnlich nach Hause, trank ein Gläschen Genever und ass präzis zwölf Uhr zu Mittag, wobei es nie an frischem Fleisch fehlte, denn B. hatte stets gute Jagdhunde, die ihn manchmal fl. 100 bis fl. 200 das Stück kosteten und mit denen ein Arowakenindianer jagte.

Da er nun Erdfrüchte im Ueberfluss hatte, so kostete ihn seine Haushaltung verhältnissmässig wenig.

Gleich nach dem Essen hielt er seine Siesta, wobei eine hübsche Negerin ihm so lange den Kopf kratzen musste, bis er in Schlaf fiel. Dieses Schläfchen dauerte bis fünf Uhr, wo in einer Badekammer wieder die eine oder andere Schöne ihn in einer Badewanne waschen musste, bis er, erfrischt von des Tages Mühen, sich nach sechs Uhr unter der Gallerie im Lehnstuhl niederliess, um die Abendkühle zu geniessen.

Hier leistete ihm nun der Blankoffizier Gesellschaft, oder Bekannte aus Paramaribo, die ihn häufig besuchten. Um acht Uhr wurde ein reichliches Nachtessen eingenommen, und um neun Uhr präzis begab man sich zur Ruhe.

Ein solches Leben führten in jener Zeit alle Directeure dieser Holzgründe, wenn sie auch nicht die Vortheile hatten, welche dem Herrn B. seine Chefs zuliessen. Die Unterhaltung mit diesen Herren

bezog sich blos auf Vorfälle in der Kolonie, denn alles was ausser derselben lag war ihrem Ideenkreise fremd, und sie war für mich viel langweiliger als ein Gespräch mit Indianern, das ich abbrechen konnte wenn ich wollte.

So wenig ich nun auch begriff, wie ein Mann in den besten Jahren ein solches Geist und Körper tödtendes Leben führen konnte, ebenso wenig begriff er, wie ich, wenn ich am Abend beschmutzt und durchnässt nach Hause kam, und nun ermüdet mich noch ans Einlegen von Pflanzen, Aufspannen von Insekten und Präpariren von Bälgen machen musste, in dieser Thätigkeit mich glücklich fühlen konnte.

Er ertheilte mir oft den wohlmeinenden Rath, Blankoffizier zu werden, weil ich ja gut lesen und schreiben könne und überdiess so gut zu Fuss sei, da könne es mir doch in einigen Jahren nicht fehlen, Direktor einer Pflanzung zu werden, und so in eine leichte behagliche Existenz zu kommen.

So liefen unsere Meinungen auseinander, ohne dass wir aufhörten, gute Freunde zu bleiben, und ich bin diesem Manne für die Gastfreundschaft, die er mir so oft und uneigennützig bewiesen, bis an seinen Tod dankbar gewesen.

Meine Wanderungen, die durch die vielen Wege sehr erleichtert wurden, übernahm ich nie vor acht oder neun Uhr Morgens, denn um diese Zeit war der Thau von den Blättern abgetrocknet, und die Insektenwelt regte sich. — War mein Ausflug kurz, so kam ich zum Mittagessen nach Haus und machte von eins bis fünf Uhr einen zweiten Spaziergang.

Bei jeder Tageszeit zeigen sich wieder eigene Arten Schmetterlinge, und so unendlich verschieden das Reich derselben in Gattungen ist, nicht weniger mannichfaltig ist ihre Lebensweise, und das Studium derselben unerschöpflich.

Ich will hier nur von den Schmetterlingen reden, die durch ihre Pracht und Grösse in den Tropenländern am meisten in die Augen fallen.

Die bei weitem grössere Zahl hält sich in den Wegen oder am Saume der Waldungen auf, und sie fangen erst zu fliegen an, wenn die Sonne höher steigt und es warm wird.

Zehn bis fünfzehn Fuss über dem Boden fliegt rasch der prachtvolle glänzend-lasurblaue Morpho Rhetenor. Cr., der sich nur selten setzt, in Wegen oder in Kreeken fliegt und die dichten Waldungen vermeidet. Sein doppelt so grosses hochgelbes Weibchen ist so selten, dass man eher hundert Männchen als ein Weibchen zu Gesicht bekommt.

Die schöne Gattung der Heliconier, so reich an Arten als an Varietäten, fliegt meist niedrig am Saume des Waldes. Ihre unansehlichen Dornraupen leben in Gemeinschaft von den Blättern verschiedener Passifloren. Auch im Puppenzustande bleiben sie bei einander, und hängen sich eine neben der andern stets an den Ranken

der Blätter, welche sie fressen, auf. Ihre Puppen sind grau, dornig und es hängen manchmal an einer Ranke über hundert, schliefen auch meist zur gleichen Stunde aus. Am Abend setzen sich diese Schmetterlinge wieder gemeinschaftlich auf dürre Reiser in Kreeken, so dass man mit einem Schlage des Netzes oft ein halbes Dutzend bekommen kann.

Die trojanischen Ritter, deren meist graue glatte Raupen theils gemeinschaftlich, theils einzeln hauptsächlich auf Citronen- und Orangenbäumen leben, lieben die Sonne weniger und halten sich gerne im niedrigen Wald und an schattigen Plätzen auf. Auch der schöne schwalbenschwanzähnliche Thoas, dessen Raupe einsam auf einer nach Anis riechenden Piperace lebt, gehört hieher. Alle Raupen dieser Gattung strecken wie die europäische Schwalbenschwanzraupe so bald man sie berührt, zwei gelbe übelriechende Hörnchen aus dem ersten Halsringe und verwandeln sich später meist in graue Stückchen Holzgleichende Puppen, aus denen nach vierzehn Tagen der Schmetterling ausschlieft.

Jetzt fliegen auch die Morphos, wie Menelaus L. Deidamia. Hübs., Achilles L. Nestor C., während die verschiedenen Arten von Caligo als Eurilochus C., Teucer L. Automedon F. nur in düsterem Hochwalde sich aufhalten, an Bäumen sitzen und blos in der Morgen- und Abenddämmerung längs den Wegen und Kreeken fliegen. Die Raupen dieser Gattung sind oft bei sieben Zoll lang, braun oder grün von Farbe, gestreift, haben vier harte Hörnchen auf dem Kopfe und einen Gabelschwanz. Sie sitzen an den Blattstielen der Bananen- und Heliconienblätter und fressen blos Morgens und Abends.

Da die Morphos meist im Walde sich aufhalten, so bekommt man sie selten unbeschädigt; auch sind sie nicht im Stande, gegen starken Wind zu fliegen. Eine Ausnahme davon macht der silberfarbene Morpho Adonis, da er stets beim stärksten Wind und Sonnenschein, aber so hoch fliegt, dass man ihn nicht leicht fangen kann.

Im dunkeln Gebüsche unter Blättern, nahe am Boden, findet man die schöne blaue Esthema bicolora S. und die gelbe Hyclosia heliconides H.; sie flattern nur davon wenn sie verjagt werden. Gefangen stossen sie mit zischendem Laut einen gelben nach Opium riechenden Schaum aus ihren mit weissen Punkten gezeichneten Halswirbeln in solcher Menge aus, dass sein Volumen wohl dreimal so gross ist als der Körper des Insektes. Ebenso wie diese, unter Blättern, und meist an Kreeken oder feuchten Stellen im dichten Strauchwerk, findet man die verschiedenen Arten Stalachtis stets in grosser Menge bei einander.

Nur die Nymphaliden, zu deren schönsten Arten Medea F., Clymena H., Postverta B., Numilius C., Acontius L., Ancaea L., Bolina, Claudia C., Pheridamas Cr., Orion Fab., Baeotus B., Hippona F., Clytemnestra F., Thetis F., Basilea Cr. gehören, lieben die Sonne, fliegen wie der deutsche Fuchs (Pap. polychloros) oder der Admiral (Pap. Atalanta) von Blatt zu Blatt und zeigen kokettirend die bunten

Zeichnungen der Oberseite. Aber jede dieser so mannigfaltigen Schmetterlingsarten hat ihre eigene Weise zu fliegen, zu sitzen und sich zu verbergen. Manche sind so frech wie das C. (Pap. C. album), setzen sich auf die Kleider oder gar auf die Hand. andere ganz sorglos auf die Blätter. fliegen aber, so bald man mit dem Netze fehlschlägt. in die Höhe und bleiben stundenlang in den obersten Zweigen der Bäume sitzen, ehe sie wieder herunterkommen.

Um einen solchen seltenen Schmetterling gab ich mir einst zwei Stunden lang vergebliche Mühe; fruchtlos warf ich Stücke Holz hinauf, ja ich schoss sogar nach ihm, er flog nur auf, um sich in derselben Höhe wieder zu setzen, bis ich endlich unverrichteter Sache abzog.

Manche setzen sich nie an Blätter, sondern nur an den Stamm der Bäume, wie die mit einem klappernden Geräusche fliegende Feronia und Amphinerma. — Andere wie die Castniaarten, meist an trockenen Zweigen und mit dachförmig über einander geschlagenen Flügeln. Nur wenige, wie die glasflügelartigen Piera L., und Andromeda H. findet man im Walde auf dem Boden.

Auf freien Plätzen. an Wegen oder auf verlassenen Kostäckern, wo eine weisse Synanthere strauchartig wächst. saugen mit schnellem Fluge. aber nur bei hellem Sonnenschein. die schöne Dido, die ziegelrothe Julia, Juno, Vanilla den Blumensaft. und man findet hier die blauen Thecla. Marsyas. Tuneta und die verschiedenen Hesperiden als Herrichii. Vulcanus u. s. w. Ueberhaupt sind diese Sträucher von einer zahllosen Menge kleiner Schmetterlinge besucht, und die Mittagshitze ist stets die beste Zeit zum Fangen derselben.

War ich nun den ganzen Morgen mit dem Fange der kleineren Arten beschäftigt, so machte ich nach vier Uhr Abends noch einen Gang. um die grösseren Morphos zu erhaschen: diese hatten sich dann schon zur Ruhe begeben und sassen auf den Blättern an der Seite des Weges. so dass ich sie mit der Hand wegnehmen konnte. Auf diese Weise fing ich oft an einem Abend sechs und mehr ganz unverdorbene Morphos.

Bei der ungeheuren Menge schädlicher Insekten, meist Ameisen, die oft so klein sind. dass man sie kaum bemerkt. hat man beim Aufspannen und Bewahren von Schmetterlingen eine Sorgfalt nöthig, von der man in Europa sich keinen Begriff macht, denn trotz Creosot und Cajeputöl dringen kleine Kakerlakken durch die kleinsten Oeffnungen und wenn sie sich auch nicht an die eingeölten Leiber wagen, so fressen sie Löcher in die Flügel. Der Sammler muss desshalb, besonders bei Insekten, genau schliessende Kästen haben und darf überdiess den Kampher nicht sparen. Die Fugen meiner Insektenkistchen hatte ich stets mit bepflasterten Leinwandstreifen beklebt.

Nach achttägigem Aufenthalt bei dem gastfreien B. verliess ich Osembo, um auf der letzten Pflanzung L'Inquietude noch vierzehn Tage zuzubringen. Ein kleiner Bach. der Oemankreek. der blos bei hohem Wasserstande zwei bis drei Fuss tief ist. führt in grossen Krümmungen in die Para. Auf dieser fuhr das Boot, während

ich den viel kürzeren Weg zu Fuss machte und über eine Stunde warten musste, ehe mein Boot am Landungsplatze eintraf.

Wir fuhren nun eine kleine Strecke die Para hinunter, um durch einen gegrabenen Kanal von höchstens fünf Minuten Länge eine grosse Krümmung des Paraflüsschens abzuschneiden; so kommt man eine Stunde überhalb Osembo bei dem Holzgrund Overtoom wieder in die Para. — Auch Overtoom hat etwa hundert und neunzig Sklaven, die ebenfalls an der Saramacca arbeiten. Sein Direktor ist ein Mulatte, der gerade wie B. lebt. Ich fand ihn eben im Begriffe einen Besuch auf einer benachbarten Pflanzung zu machen. In einem kleinen, länglich viereckigen Fahrzeug Kruskrusi, worin acht junge Mädchen singend drauf los pagaaiten, sass der Direktor bequem auf einer mit einem rothen Teppich bedeckten Bank. Unter immerwährendem Gesang fuhr die junge Schaar die Para hinab.

Eine kleine Stunde überhalb Overtoom kommt man an der verlassenen Pflanzung Topibo vorbei, wo ein Hügel von etwa sechszig Fuss Höhe die erste beträchtliche Erhebung des Bodens bildet.

Man erzählt sich, dass in diesem Hügel, den man den Berg nennt, sich eine Höhle befinde, worin ein Pflanzer seine Schätze verborgen haben soll, als im Jahre 1712 die Franzosen die Kolonie überrumpelten und brandschatzten. Auf Osembo befand sich ein alter Neger, der vorgab, die Höhle zu kennen.

Als ich ein Jahr später wieder nach Osembo kam, ruhte ich nicht, bis dieser Neger, den ich dafür mit zwei Gulden belohnte, mich dahin begleitete. Aber der Spitzbube war so misstrauisch, dass er vorgab, die Stelle nicht mehr zu finden. Ich durchstreifte über eine Stunde lang allein den Hügel, fand endlich eine backofenartige Höhlung, aber kaum so gross, dass ein Mensch sich liegend darunter hätte ausstrecken können. Alles war voll Schutt und eisenhaltigen Steinen die nicht abgerundet waren. Es wäre interessant gewesen, nachzugraben, ob jener Schutt wirklich eine Höhle ausfülle oder primitiver Boden war.

Von Höhlen habe ich in Surinam nie gehört, doch sollen nach der Aussage eines alten Indianers oben im Siparawinifluss grosse Höhlen sein, wo sich ein fabelhaftes Thier von kolossaler Grösse und der Gestalt eines Ameisenfressers aufhalte.

Zwei kleine Stunden in nordöstlicher Richtung von Topibo befindet sich auf dem rechten Ufer des Surinamflusses bei der verlassenen Pflanzung Rac à Rac ein zweiter Hügel von derselben Höhe und Formation. Dieser und der vorige sind die einzigen Erhöhungen in diesem Theile der Kolonie, denn erst drei Stunden südlicher erhebt sich das Land etwas mehr und der alluviale Boden geht allmählig in einen Gürtel von Sandsavannen über, welcher früher die Meeresküste bildete.

Bedeutende Krümmungen verlängern die Reise in der Para ungemein, und drei Stunden lang bis zur Mündung der Corupinkreek findet man nichts als verlassene Kostäcker. An letzterem Kreek, der von Westen her in die Para fliesst, liegen blos die Holzgründe

Prosperité und „de vier kinderen“. Zwischen beiden ist der Militärposten Republik mit zehn Soldaten unter dem Kommando eines Sergeanten.

Die Stelle wo der Corupinikreek in das Parafiüsschen mündet, nennt man den Triangel, und die Neger knüpfen, wie an verschiedene andere Orte, daran abergläubische Bedeutungen; so soll man da nicht pfeifen, um den Wassergeist Watramama nicht zu erzürnen.

Wir fuhren die Para weiter hinauf und kamen nach zwei Stunden an den Holzgrund Hannover, der dem Doktor gehörte, aber vieler Schulden halber der Bank verpfändet war. Keiner dieser Holzgründe kann dem Eigenthümer einige Rente abwerfen, denn da die Waldungen im Umkreise schon längst ihres Nutzholzes beraubt sind, so müssen Bretter und Bauholz in weit entfernteren Waldungen bearbeitet werden, so dass der Transport nach der Stadt viel zu viel kostet und die Holzgründe, die bedeutende Steuern bezahlen müssen, nicht mit den Buschnegern concurriren können.

Die Holzgründe sind in Gegenden, wo die Kultur des Zuckers sich nicht lohnen würde; da aber ein Neger ohne seinen Willen nicht von seinem Geburtsort weggenommen, auch Familien nicht getrennt werden dürfen, es überdiess schwierig ist, die Sklaven an eine neue Kultur zu gewöhnen, weil die Folgen solcher Neuerungen sehr häufig und besonders bei den Paranegern, Widerspenstigkeit, Aufruhr und Weglaufen veranlassen, so befanden sich die Eigenthümer solcher Pflanzungen, deren reeller Werth an Sklaven oft fl. 50—8000 betrug, manchmal in ganz ungünstigen Verhältnissen, und so warf dieses bedeutende Kapital gar keine Rente ab, oft nicht einmal soviel, dass die Steuern bezahlt werden konnten.

Nun hatte vor mehreren Jahren der Doktor auf seiner Pflanzung diesem Uebelstande abhelfen wollen und eine Kultur einzuführen beabsichtigt, wofür der Boden günstig war und welche die Sklaven, da sie wenig Arbeit beanspruchte, gerne versahen, nämlich die Kultur des Ananas oder Bromelinflachses „Bromelia pinguin.“

Aus dieser Pflanze, welche zum Ananasgeschlechte gehört und deren Blätter überreich an einer starken, wohl drei Fuss langen Faser sind, verfertigen die Indianer Hängematten und Schnüre, die an Dauerhaftigkeit und Stärke diejenigen aus Flachs und Hanf bedeutend übertreffen.

Die Pflanze war in Europa beinahe unbekannt und der Doktor hatte nicht die Mittel auf das Resultat von Probesendungen warten oder die nöthigen Reklamen machen zu können. So musste er denn die Sache aufgeben und die Bank, welche das Geld vorgeschossen hatte, zog die Verwaltung von Hannover an sich und liess wieder Bretter sägen und Singels spalten. Das Unkraut überwucherte die angepflanzten Aecker, und die Arbeit einiger Jahre war umsonst gewesen.

Auf Hannover befanden sich über 180 Neger, die wie alle Paraneger sich vortheilhaft vor den Sklaven der im niedern Land gelegenen Pflanzungen auszeichneten. — Von Hannover an hat man

auf beiden Ufern der Para Savannen, die sich gegen Osten nach dem Surinamfluss, gegen Westen aber nach der Saramacca hinziehen.

Drei Stunden überhalb Hannover kommt man an die Mündung der Carolinakreek, bei der ich, weil es schon dunkel war, die Corjal verliess und mit Jakob, der meine Hängematte trug, mich zu Fuss nach dem Wohnhause begab, wo der Direktor, ein Deutscher, den ich schon früher kannte, mich freundlich willkommen hiess.

L'Inquietude ist ein stilles ruhiges Plätzchen, so abgelegen und einsam an der schmalen mit Bäumen dichtbeschatteten Carolinakreek, dass der Name Solitude oder Eremitage passender dafür gewesen wäre. Das kleine, nette, noch nicht ganz fertige Wohnhaus lag versteckt unter alten dichtbelaubten Mangobäumen, über die einige dutzende hohe Kokospalmen hervorragten; Citronenhecken und ein schlecht unterhaltener Zaun schieden den Platz, wo das Wohnhaus war, von den elenden Hütten der 30 bis 40 Neger, welche die Sklavenbevölkerung von L'Inquietude ausmachten.

Vor dem Hause dehnte sich eine vielleicht 50 Acker grosse Savanne aus, in der einige Kühe und Ochsen grasten. — Alles war von Hochwald umgeben, der Boden erhob sich schon hier hie und da wellenförmig, und so unbedeutend das Plätzchen auch war, so machte es doch den angenehmsten Eindruck und schien ganz geeignet, um abgeschieden von der Welt nur sich und der Natur zu leben.

Herr W. war ein gebildeter und belesener Mann, und seine Gesellschaft für mich eine ganz andere, als die des guten B.

Der Holzgrund gehörte einem Juden in Paramaribo, der sich wohl hütete, dass L'Inquietude an die Waisenkammer kam; das Wohlleben war desshalb auch nicht das Osembos, und die besten Neger waren bei ihrem Herrn in der Stadt; die ganze Hausbedienung bestand aus einem ganz jungen Mädchen als Köchin, und aus einem Mulattenjungen.

Nur war Herr W. ein heftiger Mann, der jede Arbeit seiner Neger überwachte und nachsah.

Schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft kam eine drollige Scene vor; das Essen war nicht rechtzeitig fertig; die Köchin und der Junge wurden desshalb gerufen, als sie aber den Herrn nach der Peitsche greifen sahen, nahmen sie Reissaus und versteckten sich in den Negerhäusern, wo kein Bitten und Schelten sie bewegen konnte, wieder nach der Küche zu gehen. So mussten wir eben selbst den Topf vom Feuer nehmen und in's Haus tragen. Am Abend aber war von beiden Parteien die Sache vergessen.

Jeden Tag machte ich, begünstigt vom schönsten Wetter, meine Wanderungen in der Umgegend, und an der Thierwelt hatte ich, wie immer, die beste Unterhaltung. So hatte ich einmal, was nicht häufig geschah, ausser meinem Netz zum Schmetterlingsfang mein Gewehr mitgenommen, als ich auf dem breiten Wege, der nach dem Holzgrund Berlin führte, ganz ruhig auf einem Zweige über mir einen

Galbula viridis. dessen schönes Gefieder im Sonnenschein wie grünes Gold glänzte, sitzen sah. Ich trat zurück und wollte eben das Gewehr auf den Vogel anlegen, als ein schöner blauer Morpho den Weg herunterflog; ebenso leicht konnte ich diesen mit dem Netze fangen. ich liess die Flinte und nahm das Netz, aber der Galbula kam mir zuvor. packte im Fluge den Rhetenor, setzte sich wieder auf denselben Zweig und frass den Schmetterling so geschickt, dass die vier Flügel desselben zu mir herunterflatterten. Nach dieser That. wozu er ein noch grösseres Recht als ich hatte, blieb er so ruhig und zufrieden sitzen, dass ich ihm unmöglich etwas zu Leid thun konnte.

Ein kleiner Weg führte in südlicher Richtung nach dem Oranjepad, wo man um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts mit einigen Pfälzer- und Schweizerbauern kolonisiren wollte. Aber alle gingen elend zu Grunde; bei der geringen Theilnahme, die ihnen die in der Nähe wohnenden Pflanzer, meist Juden bewiesen, der unglücklichen Wahl eines so weit abgelegenen Wohnortes, wo sie sich noch gegen die Einfälle der weggelaufenen Neger zu wehren hatten, musste dieses so ohne allen festen Plan angefangene Unternehmen missglücken.

In nordwestlicher Richtung liegt eine Stunde von L'Inquietude entfernt der bedeutende Holzgrund Berlin mit mehr als 300 Negern, die an der obern Saramacca ihre Arbeitsplätze haben. Ein Weg von vier Stunden Länge führt durch Hochwald und Savannen dahin. — Mehrere Male war ich später dort. denn in den Savannen wuchs eine Art Erdorchideen mit schönen rothen Blumen, die ich nie sonst irgendwo gefunden habe. Auf L'Inquietude hielt ich mich vierzehn Tage lang auf. die Ausbeute an Insekten war hier geringer als im Umkreise von Osembo, wo mehr Wege dem Sammler günstig sind. Zum ersten Male aber fand ich hier eine riesenmässig grosse Spinne Mygale Blondii Lat.. die in Löchern im Sandboden sich aufhält und ihre Höhlen so austapezirt, dass keine Erde in's Loch fallen kann. Die Löcher sind über zwei Fuss tief, und es war jedes Mal keine kleine Arbeit. das Thier mit der Schaufel aus dem wurzelreichen Boden herauszugraben. Ich habe später am Maroni Exemplare dieser Spinne bekommen, deren Hinterleib so gross wie ein kleines Hühnerei war, sie sind von rothbrauner Farbe, dicht behaart, und manche dieser Thiere waren ausgespannt so gross wie ein mässiges Suppenteller.

So selten nun diese grosse Spinne vorkommt, desto häufiger ist die gewöhnliche Buschspinne Mygale avicularia. Sie ist etwa vier Zoll breit und lang. bläulich-schwarz und stark behaart. die Enden der Füsse sind rosenroth. Sie hat überall ihre Schlupfwinkel. auf Bäumen, in alten Gebäuden und in den Blättern der Ananas. Sie spinnt sich einen acht bis zehn Zoll langen seidenen Gang, den sie am Abend verlässt, um ihrem Geschäfte nachzugehen. das heisst. grosse Heuschrecken, Schmetterlinge, Kakerlacken und dergleichen aufzufangen,

in ihr Nest zu bringen und da in Ruhe zu verzehren. Sie wird leicht zahm. Ich hatte eine wohl sechs Monate lang in einem alten Schuppen, wohin ich ihr jeden Morgen eine Kakerlak oder Heuschrecke brachte, die sie schon nach einigen Tagen mir aus der Hand nahm; sie sass vor ihrem Loche, um ihr Frühstück aus meiner Hand zu empfangen. Einer meiner Arbeiter schlug, um mich zu ärgern, die Spinne todt.

Eine andere von derselben Grösse Mygale ist hellgrau mit gelblichen Streifen und lebt auf den Sandsavannen der Casawinika. Sie ist ziemlich zahlreich und alle paar Schritte findet man wieder ein Loch. Die Höhlen sind einen bis anderthalb Fuss tief, übersponnen und so angelegt, dass am untern Ende des Ganges Wasser ist. Die Spinne sitzt vor dem Eingang und lauert auf die vorübergehenden Passagiere, die sie überfällt und in ihre Höhle und in's Wasser zieht, wo sie dieselben leichter überwältigen kann. Die rothbraunen Fresszangen sind beinahe einen halben Zoll lang.

Eine Art mit zolllangem länglichtem Hinterleib ist dunkelgrün und mit ausgespannten Füssen etwa zwei und einen halben Zoll lang. Diese Spinnen machen gemeinschaftlich an Wegen, im Walde oder auf freien Plätzen ein oft fünfzehn Meter langes und zwei Meter hohes Netz von gelben klebrigen Fäden. — Die Spinnen sitzen darin vertheilt, manchmal über Hundert. Eine Menge Schmetterlinge und anderer Insekten fangen sich darin. Ich sah mehrere Male Kolibris die kaum aus den Eiern gekrochenen Jungen dieser Spinnen im Fluge verspeisen.

Von wunderchöner Farbe sind einige, deren Hinterleib beinahe dreieckig, (Gasteracantha?) in zwei langen Stacheln ausläuft. Der Rücken ist porzellanfarb, mit rother Einfassung und gelben Flecken. Sie macht wie die Kreuzspinne ein ungemein gleichförmiges radförmiges Nest, in dessen Mitte sie sitzt und ihre Beute erwartet.

Ueberall, in Häusern und im Freien findet man die Springspinnen, Salticus, die auf Fliegen, Schmetterlinge, Heuschrecken und dergleichen Jagd machen. Sie erhaschen ihre Beute mit einem Sprunge und obgleich Füsse und Unterleib immer grau sind, so prangt ihr Rücken manchmal in den prächtigsten Farben. Von Scorpionen kenne ich nur drei Arten. Der grösste, Brotheas maurus Lin., ist ohne den Schwanz etwa drei Zoll lang, schwarzbraun, mit dicken krebsähnlichen Scheeren. Er ist besonders häufig unter Spänen des im Walde gesägten Waneholzes, wo man ihn bei Dutzenden finden kann, was bei andern Holzarten nicht der Fall ist. Auch fand ich diesen Scorpion häufig an den Wurzeln eines Schlingfarrens Pteris, der in Bergwäldern des Innern vorkommt. — Die zweite Art Tityus ist ebenso lang, aber weniger dick, gelblich weiss mit bräunlichen Flecken und langen schmalen Scheeren. Auch sie findet sich im Walde und an altem Holze. Die dritte Art hat dieselbe Farbe und Form, nur ist der Schwanz weniger lang. Sie hält sich überall in den Häusern auf, unter den Schindeln der Dächer, in Kleiderkästen

und in Büchern; obwohl ihr Stich schmerzhaft ist, so erregt er weder Fieber noch Geschwulst.

Bei weitem gefährlicher als der Scorpion ist der Tausendfuss, Scolopendra morsitans. Er hat 21 paar Füsse und hinten noch zwei Hacken, mit denen er wie durch seinen Biss gefährlich verwunden kann. Ich habe diese Insekten schon in der Länge von 11 bis 12 Zoll und 3/4 Zoll Breite gefangen. Sie sind olivengrün, mit röthlichen Füssen, halten sich in den Dächern, unter alten Brettern und in den Ritzen der Wände auf, wo sie nach Spinnen, Kakerlaken und anderem Ungeziefer jagen, aber so muthig sie sind, so müssen sie doch vor den Wanderameisen entfliehen, wenn diese ein Haus besuchen.

Asseln (Julus) leben in feuchtem Mulm und werden sechs bis acht Zoll lang, es sind unschädliche Thiere, die aber unangenehm riechen. — Eine Art Asseln leuchtet im dunkeln wie ein Leuchtkäfer.

Eine wahre Plage für Vieh und Hunde, aber auch für viele wilde Thiere sind die Zecken, Astoma in Surinam unter dem Namen Coupari bekannt. Kränkliches Vieh, an das sie sich besonders gerne machen, geht manchmal dadurch zu Grunde. Sie erreichen die Grösse eines Fingerglieds, werden beinahe einen Zoll lang und über einen Zoll dick und sind blau oder gelblich von Farbe. — Von wilden Thieren werden besonders der grosse Ameisenfresser, die wilden Schweine und Hirsche durch sie geplagt, aber auch kaltblütige Thiere, denn selten erhielt ich eine Landschildkröte an deren Hintertheil sich nicht einige grosse Zecken eingebissen hatten, ja gewöhnliche Kröten werden von ihnen angefallen und schleppen sie oft lange mit sich herum.

Von L'Inquietude sandte ich Jakob und Adrian mit der Corjal nach der Stadt, während ich mit einem jungen Neger, den der Direktor nach Paramaribo schicken musste, zu Fuss mich dahin begab. In der Nähe des Holzgrundes Berlin, der auf einer grossen Savanne liegt, sah ich eine Art Palme die ich sonst noch nirgends bemerkt hatte und erst einige Jahre später wieder an der Wasserscheide der Wanekreek fand. — Der Stamm ist nicht mehr als mannshoch, bei zwei Fuss dick und hat einige Aehnlichkeit mit den Cykadeen. Durch die dürren Blätter, die nicht leicht abfallen, ist er kaum sichtbar; die Blätter biegen sich bogenartig zur Erde, sind zehn bis zwölf Fuss lang, an ihrer Basis gezähnt und die Fiederen drei Fuss lang bei einem Zoll Breite. Sie sind grünlich grau und harsch und da die Blätter zum Boden herabhängen und die Bäume dicht bei einander stehen, so bilden sie ein undurchdringliches Gebüsch. Die Früchte sind gelb, später schwarz, sehr öhlreich, doch machen die Indianer keinen Gebrauch von ihnen.

Ein drei Stunden langer Weg führt theils durch Hochwald, theils über Savannen an dem Posten Republik vorbei über die Corrupinakreek und eine kleine Viertelstunde weiter abwärts an den Holzgrund Prosperité. — Bei dunkler Nacht kamen wir auf Osembo an, wo ich übernacht blieb, um am andern Morgen meine Fussreise nach der

Stadt fortzusetzen. Von Osembo kommt man durch schönen Hochwald und nach anderthalbstündigem Marsch an ein einsames Haus, umwuchert von Gesträuch und umgeben von einem Walde von Orangen- und Avigatobäumen (Persea gratissima). Dieses Haus diente früher zur Wohnung des Direktors von Onoribo, wenn seine Neger in dieser Gegend arbeiteten. Ein wehmüthiges Gefühl muss den europäischen Wanderer beschleichen, wenn er an solchen verlassenen Wohnungen vorbeikommt und sich dabei erinnert, wie im Heimatlande jedes noch so unfruchtbare Stückchen Land bebaut oder benützt wird und so viele fleissige Hände kaum im Stande sind, ihr Leben dürftig durchzuschlagen. Was wäre unter diesem milden Himmelsstrich bei dieser Fruchtbarkeit zu machen!

Von klein Onoribo, so hiess das verfallene Plätzchen, geht es über zwei Stunden lang durch schönen Hochwald, worin das Grünhart, Bignonia leucoxylon, von den Franzosen Ebène verte genannt, viel vorkommt. Dieser Baum ist manchmal drei Fuss dick, verliert jedes Jahr, wenn er blühen will, nämlich im August oder September, seine Blätter, worauf die goldgelben Blüthen den ganzen Baum bedecken, der dann wie eine Feuerflamme über den Wald hervorragt, — ein prachtvoller Anblick.

Aus dieser Waldung, an deren Ende vor vielen Jahren eine Kaffeepflanzung Koffy Jumbo lag, deren Trümmer und einzelne Fruchtbäume noch zu sehen sind, kommt man an einen Sumpf, in dem man in der Regenzeit manchmal bis um die Mitte des Leibes zu waten hat und der auch in der Trockenzeit nie ganz austrocknet. Von diesem Sumpfe aus zieht sich ein etwa 12 Fuss breiter Graben über eine Stunde weit nach dem Wanikakanal, der den Surinam mit der Saramacca verbindet, so dass, wäre dieser Graben, der aber schon seit vielen Jahren verschlammt ist, gereinigt und vertieft, man von Paramaribo aus bei Fluthzeit in Booten hieher fahren könnte. Da das Land sehr fruchtbar ist, so wäre auf diese Weise armen Leuten die arbeiten wollen, durch Anpflanzung von Mais, Erdfrüchten, Viehzucht etc. eine vortheilhafte Existenz geboten. Jetzt sind an demselben nur die Niederlassungen von freien Negern und Mulatten, die in elenden Hütten wohnen, etwas Mais, Reis und Maniok pflanzen, was sie mühsam auf dem Kopfe nach der Stadt bringen und die so träg und kümmerlich ihr Leben zubringen. In solchen Leuten wohnt keine Energie, um durch gemeinschaftliche Arbeit den Graben befahrbar zu machen und ihn zu unterhalten, ebenso wenig hat das Gouvernement die Macht, um es diesem Gesindel zur Pflicht zu machen.

Näher dem Wanikakanal ist der Graben besser unterhalten und einige Viehfokkereien finden sich dort. Am Wanikakanal liegt da, wo eine Brücke über ihn führt, der kleine Militärposten Pulepantje, dessen Namen „Zieh dein Hemd aus“ bedeutet, weil, ehe eine Brücke über den Kanal gelegt war, die Reisenden bei niederem Wasserstand ihn durchwaten, bei hohem aber hinüberschwimmen mussten. Pulepantje stösst beinahe an die Vorstadt „die Freikolonien,“ von wo man in

weniger als einer halben Stunde im Mittelpunkt der Stadt ist. — Ein grosser breiter Fahrweg führt vom Kanal in gerader Linie bis an die Hauptstrasse der Stadt, die Gravenstraat, die sie in einem rechten Winkel abschneidet. An diesem Fahrweg liegen Begräbnissplätze, Viehweiden und in früheren Zeiten der Richtplatz, der aber später in einen andern Theil der Stadt verlegt wurde. Jetzt sind einige Niederlassungen holländischer Bauern dort, die Viehzucht treiben. Gemüse und Erdfrüchte pflanzen und sich auf anständige Weise durchbringen.

Der Weg nach Para ist beinahe der einzige zu Lande, er wird in den Trockenzeiten unterhalten, indem das Gras abgehauen und die Brücken, welche über kleine Waldwasser führen, ausgebessert werden, so dass man, die grosse Regenzeit ausgenommen, zu Pferde von Paramaribo nach L'Inquietude kommen kann, ein Marsch oder Ritt von etwa dreizehn Stunden.

Die Verbindungswege zwischen einigen Pflanzungen des niedern Landes sind in den Regenzeiten beinahe bodenlos.

Die Verlängerung der Gravenstraat, wird vom Fahrweg nach Pulepantje aus „Weg nach Kwatta“ genannt; dessen Ende war früher der botanische Garten. An diesem Wege, der ebenfalls aus Muschelsandboden besteht, liegen die Kirchhöfe der Juden und mehrere kleine Landgüter, auf denen Viehzucht und Anbau von Erdfrüchten, Gemüsen u. s. w. betrieben wird. — —

Ich war nun wieder in Paramaribo und setzte täglich meine Wanderungen im Umkreise der Stadt fort. Nichts ist so reich und bietet so viel Abwechselung wie die Natur, und wie gering sind trotz der Menge von Gelehrten, welche die Welt jetzt in allen Richtungen durchreisen, unsere Kenntnisse sowohl die der Fauna als der Flora der Tropenländer, verglichen mit denen Europas. Obgleich hier im kleinsten Städtchen Liebhaber und Sammler ja Specialisten für jedes einzelne Genus sind, so findet man doch immer noch neue Specien, ja Gattungen. Was aber wird in Guiana gethan, welche Schätze mögen diese Hunderte von Stunden langen Waldungen, wohin noch keines Menschen Fuss kam, verbergen! Die wenigsten Europäer, die sich in den Tropenländern angesiedelt haben, wurden durch die Natur derselben dazu bewogen.

Findet sich je einmal Einer, der Interesse daran hat, so fehlen ihm oft die Kenntnisse, die Wissenschaft durch seine Erfahrungen zu bereichern. Halten sich auch Jahre lang Sammler in tropischen Gegenden auf, so giebt es des Grossen, Prächtigen in die Augen Fallenden so viel, mit dem sich der Naturalist sein Leben lang beschäftigen kann, so dass man dem schwierigen Studium des Kleinen sich gerne entzieht, um so mehr als man zwar der Wissenschaft dadurch Vorschub leistet, aber für die Zeit und Mühe, die man dazu verwenden muss, nicht entsprechend pecuniär entschädigt wird.

Aber gerade diese kleinen in der Insektenwelt oft beinahe mikroskopischen Thierchen spielen in der Haushaltung der Natur

durch den Schaden, den sie anrichten, und durch die Zahl der Individuen eine bedeutendere Rolle, als die grossen, prächtigen, die dem Liebhaber so willkommen sind.

Beschäftigt sich auch die Wissenschaft nicht damit und giebt sich der Sammler damit nicht ab, so lernt sie doch jeder wider Willen kennen.

An ihrer Spitze stehen die Stechfliegen, oder Muskitten genannt, die meist in der Nähe der See oder da vorkommen, wo das Flusswasser mit dem Seewasser vermischt oder brackisch ist. Die Plage dieser höllischen Insekten habe ich schon mehrere Male besprochen, leider aber ihre Lebensweise nicht so genau beobachtet, dass ich darüber etwas Neues zu sagen wüsste. Die Larven leben zu Millionen im süssen wie auch im stehenden Brackwasser, halten sich an der Oberfläche auf und schwimmen schlängelnd nach dem Boden, sobald man sich ihnen nähert. In den Fässern, in denen ich das Regenwasser von den Dächern meiner Häuser auf Albina auffing, entpuppten sich jeden Tag hunderte dieser Larven, die dann am Abend in die Zimmer kamen und uns belästigten. Ich liess genau auf die Fässer passende Deckel machen und das Loch wodurch die Rinne ihr Wasser in's Fass ergoss, mit Gazeflor überziehen und dem Uebelstand war bald abgeholfen.

Ich kenne drei Arten dieser Schnaken, die in Form und Grösse einander gleichen, aber in der Farbe von einander verschieden sind. Es giebt aber auch prächtig dunkelblaue, mit rothen Federbüschen, die nur einzeln vorkommen. Die Karaiben unterscheiden blos zwei Arten, Krabana und Maku. Der Collectivname für Alle ist bei den Franzosen Maringuens.

Die Maku sind weniger häufig, von grauer Farbe, haben weissgefleckte Hinterfüsse und strecken beim Saugen den Leib beinahe vertikal in die Höhe. Ihr Gesumms ist weniger hörbar, doch ihr Stich mehr schmerzhaft. Makus und Muskitten finden sich selten zusammen.

Die zweite, am meisten in der Nähe der See vorkommende Art ist schwarz, grösser und stärker als die vorige; die dritte Art ist mager und grau, genau wie die Rheinschnaken: sie kommt im höheren Lande und stellenweise vor, während die im Umkreise nicht zu finden ist. Beide sind sowohl durch ihr Gesumms lästig als durch ihre Stiche eine Plage. — Diese letzteren saugen in horizontaler Stellung und strecken dabei die Hinterfüsse in die Höhe. Will die Schnake saugen, so sucht sie erst ein ihr passendes Schweissloch und tastet mit ihrem Rüssel so lange auf der Haut umher, bis sie es gefunden, worauf sie denselben hineinsteckt und zu saugen anfängt. Nach 10 bis 12 Sekunden sieht man schon den Hinterleib sich röthen, nach 25 öffnet sich der After und ergiesst ein kleines Bläschen weisser Flüssigkeit. Diess wiederholt sich zweimal, bis das Insekt nach 45 bis 50 Sekunden sich vollgetrunken hat und schwerfällig nicht nach oben, sondern nach unten fliegt und sich sogleich

setzt, um das Genossene zu verdauen. Zerdrückt man die Schnake, so giebt das Blut einen Flecken, grösser als ein Quadrat-Centimeter. Man kann daraus ersehen, wie viel Blut man verliert, wenn man im Schlafe diesen Insekten preisgegeben ist. Durch dreifache leinene oder baumwollene Zeuge stechen sie und nur dicke wollene Decken oder geölte Ueberzüge, die aber in den warmen Nächten unausstehlich sind, widerstehen ihren Stichen.

In Zimmern schützt man sich durch dicht verschlossene Gazevorhänge; im Freien, auf Reisen und im Walde ist Wind und starker Rauch das einzige Mittel dagegen. Bei grossen Trockenzeiten, wie in den Jahren 1845 und 1877 vermehren sich die Muskitten ungeheuer und im letzten Jahre war in Paramaribo kein Haus, wo man sich nicht durch Rauch dagegen schützen musste. Im hellen Sonnenschein konnte man auf den Strassen nicht ruhig stehen und auf manchen Pflanzungen in der Nähe der Stadt, kam der Rauchtopf nicht aus dem Zimmer.

Die natürlichen Feinde dieser Landplage sind die Libellen, aber hauptsächlich die Fledermäuse. Obgleich Blut ihr besonderer Lieblingstrank zu sein scheint, so ist es doch unwahrscheinlich, dass sie ausschliesslich davon leben und ich vermuthe, dass sie aus faulenden vegetabilischen Stoffen hauptsächlich ihre Nahrung ziehen.

Mehr im Innern und meist an süssen Gewässern kommt eine kaum bemerkbare kleine Fliege, vermuthlich ein Simulium vor. Die Franzosen nennen diese Fliege Moustique, die Indianer aber Mapiri; in der Kolonie ist sie unter dem Namen Mompir bekannt. Ihr Stich erregt Entzündung und schmerzt genau wie ein Feuerfunke, doch ist ihr Rüssel nicht lang genug, um durch irgend eine Kleidung durchzudringen, die leichteste Bedeckung schützt dagegen. Ihr ganz ähnlich ist die Sandfliege, die auf den Sandsavannen in ganz ungeheurer Menge vorkommt und in der ärgsten Sonnengluth fünf bis sechs Fuss hoch vom Boden schwärmt, so dass man sie leicht durch Mund und Nase einathmet. Sie setzt sich auf die Haut, sticht aber nicht.

Eine andere, ganz ihr gleiche ist die Jawsfliege, die sich auf Geschwüre von Thieren und Menschen setzt und dadurch leicht Hautkrankheiten oder Blutvergiftung auf Gesunde übertragen kann.

Stubenfliegen kommen in geringerer Anzahl vor und sind weniger lästig als in Europa, Fleisch- oder Schmeissfliegen aber, wie ich später erzählen werde, zeitweise in ganz unglaublicher Menge. Bremsen und Kuhfliegen verfolgen Pferde und Vieh das ganze Jahr und sind demselben eine ebenso grosse Plage, wie ihre europäischen Vettern.

Als in späteren Jahren die französische Deportation nach dem Maroni kam, starben einige Male Deportirte an furchtbaren Schmerzen im Gehirne. Bei der Sektion fand man in den obern Nasenknochen hunderte von Fliegenlarven. Die Fliege scheint also im Schlafe durch die Nase hineingekrochen zu sein.

Ein anderes schädliches Insekt, unter wechem das Vieh und gar viele Thiere, besonders Hirsche, Tiger, Hunde, Katzen, auch

mehrere Vögel, Ratten und Mäuse und selbst Menschen leiden, ist die Larve einer Mücke, in der Kolonie unter dem Namen Muskittenwurm, bei den Franzosen aber als ver macaque bekannt. Leider kennt Niemand das vollkommene Thier, das vermuthlich eine grosse Bremse ist, die Humboldt als Stercus homini beschreibt. Wie und wann das Insekt seine Eier in die Haut des Menschen und an Stellen, die doch immer bekleidet sind, bringt, ist mir unbegreiflich.

Da ich mehrere Male von dieser Plage heimgesucht war, so kenne ich sie genau.

Man nimmt die Anwesenheit des Thieres wahr an einem kleinen rothen etwas erhabenen Pünktchen, in dessen Mitte man eine feuchte Oeffnung sieht. Durch ein Vergrösserungsglas bemerkt man später eine regelmässige Bewegung dieses Pünktchens und fühlt manchmal einen stechenden Schmerz, hat aber sonst blos die Empfindung einer gewöhnlichen Geschwulst.

In dieser Zeit ist der Wurm gross genug um herausgenommen zu werden, was an gewissen Stellen, wo die Haut nicht zu dick ist, wohl Schmerzen, aber keine Schwierigkeit macht: unter immerwährendem Kneipen des entzündeten, etwas erhabenen Theiles, unter dem der Wurm sitzt, blässt man Tabackrauch auf die Oeffnung, wodurch endlich der Vorderleib der Larve zum Vorschein kommt. Man zieht sie nun entweder heraus oder aber schnellt sie selbst bei längerem Kneipen hervor. In diesem Zustand ist sie einen halben Zoll lang und zwei Linien dick, ausgewachsen und zur Verpuppung reif, hat sie eine Länge von fünf Viertel, bei einer Dicke von einem drittel Zoll, sie ist von weisslicher Farbe und umgeben von Ringen, die mit schwärzlichen Wärzchen besetzt sind. Selten hat man blos eines dieser Thiere, meist mehrere.

Als ich bei meiner letzten Reise in Surinam am 26. Juni 1879 in einer Hütte in dem Wanekreek schlief und nach meiner Gewohnheit auf der rechten Seite in meiner Hängematte lag, wurden von dieser unbekannten Fliege 7 Eier in meine Haut gelegt und zwar an der linken Wade, dem Schenkel und den Hüften. Erst vierzehn Tage später, als ich mich schon an Bord des Dampfers St. Nazaire befand, bekam ich die Gewissheit, dass ich mit diesen Larven behaftet sei. Durch die Pflaster, die mir der Doktor des Schiffes auflegte, starben die Thiere und faulten heraus.

Wird die Larve in der Haut der Thiere zur Verpuppung reif, so kriecht sie wahrscheinlich heraus und sucht in der Erde einen geschickten Platz zur weiteren Entwicklung.

Das Vieh leidet durch diese Plage sehr, es reibt sich vor Schmerz an den Bäumen, wodurch die Larven zerdrückt werden und herausfaulen. — Andere Fliegen legen ihre Eier in die wunde Stellen, wodurch wieder Maden entstehen: kann man das Thier nicht davon befreien, so magert es ab und geht elend zu Grunde.

Eine weit verbreitetere Plage ist der Sandfloh, Sicca, (pulex penetrans). — Er hat ganz die Gestalt des Flohes, ist aber viel

kleiner und hüpft weniger weit. Er hält sich am liebsten an sandigen, trockenen Plätzen auf, und das Weibchen kriecht Menschen, Hunden, Katzen und Schweinen unter die Nägel der Zehen oder in die weicheren Theile des Fusses, auch an die Fersen und beisst sich ins Fleisch ein. Man bemerkt sein Dasein an einem leichten Jucken, auch ist an der Stelle, wo das Insekt sitzt, die Haut ein wenig entzündet und man sieht dasselbe als einen kleinen Punkt im Fleische stecken. — Es wird mit einer Nadel oder einem spitzigen Hölzchen herausgezogen. Fühlt man es aber nicht und bleibt es im Fleische sitzen, so geht eine wunderbare Veränderung mit ihm vor. Sein Bauch schwillt an und wird strotzend voll von Eiern, die nach und nach ihre volle Grösse erhalten und das anfangs kaum bemerkbare Insekt wird so gross wie eine kleine Erbse. — Wird es nun erst aus der Haut herausgenommen, so giebt es ein ziemlich grosses Loch, das besonders bei Leuten, welche barfuss gehen, sich mit Sand und Unreinigkeiten füllt, wodurch Geschwüre entstehen. — Bleibt das Insekt aber in der Haut sitzen, so platzt es auf und die Oeffnung füllt sich mit grüner Jauche. — Faule Leute haben oft diese Sandflöhe bei Hunderten und werden dadurch manchmal zur Arbeit untauglich. Leute der niederen Klasse und Neger sind sehr davon geplagt, Indianer aber viel seltener. Ich kam oft in unbewohnte Hütten, wo sogleich Hunderte dieser lästigen Flöhe sich mir an die Füsse setzten. Ich liess dann trockene Palmblätter auf dem Boden ausbreiten und diese in Brand stecken, oder mit kochendem Wasser den Boden besprengen.

Unter den wespenartigen Insekten ist die Verschiedenheit ungemein gross. Von denen, welche Nester bauen, mögen es Hunderte von Arten sein, von der Grösse der Hornisse bis zu der kleinsten Fliege. Ebenso mannigfaltig sind auch ihre Wohnungen.

Die Bekannteste in der Kolonie ist die Marabons (Polistes?), bei den Franzosen Mouche à dragu̲e genannt. Sie wählt vorzugsweise Häuser und Schuppen, wo sie nicht beunruhigt wird, zu ihrem Aufenthalt, lebt aber selten zu mehr als fünfzehn bis zwanzig zusammen. Sie hat die Grösse einer Hornisse, ist braunroth, von starkem angenehmen aromatischen Geruch, macht ein tafelförmiges Nest ohne Hülle, das je nach seiner Grösse, durch ein oder zwei Säulchen getragen, am Gebälke festsitzt. Das Nest ist weisslich und mit einem Firniss überzogen, der vermuthlich die Feuchtigkeit abhalten soll. Sie baut übrigens auch im Freien und stets da, wo der Spottvogel (Cassicus) nistet. — Die Marabons fliegt schwerfällig und nährt sich von Blumen und Zucker. Ihr Stich ist unter Umständen gefährlich und immer sehr schmerzhaft. So fühlte ich bei einem Stich in den Daumen furchtbare Schmerzen in den Eingeweiden und am andern Tage war mir der Arm bis an die Schulter geschwollen; später hatte der Stich des Insektes bei mir keine Folgen.

Eine andere Art derselben Grösse, aber ganz dunkelblau, nennt man Capassi Marabons. Sie bauen an einen Baumstamm etagen-

artig ihre Waben über einander, das ganze Nest ist mit einem halbrunden grauen Dach oder einer Decke umgeben, die einen Zoll von einander abstehende erhabene Ringe hat, wodurch es so ziemlich der Schale der Gürtelthiere (Capassi) gleicht: diese Wespen leben gesellig und ihr Nest kann mehrere Tausende enthalten. Im Jahr 1837 wäre ich beinahe ein Opfer meiner Neugierde geworden. Es war auf den Savannen des Postens Mauritsburg, als ich, mein Schmetterlingsnetz in den Händen, aus einem der kleinen Wäldchen, die oft wie Oasen aus den Savannen hervorragen, das mörderische Geschrei und die Flügelschläge von Vögeln, die man Buschhahnen nennt, hörte. Ich lief hin und sah am Fusse einer Awarapalme vier oder fünf dieser Wespenbusarde (Ibicter aquilans) am Boden um die Reste eines enormen Capassi Marabonsen-Nestes sitzen, aus dessen Waben sie die Larven und Jungen herausklaubten und verzehrten. Das zerbrochene Nest umflogen Hunderte der Marabonsen.

Kaum sahen mich die Vögel, so erhoben sie sich mit raschen Flügelschlägen und scheuchten so die Wespen auseinander, die mich nun ebenfalls bemerkten und verfolgten. Blos der Schnelligkeit meiner Füsse und dem immerwährenden Wehren mit dem Schmetterlingsnetze, in dem sich mehrere fingen, hatte ich es zu danken, dass ich mit heiler Haut davon kam. Diese Art baut ihr Nest an Bäume und an den Saum der Savannen.

Hoch in der Luft und meist an trockenen Bäumen, allen Unbilden der Witterung blossgestellt, sieht man ein rundes kopfgrosses Haus. Es ist das Nest einer anderen, der europäischen ähnlichen Wespe. Das zollgrosse Flugloch befindet sich am Untertheile, so dass der Regen nicht eindringen kann; das Nest ist grau und die Masse so stark wie Pappendeckel. Die verschiedenartigsten Nester, theils in Kugelform, theils genau sechseckig, dann als ein langer Streifen herunterhängend, dann oval mit einer Menge feiner Fransen verziert, findet man am Saume der Savannen in dem Wanekreek.

Verhältnissmässig wenige Gattungen nisten in Baumlöchern oder unter der Erde; diese aber halten sich jahrelang in demselben Loche auf und kommen, falls sie daraus vertrieben werden, immer am liebsten wieder in ihre alten Wohnungen zurück.

So steht an einem sehr schmalen Theil des Wanekreek, wo dieselbe eine starke Krümmung macht, ein alter Baum, an den jede Corjal, die die Kreek passirt, anstösst. Ein rundes, zwei Fuss über dem gewöhnlichen Wasserspiegel der Kreek liegendes Loch in diesem Baume war das Flugloch eines Schwarms Wespen, die sich wenigstens fünf und zwanzig Jahre lang darin angesiedelt hatten. Es war beinahe nicht möglich, an dem Baum vorüber zu kommen, ohne gestochen zu werden, bis endlich ein Buschneger sich in wollene Decken hüllte und einen vorher dazu gemachten Zapfen ins Loch schlug. Die Wespen blieben nun einige Jahre weg, bis der Zapfen verfault war und herausfiel. Sofort waren sie aber wieder da und nahmen vom Baume Besitz, bis man zum zweitenmal einen Zapfen aus

starkem Holze hineinschlug und die Thiere wiederum ihre Stammburg verlassen mussten.

Die merkwürdigsten unter diesem so reichen und kunstfertigen Geschlechte waren für mich die Ichneumons-Wespen, deren grösste wohl zwei Zoll lang, blau mit gelben Fühlern ist und blos Spinnen in ihre Löcher schleppt. Sie lebt einsiedlerisch in einer selbstgegrabenen Höhle unter dem Boden, wohin sie denn auch die Spinnen, die den Larven der Wespe zur Nahrung dienen müssen, schleppt. Kommt sie an das Loch, so wird die Spinne abgelegt, die Oeffnung und das Innere auf's genaueste untersucht, die Umgegend von allen Seiten umschritten und mit den Fühlern betastet; kurz, es wird eine Vorsicht an den Tag gelegt, die mich, den Beobachtenden, so ungeduldig machte, dass ich selten das Ende abwartete.

Eine andere kleinere und braune Wespe, deren Vorderleib nur durch eine zwei Millimeter lange fadendünne Röhre mit dem Hinterleib zusammenhängt, baut in Zimmern und an Stellen, wo der Regen nicht hintrifft, von gelblicher Erde, die sie, in nasse Kügelchen geballt, herbeiträgt, halbkugelförmige, einen halben Zoll im Diameter und in der Höhe haltende Nester, oben mit einem trichterförmigen Loche versehen. — In diese Nestchen schleppt die Wespe Raupen, Heuschrecken oder kleine Spinnen, die durch die Oeffnung hineingeschoben werden. Dann legt sie ihr Ei und verschliesst das Nest, das dann das fertige Insekt durchbricht. In jedes Nest oder Häuschen kommt nur ein Ei. Aber wohl ein Dutzend solcher Häuschen macht das emsige Insekt im Laufe einiger Tage.

Interessant ist es, der Verfertigung dieser Nester zuzusehen. Mit ihren Fresszangen und Vorderfüssen kneten sie die nassen Erdkügelchen genau auf dieselbe Weise, wie die Karaibenweiber mit ihren Händen und Spateln den Thon behandeln, woraus sie ihre Wasserkrüge verfertigen; und höchst wahrscheinlich haben die Indianerweiber die Verfertigung ihrer Wasserkrüge, die ganz dieselbe Form, nur einen etwas längeren Hals haben, jenen Insekten abgesehen.

Nicht so häufig als die Wespen sind die Bienen. Doch kenne ich sechs bis sieben verschiedene Arten, wovon die grösste ganz der europäischen gleicht, in hohle Bäume baut, aber keinen Stachel hat. Die Waben dieser Art sind nicht von Wachs, sondern von einer zerreibbaren holzartigen Masse; der Honig wird in an einanderhängenden blasen-ähnlichen Höhlungen von der Grösse eines Fingerhuts aufbewahrt. Diese Blasen bestehen aus einem schwarzen pechartigen Wachse, das wohl im Geruche Aehnlichkeit mit dem europäischen Bienenwachse hat, sich aber nicht bleichen lässt und von den Indianern zu Fackeln verwendet wird. Ein grosses Bienennest giebt zwei bis drei Pfund dieses Wachses und drei bis vier Liter guten hellen, manchmal etwas säuerlich schmeckenden Honig, der eingekocht sich lange aufbewahren lässt. Diese Bienen sind häufig in der Nähe der See und an den Savannen, wo immer Blumen und blühende Sträucher zu finden sind. Die Bienenzucht liesse sich mit leichter Mühe ein-

führen, da in jeder Jahreszeit Palmen und andere Bäume in Blüthe stehen, und keine Jahreszeit die Thiere am Sammeln verhindert. — Eine weitere Art, die apis amalthea ist schwarz, kaum über einen Viertelzoll lang und benützt zu ihrer Wohnung verlassene Termitennester. Auch ihr Honig ist in Blasen von schwarzem Wachs. Eine andere ebenso grosse Biene ist gelb, nistet in Baumlöchern oder Termitennestern und baut ganz wie die vorige: der Honig beider Arten ist so gut wie der der grösseren. Beide Bienenarten sind sogleich zur Hand, wenn Fleisch geschlachtet oder zerlegt wird, fressen und tragen davon nach ihren Nestern. Doch riechen sie stets aromatisch angenehm und in ihren Nestern findet man nichts, was thierischen Stoffen gliche.

Eine prachtvolle goldgrüne Biene machte mir tausendfachen Aerger. Sie baut ins Innere der Thür- und Kastenschlösser, wohin sie durch das Schlüsselloch kriecht, um das ganze Schloss von innen nach und nach mit einem wohlriechenden pechartigen Wachse auszufüllen, so dass man weder öffnen noch schliessen kann, die Schlösser auseinander nehmen, ausbrennen und wieder aufs Neue einölen muss.

Auch von Hummeln (Bombus) giebt es viele Arten: sie leben, wie die europäischen in kleinen Familien in eigenen Nestern, die sie aus Reisern und Blättchen zusammentragen.

Ausser den Indianern, die den Bienennestern nachstellen, ist ihr Hauptfeind der Aira (mustela barbata), der die Nester aufkratzt und den Honig wegnimmt. Den Wespen aber ist, wie schon oben gesagt, ein schwarzer Bussard mit gelben Füssen, weissem Bürzel und einer rothen Kehlhaut, wegen seines Geschreis Buschhahn genannt, besonders feind: er zerreisst die Nester und frisst die Larven sowie die Jungen.

Die Umgebung von Paramaribo ist reich an Insekten, doch kommen im höheren Lande bedeutend mehr und andere Arten vor. Ausser den Muskitten, die man schmerzlich fühlt, fallen dem Fremden, der nie ein südliches Klima besucht hat, zweierlei Insekten-Arten besonders auf. Feuerfliegen und Cicaden.

An den Abenden der Regenzeit sieht man eine Menge dieser Leuchtkäfer in den Gärten und Savannen herumfliegen, die ein viel helleres Licht von sich geben als die europäischen Arten. Sie sind einen halben bis drei Viertel Zoll lang und haben gelbliche, ziemlich weiche Flügeldecken. Das Licht kommt aus den letzten Ringeln unter dem Bauche. Der Käfer kann es willkürlich leuchten oder erlöschen lassen.

Der grosse Leucht-Springkäfer, Elater noctilucus, kommt auch wohl, aber selten im Umkreise der Stadt vor, um so häufiger aber im höhern gebirgigen Lande.

Es gibt hievon drei Arten, die blos in der Grösse von einander abweichen, während sie dieselben grünlich leuchtenden Punkte auf dem Thorax haben und im Fluge noch ein rothgelbes Licht aus den oberen Rückenwirbeln verbreiten. Bei einer Reise auf dem Wanekreek im

Jahre 1874 schlief ich auf einem Platze im Walde, wo eine unzählige Menge dieser leuchtenden Insekten mich umflog, was einen unbeschreiblich reizenden Anblick gewährte. Sie kamen an die Feuer geflogen, die unter unseren Hängematten brannten und ich nahm mehrere hunderte in einer Flasche mit, die ich halb mit verfaultem Holze gefüllt hatte. In der folgenden Nacht liess ich sie in meinem Schlafzimmer fliegen und ergötzte mich an den gelb und roth flammenden Lichtchen, die das ganze Zimmer erhellten, bis ich einschlief. — Am Morgen aber war kein einziger der Käfer mehr vorhanden; sie hatten sich durch die Spalten der Bretter die Freiheit verschafft.

Das zweite durch einen schrillen Ton, den es von sich gibt, auffallende Insekt ist der Scheerenschleifer (Cicada tibicen). Von den Karaiben Boko Boko, von den Arowaken Lia Lia genannt. Es ist eine zwei Zoll lange grünliche Cicade mit dachförmigen durchscheinenden Flügeln, die umherschwirrt, sich an Bäume setzt und da ihr Liedchen singt. Obwohl sie zu jeder Tages- und Nachtzeit singt, fängt sie doch ihr Hauptlied erst mit Sonnenuntergang an. Es ist ein schriller, scharfer Ton, nicht unähnlich dem Schleifen eines harten stählernen Instrumentes, nur viel stärker und reiner, so dass es nervösen Leuten sehr zuwider ist.

Als ich zum ersten Male in die Kolonie kam und diesen so eigenen Ton hörte, sagte man mir, es wäre ein kleiner Vogel; ich lernte aber bald das Insekt kennen, als ich unter den Tamarinden-Bäumen bei der Schleusse des Forts auf Schildwache stand.

Wie gerne hätte ich mein Gewehr stehen lassen und wäre dem wunderbaren Sänger nachgelaufen, aber ich musste meine Neugierde zügeln, bis ich später, ohne die Gefahr, für Pflichtversäumniss bestraft zu werden, Gelegenheit hatte, die musikalischen Fliegen fangen zu können. — Besonders häufig waren sie in der Allee, die vom Hospital aus nach der Pflanzung Tourtonne geht; da konnte man jeden Abend ihr Konzert hören und sie mit leichter Mühe fangen.

Da ich mich als Soldat nur in beschränktester Weise meinen Liebhabereien widmen konnte, so durfte ich gar Vieles nicht nach der Kaserne bringen, was ich wohl näher hätte untersuchen mögen. Freilich war ich auch trotz meiner zwanzig Jahre noch ziemlich läppisch.

So hatte ich eines Abends wohl ein Dutzend dieser Sänger gefangen, lauter Männchen, denn die Weibchen sind stumm. Sie wurden sorgfältig in mein Taschentuch eingewickelt und in meinen Tschako versteckt in die Kaserne gebracht.

Als Abends halb neun Uhr der Appell verlesen war und man die Hängematten aufgehangen hatte, nahm ich mein Taschentuch vorsichtig in die meinige mit. Um neun Uhr, als der Korporal der Woche den Saal durchschritten und hie und da Stille geboten hatte und darauf die Lampen ausgelöscht wurden, wartete ich nur noch, bis vollends Alles im Schlafe lag und vollkommene Dunkelheit im Saale herrschte. Nun liess ich eine um die andere meiner Cikaden

fliegen, die sich sofort an die Pfosten setzten und vielstimmig ihr Nachtlied sangen, und zwar in solcher Stärke und Reinheit, dass Alles erwachte und der Korporal fluchend aus der Hängematte sprang die Lampen anzünden und die Fenster öffnen liess. Die anakreontischen Sänger wurden hinausgejagt unter dem laut ausgesprochenen Verdachte, dass nur ich der Urheber dieser Ruhestörung sein könne. Ich aber lag anscheinend in tiefem Schlafe.

Manchen Spass hatte ich auch sonst mit diesen Insekten. So ging ich eines Tages mit meinem Schmetterlingsnetz auf dem Wege von Kwatta, wo an der einen Seite des Weges Mais- und Reisfelder, an der andern aber Bäume und hohes Gebüsch waren. — Eine dieser Cicaden flog über das Feld und den Weg, um ins Gebüsch zu kommen, wurde aber von einem Würger (lanius tyrannus) verfolgt, der sie gerne im Fluge verspeisen wollte. Der Scheerenschleifer befand sich in einer schwierigen Lage, denn er hatte noch wenigstens fünfzig Schritte zum Walde. In seiner Angst fing er nun mit lauter Stimme zu schreien an, worauf der Vogel stutzte und ein paar Schritte zurück flatterte. Weil aber die Cicade zum Schreien die Flügel schliessen muss, so fiel sie auch während des Schreiens mehrere Fuss tief herunter. Weiterfliegend wurde sie wieder vom Lanius verfolgt, der, durch einen neuen Schrei entmuthigt, dem Insekt einen neuen Vorsprung gab, bis es dann glücklich den Wald erreichte und nun erst seinen Gesang recht anstimmte, während der Lanius sich auf einen Strauch setzte und sein gellendes „Nietteveel" hören liess.

Die Larve des Scheerenschleifers lebt, wie alle zu dieser Familie gehörigen Cicaden, mehrere Fuss tief unter dem Boden. Kommt die Zeit der Verwandlung für das geflügelte Insekt, so arbeitet sie sich hervor, baut aber, ehe sie sich ans Tageslicht wagt, von Lehm eine drei bis vier Zoll hohe Röhre, die, oben abgerundet und verschlossen, blos eine Fortsetzung des Loches ist, in dem die Larve lebte. — Ist die Larve zu ihrer Verwandlung reif, so durchbricht sie die Röhre und kriecht am Gesträuch empor, wo sie bleibt, bis sie oben auf dem Rücken aufspringt und die vollkommene Fliege aus ihr entsteigt. Diese selbst hat wieder einige Zeit zu warten, bis ihr Körper getrocknet und genügend erstarkt ist, um wegfliegen zu können. Die Larvenhaut bleibt am Gesträuch zurück, ein altes Kleid, das man für immer abgelegt hat.

Es gibt eine Menge Arten solcher Sing-Cicaden, besonders lässt am Anfang der trockenen Zeit eine etwas grössere von schwärzlicher Farbe ihre Stimme erschallen. Sie gleicht genau dem Schlage einer Schwarzwälder Uhr: dasselbe Geknarr der Räder, dieselben reinen Glockentöne, die zuerst regelmässig, zuletzt immer schneller und schneller werden, bis nach etwa zwanzig Schlägen der Gesang verstummt

Das Geschlecht der Cicaden ist ungemein gross, und unter ihnen finden sich die barocksten Gestalten der Insektenwelt von der Grösse kleiner Ameisen bis zu der des Laternenträgers.

Der letztere heisst bei den Karaiben Dolin Dolin, bei den Arowaken Simaruba isé und lebt wie andere ähnliche Cicaden-Arten, blos vom Simaruba, in dessen Rinde er seinen Rüssel streckt. — Obgleich mich die Karaiben versicherten, dass er einen hellen, seinem Namen ähnlichen Ton von sich gebe, so habe ich diesen Ton eben so wenig gehört als ich sein Leuchten je gesehen habe, von dem übrigens auch kein Indianer etwas weiss. Ich habe diese wunderlichen Insekten dutzendweise lebend besessen. Die Aussagen der Frau Merian beruhen vermuthlich auf einem Irrthum oder einer Verwechslung der Abbildungen. Wahrscheinlich sind jene leuchtenden Insekten, von denen sie spricht, die Arten der Elater noctilucus gewesen.

Doch lässt sich die Aussage einer so ehrenwerthen Frau nicht geradezu verwerfen. Vielleicht kommt dieses Leuchten blos zeitenweise und unter gewissen Umständen vor, die höchst selten, aber eben doch gerade durch Frau Merian wahrgenommen worden sind. Als wir im Oktober 1861 an der obern Lava in der Nähe des Arouaflusses auf einer Sandbank unser Bivouak aufgeschlagen hatten, sahen wir aus dem gegenüberliegenden Walde ein leuchtendes Insekt über uns hinfliegen, dessen Licht hellgelb, beinahe einen Zoll lang und ganz verschieden von dem des Elater, und dessen Flug viel langsamer war, als der des Letzteren. Keiner der Neger und Indianer, die bei uns waren, hatten solch ein Insekt je gesehen. Eine zweite, etwas kleinere Art Laternenträger, mit purpurrothen Unterflügeln, fing ich einige Male am obern Surinam.

Während die Cicaden nur harmlose Sänger sind, die zwar nicht, wie Plinius meint, vom Thau, sondern vom Safte der Baumrinden, in die sie ihren Saugrüssel stecken, leben, so ist eine andere Gattung Insekten, die nur von Raub und Mord sich nährt, durch diese Lebensweise und durch ihre eigenthümlichen Formen nicht weniger beachtenswerth.

Es sind dieses die Mantisarten oder wandelnden Blätter, wovon auch eine Art, Mantis religiosa, zuweilen in Deutschland gefunden wird. In Surinam kenne ich wenigstens ein Dutzend Arten. Die Bekannteste hat grüne Oberflügel, die genau wie zwei übereinander gelegte Blätter aussehen. Die Unterflügel, die man erst sieht, wenn das Insekt fliegt, sind gelb und sehen wie feiner Flor aus, der Oberleib oder die Brust, an der die zwei Fangfüsse sitzen, ist anderthalb Zoll lang, und das ganze Thier ist ausgespannt etwa 4½ Zoll breit und eben so lang. Der dreieckige Kopf ist sehr beweglich. Die Mantis hält sich gerne auf niedrigem Gesträuch am Saume der Wälder, auf Akazien und Kassiabäumen, deren Blumen von allerlei Arten Fliegen, Schmetterlingen und dergleichen besucht werden, auf; sie sitzt stundenlang ganz unbeweglich mit hart an den Oberleib angelegten Fangfüssen, und lauert, indem sie den Kopf hin- und herdreht, auf ihre Beute, die sie blitzschnell mit ihren Vorderfüssen ergreift, deren scharfe Dornen den Gefangenen festhalten, der dann so verspeist wird. Das Fressen geht so rasch vor sich, dass man ganz

deutlich das Genossene durch den langen Oberleib in den Bauch gleiten sehen kann. Ist die Mahlzeit beendet, so ist es drollig zu sehen, wie die Mantis zuerst ihre Klauen ableckt und putzt, dann wie eine Katze sich mit denselben über Kopf und Maul streicht und sich darauf wieder auf die Lauer stellt. Diese Insekten bekämpfen sich unter einander wie die Spinnen, und der Sieger sättigt sich am Ueberwundenen. Ihre Eier liegen in einem runden dreiviertel Zoll grossen Neste. Dasselbe wird aus einem durchsichtigen verhärteten Schleime gemacht, der schichtenweise auf einander geklebt und mit einem kammartigen Aufsatze versehen wird. Daraus schlüpfen einige Dutzend kaum drei Millimeter grosse Jungen, die sich anfänglich nur von den kleinsten Insekten nähren können, aber sehr rasch wachsen, jedoch erst wenn sie beinahe ihre volle Grösse erreicht haben, Flügel bekommen. Es gibt mehrere grosse Arten, aber alle sind grün und gleichen mehr oder weniger Baumblättern. Andere kleinere sind braun oder grau gefleckt, mit rothbraunen Unterflügeln, sie sehen wie Baumrinde aus; auch halten sie sich nur an Baumstämmen auf.

Die Stabheuschrecken oder Phasma leben zwar von Pflanzen, sind aber so merkwürdig von Gestalt wie die vorigen. Ich habe Insekten dieser Art gefangen, die einen Fuss lang waren, bei einer Dicke von ein drittel Zoll. — Man sieht sie oft an feuchten schattigen Stellen im Walde und in der Nähe von Kreeken, und sie würden für trockenes Reisich gehalten werden, wenn nicht die Gleichmässigkeit der Form sie als Thiere erkennen liesse.

Es würde zu weit führen, wenn ich alle merkwürdigen Insekten die ich gesehen und theilweise auch genauer beobachtet habe, anführen wollte; sie selbst oder ihre Repräsentanten sind schon oft oder besser beschrieben als ich es vermag; nur einige Arten will ich noch erwähnen.

Die Kakerlak, blatta americana, ist das lästigste und schmutzigste aller Insekten. Sie ist etwa zwei Zoll lang, dreiviertel Zoll breit, glänzend hellbraun von Farbe und hat lange Fühlhörner. Ueber Tag verbirgt sie sich in Ritzen, unter alten Schuhen und Eisenwerk gegen Helle und Sonnenlicht die sie nicht liebt. Erst wenn es dunkel wird verlässt sie ihre Schlupflöcher. Sie läuft beinahe immer, obgleich sie sehr gut fliegen kann und nichts ist vor ihr sicher, weder die Tinte im Tintenzeug, noch gewichste Schuhe, die sie so abfrisst, dass das gelbe Leder heraussieht; es gibt keine Art Lebensmittel, keine Frucht, die nicht von ihr benagt und verunreinigt würde. Sie benagt die Goldrahmen der Spiegel, um in den Gyps derselben ihre Eier zu legen; zu eben dem Zweck zerfrisst sie seidene und wollene Kleider, kriecht in Flaschen und theilt allem, mit dem sie in Berührung kommt ihren eckelhaften Geruch mit. Die Kakerlak legt nur jedesmal ein Ei in der Form einer kleinen Bohne, braunroth und etwa sechs Millimeter lang und vier breit, das oben einen klein gezahnten Rand hat. Dieses Ei wird mit abgenagtem Gyps, Wolle,

Holz oder dergleichen irgendwo befestigt und nach vierzehn Tagen schlüpfen aus diesem Ei, oder vielmehr dieser Kapsel, etwa zwanzig Junge aus, die kaum so gross wie eine Ameise sind. Sie laufen schnell und da sie alles nur Denkbare fressen, so werden sie bald gross und häuten sich oft. Jedoch erst, wenn sie ihre volle Grösse erreicht haben, bekommen sie Flügel. Sie sind weder durch Insektenpulver, noch mit Phosphor oder Gift zu vertreiben und eine rechte Hausplage. In der Begattungszeit laufen und fliegen sie wie toll umher und in Zimmern, wo sich viele aufhalten, ist dann das Schlafen ohne Gazevorhänge beinahe unmöglich.

In den Gärten ist die Werre, Gryllotalpa, den zarten Pflanzen schädlich. Kaum halb so gross als die europäische, legt sie in eine Art Nestchen ein Häufchen weisslich durchscheinender runder Eier, die Indianer nennen sie Dagrligrli.

Nur kurz führe ich die so oft beschriebenen Termiten, Termes an, von denen verschiedene Gattungen vorkommen. Einige bauen ihre Nester aus zernagtem Holz und von beinahe schwarzer Farbe auf Bäume und meist zwischen die Aeste, so dass sie gegen jeden Stoss oder Wind gesichert sind und mit dem Baume Eine Masse auszumachen scheinen.

Beinahe immer haben diese Nester eine runde Form und gleichen einer grossen Kugel von oft vier Fuss Diameter. — Das Insekt, das sie bewohnt, Holzlaus genannt, arbeitet stets im Verborgenen hinter seinen von Holz gemachten Gängen, die dahin führen, wo es seine Verheerungen anrichten will. Findet man einen solchen Gang, so schüttet man ein wenig Arsenikpulver hinein; indem sie darüber laufen vergiften sie sich.

Doch hilft dieses Mittel nur für einige Tage, denn bald findet man neue Gänge, so dass man beständig auf der Hut sein muss. Die Thiere höhlen alle Arten Holz, besonders tannene Bretter so aus, dass die ganze Form aber blos noch in einer Dicke von einem Kartenblatt bleibt.

So stand in meinem Schuppen eine grosse tannene Bettlade, scheinbar ganz unbeschädigt, aber so ausgefressen, dass sie nicht mehr als fünf Pfund wog, als ich sie wegnehmen wollte. — Sechs Kisten Champagner hatte ich geraume Zeit in meinem Magazin stehen. Beim Oeffnen waren Kiste, Stroh, das Papier womit die Flaschen umgeben waren und bei vielen die Pfröpfe, wenn sie nicht ganz gut vom Staniol bedeckt waren, aufgefressen, der Wein war verdorben und ausgelaufen. Bücher und Leinwand haben besonders zu leiden. — Bei den ersten heftigen Regen zu Anfang des December, verlassen, wie bei den Ameisen, die geflügelten Weibchen das Nest. Tausende fliegen umher und werden von Vögeln gefressen, verlieren aber bei der mindesten Berührung ihre Flügel und kriechen dann hülflos am Boden umher.

Die Termite ist schwärzlich mit weissem Kopfe, etwa drei Millimeter lang, die Weibchen aber sind doppelt so gross und schwarz. Die Termiten dienen als sehr gutes Futter für junge Enten und

Hühner; die auf den Bäumen sich aufhaltenden Ameisenfresser Myrmecophaga tetradactyla und didactyla leben ausschliesslich davon, während der grössere, Myrmecophaga Jubata, ausser von Ameisen von einer anderen Art Termiten lebt, deren Nester manchmal vier Fuss hoch aus einer erdigen Substanz bestehen und auf den Savannen gefunden werden.

Zu Anfang November machte ich wieder eine Reise nach dem obern Surinam, wo ich auf Viktoria einige Zeit mich aufhielt, um die an Pflanzen und Insekten so reiche Umgegend auszubeuten.

Es war das Ende der Trockenzeit und der Fluss so niedrig, dass er an den tiefern Stellen blos drei Fuss Wasser hatte.

Gegen Mittag als die Sonne am heissesten brannte, setzten sich Wolken von grünlichgelben Citronenfaltern, Callidrias evadne, auf den nassen Sand und so nahe an einander, dass man mit einem Schlage des Netzes wohl 50 fangen konnte. Unter diesen befand sich, wiewohl weniger häufig, der schöne orangenfarbige Callidrias argante, dessen hochgelbe Raupe sich von den gelben Blüthen der Cassia Callantha nährt. Auch Segler (Papilio agesilaus B.) fanden sich vereinzelt darunter.

Vermuthlich haben die Stellen, auf welchen diese Schmetterlinge sich so massenhaft niederlassen und einander zu verdrängen suchen, eine eigene mineralische Säure, die sie anzieht und welche sich blos stellenweise vorfindet, obgleich, wenn ich solche Stellen untersuchte, ich durchaus nichts anderes finden konnte, als denselben Sand wie überall am Ufer.

Eine eigenthümliche Erscheinung sind die von Zeit zu Zeit auftretenden Schmetterlingszüge des Callidrias evadne, aus denen man ohne allen Grund eine aussergewöhnliche Trockenzeit vorhersehen will.

Ich sah diese Züge zuerst im Juli 1837, als ich als Soldat auf dem einsamen Posten Nepheusburg detachirt war.

Etwa vier Wochen lang von Morgens 9 bis Mittags 2 Uhr flogen durch den Kordonweg, der in einer Breite von sechzig Fuss durch Wald und Savannen vom Comowini bis zum Surinamfluss sich hinzog, Myriaden dieser Schmetterlinge, die Breite des ganzen Weges einnehmend und in einer Höhe von 5 bis 30 Fuss immer von Osten nach Westen ziehend. Nach zwei Uhr waren nur wenige mehr zu sehen. Später habe ich diesen Zug auch in andern Theilen der Kolonie, besonders am Maroni beobachtet, wo übrigens die Züge nicht immer eine bestimmte Richtung verfolgten. — Auch von dem so prachtvollen Leilus habe ich am Maroni Züge bemerkt, die Wochen lang dauerten, aber am Boden hinzogen, von Nordwesten kamen und nach Südosten über den Fluss flogen, doch nicht in einer solchen Zahl wie jene Callidrias

Auf Viktoria schoss Jakob den in bergigem Lande manchmal vorkommenden Pithecia israelita, den Xiu der Karaiben. Er ist einer der zierlichsten Affen Guianas und lebt in kleinen Familien

von vier bis sechs Individuen. Er ist von der Grösse des Kapuzineraffen oder einer Katze, hat ganz die Form des ersteren, aber statt des Wickelschwanzes einen schlaffen buschigen Schwanz; der Rücken ist gelbbraun, Kopf, Bauch, Hände und Schwanz beinahe schwarz. Ein dickes Kopfhaar ist in der Mitte aufs Zierlichste gescheitelt und der schöne, dicke, zwei Zoll breite Backenbart zieht sich unter dem Kinn von einem Ohr nach dem andern. Kein Stutzer könnte Bart und Haar besser in Ordnung halten, als dieses schöne Thier.

Am Maroni erhielt ich einen jungen Affen dieser Art lebend, er starb aber bald; drei andere waren angeschossen und ich hielt sie zu verschiedenen Zeiten viele Monate lang geheilt im Käfig, aber sie waren stets traurig und heimtückisch.

Die Affen Guianas sind an Gattungen nicht so zahlreich, aber da sie meist gesellig leben, an Zahl der Individuen doch sehr beträchtlich. Der häufigste und gelehrigste von allen, der auch das europäische Klima am besten auszuhalten scheint, ist der Kapuzineraffe. Cebus apella. In Surinam nennt man ihn Kesikesi, in Cayenne Macaque, bei den Karaiben wird er Meku, bei den Arowaken aber Pfuiti genannt. Er kommt theils paarweise, theils in Truppen von höchstens dreissig Individuen vor, bei welchen sich immer einige steinalte Männchen befinden, deren Stirnhaar emporsteht, so dass es manchmal aussieht, als hätte das Thier kleine Hörner. Die Farbe ist kastanienbraun, das Gesicht etwas heller; Hände, Füsse und der behaarte Wickelschwanz beinahe schwarz. Sie sind scheu und suchen eiligst die Flucht wenn sie Unrath wittern.

Sie haben ein eigenthümliches Geschrei und Gewinsel, das die Indianer täuschend nachzuahmen wissen, wodurch sie sie anlocken und schiessen. Man hört sie oft im Walde Nüsse aufschlagen oder Händel mit einander führen. Sie leben von Früchten, auch von Vogeleiern und vielleicht jungen Vögeln, weniger von Insekten, fressen aber kein Laub.

Jung gefangen werden sie bald zahm, sind äusserst possierlich und fassen zu Dem, der sie gut behandelt, eine grosse Zuneigung, die sich durch Liebkosungen und selbst Thränen zu erkennen gibt. Tabakrauch lieben sie sehr und gibt man ihnen Tabak, so reiben sie sich damit am ganzen Leibe ein, pissen darauf und waschen sich damit. Wenn die Indianer ein Weibchen schiessen, das ihr Junges trägt, so nehmen es die Indianerinnen auf den Kopf, wo es sich an den Haaren anklammert und säugen es. Die Indianer essen das Fleisch des Cebus sehr gerne und ziehen es dem der grösseren Arten vor. Es gibt mehrere Abarten dieser Affen, auch findet man immer mehr Männchen als Weibchen.

Der grösste der surinamischen Affen ist der Coita (Ateles coita); er kommt nicht in den Küstenwäldern, sondern hauptsächlich im innern Lande vor, wo er den Buschnegern das beliebteste Wildpret ist.

Er wird aufrecht stehend etwa drei Fuss hoch und dann bei zwanzig Pfund schwer. Der ganze Leib ist mit glänzend schwarzen

langen Haaren bewachsen: das Gesicht ist haarlos, röthlich und hat viel Aehnlichkeit mit dem einer alten Indianerin. An den Vorderfüssen hat er nur vier Finger und statt des Daumens einen kleinen Stummel. Der fast 3 Fuss lange Schwanz ist ebenfalls dicht behaart, an der Spitze aber und an der Unterseite ganz nackt wie das Innere der Hand. Er hat das feinste Gefühl in dieser Schwanzspitze und braucht sie gewissermassen wie der Elephant seinen Rüssel. Die kleinsten Dinge weiss er damit an sich zu ziehen und wo er geht oder klettert, dient der Schwanz ihm zur Stütze und zum Anklammern. Sind diese Affen im Klettern begriffen, so weiss man nie, was Schwanz oder Fuss ist; sie tragen den Namen Spinnenaffe mit Recht, weil, wenn sie in den Zweigen hängen, sie wie eine ungeheure Spinne aussehen. Sie werden sehr zahm, fürchten sich aber oft vor den unbedeutendsten Dingen. Sie leben blos von Pflanzen, was man schon an ihrem Gebisse sehen kann, dem die Reisszähne beinahe fehlen. Hauptsächlich fressen sie Baumknospen. Ich hatte auf Albina einmal zwei, die frei auf dem Platze herumliefen. Zwischen der Küche und dem Wohnhause steht ein schöner grosser Brodfruchtbaum, den ich selbst pflanzte und der den ganzen Platz zwischen den zwei Gebäuden beschattet. Auf diesem hielten sich die zwei Coitas auf und kamen nur ins Haus oder die Küche, um ihre Nahrung, reife Bananen oder Batatten zu holen. Der schöne Baum fing plötzlich an zu trauern, trockene Aeste zeigten sich und die Blätter fielen ab. Ich sah nun, dass die beiden Coitas trotz des Ueberflusses von Bananen und Batatten, die man ihnen gab, die Knospen der jungen Blätter abfrassen. Ich band die Affen sogleich an und der Baum erholte sich glücklicherweise nach und nach.

Der Coita wird von Läusen sehr geplagt, die genau den Läusen der Neger gleichen, und, wenn er in Gefangenschaft ist, auch von Sandflöhen, die sich in seinen Fingern und der Schwanzspitze einnisten. — Es scheint mehr Weibchen als Männchen zu geben, denn meist werden Weibchen geschossen oder jung gefangen. Wird er angeschossen, so klammert er sich mit dem Schwanze so fest an den Baum, auf dem er eben sass, dass er auch im Tode nicht früher herunterfällt, als bis der Körper in Verwesung übergeht. Die Indianer des Innern schiessen ihn daher mit Pfeilen, die mit dem Ouraligift bestrichen sind, das in neuerer Zeit mit Erfolg gegen Tetanos gebraucht wird: die Muskeln erschlaffen und das Thier fällt sogleich nach der Verwundung herunter.

An Grösse dem Coita beinahe gleich ist der Brüllaffe, (Mycetes seniculus), von den Holländern Babun, den Franzosen Singe hurleur, den Karaiben Alouatte, den Arowaken Itoli genannt. Er lebt sowohl in den Küstenwäldern als im Innern des Landes und frisst Baumfrüchte, besonders die Früchte des Mani (Symphonia coccinea), hauptsächlich aber Baumknospen. Der dicke, wenig behaarte Bauch, der rothgelbe Pelz des Rückens, der am Hinterkopf und den Füssen ins Purpurbraune übergeht, das schwarze Gesicht mit starkem Ge-

biss, der Kropf unter dem Halse, bedeckt mit einem gelben Barte, machen ihn zum hässlichsten aller Affen des südlichen Amerikas.

Er lebt in kleinen, selten über zehn Stück ausmachenden Gesellschaften, worunter aber immer ein altes ausgewachsenes Männchen ist, das auf den Bäumen einen höheren Sitz als die andern einnimmt und das schauerliche Konzert leitet, wodurch sich diese Affen vor allen andern so auffallend auszeichnen. Die Luftröhre des Männchens, schon an sich viel stärker und entwickelter als bei allen übrigen Affen, steht mit einer Stimmkapsel in Verbindung, die von knöcherner Substanz und beinahe von der Grösse eines Gänseeies ist und in der Höhle der untern Kinnlade hängt. Sie sieht wie ein Kropf aus, dient als Resonanzboden und kann die Stimme ganz unglaublich verstärken. Die Weibchen haben einen ähnlichen Apparat, aber nicht über einen Zoll gross. Was dem Thiere den Anlass zu diesem Geschrei gibt, weiss ich nicht; in der Kolonie glaubt man, es schreie nur, wenn die Meeresfluth anfängt. Das ist irrig, denn die Affen schreien zu jeder Zeit des Tages oder der Nacht, ausserdem auch im Innern des Landes, wohin die Fluth nicht mehr dringt.

Es mögen wohl eigenartige atmosphärische Einflüsse sein, die das Männchen bestimmen zu schreien, in dessen Lied dann das Weibchen einstimmt. Geschlechtliche Triebe können es nicht sein, sonst würden nicht alle Thiere schreien. Ich habe diesem Geschrei drei bis viermal in nächster Nähe zugehört. Jedesmal sass ein altes Männchen oben auf dem Baum, hielt sich mit den Vorderfüssen an einem starken Aste und hatte den Greifschwanz um den Ast geschlungen, auf dem es sass. Andere Männchen und Weibchen sassen in verschiedenen Stellungen etwas niedriger. Plötzlich hub der Alte ein entsetzlich röchelndes „Rochu, Rochu“ an, das, nachdem es sich fünf bis sechsmal wiederholte, in ein Gebrüll überging, in das nun alle einstimmten und zwar so stark, dass man befürchten musste, das Gehör zu verlieren. Am meisten gleicht es dem Geräusch, den ein schwerbeladener Wagen, dem die Räder gesperrt sind, beim Abfahren auf einer steilen Strasse macht, nur unendlich stärker, denn man hört in stillen Nächten das Gebrüll dieser Affen zwei Stunden weit.

Das Gebrüll der Tiger, das Pichegru und seine Genossen auf ihrer Flucht von Cayenne nach Surinam so entsetzte, war wohl nichts anders als das Geschrei der Brüllaffen, das wohl Jeden der es zum erstenmale hört und nicht weiss, dass es von diesen harmlosen Affen herkommt, mit Furcht erfüllen muss.

Der Brüllaffe ist träge und melancholisch, er springt blos, wenn er verfolgt wird, sonst klettert er bedächtig, sich stets mit dem Schwanze haltend, dessen unteres Ende eben so nackt wie das des Coita ist, auf den Bäumen umher. Jung gefangen wird er sehr zahm und zutraulich, spielt auch mit Katzen und Hunden, ist aber meist traurig, und entfernt sich die Person, die er lieb hat, so ist sein immerwährendes Röcheln und Geschrei höchst unangenehm. Es glückte uns nie, einen derselben aufzuziehen, obschon wir uns alle Mühe

gaben. Auch haben sie einen eigenthümlich widerlichen Geruch an sich, so dass man die Nähe von Brüllaffen leicht riecht. Wie der Coita oder überhaupt, wie alle unsere Affen, bringen sie nur Ein Junges zur Welt; aber während beim Coita meist Weibchen geschossen werden, werden beim Brüllaffen mehr Männchen getödtet.

Beide Affenarten leben häufig mit einander, doch versichern Buschneger, dass sie manchmal in arge Händel gerathen, wobei der Brüllaffe wegen seines starken Gebisses vermuthlich den Sieg davon trägt, obwohl der Coita schneller und gelenkiger ist. Das Fleisch beider Arten ist meist sehr fett und wird von den Negern gerne gegessen. Ein Hauptfeind des Brüllaffen ist der Haubenadler, falco destructor.

Der niedlichste der surinamischen Affen ist aber der Simia sciurea oder Eichhornaffe. — In der Kolonie nennt man ihn Monki, die Franzosen Sapajou, die Karaiben Akalima, die Arowaken aber Kabuanama. Jch hatte sechsundzwanzig Jahre lang immer drei dieser Aeffchen, und sobald eines derselben starb, sorgte ich, dass wieder ein anderes an seinen Platz trat; eines davon lebte dreizehn Jahre. Sie sind grösser als ein Eichhörnchen, etwa zwölf Zoll lang, von grünlichgrauer Farbe und weisslichem Bauch. Vorder- und Hinterhände sind bis zu den Ellenbogen goldgelb, Gesicht und Ohren weiss, Schnauze schwarz, Augen gross und braun, der behaarte schlaffe Schwanz ist an der Spitze schwarz, dreizehn bis vierzehn Zoll lang und dient dem Thierchen bei seinen Sprüngen als eine Art Balancirstange. Im Schlafe und in Ruhe schlägt er den Schwanz über die Schultern. Diese Aeffchen sind sehr lebhaft, immer in Bewegung, obgleich sie von Zeit zu Zeit über Tag auch ein Schläfchen machen, und äusserst empfindlich gegen die Kälte. Sie legen sich oft in die Sonne, und will man sie in Europa am Leben erhalten, so müssen sie beständig eine Wärme von nicht unter 20° R. haben.

Sie leben meist in grossen Truppen von hundert und mehreren, nicht im Hochwald, sondern im Strauchwerk am Saume der Waldungen und nähren sich von Früchten, Insekten und Vogeleiern. Ich bekam sie immer noch ganz jung und sie gewöhnten sich bald an Milch, Brod und reife Bananen, bei denen sie gut gedeihen. Die erste Zeit über liess man sie frei im Zimmer umhergehen, wo sie dann stundenlang, wie ein kleines Kind, an ihrem Daumen saugten; das niedliche weisse Gesichtchen mit dem scharfbegrenzten Kopfhaare, der schwarze Mund, die grossen, lebhaften, dunkelbraunen Augen und ihr munteres zutrauliches Wesen machten sie zu Jedermanns Liebling. Sie haben nicht die Falschheit, die sonst beinahe allen Affen eigen ist, kommen, da sie sehr reizbar sind, leicht in Zorn, sind aber eben so schnell wieder gut, benehmen sich überhaupt wie kleine Kinder. Sie suchen ungereizt nie zu beissen und sind bei guter Behandlung die harmlosesten, fröhlichsten Thierchen, die man finden kann. Unter der Gallerie meines Hauses waren sie an Schnürchen angebunden und wurden zum Schlafen in ein kleines Häuschen gesperrt. Frei im

Hause durfte man sie nicht umher gehen lassen, weil sie überaus neugierig sind, alles betasten und verderben. Liefen sie manchmal frei umher, so setzten sie sich auf die Schweine und liessen sich durch dieselben in den Savannen herumtragen. Jeden Abend fünf Uhr, nachdem man die Fensterläden der besseren Zimmer im obern Stockwerk geschlossen hatte, wurden sie losgelassen; dann war ein tolles Treiben und Jagen auf dem Brodfruchtbaum und den Kokos-Palmen hinter dem Hause, das so lange dauerte, bis es dunkelte und sie von selbst kamen, um in ihr Häuschen gesperrt zu werden. Obgleich sie Insekten fressen, scheinen sie die giftigen nicht unterscheiden zu können, und so starben mir drei dieser Thiere an Schmetterlingen der Kokosraupe (Brassolis Sophorac C.).

Wir hatten in unserer Einsamkeit am Maroni diesen lieben Thierchen manche Unterhaltung zu danken, wie mich denn die Thierwelt für gar Manches entschädigte. Wollen sie ihre Freude ausdrücken, so schnurren sie wie ein Kätzchen. Gelehrig sind sie nicht und stehen an Intelligenz trotz ihrem verhältnissmässig bedeutenden Gehirne weit unter den Kapuzineraffen. — Die meisten wurden mir vom Seestrande gebracht, wo sie mit Leichtigkeit auf den Awara-Palmen umherspringen, obgleich diese über und über mit drei Zoll langen, nadelscharfen Stacheln bedeckt sind.

Die Indianer schiessen die Mütter, wenn sie ihre Jungen noch auf dem Rücken tragen, oder schütteln auch wohl die Jungen von den Bäumen, wenn sie von den Müttern abgesetzt sind. Selten bekommt man ein Männchen, beinahe alle, die man erhält, sind Weibchen.

Etwas kleiner als dieser ist der Sagoin oder Tamarin (hapale midas) von den Karaiben Srlrle genannt. — Sie sind in kleinen Truppen bis zu etwa 20 Stücken beisammen. Das Aeffchen ist ungefähr 8 Zoll lang, schwarz, der Rücken mit Grau untermischt, das Haar seidenweich, die vier Füsse orangegelb, die Hände haben statt der Nägel kleine Krallen, der Schwanz ist länger als der Leib und dünn behaart. Die sonderbar ausgeschweiften, fleischigen, schwarzen Ohren geben dem ebenfalls schwarzen Gesichtchen ganz den Ausdruck einer Fledermaus. Sie werden sehr zahm, sind aber weniger lebhaft und zutraulich als die Vorigen. Wir liessen die unsrigen immer frei im Zimmer umhergehen, wo sie sich dann meist bei den angebundenen Sapajous aufhielten. — Mehrere Male hatte ich einen andern niedlichen Affen (Pithecia leucocephala). Das Männchen ist schwarzgrau und mit langen Haaren bedeckt, das Gesicht weisslichgelb, sieht wie eine Maske aus, unter der die schwarze Nase und das Maul stark absteht. Der Schwanz ist so lang wie der Leib und sehr dick und buschig; das Thierchen lässt ihn hängen. Das Weibchen ist bräunlich. — In Surinam nennt man ihn Wanaku, die Franzosen Maman dina, die Indianer Arighi. Er ist etwas grösser als der Sapajou, nicht lustig und lebt in kleinen Truppen von höchstens zehn Stücken im Hochwald.

Victoria am obern Surinam, von Paramaribo etwa 24 Stunden entfernt, ist ein kleiner Holzgrund von vielleicht 50 Sklaven, die Bretter und Singels bearbeiten. Früher gehörte das Land einer Mineral-Compagnie, die hier und auf Berg en Daal nach edeln Metallen suchen liess, aber schlechte Geschäfte machte und die Sache aufgab. Ein Militärposten lag ganz in der Nähe und diente eigentlich zum Schutze gegen die Buschneger, deren Posthalter in späteren Jahren hier wohnte. Der Posten war als sehr ungesund bekannt und wurde auch später eingerückt. Auch der Holzgrund ist verlassen, so dass am Ende Niemand übrig blieb, als der Posthalter, nach dessen Tode seine Stelle nicht mehr besetzt wurde.

Schon unter Berg en daal wird das Land hügelig und bei Victoria erheben sich Hügel, die 200 bis 250 Fuss hoch sein mögen, Alle sind mit Hochwald bewachsen und an den Abhängen findet man die im Innern so häufige Murru-Murru-Palme, ein Astrocaryon eben so stachlicht wie die Awarra. Ihr Früchtetross kommt aus der Mitte heraus, ist etwa einen Fuss lang und an ihm sitzen bei 30 Stück eigrosse, runde, dicht mit Stacheln bedeckte Nüsse, die sehr hart sind und ein der Kokosnuss ähnliches Fleisch enthalten, das die Indianer geröstet essen.

Eine grosse prächtige Castnia scheint in diesen Palmen ihre Eier zu legen, denn ich fand sie stets um dieselbe herumflattern.

In den Schluchten der Berge stehen viele Arten Farren, auch fand ich eine bis auf die höchsten Bäume hinaufrankende Pteris, die ich im niederen Lande nie gesehen habe. Die Gegend bei Victoria ist reich an Eisen, das sich als Bohnerz in den Kreeken findet. Auch findet sich in der Nähe eine schneeweisse Erde, vermuthlich Porzellanerde.

Von Victoria aus besuchte ich die an der Sara kreek liegenden Buschnegerdörfer und den ersten bedeutenden Wasserfall des Surinamflusses Arunsabanja und kehrte dann nach Gelderland zurück, um auf Mauritsburg die den Savannen eigenen Pflanzen einzusammeln.

Ich wanderte also wieder nach Mauritsburg, um im Indianerdorf meine Wohnung zu nehmen. Aber schon unterwegs im Boote hatte ich mich unwohl gefühlt, und der anstrengende Marsch in der Mittagshitze über die vier Stunden langen Savannen hatten ein Fieber erzeugt, das auszubrechen drohte, als ich bei meinem Kapitän ankam.

Diesem zuvorzukommen bat ich den Militärarzt, mir ein starkes Brechmittel zu geben, das ich auch am Abend noch einnahm. Aber die Wirkung desselben auf meinen geschwächten Körper war furchtbar. Ich lag Tage lang im Fieber und in Phantasien und erhielt erst am sechsten Tag wieder mein Bewusstsein. Ein Gallenfieber hatte mich erfasst und machte meine Lage sehr bedenklich. Aber ich war nicht verlassen, sondern hatte durch die gute Frau meines Kapitäns die beste Pflege. Erst am zwanzigsten Tage konnte ich das Bett verlassen und nach Sonnenuntergang am Arme des Doctors einen kleinen Spaziergang von höchstens hundert Schritten machen, wobei aber das

Grün der Wälder, von der scheidenden Sonne beleuchtet, meine Augen so schmerzte, dass ich sie nicht aufzuschlagen vermochte. Meine Kräfte waren so gesunken, dass ich nur mit der grössten Anstrengung einige Worte schreiben konnte. Doch bald wurde es besser und Ende Dezember am 47sten Tage meines Aufenthalts auf Mauritsburg war ich stark genug, nach Paramaribo zurückkehren zu können.

Ich war nun auch in Paramaribo noch längere Zeit leidend, denn leider hatte sich bei mir das dreitägige Fieber eingestellt, das nur schwer zu heilen ist und mich erst nach sechszehn Monaten ganz verliess. Die Aerzte jener Zeit waren mit dem Chinin sehr sparsam, gaben nur zwölf Gran per Tag, und diese drei Tage hintereinander, so dass das Fieber wohl aufhörte, aber nach einigen Wochen Wohlseins stets wieder zurückkam, worauf man aufs Neue zum selben Mittel griff, ohne sich je an eine grössere Dosis zu wagen.

Grössere Ausflüge konnte ich nun nicht mehr machen und fing meistens blos Insekten im Umkreise der Stadt.

Herr H. war inzwischen mit seinen Kolonisationsprojekten so beschäftigt, dass ihm zeitweise zwei Schreiber helfen mussten, und obgleich die Natur nie ihre Reize für ihn verloren hatte, so war er jetzt ausschliesslich bestrebt, den hereinbrechenden Ruin der Kolonie zu verhüten, mit eben dem Eifer, wie er früher auf das physische Wohlsein seiner zahlreichen Patienten bedacht gewesen war. Meinen Sammlungen sah er gleichgültig zu, und da ich fühlte, dass man mich im Hause wohl entbehren konnte, überdiess Selbständigkeit auch in bescheidenen Verhältnissen mir als das höchste Gut erschien, so verliess ich das Haus des Doktors im April 1842, als der Verkauf von Schmetterlingen mir eine kleine Summe einbrachte und ich der Unterstützung eines Freundes für so lange sicher war, bis das, was ich nun für meine eigene Rechnung zu sammeln beabsichtigte, in Europa verkauft sein würde.

Drittes Kapitel.

Ich miethete nun ein kleines Haus in einer abgelegenen Strasse der Stadt, wofür ich monatlich 8 fl. Miethe zu bezahlen hatte, kaufte das Nöthige, um die zwei Zimmerchen zu meubliren und richtete mich mit wenig Geld häuslich ein. Eine alte freie Mulattin, Missie Koba, versah meine Haushaltung, kochte mein Essen und wusch meine Wäsche.

Meine Küche war sehr einfach. Kaffe durfte nicht fehlen, und da Bananen und Bakkeljauw stets meine Lieblingskost war, so waren auch diese meist mein Hauptgericht. Da ich weder Boot noch Neger

besass, so konnte ich vorerst keine Reise nach den Pflanzungen machen, wo eine reichere Ausbeute für mich war und musste mich die ersten Monate nur auf den Umkreis der Stadt beschränken.

Jeden Morgen gegen neun Uhr machte ich meine Wanderungen. von denen ich erst um vier oder fünf Uhr Abends zurückkam. Auf ihnen fieng ich meist so viele Schmetterlinge (denn das Vorjahr 1843 war daran besonders reich), dass ich bis in die Nacht mit dem Aufspannen derselben beschäftigt war. Die seltenen Arten bewahrte ich für meine Sendungen nach Europa auf, mit den bunten und prächtigen aber füllte ich Kästchen, die ich bei einem Schreiner machen liess. Das Stück kostete 50 Cents, ein Glas darauf bezahlte ich mit 40 Cents, Solche Kästchen verkaufte ich dutzendweise zu zehn Gulden pr. Stück an holländische und amerikanische Schiffskapitäne.

Ich war unermüdet, obgleich mich das leidige Fieber jedesmal mehr oder weniger stark je am dritten Tage heimsuchte.

In der Hoffnung, dass meine kräftige Natur auch diese Plage ohne Arznei besiege, gebrauchte ich einige Monate lang kein Chinin mehr, blieb an den Tagen, wo ich das Fieber erwartete, zu Hause und beschäftigte mich mit dem Auskleistern und Füllen der Kästchen. Aber oft, wenn ich mich auf meinen Märschen zu sehr erhitzt hatte oder vom Regen durchnässt war, beschlich mich der böse Gast einen Tag früher, dann hieb ich, wenn es im Walde war, rasch einige Heliconien-Blätter ab, bettete mich auf den Boden und breitete jene Blätter über mich aus, so dass auch der heftigste Regenguss mich nicht durchnässen konnte.

War das Fieber, das gewöhnlich von Frost in Hitze überging, und zwei bis drei Stunden dauerte, vorüber, so verliess ich mein Lager und kam oft recht vagabundenartig und nicht reinlich wie ein fortenaar (Stadtbewohner) nach meiner Wohnung zurück, wo Missie Koba schnell das Essen aufwärmte, das ich mit wahrem Heisshunger verzehrte.

Ich hatte in Paramaribo nur wenige Bekannte und machte sehr selten Besuche. Mit Leuten höheren Standes, wovon manche vielleicht so viel Bildung besassen, um meinen Broderwerb für einen ehrenvollen zu halten, kam ich in keine Berührung.

Die Farbigen, die wie der gute B . . . mich nur für einen potibakera (armen unbedeutenden Blanken) hielten, hatten mich nie angezogen, und so hatte ich eigentlich nur einen Freund, an den ich mich auch mit ganzem Herzen anschloss. Es war dieser ein Arzt der kolonialen Truppen, Sachse von Geburt, und mir nach Alter und Neigungen gleich. Da er in meiner Nähe wohnte, so kamen wir beinahe jeden Abend zusammen, wobei wir dann, er bei mir oder ich bei ihm, uns bis tief in die Nacht aufs angenehmste unterhielten. Welche glückliche Stunden habe ich da verlebt, wie viele Pläne machten wir, er um auf dem Felde der Wissenschaft eine ehrenvolle Stellung einzunehmen, ich mir eine sichere unabhängige Existenz für die Zukunft am Maroni zu erwerben. Aber während die meinen sich

realisirten, unterlag er im September 1843 einem Gallenfieber, von dem er, hätte man Chinin in genügender Menge angewendet, gewiss gerettet worden wäre. Er starb in meinen Armen, und so hatte ich denn auch den einzigen Freund, dessen Neigungen mit den meinigen harmonirten, verloren.

Nie hat mich ein Todesfall so ergriffen.

Jetzt waren meine Abende wieder so einsam, kein freundliches Gespräch erheiterte sie mehr. Zwar die Zeit mildert alle Schmerzen und Verluste, welcher Art sie auch sein mögen, aber noch jetzt nach 37 Jahren denke ich mit Wehmut an jene frohen Abende zurück, wo in meiner Jugend mich dieselbe feurige Liebe für die Natur belebte, die auch mein späteres Alter noch erheitert.

Ein anderer Bekannter, an den ich mich weniger anschloss, als ich ihn seiner Sammlungen und Bücher wegen besuchte, verdient hier ebenfalls einiger Erwähnung. Herr L., schon ein guter Fünfziger, als ich ihn kennen lernte, war in Holland geboren und der Sohn eines der höchsten Beamten der Kolonie, der Surinam verlassen hatte und in hohem Alter im Haag lebte, wo ich später mit ihm bekannt wurde.

Der Sohn hatte vorgezogen in der Kolonie zu bleiben und lebte von den Renten eines nicht unansehnlichen Vermögens.

Schlicht und einfach in seinem Benehmen und in seiner Kleidung hatte er blos Interesse für zwei Dinge, nähmlich für alle auch noch so unbedeutenden Vorfälle der Kolonie, die er schon seit Jahren mit gewissenhafter Treue in einem Tagebuch verzeichnete. Zu diesem Zwecke besuchte er jeden Tag die frequentesten Läden, wo ihm dann die abentheuerlichsten Bären aufgebunden wurden, die er in seinem Tagebuch verewigte. Ferner für Insekten, hauptsächlich die Schmetterlinge. Eine ganz kolossale Sammlung der surinam'schen Schmetterlinge und anderer Insekten, die im Laufe der Zeit ihn wohl bei fl. 30,000 gekostet haben mag, war in zwei grossen Kasten in Schubladen verwahrt.

Schöne tadellose Exemplare sah man wenige bei ihm, aber alle Gattungen und Arten waren aufs beste vertreten und fand man ein Insekt in der L.'schen Sammlung nicht, so war es gewiss etwas Bedeutendes oder höchst Seltenes. Hatte ich nun solche seltene Exemplare, so war ich gewiss, an ihm einen Käufer zu finden. Ich setzte dann dieselben in ein Kästchen, umgeben von anderen gemeineren Arten, welche er mit wenig Mühe selbst hätte fangen können und war gewiss, dass er den seltenen zu lieb auch die gemeinen Specien kaufte. So hatte ich an ihm einen guten Kunden, und seine Sammlung wurde durch mich mit manchem schönen Insekt bereichert.

Bereits als Fourier hatte ich mit Herrn L. Bekanntschaft gemacht. Kurz vor meiner Abreise nach Europa im November 1841 hatte ich aus Furcht, dass mir nicht gestattet werden würde, eine weitere als meine Kleiderkiste an Bord des Kriegsschiffs mitzubringen, mit dem ich nach Holland zurückkehrte, die am Maroni

und in Paramaribo gesammelten Insekten einem Kauffarteischiffe mitgegeben. In dieser Sammlung befand sich ein grüner Bombyx mit Spiegelflecken wie der Atlas, der ganz unbekannt war.

Herr L. hatte durchaus dieses kostbare Insekt kaufen wollen, aber stets hatte ich ihn abgewiesen. Bereits war die Kiste an Bord, als er einen Wechsel von fl. 300 für die Sammlung bot, den ich aber verweigerte. Beinahe in Verzweiflung über meine Starrköpfigkeit, den seltenen Bombyx nicht an ihn verkaufen zu wollen, prophezeite er mir nichts Gutes; leider hatte er recht, denn das Schiff strandete an der englischen Küste und da ich die Sammlung nicht versichert hatte, erhielt ich keinen Cent Schadenersatz.

Aber in seinen Tagebüchern, die nach und nach zu vielen Folianten angewachsen waren, hatte Herr L. meinen grünen Bombyx verewigt und den interessanten Verlust sammt allen Details und der mir gemachten Prophezeihung genau beschrieben.

Beide unschuldige Liebhabereien hätte Herr L. bis an seinen Tod fortsetzen können, ohne dass sein Vermögen dabei gelitten hätte, aber er liess sich bereden, die Pflanzung Onverwagt zu kaufen, in deren Umkreis er Schmetterlinge fangen konnte; die Verwaltung darüber überliess er Andern, die seine Unerfahrenheit so gröblich missbrauchten, dass er um sein ganzes Vermögen kam und in dürftigen Umständen starb.

Mit dem Anfang der Trockenzeit ging ich nach Osembo. Ich hatte mir eine Maschine zum Trocknen der Pflanzen machen lassen und wollte meine Excursionen weiter ausdehnen.

Da es mir zuwider war, von der Gastfreiheit Fremder zu leben, so hatte ich Butter, Käse und andere Lebensmittel eingekauft, die ich B. in seine Haushaltung gab; denn gerade dies musste er ankaufen, während Wild, Fische und Erdfrüchte ihn nichts kosteten. Ich war stets bei ihm ein gerne gesehener Gast und hatte nicht das drückende Gefühl, ein Schmarotzer zu sein.

Da ich ausser auf getrocknete Pflanzen auch Aufträge auf lebende hatte, so war mir ein eigenes Boot unumgänglich nöthig, dies war leicht auf Osembo zu erhalten, weil der Blankoffizier, ein gelernter Zimmermann, in seinen Freistunden und deren hatte er gar viele, das Boot um ein billiges machen konnte. Der Paradistrikt war immer mein liebster Aufenthalt, da kannte ich jeden Weg und Steg und konnte beinahe jeden Tag einen andern Ausflug machen.

Bald nach dem Tode meines Freundes H. hatte ich das Haus, in dem er gestorben war, gemiethet.

Bedeutend grösser als mein früheres, hatte es für mich den Vortheil, dass ich das Fahrzeug, welches ich auf Osembo bauen liess, in dem hinter dem Hause fliessenden Sommelsdyckerkreek aufbewahren konnte.

Die Eigenthümerin des Hauses, eine freie Negerin, bewohnte ein Seitengebäude und versah meine Haushaltung, die immer gleich einfach war.

Mein Boot war endlich fertig und kostete mich mit Zeltdach Ruderriemen u. s. w. fl. 160. — Es war schön weiss und grün angestrichen und zu meinen Reisen ausnehmend geschickt.

Von jetzt an blieb ich nur wenige Zeit in der Stadt und wollte ich eine Reise nach Para, den oberen Surinam oder sonst wohin machen, so nahm ich zwei junge Bursche, die man in jener Zeit mit 30 bis 40 Cts. per Tag miethen konnte. Wenn ich an Ort und Stelle war, hatten sie mir Gewehr und Pflanzenpapier nachzutragen, auf der Reise aber das leichte Boot zu rudern, während ich dasselbe steuerte. —

War der eine oder andere ermüdet, so ruderte ich ein paar Stunden.

Ja einmal auf Victoria wurden mir beide Jungen krank, so dass der eine im Fieber lag, während der andere kaum so viel Kraft mehr hatte, am Steuerruder zu sitzen, so dass ich den langen Weg von Victoria bis Gelderland allein rudern musste und ebenfalls unwohl auf dem Posten ankam. Aber mein alter Lieutenant van D., der Kommandant des Postens war, gab mir zwei schwarze Soldaten, die mein Boot bis Paramaribo ruderten, während ich am Steuer sass. In dieser Weise wurde mir manchmal geholfen.

Meine erste Reise mit dem neuen Boote war nach Victoria, denn in der bergigen Umgegend gefiel es mir besonders. Der militärische Posten war schon seit einigen Monaten aufgehoben und die Kaserne dem Posthalter zur Wohnung angewiesen. Der Direktor des benachbarten kleinen Holzgrundes, ein Jude und sehr gefälliger Mann, war nun die einzige Person, mit der der Posthalter umgehen konnte. — Dieser, er hiess G., ein Mann in meinen Jahren, liebte die Wirthshäuser Paramaribos weit mehr, als die Einsamkeit, welche mit seiner Stellung verbunden war. Eine hübsche Mulattin, Missie Kosi, war seine Haushälterin und machte ihm das Leben soweit erträglich, dass er sich noch nicht vor langer Weile und Aerger erschossen oder aufgeknüpft hatte. Auf Victoria wurde ich stets mit Freuden empfangen und ich bezog jedesmal das Haus des früheren Posthalters, in dem auch Doktor H. gewohnt hatte. Ich hatte hier stets meine eigene Haushaltung und immer die nöthigen Lebensmittel bei mir. Es musste desshalb, während ich mit dem einen Jungen meine Wanderungen anstellte, der andere die gesammelten Pflanzen trocknen und das Essen bereiten. Waren nun am Abend die Pflanzen eingelegt, die Bälge präparirt und die Schmetterlinge aufgespannt, so ging es zum Posthalter, bei dem dann der Abend bis Mitternacht unter Scherz und Lachen zugebracht wurde.

Der arme G. musste trotz des bedeutenden Salairs von fl. 2000 doch eingezogen leben, denn er war mit Schulden überladen und der grösste Theil seines Einkommens wurde von den Gläubigern in Empfang genommen. Obgleich er Holländer und keineswegs ohne Bildung war, hatten weder die Natur, noch die Jagd oder Lectüre einigen Reiz für ihn und da er seine Neigung zum Wirthshausleben, Billard- oder Kartenspiel nicht befriedigen konnte, so wusste er mit

seiner Zeit nichts anzufangen und die Langeweile brachte ihn auf die albernsten Ideen. So hatte er von seiner letzten Reise nach Paramaribo sechs farbige Bilder von so unfläthigen Gegenständen, dass sie nicht einmal das Verdienst der Zweideutigkeit hatten, mitgebracht, um die kahlen Wände seiner Stube damit auszuschmücken. Es besuchte den Posthalter freilich Niemand als Buschneger die ihre Pässe holten und diese ergötzten sich an den Bildern, um so mehr, als sie keine Erklärung dabei nöthig hatten. Höchstens konnte es vorkommen, dass in den Trockenzeiten, wenn sich ein Fremder, der die Pflanzung Berg en Daal besuchte, auch nach Victoria, dem äussersten Grenzposten der Civilisation, wie sie sich denn auch in den Gemälden kund gab, verirrte. Aber oft vergingen Jahre, ehe ein Fremder zum Posthalter kam. Nun hatten früher die Herrnhuter Missionäre unternommen, die Saramaccaner Buschneger am obern Surinam zu bekehren, wobei sich eine Frau Hartmann, Wittwe eines Missionärs sehr verdient machte, indem sie nach ihres Mannes Tode Jahre lang ganz allein bei diesem rohen Heidenvolke lebte, die Jugend unterrichtete, die Kranken verpflegte und nach Möglichkeit ihrer geringen Kräfte den Götzendienst zu vertreiben suchte, eine Selbstaufopferung, die in den Jahrbüchern der Mission in Surinam vermuthlich allein steht.

Diese allgemein hochgeachtete Frau kam denn auch zufällig nach Victoria und als der Posthalter sie auf sein Haus zuschreiten sah, hing er, statt seine lasciven Gemälde ganz zu entfernen, dieselben blos verkehrt an die Wand, wie es Gebrauch in der Kolonie ist, wenn sich eine Leiche im Hause befindet.

Begreiflicher Weise fielen der guten Frau bei ihrem Eintritt ins Zimmer die verkehrt hängenden Gemälde auf und theilnehmend erkundigte sie sich nach dem Todten im Hause.

Als der Posthalter ihr aber sagte, dass er blos aus eigener Laune die Gemälde umgekehrt habe, wurde sie neugierig und drehte das erste beste um.

Der Effekt war treffend.

Sie verliess sogleich das Haus, in dem sie dem Posthalter die harte Wahrheit sagte, dass sie bedaure, dass das Gouvernement ihm eine Stelle gegeben habe, wo er, anstatt die Neger zur Sittlichkeit anzuhalten, nur darauf bedacht zu sein scheine, durch solche Sudeleien im Hause ihre guten Lehren wieder zu vereiteln.

Aber auch Victoria wurde kurz nach meinem letzten Besuche im Jahr 1845 verlassen. Herr G. starb in Paramaribo, tief beklagt von seinen Gläubigern; auch der Holzgrund Victoria wurde abgebrochen und so ist jetzt kaum mehr die Stelle davon zu erkennen.

In den zwei Jahren, seitdem ich für mich allein arbeitete, war meine Thätigkeit von gutem Erfolg gekrönt. Lebende und getrocknete Pflanzen, Bälge und Insekten aller Art wurden abgeschickt, verkauft und schafften mir ein sorgloses und unabhängiges Dasein, wie ich es mir immer gewünscht hatte.

Aber mein Plan, mich am Maroni niederzulassen, war nie aufgegeben und da ich im Juni 1845 nach Europa zu gehen beabsichtigte, so wollte ich noch vorher die Ufer des mir so lieben Stromes besuchen und den Ort zu meinem künftigen Wohnplatz erwählen.

Eine Reise nach dem Maroni war aber viel schwieriger als nach irgend einem Theile des bewohnten Landes. Der obere Cottica und der Courmotibokreek waren blos von Buschnegern bewohnt, die eine Reise durch die Flüsse des von ihnen bewohnten Gebiets als einen Einbruch in ihre Rechte betrachteten. — Der Wanekreek war ohne kundigen Führer nicht zu befahren und dazu konnte man blos Indianer oder Buschneger brauchen.

So reiste ich denn im Januar 1845 nach der Para, um auf dem dem Holzgrund Hannover gegenüberliegenden Karaibendorfe Lucia einige Indianer zu miethen, die den Weg durch den Wanekreek kannten.

Auf Hannover war mein lieber Doktor H., der jetzt, nachdem er Praxis und Kolonisationsentwürfe aufgegeben hatte, sich hier mit Eifer auf die Tabakskultur legte. Ich hatte für diese Pflanze nie das mindeste Interesse, weil ich weder rauche noch schnupfe, ja mir selbst der Geruch des Tabaks zuwider ist und ich nur bedauern kann, dass fabelhafte Summen, wie sie der Verbrauch des Tabaks verschlingt, eher zum Schaden als zum Nutzen für die Menschheit in Rauch aufgehen. Weil ich aber mit meiner Meinung wenig Einfluss bei den Consumenten des schädlichen Krautes haben werde, so hatte ich nie etwas dagegen einzuwenden, wenn man in Gesellschaft über das Wünschenswerthe, die Tabakskultur in Surinam einzuführen, sprach.

Herr H., der selbst ein leidenschaftlicher Raucher war, pries aber jedem diese Kultur an.

Auf die Verwendung des neuen Gouverneurs Elias, der dem Doktor sehr gewogen war, hatte die Bank die an sie verpfändete Pflanzung Hannover Herrn H. wieder zurückgegeben, damit er die Tabakskultur, von der er sich so viel versprach, mit seinen eigenen Negern versuche.

Ich fand bei meiner Ankunft auf Hannover den Doktor in seiner Wohnstube, die jetzt sein Atelier geworden war. An der einen Seite des Tisches lag ein grosser Haufen Erde, an der andern ein ebenso grosser gesiebten Mistes. Ein halbes Dutzend Negerkinder machten fabrikmässig aus den Blättern der Mauritia-Palme, die sie zusammendrehten, kleine, zwei Zoll im Durchmesser haltende und drei Zoll hohe Büchsen, die durch den Stachel einer Awarapalme festgehalten wurden. Andere Kinder stellten diese Büchsen auf ein Brettchen, füllten sie mit Erde und Mist und setzten sie vor den Doktor auf den Tisch.

Herr H., mit Brille und Vergrösserungsglas bewaffnet, nahm die angekeimten Samen des Tabaks mit einer Pincette aus einem durchnässten Fliesspapier heraus und setzte je einen in ein solches

Büchschen, bedeckte ihn leicht mit Erde und übergab das Büchschen einem Kinde, das es nun zu den übrigen schon fertigen stellte. Waren hundert eingepflanzt, so wurden sie weggetragen und kamen auf ein im Hofe errichtetes Gerüst, das etwa acht Fuss hoch, fünf Fuss breit und sechzig Fuss lang und in drei bis vier Etagen abgetheilt, viele Tausende dieser Büchschen fassen konnte. Dächer von Pinapalmen schützten die jungen Pflänzchen sowohl gegen Sonnenhitze als gegen schweren Regen, und obwohl es in der Regenzeit viele Sorgfalt erforderte, die jungen Pflänzchen auf- und zuzudecken, so standen doch alle schön und bewährten die Zweckmässigkeit der Einrichtung. Hatte die Pflanze vier Blättchen, so war sie schon so fest angewachsen, dass sie der Regen nicht mehr wegschwemmen konnte, und jetzt wurde sie mit der Kapsel ins freie Land versetzt. Diese Arbeit, so kleinlich und langweilig sie auch zu sein scheint, ist nach meiner Ansicht doch die sicherste, indem sie das Anwachsen der jungen Pflanzen befördert und sie so lange sie noch sehr klein sind, gegen die oft verderblichen Einflüsse der Witterung und gegen Insekten beschützt. Auch kann ohne Anstrengung Jemand täglich drei bis viertausend dieser Kapseln einfüllen und zur späteren Verpflanzung vorbereiten, wozu zwei kleine Kinder von sieben bis acht Jahren zureichen.

Am andern Morgen begleitete ich Herrn H. nach seinem Tabakfelde, das er auf dem linken Ufer der Para hatte anlegen lassen. Ich war erstaunt über diese Pflanzung, die etwa zehn bis fünfzehn Ackers betragen mochte. Die grössten Pflanzen waren erst zwei Fuss hoch, während mit jedem Tage wieder neue gebracht und gepflanzt wurden. Als ich drei Monate später vom Maroni zurück und wieder nach Hannover kam, war der gepflanzte Tabak in einer Schönheit und Vollkommenheit, die nichts zu wünschen übrig liess und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Sechs bis sieben Fuss hoch standen alle Pflanzen, mit Blättern von zwei Fuss Länge und darüber. Von dieser Zeit an war ich überzeugt, dass Tabak sich mit grossem Vortheile in Surinam pflanzen lasse und wenn je eine europäische Kolonisation im Lande Wurzel fassen würde, die Kultur des Tabaks allen andern vorzuziehen sei und sich hauptsächlich für Familien eigne, die reich mit Kindern gesegnet sind, denn ausser dem Instandsetzen des Feldes, dem Umschlagen des Bodens und Häufchen- oder Beetenmachen, ist alle Arbeit so leicht, dass sie meist durch Kinder verrichtet werden kann.

Der gute Doktor hatte keinen Vortheil bei seiner Kultur, denn kaum war ich nach Paramaribo zurückgekehrt, als furchtbare Regengüsse die Anpflanzung beinahe vernichteten. Nur wenig wurde gerettet, aber der Tabak war von ausgezeichneter Güte und wurde in Amsterdam zu fl. 1. 10 das Pfund geschätzt. — Beinahe dreissig Jahre später machte auch ich auf Albina eine Probe, die einen vorzüglichen Tabak gegeben hätte, wenn wir mit der Zubereitung der Blätter bekannt gewesen wären und darauf die nöthige Sorgfalt hätten

verwenden können, dringende Geschäfte aber verhinderten uns daran. Trotz der schlechten Zubereitung wurde mein Tabak vom Mäckler in Amsterdam auf 37 Ct. per halbes Ko. geschäzt mit der Bemerkung, dass bei zweckmässiger Bereitung wenigstens der doppelte Preis dafür zu bekommen gewesen wäre.

Ich hatte auf dem Karaibendorfe Lucia, das am linken Ufer des Para, eine halbe Stunde von Hannover entfernt, in den Savannen lag, vier Indianer gefunden, wovon zwei Aeltere, Curieli und Green, früher am Maroni wohnten und mich kannten. Zwei Jüngere, Iradaweh und Aliabali, waren aber noch niemals im östlichen Theile der Kolonie gewesen, wiewohl sie Verwandte dort hatten und diese nun besuchen wollten; Aliabali hatte sein junges Weibchen Kraërume mitgenommen, ein nettes schüchternes Geschöpf, hübscher als ihr rauher Name.

Mein Boot war mit Allem beladen, was ich für die zwei- bis dreimonatliche Reise nöthig zu haben glaubte; Reis, Salzfleisch, Speck, Butter, Bakkeljauw etc.; auch die Hauptsache für die Indianer, 10 pullen (Krüge von 4 Gallon) *Dram*, war nicht vergessen. Es war zusammen so viel, dass ich eine zweite kleine Corjal mitführen musste, die durch zwei Mulattenjungen pagait wurde.

Wir verliessen Anfangs Februar 1845 Paramaribo und fuhren mit aufkommender Fluth die breite Commewini hinauf, deren Zucker- und Kaffeepflanzungen im schönsten Sonnenschein vor uns lagen. Der stattliche Fluss war von Ponten belebt, welche die Produkte der Pflanzungen nach der Stadt gebracht hatten, ebenso von Tentbooten, in denen die Plantagenbewohner nach den Pflanzungen zurückkehrten. Ich hatte dasselbe Gefühl wie damals, als ich zur selben Jahreszeit vor neun Jahren an Bord des Kriegsschiffes, mit dem ich aus Europa kam, in den von der Abendsonne so schön beleuchteten Fluss blickte, das herrliche Grün der Waldungen, die Palmenalleen, unter denen weisse Gebäude hervorsahen, bewunderte und Gott dankte, nun endlich die Wunder der Tropenwelt, die so lange meine Phantasie erhitzt hatten, sehen zu dürfen.

Als am späten Abend die Ebbe eintrat, warfen wir Anker an dem Etablissement Sommelsdyk, wo zuvor ein Militärposten gewesen war und später ein Divisionsarzt sich aufhielt. Jetzt war es aber verlassen, um in späteren Jahren wieder mit Militär besetzt zu werden. Wir schliefen im Boote, denn auf allen meinen Reisen vermied ich bis in die spätesten Zeiten so viel möglich, die Gastfreiheit der Plantagenbewohner in Anspruch zu nehmen und besuchte nur solche Plätze, wo man mich und die Art meiner Lebensweise genau kannte.

Da ich später meist mit Indianern und in offenen Corjalen reiste, die mit allen möglichen Dingen so vollgeladen waren, dass ich kaum Platz zum Sitzen hatte und ich oft durchnässt und beschmutzt im Boote sass, so hatte meine persönliche Erscheinung etwas Ungewohntes, Vagabundenartiges, das mich erst zu einer Erklärung

zwang, wer ich eigentlich sei und warum ich so reisen müsse ehe mich der Direkteur der betreffenden Pflanzung, wo ich über die Fluth- oder Ebbezeit, die mich am Weiterfahren verhinderte, bleiben wollte, wie einen ordentlichen ebenbürtigen bakkera (Blanken) empfangen konnte.

Bei Sommelsdyk theilt sich die Commewini in zwei Arme, wovon der aus Südosten und Süden kommende seinen Namen behält und aus Sümpfen und Bächen des westlichen Abhangs der Anosoberge besteht, wesshalb ihr Ursprung nicht südlicher zu suchen ist, als etwa 4° 40′. In späteren Jahren (1876) hat man vom obern Surinam in südöstlicher Richtung einen kleinen Weg aufgehauen, der etwas oberhalb der Anosoberge am Maroni herauskam und bei einem Abstand von 78 Kilometer meist über ein Hochplateau führte, indem sich keine Spur der Commowini fand. Dieser Weg wurde angelegt, um die vermuthlichen Goldschätze des Maroni den Bewohnern Surinams zugänglich zu machen. Aber Niemand machte Gebrauch davon, so dass er jetzt wieder dicht bewachsen ist.

In die Commewini münden in ihrem obern Laufe mehrere grosse Kreeken, unter denen die Tempati die bedeutendste ist. An ihr lagen mehrere Pflanzungen, die schon seit hundert Jahren verlassen sind. Die obere Commewini, sowie ihre Kreeken sind unbewohnt, nur zeitweise halten sich Buschneger hier auf, um mit Erlaubniss des Gouvernements Bauholz zu fällen.

Der aus Osten kommende und über sechzehn Stunden lang parallel mit der Seeküste laufende Fluss, den wir nun zu befahren hatten, heisst Cottica. An seinen Ufern lagen ebenfalls grössere und kleinere Zucker- und Kaffeepflanzungen, so dass man selten eine Viertelstunde fuhr, ohne an der einen oder anderen vorbeizukommen. Jetzt aber, nach 16 Jahren der Emancipation, befinden sich am Cottica nur noch 5 Pflanzungen, die sich nothdürftig erhalten haben; alle anderen sind verlassen.

Schon um drei Uhr des andern Morgens fuhren wir in die Cottica und landeten, als eben die Sonne aufging, an der Pflanzung Nieuw Levant, wo einer meiner Freunde Direkteur war. Auf dieser Pflanzung wurde in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts der erste Kaffee gepflanzt; sie war das Eigenthum eines Grafen de Neale, der als Matrose Niels in die Kolonie gekommen war und sich in Preussen den Grafentitel gekauft hatte. Die Kaffeekultur nahm im Laufe der Jahre so zu, dass bis sechzehn Millionen Pfund jährlich ausgeführt wurden, verminderte sich aber dann von Jahr zu Jahr, bis sie im Jahr 1850 kaum noch eine Million Pfund betrug und im Jahr 1879 sogar zum eigenen Gebrauche der Kolonie Kaffee eingeführt werden musste.

Auf Nieuw Levant versah ich mich mit Bananen und setzte am zweiten Morgen meine Reise fort.

Gegen acht Uhr kamen wir an eine der schönsten Zuckerpflanzungen der Kolonie, Monnikendam, bei der ein Kreek in die

Cottica mündet, an deren oberem Lauf ein Kanal von einer Stunde Länge bis an's Meer gegraben ist. Dort liegt der kleine Posten Brandwacht, wo ich in späteren Zeiten so oft von den Beschwerden einer kurzen aber lästigen Seereise mich erholte oder mich darauf vorbereitete.

Auf Monnikendam fallen zwei grosse aus Backsteinen in holländischem Style gebaute Wohnhäuser besonders in's Auge, ebenso ein schön unterhaltenes Fabrikgebäude. Dies alles ist umgeben von Palmen, Brodfrucht-, Orangen- und Tamarindenbäumen. Die Pflanzung zählte etwa 350 Neger und gehörte den Nachkommen eines Mannes, der sich wegen der bestialischen Grausamkeit gegen seine Sklaven eine traurige Berühmtheit in der Kolonie erworben hat.

Da der Seewind, der immer aus Osten, wo wir hin mussten, weht, sich noch nicht erhoben hatte und uns die Springfluth begünstigte, so gieng es rasch vorwärts. Die schlammigen Ufer waren dicht bebuscht, aber nur mit Gesträuch, Mangrobäumen und einer niedrigen Staude, die immer im Brakwasser wächst, glänzendgrüne, lederartige Blätter hat und Parva genannt wird. Ungeachtet wir etwa zwölf Stunden von der See entfernt waren, so war doch das Wasser trübe und kaum trinkbar. An einer der Parvastauden fand ich einige Dutzend Puppen des schönen Nachtschmetterlings Attacus hesperus L., dessen Raupen sich erst vor einigen Tagen eingesponnen hatten, ja theilweise noch in diesem Geschäfte begriffen waren. Die Raupe ist grün, beinahe fingerlang und ebenso dick, hat rothe, schwarz eingefasste Querstreifen und kleine Dornknötchen, die aber nicht empfindlich stechen. Sie fressen viel, sind desshalb bald ausgewachsen und verpuppen sich frühzeitig. — Das Kokon ist etwa zwei Zoll lang, drei Viertel Zoll breit und nankinfarbig. Die Seide davon ist stark und recht gut zu gebrauchen. Der Falter schlüpft nach drei Wochen aus, ist fünf Zoll breit und hat rundlich ausgeschweifte Ober- und Unterflügel; die Grundfarbe ist röthlichbraun mit einem breiten Saum von weissen, schwarzen und gelben Punkten, die wieder mit olivenfarbenen Streifen eingefasst sind. In jedem Flügel ist ein durchscheinend ovaler Flecken wie von Marienglas. Da die Staude, an welcher die Raupe vorkommt, überall an den Mündungen der Flüsse gedeiht und zwar soweit deren Wasser noch mit Salztheilen vermischt ist, so wäre die Kultur dieser Raupen, die drei- bis viermal im Jahre erscheinen, behufs der Seidengewinnung gewiss von grossem Nutzen.

Die beinahe ähnliche Raupe des Attacus Aurota T. hält sich auf Orangen, Spondias und noch andern Bäumen auf, kommt ebenfalls in grosser Menge vor, erzeugt drei- bis viermal im Jahre ganz dieselben Kokons, aus denen der gegen sieben Zoll breite Schmetterling schlüpft, der aber in der Form mehr dem ostindischen Atlas ähnelt.

Die obere Cottica macht bedeutende Krümmungen, die man in früheren Jahren durch Kanäle abgekürzt hat, es entstanden dadurch drei grosse Inseln, hinter denen Zucker und Kaffeepflanzungen liegen.

In dem Strauchwerke am Ufer trifft man häufig und in kleinen Schaaren die den Elstern ähnlichen Smausenvögel, Crotophaga ani, schwarz, mit bläulichem Schimmer von Zweig zu Zweig hüpfend an. Sie sind nicht scheu, stossen aber beim Anblick des Menschen einen gellenden Schrei aus. Nähert man sich dem Neste, das aus Reisern gemacht im Gebüsche steht und in dem eine Menge Weibchen gemeinschaftlich ihre Eier, manchmal ein paar Dutzend zusammen ausbrüten, so fangen diese ein ganz eigenthümlich murmelndes Geplauder an, das man nicht unpassend mit dem lauten Gebet in einer Judenschule verglichen hat.

Die ziemlich grossen Eier sind bläulich und mit einer weissen Kalkkruste überzogen, die aber so weich ist, dass durch die Zehen der brütenden Vögel Striche und Zeichnungen auf den Eiern entstehen, so dass die blaue Schaale durchscheint. Der Vogel begleitet stets das waidende Vieh, dem er die Zecken und anderes Ungeziefer abliest. Jung gefangen wird er sehr zahm, hat aber einen widerlichen Geruch. Eine andere Art, Crotophaga major, grösser, mit grünlichem Schimmer, kommt an denselben Plätzen, aber selten vor. Beide Arten bewegen beständig den Schwanz wie die Elster.

Ehe man an die „Tabbetjes“ genannten Inseln kommt, zeigt sich auch längs dem Ufer die Mauritienpalme, die, je weiter man die Cottica hinauffährt, desto häufiger wird und zuletzt die Pinapalme ganz verdrängt.

Gegen die Mittagszeit kamen wir an die letzte Zuckerpflanzung La Paix, deren Direktor ich schon seit längerer Zeit kannte. An dieser Pflanzung, auf der etwa 120 Neger sind, mündet die Vreedenburgerkreek in den Fluss, von welchem ein gegrabener Kanal bis an die See führt. Der Militärposten Vreedenburg und das Piket Oranje liegen an demselben, ebenso zwei kleine Baumwollepflanzungen Harmonie und Zwarigheid.

Nach dem Essen fuhr ich mit dem Direktor nach dem Posten Vreedenburg; der Posten lag auf einer Sandritze und in einem grossen Garten wurden mehrere Arten Gemüse gezogen. In einem Wasserloche daneben fand ich eine grosse Menge des so sonderbaren Rana paradoxa in allen Altersstufen, die ich sogleich mitnahm und in Spiritus aufbewahrt auf La Paix zurückliess. Obgleich die Soldaten hier an nichts Mangel litten, so war der Posten doch berüchtigt wegen der Menge von Muskitten, vor denen man sich schon bei Sonnenuntergang in's Haus zurückziehen musste: hier musste man, um von dem Ungeziefer verschont zu sein, im Rauche fast ersticken.

Noch am Abend fuhr ich bis Piket, dem letzten auf dem rechten Ufer des Cottica liegenden Militärposten, wo ausser acht Soldaten, die aber später abgelöst wurden, auch der Posthalter der Aucaner Buschneger sich aufhielt. Die Pflicht dieses Beamten, dem einige Monate später ein acht Stunden aufwärts liegendes neu erbautes Häuschen zur Wohnung angewiesen wurde, bestand einzig und allein darin, den am Maroni und an der Cottica wohnenden Buschnegern

Pässe auszustellen, womit sie nach Paramaribo gehen oder auf den Pflanzungen Bananen, Dram, Melasse gegen Holz eintauschen konnten.

Ich hatte von nun an nichts als einige Buschnegerdörfer zu passiren und um mit diesem anmassenden Volke nicht in Unannehmlichkeiten zu kommen, hatte ich vom Gouvernement mir ein Schreiben an den Posthalter mitgeben lassen, um den Buschnegern den Zweck meiner Reise durch das Land, das sie als das ihrige betrachten und nach dem Maroni zu erläutern. Denn seit dem Frühjahr 1842, wo die militärischen Posten eingezogen wurden, hatte nie ein Weisser den Maroni, den obern Cottica und den Wanekreek mehr besucht; blos Buschneger und manchmal Indianer befuhren diese Gewässer. Mehrere Corjalen mit Buschnegern, die von den Pflanzungen heimkehrten, befanden sich am Piket und einer dieser Neger, der sich Kapitän nannte, wollte durchaus nicht zugeben, dass ich den obern Fluss passire, ehe ich von den weiter aufwärts liegenden Dorfoberhäuptern die Erlaubniss dazu habe.

Die zwei jüngeren Indianer waren durch das brutale Benehmen des Kerls so eingeschüchtert, dass sie wieder umkehren wollten. Es gelang mir aber, sie zu beschwichtigen, wozu Curieli und Gren das Ihrige beitrugen und nachdem der Posthalter dem brutalen Kerl gedroht hatte, er werde bei der mindesten Schwierigkeit, die man mir machen würde, meine Reise fortzusetzen, keine Pässe mehr abgeben, fuhr er schimpfend von Piket ab um wo möglich noch vor mir in die oberen Dörfer zu kommen und die Neuigkeit mitzutheilen, dass ein Blanker, ohne ihre Erlaubniss dazu erfragt zu haben, durch ihr Land kommen werde.

Ehe ich nun das Land, das sie bewohnen und das sie, obwohl ohne alles Recht, als ihr Eigenthum betrachten, betrete oder vielmehr befahre, will ich in möglichster Kürze dem Leser einiges über die Buschneger mittheilen, die gewissermassen in der Kolonie eine Art Republik formiren und ehe man ihnen ihre Freiheit gab, die Besitzer der Kolonie zu kostspieligen und meist nutzlosen Kriegen nöthigten. Bereits als im Jahr 1667 die Engländer Surinam an Holland abgetreten hatten, hielten sich hie und da in den Waldungen kleine Horden weggelaufener Sklaven auf, an die sich, als 1712 die Franzosen Surinam überrumpelten, andere anschlossen, die mit ihren Herren in die Wälder hatten flüchten müssen, um den raubgierigen Händen der Franzosen sich zu entziehen. Diese Neger hatten nun im Innern der Waldungen und an schwer zugänglichen Plätzen eigene Dörfer angelegt und lebten vom Ertrage ihrer Aecker, des Fischfangs und der Jagd, oder auch vom Raub auf den benachbarten Pflanzungen, mit deren Sklaven sie häufig in geheimem Einverständniss waren.

Das Weglaufen der Sklaven nahm, besonders wenn sie streng behandelt wurden, mit der Zeit so zu, dass sie die Existenz der Kolonie gefährdeten. Anstrengende und sehr kostspielige Kriegszüge mussten in die Waldungen und nach den Dörfern dieser Wegläufer unternommen werden. Eine Menge Negersklaven hatten dabei wochen-

lang den nöthigen Proviant zu tragen und meist gelang es höchstens, die Dörfer der Wegläufer und ihre Kostäcker zu vernichten, auch wohl Einiger von ihnen habhaft zu werden, während die Verjagten andere Pflanzungen überfielen und sich neue Dörfer anlegten. So dauerte dieser Zustand viele Jahre fort. Die Pflanzer sehnten sich nach Ruhe und man beschloss, womöglich mit diesem Raubgesindel Frieden zu schliessen, was denn auch nach einigen glücklich ausgefallenen Buschpatrouillen geschah. Sie wurden in drei Stämme getheilt; der erste und bedeutendste der Aukaner schloss im Jahre 1762 Frieden, ihnen folgte einige Jahre später der Stamm der Saramaccana am Surinam und nach diesen die die Saramacca bewohnenden Becou- und Musinganeger.— Sie wurden zu jener Zeit auf etwa 6000 Köpfe geschätzt, haben aber bedeutend abgenommen, so dass sie jetzt kaum die Hälfte betragen mögen. — Zu ihrem festen Wohnplatze wurden ihnen die obern Länder über den Wasserfällen der drei Flüsse Maroni, Surinam und Saramacca angewiesen und ihnen erlaubt, in gewisser Anzahl, wozu sie durch einen eigenen Beamten, der bei ihnen wohnte, einen Pass erhielten, die Stadt und die Pflanzungen zu besuchen, um da ihre Erzeugnisse als Reis, Erdnüsse u. s. w. nebst den Produkten der Waldungen, Bau- und Möbelholz zu verkaufen. — Je einmal in vier Jahren erhielten sie vom Gouvernement vertragsmässig Geschenke, als Pulver, Gewehre, Geräthschaften, Leinwand und dergleichen.

Sie wählten aus ihrer Mitte ein Gross-Oberhaupt (Granmann) und mehrere sogenannte Kapitäns, die die Regierung als solche anerkannte, indem sie ihnen zum Zeichen ihrer Würde einen Stock mit silbernem Knopf und einen silbernen Halskragen, beide mit dem holländischen Wappen, gab. Dagegen gaben sie aus ihrer Mitte einige Geiseln, die in Paramaribo wohnen mussten, und verpflichteten sich, keine neue Wegläufer mehr aufzunehmen, auch im Falle eines Aufruhrs der Kolonie beizustehen. So hörte dann dieses Wegläuferwesen auf, obgleich noch hie und da an der Seeküste auch im Innern Wegläuferdörfer bestehen, deren Bewohner man in Ruhe lässt, so lange sie nicht durch Excesse die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die Buschneger theilen sich, wie gesagt, in drei Stämme, die alle den Namen bevreedigde boschneger führen.

Die ältesten, die Aukaner, bewohnen die Ufer des Tapanahoni, eines Seitenflusses des Maroni; auch sind einige Niederlassungen im Sarakreek, der zwei Stunden oberhalb Victoria in den Surinam mündet. Da sie bei ihren Reisen vom Maroni die Flüsse Courmotibo und Cottica zu passiren haben, so hat ihnen das Gouvernement erlaubt, auch da sich anzusiedeln, um in den Waldungen Holz zu hauen und nach den Pflanzungen zum Verkaufe zu bringen.

Der zweite Stamm, die Saramaccaner, bewohnen den oberen Surinamfluss und mögen, da man ihre Dörfer weniger kennt, den Aukanern an Zahl gleichstehen. In früheren Jahren suchten die

Herrnhuter Missionäre das Christenthum unter ihnen zu verbreiten, aber die Mission wurde plötzlich aufgegeben.

Der dritte Stamm, dessen Zahl auf 6 bis 700 Köpfe geschätzt wird, sind die Matuari oder Becu Muringaneger. die den obern Saramaccafluss bewohnen; Mehrere von ihnen haben sich zum Christenthum bekehrt.

Die Buschneger, meist von ganz schwarzer Farbe, unterscheiden sich von den Plantagennegern vortheilhaft durch einen kräftigeren Körperbau und haben brutalere Manieren. In ihren Dörfern gehen sie immer nackt, mit einer um den Leib gehenden Binde, Kamis. In der Stadt aber haben sie kurze Wämschen von gedrucktem Baumwollenzeug an. In neuester Zeit müssen sie auch Hosen tragen und dürfen nicht mehr wie früher beinahe unbekleidet umhergehen. Ihre wolligen Haare binden sie in kleine Zöpfchen, die wie Hörnchen in die Höhe stehen. An den Arm- oder Fussknöcheln tragen sie Ringe von starkem Messing oder Eisen und an den Fingern eine Menge von Gardinenringen. Ueberdies sind bei den meisten Knöchel, Arme und Hals mit Fetischen, hier Obias genannt, behangen, die ihre besondere Bedeutung haben und sie vor bestimmten Unfällen schützen müssen. Auch Hunde bekommen dergleichen, um das Wild besser jagen zu können.

Diese Obias werden aus allen möglichen Dingen zusammengestellt; Tiegerzähne, Papageienfedern, Käferhörner und Schnecken werden mit Glasperlen und baumwollenen Schnüren verbunden und festgehalten. Oft tragen sie auch selbstgeschnitzte kleine hölzerne Puppen um den Hals, und je toller die Zusammenstellung ist, eine desto kräftigere Wirkung wird erhofft.

Beinahe jede Familie hat eine Pflanze vor ihrer Wohnung, die sie ehrt oder anbetet und sorgfältig verpflegt, um ihr Wachsthum zu befördern. So fand ich bei den Buschnegern am obern Maroni eine grosse, wohl vier Fuss hohe Tillandien, die überall mit langen Stacheln bedeckt ist, vor einigen Häusern in einem eigenen Gehäge gepflanzt, und überwölbt von einer schönen rothblühenden Bauhinia. Die Haupt-Gottheit aber ist der Seidenwollenbaum, bombax Ceiba, in dessen auslaufende Wurzeln sie ihrer Gottheit Speisen, Getränke und selbst Geld opfern.

Auf jedem Dorfe sind mehrere Häuschen, wo die ihrem Fetischismus dienenden Geräthe aufbewahrt werden. Niemand unternimmt eine Reise, ohne vorher eine Schildwache, „Kandu“, vor das Haus gesetzt zu haben; dieser Kandu besteht meist aus dem Blüthentrosse einer Palmenart, dem Horne einer Kuh, dem Stachel eines Rochen, einem Termitennest, einer mit dem Stiele in die Erde gesteckten Schaufel u. dgl., welche Stucke. an einem im Boden steckenden Stocke befestigt, das Eigenthum da, wo der Kandu steht, sichern soll. — Fremde werden nie wagen den dadurch bezauberten Platz zu betreten, denn Jedermann glaubt fest an die Zauberkraft dieses aus den unbedeutendsten Dingen zusammengestellten Machwerks.

Ihre Priester sind die Lukumanns, Seher oder Aerzte, die aber nicht wie die Indianer misstrauisch sind, sondern bei Krankheiten, gegen welche ihre inländischen Kräuter nicht helfen, ihre Zuflucht gerne zu den Europäern nehmen; die Buschneger scheuen bei gefährlichen Krankheiten selbst die weite Reise nach Paramaribo nicht, um sich im Hospital behandeln zu lassen.

Der Lukuman gibt auch seinen Rath bei der Verfertigung der Obias, und unter seiner Leitung werden geheimnissvolle Tänze ausgeführt, besonders aber gibt er seine Meinung bei Krankheiten ab, die man nicht begreifen konnte und bei Todesfällen ohne vorhergehende Krankheit. Solche Sterbefälle werden meist dem einen oder anderen Feinde des Gestorbenen zur Last gelegt, er mag nun anwesend oder abwesend sein; der Angeklagte muss sich zu vertheidigen wissen und wird oft, wenn er auch ganz schuldlos ist, durch den Hass oder die Eifersucht Anderer verdammt, um auf scheussliche und qualvolle Weise sein Leben zu verlieren. — Ihr Gottesdienst, wenn man ihn so nennen kann, ist der in Afrika noch bestehende Fetischismus. Sie haben einen Ober-Gott, den sie Gran Gado nennen, dem eine Menge Unter-Gottheiten, als Amucu, Waldgott, Toni, Wassergott, und Geister oder Dämonen als Adjutanten zur Ausführung seiner Befehle dienen. In ihrer Dämonologie kommen auch Vampire vor, die sie Asemans nennen und die bei Nacht den Menschen das Blut aussaugen.

Obgleich sie sich stets weigerten, Missionäre unter sich aufzunehmen, so würde, wenn sie in beständige nähere Berührung mit Weissen kämen, und besonders wenn diese durch ihr Betragen sich Achtung zu verschaffen wüssten, dieser Widerwillen doch wohl weichen. Ein rein intellektueller Unterricht, wie der der Herrnhuter, wird aber weniger Wurzel unter ihnen fassen als der katholische, dessen Bilder und Ceremonien ihren Gebräuchen äusserlich mehr analog sind.

Ihre Lebensweise ist von der der Indianer nicht sehr verschieden, und wenn sie weniger faul sind, so kommt es nur daher, dass sie mehr Bedürfnisse als jene haben.

Ihre Dörfer sind immer ganz in der Nähe des Flusses und meist auf Inseln angelegt, weil ausser kleinen Jagd- und Waldwegen nirgends Wege bestehen und jeder Transport und jede Reise zu Wasser geschehen muss. — Die Hütten in denselben sind ohne alle Ordnung dahin gebaut, wo es der Eigenthümer für gut fand, viel niedriger und kleiner als die der Indianer, aber ziemlich fest und dauerhaft aus roh behauenen Pfosten und mit Palmblättern gedeckt.

Die eine Hälfte dieser Hütten, worin man nur gebükt stehen kann, ist auf drei Seiten offen und dient zur Küche und zum Aufenthalt über Tag. Die andere Hälfte aber ist mit Palmlatten getäfert und dient als Schlafkabinet, wo die Familie theils in Hängematten, theils auf rohgemachten Pritschen schläft.

In diesem Schlafgemach, das meist nicht über zwölf Fuss lang und sechs Fuss breit ist, werden auch die Habseligkeiten in Kisten oder Körben aufbewahrt. während Kochgeschirr, Teller u. s. w. immer sauber geputzt in der Küche aufgestellt sind. In den Hütten findet man keinerlei Meubles, ausser kleinen neun Zoll hohen Schemeln, die die Männer meist aus Ceder-Brettchen verfertigen. Um die Hütten und in ihnen ist immer Alles sauber geputzt und gefegt; die Buschneger zeichnen sich durch diese Reinlichkeit vortheilhaft vor den Indianern aus. Um ihre Häuser pflanzen sie gerne Fruchtbäume, besonders Orangen, auch Kaffee, wiewohl sie diesen nicht trinken, sondern verkaufen.

Die Bearbeitung der Kostäcker und deren Unterhalt ist wie bei den Indianern den Weibern überlassen; die Männer versehen blos die schwerere Arbeit, fällen die Bäume und verbrennen sie.

Die Hauptnahrung ist Cassave oder Maniok, aus dem sie Brod bereiten, das aber viel schöner, feiner und weisser ist, als das der Indianer, weil diese sich nicht die Mühe geben, das geriebene Mehl klein zu stossen und zum zweitenmale zu sieben; ausserdem die verschiedenen Arten der Yams-Wurzel (Dioscorea), die Taier, (Arum) und hauptsächlich Reis, der an sumpfigen Stellen des obern Landes ausgezeichnet schön wächst und von dem sie denn auch etwas zum Verkaufe nach der Stadt bringen.

Jagd und Fischerei sind sehr ergiebig. Zur ersteren haben sie Hunde, die sie von den Indianern eintauschen, die die waldigen Gebirge in der Nähe des Aequators bewohnen und mit denen sie in den Trockenzeiten in beständiger Verbindung stehen. Sie versehen jene Indianer mit Hauern, Beilen, Messern, Spiegeln, Perlen und dergleichen und verkaufen die dafür eingetauschten Hunde, die auf wilde Schweine, Hirsche und Tapirs abgerichtet sind, auf den Pflanzungen für namhaftes Geld.

Ueberhaupt sind die Buschneger, wie alle Afrikaner, mehr Handelsleute als Produzenten und treiben den Landbau blos aus Noth. Was sie ausser Reis und Erdnüssen, die sie selbst pflanzen, in der Kolonie noch sonst verkaufen, ist sehr wenig und beschränkt sich hauptsächlich auf Tonga-Bohnen (Dipterix odorata) und Schildkröten.

Ihr Haupterwerbszweig aber ist der Holzhandel, denn da die Voreltern der Aukaners als Sklaven den Holzhau auf den Holzgründen betrieben, so erlernten sie ihn von jenen und behielten eine Vorliebe für diese Beschäftigung. — Sie fällen und behauen das Bauholz in den unterhalb der Wasserfälle gelegenen Waldungen und bringen es in sogenannten Kokrokos zum Verkaufe nach der Stadt und den Pflanzungen. Da die meisten Hölzer schwerer als das Wasser sind und in demselben sinken, so werden die Balken mittelst zweier Querhölzer, die über die Corjalen liegen, mit Lianen daran befestigt und auf diese Weise geflösst, wobei die Corjal also den Gewichtsunterschied des Holzes im Wasser trägt.

Da die Buschneger im Behauen des Holzes sehr erfahren sind, dasselbe sie nichts kostet, sie auch keine Abgaben zu bezahlen haben, so kann bei ihnen das Holz um Vieles billiger gekauft werden, als die Holzgründe es liefern können.

Sie sind also für diese bedeutende Koncurrenten.

Für das erlöste Geld kaufen sie in den zahlreichen Läden der Stadt was sie für sich selbst und für ihren Handel mit den Indianern nöthig haben. Dagegen auf den Pflanzungen Dram, Melasse, Zucker und Bananen. Diese Produkte verbrauchen sie theils selbst, theils treiben sie wieder damit Handel.

Ihre Staatswirthschaft ist ganz einfach: das Oberhaupt jedes Stammes wird, wie bereits gesagt, Granman genannt. Unter ihm stehen verschiedene Kapitäns, die über die Dörfer „Loos" gesetzt sind. Die Würde des Granman ist in der Weise erblich, als (bei den Aucanern aus der Familie zweier Negerinnen Cato und Donna gewählt) nicht der Sohn des Granman, sondern der Sohn seiner Schwester sein Nachfolger wird, seine Kinder dagegen nicht das mindeste Vorrecht vor andern haben. — Gesetze sind bei ihnen unbekannt. Ueber Zwiste, die unter ihnen entstehen, über jeden Vorfall in der Kolonie, den sie nicht begreifen, werden Palavers oder sogenannte Gruttus gehalten, zu welchen die Aeltesten sich bei dem Oberhaupte versammeln, wo man um die Wette schreit und streitet und am Ende so weise nach Hause geht als man gekommen ist.

Jede Familie lebt für sich und obgleich sie viel geselliger sind als die Indianer, so gibt es doch auch ganz kleine Dörfer von nur einigen Hütten.

Ihre Heirathen gehen ohne alle Ceremonie vor sich. Sind die Eltern und das Mädchen zufrieden, so ist die Sache abgemacht und die junge Frau zieht zu ihrem Manne.

Die Mädchen können bereits im dreizehnten Jahre heirathen: bis dahin gehen sie beinahe nackt. Vielweiberei ist gebräuchlich, nur wohnen diese Weiber nicht beisammen, sondern jede auf einem andern Dorfe, so dass an eine eheliche Treue nicht zu denken ist, auch aus Eifersucht manchmal arge Händel vorfallen.

Eine Leiche bleibt gewöhnlich vier bis fünf Tage im Hause, ehe sie begraben wird, während welcher Zeit beständig Dram getrunken und geschossen wird. Stirbt ein Buschneger auf der Reise, so dass er nicht auf seinem Dorfe beerdigt werden kann, so wird ihm sein Kopfhaar abgeschnitten und dieses in seiner Heimath begraben. Als Zeichen der Trauer für einen Verstorbenen wird der Leib mit einem weissen Thon Pimba beschmiert, was auch bei gewissen Krankheiten gebräuchlich ist.

In ihrem Umgang sind sie gegenseitig sehr höflich und äffen überhaupt in allem die Weissen nach. Sie sind unter sich gastfrei; geht ein Buschneger in ein anderes Dorf, so findet er überall freie Kost und Wohnung: doch bestehlen und betrügen sie sich einander bei jeder Gelegenheit und sind eben so argwöhnisch

gegen sich als gegen die Weissen. Auf ihren Dörfern haben sie so wenig wie die Indianer Gewicht, Maass oder Münze. In der Kolonie wird ihnen ihr Holz nach dem allgemein üblichen rheinischen Fussmass abgekauft. Man rechnet mit ihnen nach einem vor hundert Jahren in der Kolonie gebräuchlichen Münzfuss, dem Kartengeld, von welchem der Gulden 32 Cents galt; zehn solcher Gulden oder fl. 3. 20 machten eine biggi Kaarta, acht Cents aber, der vierte Theil eines solchen Guldens, einen Schilling. Es ist unter ihnen Keiner, der auf Hundert zu zählen versteht; bei grossen Rechnungen ist es äusserst schwierig, ihnen Alles begreiflich zu machen und ihr Misstrauen mag freilich manchmal nicht ungegründet sein.

Ihre Zeitbestimmungen gehen wie bei den Indianern nach Nächten. Frägt man, wie weit es von einem Platze nach dem andern sei, so erhält man stets die Antwort, man schläft eine, zwei, zehn oder mehr Nächte, ehe man dort ankommt. Da sie aber ihre Zeit so gering anschlagen, überdiess oft unterwegs tagelang jagen, so kann man sich auf diese Zeitbestimmungen nicht verlassen; überhaupt ziehen sie ein Nomadenleben jedem geregelten Aufenthalt vor. So bleiben denn oft auch ihre Dörfer Monate und Jahre lang verlassen und sie haben in dieser Beziehung viel Aehnlichkeit mit den Indianern. Diese ihre schwärmende Lebensweise würde auch einem Missionär seinen Unterricht sehr erschweren.

Viertes Kapitel.

Auch ich setzte meine Reise fort: die Ufer der Cottica waren dichtbewaldet, aber da jetzt das reine schwarze Flusswasser vorherrschte, so waren Mangrove- und Parvabäume verschwunden und an ihrer Stelle trat die Mauritienpalme auf, die hauptsächlich die Ufer des oberen Cottica und des Curmottibo besäumt. Das Land ist überall niedrig und bis ins Wasser bewachsen; oft fand man am Ufer grosse Flächen von Cypergras, in dem schönblühende Nymphaen wachsen. An solchen Stellen halten sich, wie in einem weichen Bette, manchmal Kaimans und Boas auf. So machten mich, als ich einige Jahre später längs dem Ufer der Cottica fuhr, meine Indianer auf eine grosse Boa aufmerksam, die, von einem Frasse angeschwollen, sich ganz weich im Treibgrase gebettet hatte. Ich schoss das hilflos liegende Thier, warf ihr eine Schlinge um den Hals und liess in den Fluss hinausrudern. An einem trockenen Platze zogen wir sie ans Land. Ich schnitt ihr den Bauch auf und obgleich sie blos siebzehn Fuss lang war, so hatte sie doch ein grosses Capybara (Wasserschwein) ver-

schlungen, das wohl über einen Centner schwer gewesen sein mochte. Ich wollte den Kopf dieses Capybara abschneiden, um den Schädel zu präpariren, aber der entsetzliche Gestank machte es mir unmöglich. — Mit Verwunderung sah ich, dass der Magensaft der Schlange die Knochen des Schädels schon mürbe gemacht hatte. Wie lange das Reptil braucht, um solch einen ansehnlichen Frass ganz zu verdauen, weiss ich nicht; ich denke einige Wochen. Aber während derselben muss, da ja alle Organe mächtig wirken müssen, um die festeren Massen eines so grossen Thieres in Brei zu verwandeln, die Schlange ganz unthätig liegen und sie zieht wahrscheinlich zu ihrem Verdauungsprozess das Wasser vor, wo sie vom Feinde nichts zu fürchten hat.

Wir mochten wohl vier Stunden gefahren sein, als wir am ersten Buschnegerdorfe vorbeikamen; elenden kleinen Hütten auf einem niedrigen sandigen Ufer. Sämmtliche Bewohner waren an den Fluss gekommen als sie die Ruderschläge hörten und luden mich ein, ans Land zu kommen, worauf ich zur Antwort gab, dass ich keine Zeit habe und weiter fuhr. — Gegen Mittag passirten wir ein grösseres Dorf Landweri, wo einst der bedeutende Militärposten „s'Lands welvaren" war, von dem Stedman in seinem Werke spricht. In grossen Buchten und Krümmungen lief die Cottica bis hieher beinahe ganz parallel mit der Seeküste, von hier an aber macht sie einen langen Bogen nach Süden und Westen, um dann eine beinahe südliche Richtung beizubehalten. Auf ihrem nördlichen Ufer münden drei schöne grosse Kreeken in sie ein, die ihren Ursprung in den Savannen haben, die zwischen dem Meeresufer, der Cottica und dem Courmotibo bis auf kurzen Abstand vom Maroni sich hinziehen. Auf jedem Dorfe wurde ich angerufen, aber überall gab ich dieselbe Antwort und fuhr weiter.

Gegen fünf Uhr Abends kamen wir an den Zusammenfluss der beinahe gleich grossen Curmottibo in die Cottica. Es ist ein wunderschöner Anblick. Der breite, ruhige, tief schwarze Wasserspiegel zeigt wie eine Camera obscura die Landschaft der beiden Ufer in der grössten Klarheit. In der Curmottibo sieht man malerisch schöne Gruppen der Mauritia mit ihren gewaltigen Rispen brauner zierlicher Früchte, in der Cottica aber die dunkeln hohen Waldungen. Dieser Fluss kommt in grossen Krümmungen aus Süden und Südwesten und entsteht wie der Commowini aus dem Abflusse der Auosoberge, die an ihrer Westseite in ein hügeliges Terrain übergehen und zwischen denen eine Menge Kreeken fliessen, die vereinigt die Cottica Commowini und Courmotibo bilden.

Wir fuhren den Courmotibo eine halbe Stunde aufwärts und schlugen unser Nachtlager auf der längst verlassenen Pflanzung Jerusalem auf, wo nur noch zwei eiserne Cylinder einer Zuckermühle übrig sind, ein Beweis, wie weit hinauf die Pflanzungen reichten. Hier war das Land schon höher, sandig, aber von früheren Gebäuden war keine Spur mehr zu sehen. Blos ein alter Mangobaum breitete seine mächtigen Aeste über uns aus. Da es schönes helles Wetter

war, stiessen wir Pfähle in den Boden, hingen unsere Hängematten im Kreise um ein grosses Feuer auf und kochten aus sechs grossen Papagaien, die die Indianer unterwegs geschossen hatten, einen kräftigen Reis. Als weiteres Wild hatten die Indianer noch einen Kaiman, dessen Schwanz und Füsse sie abkochten und in der Pfeffersauce verzehrten.

Aliabali schlief mit seinem Weibchen im Boote, wo man unter der Zeltdecke leicht eine Hängematte aufhängen konnte. Er sollte uns wecken für den Fall, dass Buschneger uns aufsuchen oder belästigen würden. Es kam aber Niemand und wir hörten die ganze Nacht nichts anderes als das Gequak der Frösche und das Geschrei der Eulen.

Am Morgen nach eingenommenem Kaffee brachen wir zeitig auf, denn Curieli und Gren, die die Reise schon mehrere Male gemacht hatten, hofften am Abend noch in den Wanekreek zu kommen. Man ruderte also rüstig fort, bis wir gegen zehn Uhr und ziemlich nahe bei uns einen starken Schuss hörten und keine halbe Stunde später einen Neger auf uns zukommen sahen, der in seinem Corjal neben einem todten Jagdhunde einen grossen Tiger liegen hatte. Das furchtbare Thier war eben erst geschossen, nachdem es den Hund des Negers getödtet hatte. Der Tiger war nach seiner Gewohnheit auf einen Baum geklettert und ein einziger Schuss ins Herz hatte ihm den Garaus gemacht.

Ich kaufte das prachtvolle Thier um wenig Geld, musste mich aber sogleich daran machen, es abzuziehen, weil der Neger das Fleisch mitnehmen wollte, was mich verwunderte, da weder Busch- noch Plantagenneger Tigerfleisch, Dagru meti (Böses Fleisch) essen. — Bald war das Thier abgezogen; der Neger behielt die zwei Hinterfüsse, während ich die Vorderfüsse auf dem letzten Dorfe an seine Frau abgeben sollte. — Das Fleisch sah sehr appetitlich aus und da ich schon mehrere Male Jaguarfleisch gegessen und es immer sehr wohlschmeckend gefunden hatte, so schnitt ich, da ich Nierenbraten, den wir leider in Surinam, weil keine Kälber geschlachtet werden, nie haben konnten, sehr liebe, die Nieren mit einem grossen Stück Fleisch, umgeben vom schönsten Fette, heraus, wusch sie säuberlich und setzte sie in eine Lauge mit Citronensaft und Wasser, um sie am Abend zu verspeisen.

Gegen drei Uhr Abends kamen wir auf das letzte Dorf im Curmottibo, Mungo oder Berg, das auf einem etwa vierzig Fuss hohen Hügel erbaut ist.

Dieser besteht aus rothen eisenhaltigen Conglomeraten, die hier klein waren, aber in einem dahinter liegenden viel höheren Hügel, den ich mehrere Jahre später bestieg, in grossen Blöcken zu Tage traten. Wir hatten unterwegs nur wenige Buschneger gesehen, hier aber waren eine Menge versammelt, denn noch etwa 200 Schritte vom Dorfe entfernt hörten wir ihr Johlen und Geschrei. Ich wusste, dass sich hier der Kapitän der im Cottica und Curmottibo sich auf-

haltenden Buschneger befand und um allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, wollte ich diesem meinen Besuch abstatten. Ich betrat das Land und fand auch sogleich den brutalen Kerl von gestern, welcher mir eine Hütte zeigte, worin drei Männer auf ihren Stühlchen sassen; ich hatte die Ehre in dem einen den Kapitän der Cottica Kwassi Doi kennen zu lernen. Er hatte einen alten Schlafrock an und seinen silbernen Halskragen um, war aber im übrigen ohne Hemd und Beinkleider. Man brachte mir ein Stühlchen, das aber etwas niedriger war als das seinige und mich sogleich an l'honneur du tabouret erinnerte, dessen mich der gute Kerl würdig erachtete. Ich musste nun erzählen, was mich herführe und was ich eigentlich am Maroni, der ihnen gehöre, zu thun habe, worauf ich den Zweck meiner Reise, nämlich Pflanzen und Schmetterlinge zu suchen, wie es Doktor H., den sie alle kannten, gethan habe, aus einander setzte.

Als ich ihnen sagte, dass ich auch nach dem verlassenen Posten Armina zu gehen beabsichtigte, lächelte der Kapitän auf unbeschreiblich pfiffige Weise, denn der Gedanke stieg in ihm auf, dass mich der Gouverneur sende, um zu untersuchen, ob oder wie jener vor drei Jahren verlassene Posten wieder aufzubauen sei. Das Abbrechen dieses Postens hatten die Buschneger nie gerne gesehen, weil sie weit entfernt dessen Besatzung zu fürchten, die Soldaten gewissermassen als ihre Geiseln betrachteten. So hatten sie oft das Gouvernement gebeten, den Posten Armina wieder aufzubauen. Ich war nun in ihren Augen eine wichtigere Person, als mein bescheidenes Aeussere erwarten liess.

Eine Pülle (Krug) Dram, den ich dem Kapitän verehrte, wurde mit Dank angenommen und man liess mich in Frieden ziehen.

Die Curmottibo kann, wenn die Fluth günstig ist, von der Mündung bis zum Wanekreek in acht Stunden befahren werden. Sie ist voll Krümmungen und führt meist durch hohes aber nicht hügeliges Land. An ihren Ufern findet sich viel Vanille, die in langen Guirlanden sich von Baum zu Baum schlingt, auch sieht man hie und da Copaivabäume. Es sind an ihr vier Buschnegerdörfer, die aber häufig leer stehen, weil ihre Bewohner meist Bauholz schlagen, und dieses nebst Sparren oder Brandholz auf den Pflanzungen verkaufen. Auf der Westseite des Kreek sind Sandsavannen.

Kaum fünf Minuten über dem Dorfe Mungo mündet der aus Osten kommende Wanekreek in den Curmottibo, der aus dem Süden kommt, aber wegen der Menge übereinander gefallener Bäume mit Ruderbooten nicht weiter befahren werden kann. — Die Indianer hatten anhaltend gerudert und waren müde. Wir schlugen desshalb an der ersten höheren Uferstelle im Wanekreek unser Lager auf und bald loderte ein lustiges Feuer.

Die Indianer hatten einen grossen steinalten Kapuzineraffen geschossen, den sie nicht abzogen, sondern brühten. Als die Eingeweide herausgenommen und er gewaschen war, setzten sie ihn auf einem Stock ans Feuer, weil auf demselben meine Bratpfanne stand,

in der der Nierenbraten brodelte, an dem ich weder Butter noch Zwiebel gespart hatte. Der Affe sollte einstweilen in der Nähe des Feuers etwas mürbe werden, bis er dann, wenn mein Braten fertig wäre, ebenfalls gekocht werden sollte. — Das bleichgelbe Thier mit seinen menschenähnlichen Gliedern sah bei dem flackernden Feuer ganz scheusslich aus und hätte jedem Andern als mir den Appetit verderben können.

Endlich war der Nierenbraten fertig und sauber auf einem Teller angerichtet und ich erhob die Hände zum lecker bereiteten Mahle. Aber der erste Bissen, den ich vom Nieren abschnitt und in den Mund steckte, roch so entsetzlich nach Katzenpiss, dass ich ihn zum Gaudium der Indianer sofort ausspuckte und den ganzen Braten ins Wasser warf. Den ganzen Abend hatte ich den abscheulichen Geschmack im Munde und allen Appetit zu etwas anderem verloren. Seit dieser Zeit habe ich nie wieder Tigerfleisch versucht, obgleich es ohne allen Beigeschmack und wenigstens eben so gut, wie surinamisches Rindfleisch ist.

Am Morgen setzten wir unsere Reise fort, der Kreek war tief aber voll von Gesträuchen und umgefallenen Bäumen; wir hatten das Zeltdach abgenommen und die Pagaien wurden statt der Riemen gebraucht. Curieli steuerte und langsam fuhren wir zwischen den mit Orchideen, Tillandsien und Aroideen beladenen Bäumen und Gesträuchen hindurch, als ich an einem Zweige den grössten und prachtvollsten aller Riesenfalter, den Morpho Hecuba, noch ganz weich, aber vollkommen ausgewachsen an seiner Puppenhülse sitzen sah. Mein Entzücken zu beschreiben ist unmöglich und könnte nicht grösser gewesen sein, wenn man mir eine Tonne Goldes geschenkt hätte.

Ich liess augenblicklich halten, reichte dem Insekt den Finger, an den es sich anklammerte und hielt es so wohl eine Stunde lang, bis es vollkommen erstarkt war und ich es tödten und aufbewahren konnte. Zum ersten Male fing ich diesen wunderschönen Falter, der bei zehn Zoll gross werden kann. Mehrmale und selbst im Umkreise der Stadt hatte ich denselben gesehen, aber immer 20 bis 30 Fuss hoch stattlich und langsam durch die Luft fliegend, so dass man nicht daran denken konnte, ihn mit dem Netze zu fangen. Jetzt hatte ich ihn mit leichter Mühe und noch dazu ganz unverdorben.

Bei meinen späteren Reisen fing ich diesen Falter oft, stets in diesem Kreek, aber nie anders als zu Ende April oder Anfangs Mai. Immer richtete ich es so ein, dass ich in den Morgen- oder Abendstunden diesen nur zwei Stunden langen Theil des Kreek zu passiren hatte, wo der Schmetterling auf niedrigem Gesträuch am Ufer sitzt, während er, so lange die Sonne hoch am Himmel steht, in den obern Regionen herumsegelt. Alle meine Indianer mussten nach ihm aussehen, und derjenige welcher einen unverdorbenen entdeckte, erhielt eine Belohnung aus einer Flasche Melasse oder selbst Dram bestehend. In einer kleinen Corjal, die bei der geringsten Bewegung rechts oder links umzuschlagen droht, ist der Schmetterlingsfang nicht leicht,

besonders wenn der Falter so hoch sitzt, dass man aufstehen und nach ihm schlagen muss, doch entschlüpfte mir selten einer, denn schlug ich auch fehl, oder flog er weg, ehe ich ihm nahe genug war, so pagaite man ihm nach bis dahin, wo er sich wieder setzte. Kamen wir dann bis etwa fünfzig Fuss in seine Nähe so wurde so lautlos pagait, dass man eine Maus hätte gehen hören. Da ich nur immer hinten am Steuer sass, so wurde rasch die Corjal gedreht und von der Vorderseite gesteuert, so dass ich nun an der Spitze sass und den Schlag so am besten führen konnte.

Zu meinen Reisen hatte ich häufig dieselben Bursche, und diese waren denn auch meist so eingeschult, dass sie von selbst wussten, was sie zu thun hatten. Nur einmal in späteren Jahren spielte mir einer einen schlimmen Streich. Ich bemerkte ganz nahe, und nur vier Fuss über dem Kreek, eine ganz unverdorbene Hecuba von ungewöhnlicher Grösse: während ich aber nach meinem Netze griff um sie zu fangen, hatte Airuali, einer meiner Bursche, der Versuchung nicht widerstehen können, hier seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er packte den prachtvollen Falter mit den Fingern und riss ihm auch richtig zwei grosse Stücke aus den Hinterflügeln. Es war der grösste Riesenfalter, den ich je gesehen habe, über elf Zoll gross. Man muss Schmetterlingsfreund sein, um zu begreifen, welchen Genuss man hat, solche wunderschöne Falter selbst zu fangen, und welchen Aerger, wenn man so sicher weiss, ihn unbeschädigt bekommen zu können, und ihn nun so zerfetzt erhält. — Allgemeines Gelächter der Indianer machte mich nur noch böser.

Die Raupe des Morpho Hecuba ist mir nie zu Gesicht gekommen. — Wie ich gelesen habe, wird dieser Schmetterling in Brasilien mit feinem Vogeldunst geschossen, was ich gerne glaube.

Einen ganz ähnlichen nur viel kleineren Morpho, Metellus, zog ich, als ich mich auf Albina angesiedelt hatte, häufig aus Raupen. Der Falter ist fünf bis sieben Zoll gross, hat beinahe dieselbe Oberseite wie die Hecuba, die Unterseite ist aber einfacher, bräunlichschwarz mit dunkeln Bändern, und einigen Augen. Er fliegt beinahe ebenso hoch und ist desshalb im Fluge nicht zu fangen. Die Lebensart der Raupen ist die sonderbarste, die mir je vorgekommen ist. Sie leben dicht an einander gedrängt an den lederartigen, harschen, hellgrünen, blos anderthalb Zoll langen Blättern, eines Schlingstrauches, einer Anone, mit olivengrossen gelben Früchten. Diese Pflanze nimmt in der Nähe von Albina am Ufer grosse Flächen ein und reckt ihre Zweige nach allen Richtungen aus; die Raupen haben schon seit ihrer frühesten Jugend, bis da wo sie erwachsen, eine Länge von vier Zollen erreichen, ganz dieselbe Farbe und Zeichnung, purpurfarben mit hellgelben Flecken und Punkten und rothbraunen Haaren. Einige Tage vor ihrer Verpuppung werden sie grünlichgelb, laufen einzeln umher, und verwandeln sich in eine grüne Puppe, die am Schwanze hängt, und in 14 Tagen sich in den Falter verwandelt. Diese Raupen sind nun eine wahre Geduldsprobe für den der sie

zum ersten Male aufzieht und ihre Eigenheiten noch nicht kennt, denn sie bedürfen in der Freiheit wie in der Gefangenschaft volle drei Monate ehe sie sich verpuppen.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht ruht die Raupe dicht neben der andern, an einem oder mehreren Blättern, so dass sie manchmal einen ganzen Klumpen bilden, und weder bei Sonnenschein oder Regengüssen sieht man die mindeste Bewegung an ihnen. Erst am Morgen nach sieben Uhr kommt einiges Leben in den Klumpen; die Raupen kriechen an den Stielen herauf oder herunter, stets einen Faden spinnend und fressen nun die einzelnen Blätter mit solchem Geräusch, dass man sie auf mehrere Schritte Abstand hören kann. Aber dieses Mahl dauert nur eine halbe Stunde, worauf sie wieder den Rückzug antreten, und in derselben Ordnung wie sie es verlassen, an demselben welken Blatte sich wieder festsetzen. Die wenige Nahrung, welche sie zu sich nehmen, und die viele Seide, welche sie zu ihren Zügen spinnen müssen, ist die Ursache ihres so langsamen Wachsthums. — Auch die Schmetterlinge haben das Besondere, dass Männchen und Weibchen eigentlich blos durch die Dicke des Leibes zu unterscheiden sind, denn aus derselben Brut Raupen kommen Männchen und auch Weibchen mit gelben Oberflügeln, ebenso wie mit stahlblauen, die zu dem Irrthum Anleitung geben, dass man aus dem Metellus zwei verschiedene Arten gemacht hat. Als ich die Lebensart dieser Raupen kennen lernte, liess ich sie ganz ruhig an ihrem Blatte sitzen, sah blos von Zeit zu Zeit nach ihnen und sperrte sie, als sie ihre Grösse erreicht hatten, in's Raupenhaus.

Obgleich ich sie manchmal mit den Händen ohne allen Schaden von ihren Blättern losmachte, so ist es doch nicht rathsam, sie mit blossen Händen anzugreifen, denn mein Neffe bekam, als er mit den Händen ein Nest abgenommen und heimgetragen hatte, eine solche Geschwulst in der rechten Hand, dass er sie mehrere Tage zu nichts gebrauchen konnte.

Vom Curmottibo bis zu dem Negerkreek, etwas mehr als zwei Stunden, kommt der Kreek, der ziemlich tief, und ohne bedeutende Krümmungen ist, aus Nordosten. Das südliche Ufer ist hügelig, mit dichtem Hochwalde bewachsen; das nördliche aber ein ungeheurer bewaldeter Sumpf; die Bäume sind bedeckt, mit Orchideen, Farren und Arumsarten und das Fahrwasser ist stellenweise so breit, dass man die Ruderstangen gebrauchen könnte, wenn nicht überall so viele umgefallene Bäume im Wege lägen. Bei dem Negerkreek, der aus dem Süden kommt, und dem Theil des Wane, den wir jetzt zu befahren hatten, und der eigentlich nichts ist als ein Complex verschiedener durch Sümpfe mit einander in Verbindung stehender Kreeken, die einen Wasserweg nach dem Maroni bilden, kommt man plötzlich in ein niederes mit Gesträuch und Mocco Mocco, (Caladium arborescens) bewachsenes Land, durch das eine so enge, sich vielfach windende, theilweise mit Nymphaen und Binsen bewachsene Wasserstrasse führt, dass die Corjal oft auf beiden Seiten anstreift, und

man sich flach in dieselbe legen muss, um unter den Zweigen durchzukommen.

Aus diesem Gewirre kommt man in ein Savannenland, das nun mit kurzen Unterbrechungen bis auf zwei Stunden Abstand vom Maroni sich erstreckt.

Dieses Savannenland ist in der Regenzeit überschwemmt und wechselt mit Hochwald ab. Der Kreek selbst ist stellenweise über 20 Fuss breit und es wachsen in ihm eine Menge Nymphaen, deren schöne weisse Blumen über Tag geschlossen sind und sich nur bei Nacht entfalten. In jeder dieser Blumen findet man oft ein dutzend Blumenkäfer (Cetonia), die sich von den Pistillen der Blumen nähren. Sie sind lichtbraun mit purpurrothem Thorax und von der Grösse der Brachkäfer. Der Hinterleib wird von den Indianern gegessen. Durch die Blume, in der sie leben, haben sie einen angenehmen Geruch; aber ihr Geschmack ist fade.

Man fährt stundenlang durch Sümpfe, die an der einen Seite durch Hochland, an der andern durch verkrüppelte staudenartige Bäume begränzt werden. Bietet auch der Wanekreek besonders da, wo er sich in weite Teichstrecken ausbreitet, den unvergesslichen Anblick der üppigsten tropischen Natur, so hat er leider so viele Plätze, wo auch der eifrigste Naturfreund sich langweilt. Man irrt, wenn man in der tropischen Vegetation sich Alles schön und erhaben vorstellt. Leider hat der Wanekreek viele Stellen, die auch nicht das mindeste Schöne, sondern nur Unangenehmes bieten. Theilweise sind diese Wasserwege bewachsen mit knorrigem, dicht in einander verschlungenem Gesträuche, aus dem massenhaft dürre abgestorbene Bäume hervorragen. Viele von diesen sind umgestürzt und hemmen den Kreek in seinem Lauf. Andere, im Umfallen begriffen, blieben in den Lianen hängen, die sich von andern Bäumen herüberschlingen. Unrath aller Art ist da angeschwemmt, wo die in's Wasser gefallenen Bäume den Kreek versperren. Trockene Palmblätter, Mauritienfrüchte, dürre Zweige müssen erst aus dem Wege geräumt werden, ehe man mit der Axt hantiren kann. Bei jedem Schlag fallen von den trockenen Bäumen, Termiten, Ameisen und anderes Ungeziefer in's Boot, das sich dann wieder an die Insassen desselben retirirt, sticht und beisst, je nachdem es eben bei Laune ist, so dass, sobald solche Stellen passirt sind, man nichts Eiligeres zu thun hat, als ein Bad zu nehmen, um sich den Staub und das Ungeziefer vom Leib zu waschen.

Ehe man in die eigentlichen Mauritiensavannen kommt, findet man eine Stelle, wo mit dem schwarzen Wasser des Kreek, das im Glase eine leicht bräunliche Farbe zeigt, ein krystallhelles sich vermischt, das wahrscheinlich aus einer Quelle kommt, die in den Savannen entsteht. Die Indianer nennen diese Stelle Tabiaia Krekrek.

Eine kleine halbe Stunde weiter kommt man in die Savannenregion. Der Kreek, welcher jetzt ohne alle Krümmung recht aus-

Osten kommt, ist blos fünf bis sechs Fuss breit, hat an der Südseite theils Wald, theils Sümpfe, an der Nordseite aber dehnen sich stundenlange und stundenbreite Savannen, bedeckt mit falbem Grase aus: Diese Savannen sind zwar in den grossen Regenzeiten überschwemmt, sonst aber trocken, und tausende von Stücken Rindvieh würden hier eine gute Weide finden. — Waldungen von Mauritienpalmen bilden den Hintergrund, und wie auf den Savannen von Mauritsburg kommen hier auch höher liegende Stellen vor, die oasenartig kleine Lusthaine von Amyris, Awaras, Heliconien u. dgl. bilden. Der Kreek selbst ist besäumt mit kleinen Sträuchern Melastomen, Cephaelis und einem Tabak, der in schönen blauen Glocken blüht. Auf diesen Savannen sieht man zur Zeit ihrer Ueberschwemmung viele weisse und graue Reiher, die fünf Fuss hoch sind und neugierig ihre Hälse über das Gras emporstrecken, wenn sie die Ruderschläge der Vorbeifahrenden hören.*) Gegen Mittag kamen wir in einen Wald beinahe ausschliesslich aus Pinapalmen und Manibäumen bestehend, der so dicht war, dass kein Sonnenstrahl auf's Wasser der Kreek fiel. Alles war hier todtenstille, nur manchmal sah man aus hohlen Bäumen eine Stachelratte herauskommen und

*) Die Mauritienpalme, Mauritia flexuosa, ist die in Guiana am häufigsten vorkommende Palme, da sie sowohl im Küstenland als im Innern grosse Flächen bedeckt und da Waldungen bildet, wo Sandniederungen und Striche sind, die einen grossen Theil des Jahres vom Regenwasser überschwemmt bleiben. In See- oder Brackwasser kommt sie nicht vor.

Sie ist die höchste der surinamischem Palmen und erreicht manchmal die Höhe von 100 Fuss und darüber, bei einer Dicke von 18—20 Zoll. Etwa ein dutzend Blätter, die sich am Ende des Stieles fächerartig ausbreiten und 15—18 Fuss lang sind, zieren ihren Gipfel. — Der Fruchttross oder die Traube ist 6 Fuss lang und so schwer, dass zwei Männer ihn kaum tragen können. Zwei bis drei solcher Trosse hängen zugleich am Baume und jeder enthält über 100 Früchte von der Grösse eines kleinen Apfels, glänzend braun und zierlich wie ein kleiner noch nicht offener Tannenzapfen geformt. Sie enthalten einen ungeniessbaren Kern, umgeben von einem unschmackhaften dünnen röthlichen Fleisch, das die Indianer, wenn sie nichts anderes haben, essen. — Ehe die Blüthentrossen sich öffnen, giebt der Baum, wenn man ihn anbohrt, eine Menge süssen Wassers, aus dem Zucker und Branntwein bereitet werden kann. — Von grösserer Wichtigkeit ist er aber den Indianern dadurch, dass die jungen noch nicht ganz entwickelten Blätter ihnen das Material zu ihren Hängematten liefern, in deren Verfertigung die Arowaken-Weiber besonders geschickt sind. Aus dem Mark der Blattstiele werden kleine Latten geschnitten; mit Bromelienflachs zusammengebunden, geben sie sehr leichte und zweckmässige Segel. — Wird der Baum gefällt, so legen in die dabei entstandenen Löcher grosse Rüsselkäfer, Curculio palmarum, Eier hinein, und es entstehen daraus nach etwa einem Monat die so delikaten Palmwürmer.

Um die Mauritien-Bäume ist es beinahe immer sumpfig und in den grössten Trockenzeiten darf man kaum einen Fuss tief graben, um Wasser zu finden. Dieses Wasser ist wie die Sümpfe, in denen die Palme wächst, röthlich und, wie das der Mineralquellen, mit einem eigenthümlichen Schlamm gefüllt. Wer solche Moräste zu durchwaten hat, ist dadurch beinahe ebenso gefärbt wie ein Indianer; die Farbe lässt sich nicht ohne Mühe wieder abwaschen.

uns neugierig ansehen, oder auf den Zweigen einen Galbula oder den noch langweiligeren Trogon sitzen, und am Stamme der Bäume ein Agama (Eidechse) oder ein Phasma, das mit seinen ausgestreckten Füssen kaum von einem Reise zu unterscheiden war.

Das Land, bisher stets ein Sumpf, wird jetzt auf beiden Seiten höher, der Kreek seichter und im October und November ist die ganze Strecke trocken.

Ein grosser Theil dieses Kreek, der zwischen hohem Lande schnurgerade nach Ost und West läuft, scheint durch die Buschneger gegraben zu sein, ein Beweis, welch grosse Wichtigkeit diese sonst so faulen Kerls auf die Verbindung mit dem Maroni legten. Hier findet man wieder jene kurzstämmigen Palmen, die ich an der obern Para in der Nähe des Holzgrundes Berlin fand, sie werden um so häufiger je mehr man sich der Wasserscheide nähert. Auch der Kreek, der über Sandboden läuft, wird um so seichter und während das Wasser mit grosser Schnelligkeit nach Westen lief, musste man das Boot lange Strecken weit über den Sand ziehen, und oft an gar zu seichten Stellen aus Pinnablätter einen Damm herstellen, wodurch das Wasser innerhalb desselben rasch stieg und man so wieder eine Strecke weiter fahren konnte. Unter dieser so anstrengenden Arbeit war es Abend geworden, und wir schlugen in einem scheinbar bequemen Kampe, welchen Buschneger errichtet hatten, unser Nachtlager auf. Die Hütte war wohl schon einige Jahre alt, schien aber ganz solid und war gross genug für uns alle. Ich hing meine Hängematte in der Mitte, die Indianer die ihrigen um mich herum auf, und so schliefen wir ganz ruhig und fest, bis gegen Mitternacht die morschen von den Termiten zerfressenen Stützen durch die Last so vieler Menschen brachen, und die ganze Hütte über uns zusammenbrach. Glücklicher Weise entsteht beim Zusammensturz solcher Häuser nicht leicht ein Unglück und die darunter Begrabenen können sich ohne Hülfe anderer hervorarbeiten. Aber während dies geschah, hatten die trockenen Blätter an den noch klimmenden Kohlen Feuer gefangen, und rasch stand die ganze Geschichte in Brand. Kaum konnten wir unsere Hängematten retten. Mein Slibbigrossi (Schlaftuch) wurde ein Raub der Flammen. — Beim Schein der brennenden Hütte knüpften wir unsere Hängematten an den Bäumen auf und lachten über das Abenteuer, denn wir hatten keinen Regen zu fürchten, weil der herrlichste Sternhimmel sich über uns wölbte.

Mehrfach hatte ich auf meinen Reisen dasselbe Abenteuer, das nur dann unangenehm wird, wenn es regnet und man in der Nacht kein anderes Obdach finden kann. Da man wegen der Menge umgefallener Bäume bei Nacht nicht in dem Wanekreek fahren kann, so sucht man sich gegen fünf Uhr Abends eine Stelle aus, wo man die Nacht zubringen will. Steht nun eine Hütte aus früheren Zeiten, so wird diese benützt. An den Bau einer neuen, die immerhin eine Stunde Arbeit erfordert, machen sich die Indianer nicht gerne, weil sie nach der Tagesarbeit sich ebenfalls nach Ruhe sehnen

und überhaupt gerne im Freien schlafen. Ich musste oft halbe Nächte lang im Regen ohne Dach und Schutz zubringen, und zwar an Stellen, wo auch nicht ein Span trockenes Holz zu finden war, um Kaffee zu kochen. Mit gar leichter Mühe hätte ich dieses Labsal mir in einer kleinen Kaffeemaschine mit Alcohol bereiten können, aber ich versäumte stets, mir eine solche zu kaufen, die doch so wenig gekostet hätte. Erst in späteren Jahren sorgte ich etwas mehr für meine Bequemlichkeit, schaffte mir ein wollenes Hemd fürs Regenwetter an und nahm ein fünf Meter langes, vier Meter breites geöltes Tuch mit, das ich bei Regenwetter im Walde aufspannte und unter welchem ich meine Hängematte aufhing. Regnete es, so kamen die Indianer, Schutz unter meinem Dache zu suchen, bis der Regen nachgelassen hatte und sie sich wieder in ihre durchnässten Hängematten legen konnten. Brach der Tag an, so musste einer der Bevorzugten Wasser im kupfernen Kesselchen für mich ans Feuer stellen, worein ich meinen Kaffee schüttete. Inzwischen wurde das Boot geladen und wir fuhren ab. — Vom Kaffee bekam Jeder seinen Theil.

So war es denn auch jetzt und wir kamen gegen acht Uhr an die Wasserscheide, wo aus einem Sumpfe des südlichen Ufers des Kreek das schwarze kalte Waldwasser mit gleicher Schnelligkeit nach Ost und West, hier dem Maroni, dort dem Stromgebiet des Surinam zueilte. Diese Wasserscheide ist im höchsten Falle ungefähr vier Stunden in gerader Linie vom Maroni und fünf von der Meeresküste entfernt, während der gerade Abstand vom Surinamfluss etwa 24 Stunden betragen mag. Die Höhe des Kreeks mag an dieser Stelle, wenn man den theilweise raschen Lauf des Wassers nach dem Maroni berücksichtigt, bei Fluthzeit 30 bis 40 Fuss über dem Meeresspiegel betragen.

Ganz in der Nähe von Capassi Masango, wie man die Wasserscheide nennt, wollte ich das Boot, das man noch immer über den Sand ziehen musste, an einem kleinen Baume, der über dieselbe hing, vorbeischieben. Ich fasste mit der rechten Hand einen kaum armsdicken Zweig, um ihn in die Höhe zu drücken, erhielt aber von einer Spinne, die ich dabei erfasste, einen so furchtbaren Biss, dass ich laut aufschrie und wohl drei Stunden lang in den heftigsten Schmerzen lag. Hand und Arm blieben bis an den Abend geschwollen.

Wenige hundert Schritte von der Wasserscheide floss der Kreek wieder durch eine schöne Savanne von Mauritienpalmen. Auf einer derselben in deren Stamm ein grosses Loch war, sass ein grosser gelb und blauer Ara, während ein anderer aus dem Loche kroch. Als wir aber näher kamen, flogen sie schreiend auf eine andere Palme. Da meine Indianer Junge im Neste vermutheten, so eilten sie mit den Aexten dahin und fällten den Baum, fanden aber nichts als die Reste von zwei weissen Eiern die durch den Fall zerbrochen waren. Aras und andere Papagaien halten sich in Menge in diesen Savannen auf und verführen ein mörderisches Geschrei, so lange

man an ihnen vorbeifährt. So ging es theils durch Savannen, theils durch Gebüsch und mit hohem nahrhaftem Grase bewachsene Strecken, bis wir gegen drei Uhr an eine Reihe von kleinen Teichen kamen, die zwischen Mauritiensavannen und Mocco Mocco an der einen Seite und prächtigem Hochwalde an der andern bei einer Breite von 100 bis 150 Fussen sich in den wunderlichsten Krümmungen zwei Stunden lang fortziehen. Das Wasser ist beinahe ohne Strömung, 25—30 Fuss tief, schwarz und ruhig und spiegelt seine Ufer wunderschön zurück. Am Saume der Teiche sieht man grosse Strecken von Wasserpflanzen mit gelb, weiss und violet blühenden Blümchen und stellenweise sind die Gesträuche überwuchert mit einer Art Orchideen „oncidium?" von denen man Bootsladungen hätte sammeln können. Sie standen in schönster Blüthe und verbreiteten den lieblichsten Geruch, während diese Art am obern Surinam, wo sie nicht am Wasser, sondern in den Sandsavannen massenhaft stehn, erst im August blühn. – Man kommt durch sieben solcher Teiche, die durch Dickichte von Mocco Mocco von einander getrennt sind, bis man durch ein breites schönes Wasser, wieder durch Gebüsch in einen Hochwald einbiegt, worin man bis zum Maroni fortfährt.

Es war schon über fünf Uhr als wir an diesem Walde ankamen. Etliche eingefallene Hütten standen am Ufer. Man nennt diesen Platz Mocco-Mocco-Kamp. Es ist ein schmaler aber langer Strich hohen Landes und die Indianer des Maroni kommen oft hieher, um die Rinde des Kweepibaumes zu holen, aus der sie Kohlen brennen, die zerstossen, gesiebt und mit dem Thon vermischt werden, aus dem sie ihre porösen Wasserkrüge verfertigen.

Wir hatten nach der Versicherung Curielis noch beinahe zwei Stunden nach dem Maroni und einzelne Fledermäuse schwirrten schon einher, aber Curieli hatte sich in den Kopf gesetzt, noch heut in den Maroni zu kommen und so wagten wir denn die in der Nacht gefährliche Fahrt.

Das Land an beiden Seiten war niedrig und meist überschwemmter Wald, der Kreek selbst blos fünf bis sechs Fuss breit und wiewohl das Wasser vorher, so lange es noch Tag war, keine allzu bedeutende Strömung hatte, so war dieselbe um so stärker, je mehr man sich der Mündung näherte. Auch erweiterte sich der Kreek und als es nun vollends dunkel wurde, war die Strömung so stark, dass zwei Indianer mit den Pagaien zu steuern hatten, während zwei andere an der Spitze des Bootes verhüten mussten, dass das Boot nicht an einen der vielen Baumstämme stiess, die in dem Kreek lagen oder über dieselbe gefallen waren, wodurch es unfehlbar zerschellt oder gesunken wäre. Die zwei Mulattenjungen, die in der kleinen Corjal allein fuhren, heulten um die Wette und man musste mehrere Male auf sie warten. So ging es wohl drei Viertel Stunden lang mit rasender Geschwindigkeit und in stockfinsterer Nacht den Kreek hinab, bis wir auf einmal in weniger rasches Wasser kamen, verursacht durch den Einfluss der Fluth in dem Maroni. Wir fühlten

einen frischen Luftzug und fuhren durch die kaum bemerkbare Mündung in den Maroni ein.

Da es Fluth war, so ankerten wir in der Bucht einer Sandbank, zündeten ein lustiges Feuer an und badeten uns in den frischen Wellen des schönen Stromes.

Das herrlichste Wetter begünstigte uns, wir breiteten unsere Hängematten auf der Sandbank aus und betteten uns weich ums Feuer herum.

Nach einer Abwesenheit von vier Jahren sah ich am folgenden Morgen den Fluss, von der aufgehenden Sonne prächtig beleuchtet vor mir; Schaaren von Aras und Papagaien flogen je zwei und zwei vom holländischen nach dem französischen Ufer, denn diese Vögel lieben ihre Mahlzeiten erst dann einzunehmen, wenn sie ihren Appetit durch einen langen Flug gesteigert haben. Viele Hunderte dieser Vögel fliegen jeden Morgen fröhlich plaudernd über den Strom, um am Abende wieder heimzukehren. Aber so viele es auch sein mögen, stets fliegen sie paarweise; selten sieht man drei, und wenn je, so muss der einzelne Vogel ein Wittwer oder eine Wittwe sein, die sich ihrer Familie anschliessen.

Von allen Vögeln ist gewiss keine Gattung glücklicher, als die der Papagaien.

Scharfe Krallen und ein gewaltiger Schnabel halten selbst grössere Raubvögel von ihm ab; Palmen oder die andern Früchte, von denen er lebt, reifen das ganze Jahr; mit Nesterbau giebt er sich nicht ab: — der Specht ist sein Zimmermann. Da das Weibchen stets zwei Eier legt, woraus ein Männchen und Weibchen kommt, so ist die Ehe schon bei der Geburt abgeschlossen. Dabei ist der Papagai stets munter und aufgeräumt, trauliches Gespräch und Gesang geht ihm über alles.

Hinter meinem Wohnhause auf Albina am Saume des Waldes stand ein hoher Seidenwollebaum (Bombax ceiba), Jahre lang der abendliche Versammlungsplatz für Hunderte von Papagaien der Gattung menstruus und aestivus, die, wenn es am Abend geregnet hatte, auf dem Baume einen höllischen Spektakel verführten. Ich richtete manchmal, da der Baum über alle anderen hervorragte, um das eigenthümliche Treiben dieser Vögel zu sehen, mein Fernrohr auf sie, und sah sie alsdann so nahe, als könnte ich sie mit der Hand ergreifen. Keiner von den Hunderten, die auf den Baum niedergeflogen waren, sass stille: einige kletterten, sich stets mit den Klauen und dem Schnabel festhaltend, auf die äussersten Zweige, schüttelten ihre Flügel und erhoben ein Freudengeschrei; andere liefen auf den Aesten umher, breiteten den Schwanz aus, machten rothe Augen und zeigten auf jede Weise ihre gute Stimmung, oder hatten sie den linken Fuss erhoben, um sich den Kopf zu kratzen, welche bei den Papagaien so sehr beliebte Funktion zuweilen auch ein Freund aus Gefälligkeit übernahm, — kurz Alles war Frieden und Lust, kein Zank wie bei den Hühnern oder Tauben.

Ihre Anhänglichkeit an den Menschen ist bekannt, ebenso ihre Abneigung gegen gewisse Personen. Wir hatten in späteren Jahren auf Albina einen äusserst zahmen Papagai (Psittacus menstruus), den wir selbst aufgezogen hatten und der frei umhergehen und -fliegen konnte. Er war gegen Jedermann zutraulich, kam aber ein kleines Mädchen von zwei Jahren, das Kind eines meiner Württemberger ans Haus, so war der Vogel ganz ausgelassen vor Freude, er lief um das Kind herum, sang, sprach und pfiff was er konnte und suchte auf alle Art seine Freude auszudrücken und dem Kinde zu schmeicheln, das aber den närrischen Vogel fürchtete und manchmal weinend weglief.

Als gegen neun Uhr die Ebbe eintrat und mein Boot von der schmutzigen Fahrt gereinigt war, fuhren wir den Fluss hinab nach dem Dorfe des Oberhauptes der Karaiben am Maroni, Christian.

Auf halbem Wege dahin begegnete uns eine grosse Corjal voll Karaiben, die mit einem mächtigen Segel aus Mauritienbast mit gutem Winde nach dem Wanekreek fuhren, um Kwepirinde zu holen. Man strich augenblicklich das Segel, ich theilte einen Schnaps aus, während meine Indianer mit Tapana und Casiri bewirthet wurden und nach freundlichem Grusse und dem Versprechen, in drei Tagen wieder zurückzukommen, fuhren die Karaiben, die alle auf dem Dorfe Christians zu Hause waren, weiter.

Gegen elf Uhr kamen wir am Dorfe an. Als ich noch Korporal war, lag dasselbe auf einer sandigen Anhöhe im Walde, wohl fünfhundert Schritte vom Ufer ab. Ueber einen grossen Kreek, der sich bei jeder Fluth füllte und mit jeder Ebbe entleerte, lagen zwei mächtige Bäume, die eine ziemlich gute Brücke gaben.

Hinter dem Dorfe selbst, das von Wald umgeben war, setzte sich die sandige Anhöhe mehrere Stunden lang in westlicher Richtung fort und fasste so die Süsswassersümpfe ein, die sich beinahe fünf Stunden weit längs der See nach Westen zogen. Jetzt war dieses Dorf unmittelbar am Flusse selbst aufgebaut und ein wohl 80 Fuss langes und 25 Fuss breites Haus war zum Tanzlokal bestimmt. Dieses Haus war ein Prachtstück indianischer Baukunst. Im Giebel war es etwa zwanzig Fuss hoch, an den Seiten sieben, während das Dach sich bis auf fünf Fuss zum Boden herabzog. Pfosten und Stangen waren alle schön glatt und ohne Rinde, die Enden mit Schnitzereien versehen und mit Rocou bemalt; das Dach war mit zusammengeflochtenen Pinablättern gedeckt. — Die Lianen, welche das Gebälk und die Pfosten zusammen hielten, waren alle bemalt und grosse schwere aus Cederblöcken verfertigte Bänke, deren Spitzen Käfer- oder Kaimannsköpfe darstellten, waren das einzige Ameublement dieses Tanzhauses, das keine Bühne hatte und zu dem ausser Lianen keinerlei Bindemittel verwandt war, so dass an dem ganzen Hause auch nicht ein Nagel oder Stiftchen sich befand.

Ich habe im Eingang dieser Schrift mich über das Leben und die Verhältnisse der freien Bevölkerung und der Negersklaven aus-

gesprochen, auch eine zweite Menschenklasse, die sozusagen einen Staat im Staate bildet, mit kurzen Worten beschrieben und gehe nun zu einem Volke über, unter dem ich später viele Jahre lebte und mit dem ich täglich in Berührung kam. Ich meine die Ureinwohner Guianas, die Indianer. Im Andenken an die vielen Dienste, welche sie mir leisteten, bin ich trotz der vielen Fehler, welche sie meist im Umgang mit den Europäern angenommen haben, ihnen herzlich zugethan, ja ich fühle zuweilen ein wahres Heimweh nach ihnen.

Zahllose Stämme, die noch zum Theil und zu ihrem Glücke nie mit Europäern in Berührung gekommen sind, bewohnen die ungeheuren Wildnisse Guianas und es wird schwierig sein ihre Anzahl auch nur annähernd zu bestimmen. Obgleich sie feste Wohnplätze haben und Ackerbau treiben, so verlassen sie dieselben oft aus Aberglauben oder Laune und siedeln sich anderswo an. Gewöhnlich sind ihre Dörfer nicht gross und übersteigen selten zwanzig Familien. Ja oft wohnt eine oder zwei Familien ganz allein an einem von andern weit entfernten Orte. Sie erwählen sich ein Oberhaupt im Dorfe, das nach Umständen auch eine Frau sein kann, lieben aber kein gemeinsames Wirken und es handelt Jeder für sich selbst. Sie sind beinahe alle Heiden. Blos spanische und portugiesische Priester besuchen zuweilen die Dörfer, welche an den Zuflüssen des Rio Negro und Orinokko liegen.

Vor hundert Jahren beschäftigten auch die moravischen Brüder auf den Missionsorten Oreala und Semira am Correntin und Saron am Saramacca sich mit ihrer Bekehrung. Auch Missionäre des Jesuitenordens bereisten vor 200 Jahren das Innere und ihrem Eifer verdankt man die erste Kunde von den Indianerstämmen des französischen Guiana, sowie eine für jene Zeit vortreffliche Karte des Landes, welches sie durchzogen hatten.

In Surinam befinden sich nur drei Stämme, die im Ganzen auf 1000 Individuen geschätzt werden, doch ist diese Angabe sehr unsicher, wahrscheinlich sind es mehr. Der bedeutendste dieser Stämme, der in früherer Zeit sich auch auf den Antillen ausgebreitet hatte, ist der Stamm der Karaiben; er ist jedenfalls der ansehnlichste in Guiana. Sie bewohnen hauptsächlich den Maroni, die Coppename und den Correntin, während die Arowaken kleine Dörfer am obern Surinam, dem Commowini, der Saramacca und mit einem befreundeten Stamme den Warauns den obern Nikerie und die Maratakka innehaben. Doch wechseln sie wie oben gesagt oft ihre Wohnsitze.

Die Karaibische Sprache ist von der der Arowaken gänzlich verschieden. Während jene harte Gurgellaute hat, ist diese mehr weich und klagend, beinahe wie der Charakter, der beim Karaiben mehr kühn und herzhaft, beim Arowaken mehr sanft und feig ist. — Diejenigen, welche ich nun besuchte, gehören wie die meisten den Maroni bewohnenden Indianer zum Stamme der Karaiben. Das

Dorf des alten Christian mochte im ganzen beinahe 100 Seelen zählen und war bei weitem das grösste Dorf, das ich je besucht habe. Er selbst war über 70 Jahre alt, denn er sagte mir, dass zur Zeit, als die Kolonie an die Engländer übergeben wurde, er schon Kinder von 10 bis 12 Jahren gehabt habe; auch hatte er von verschiedenen Weibern wohl zwölf Kinder, seine jetzige Frau aber konnte kaum 22 Jahre alt sein. Er stand bei den Indianern als Piai oder Zauberer in grossem Ansehen und wurde, wenn jemand gefährlich krank war, nach den entferntesten Dörfern geholt.

Ich hatte mehrere Male die Gelegenheit, seine Beschwörungen in bester Form zu sehen.

Da Unabhängigkeit ein Hauptzug im Charakter der Karaiben ist, so ziehen sie es vor, ihre Dörfer in Gegenden anzulegen, die nicht zu nahe bei den Niederlassungen der Europäer liegen. Sie wählen für ihre Wohnungen meist hochgelegene sandige Stellen, entweder an Flüssen selbst oder in der Nähe derselben. Wie die Hütten der Buschneger, so stehen auch die ihrigen ohne alle Symmetrie in die Kreuz und Quer, und es ist bei der Anlage ihrer Dörfer, wenn sie auch die vortheilhafteste Lage haben, nicht der mindeste Sinn für Schönheit oder Ordnung zu bemerken. Obgleich sie zu ihren Häusern dasselbe Material, nehmlich junge Bäume, Palmblätter und Lianen gebrauchen, so sind sie doch viel grösser und weniger fest als die der Buschneger und ist die Errichtung derselben eine einfache und bald beendigte Arbeit.

Zwei, oder auch drei bis vier etwa acht Zoll dicke Pfosten von geradem hartem Holze werden so weit in die Erde eingegraben, als die Hütte lang werden soll. Sie sind 12 bis 15 Fuss hoch und tragen eine Querstange, die so lang ist als das Haus und zum Tragen des Firstes bestimmt ist. — Drei bis vier andere Pfosten, mit den mittleren parallel laufend und sechs bis acht Fuss von denselben entfernt, werden nun auf beiden Seiten eingegraben, so dass sie etwa vier Fuss hoch sind. — Auch auf sie kommt eine Querstange; von ihr aus werden nun leichte gleich lange Sparren auf der mittleren oder der Firststange befestigt. Damit ist das Gerippe des Hauses fertig. Von allen Pfosten, Stangen und Latten ist die Rinde sauber abgeschält, so dass sich so wenig als möglich Ungezziefer dahinter einnisten kann und alle sind aufs genaueste mit Lianen befestigt und unter sich verbunden. — Zum Dache werden entweder die Blätter der Pinapalme, (Euterpe) oder der Parulu, einer grossen Heliconie, verwendet.

Diese letzteren sind wie die Bananenblätter etwa sieben Fuss lang und zwei Fuss breit, aber etwas stärker und steifer und schlitzen nicht so leicht wie diese. Das Dach oder die Decke dazu wird nun auf folgende Weise verfertigt. Eine Fläche von der Grösse des Daches wird vollständig von Wurzeln, Gras oder Gesträuch gereinigt und auf sie werden jene Heliconienblätter neben einander gelegt, nachdem sie zuvor in der Mitte zusammengelegt sind oder

die Mittelrippe aus einander getrennt ist. Wird so Rippe an Rippe gelegt, so entsteht ein Stück von der Breite der Blatteslänge und der Höhe, die das Dach haben soll, das nun mit Stangen beschwert wird, so dass die Blätter möglichst stark auf den Boden gedrückt werden. Innerhalb einiger Tage welken die Blätter, werden weniger steif und ihre schöne grüne Farbe geht allmählich in eine gelbliche über. Jetzt werden die einzelnen Blätter mittelst anderer Lianen an einander gereiht und zwar auf beiden Enden und in der Mitte. Das ganze Stück wird nun zusammengerollt und das eine Ende am First befestigt; so entrollt bedeckt das Stück die eine Seite des Daches bis auf zwei bis drei Fuss vom Boden. Es werden nun so viele dieser Stücke verfertigt als die Länge des Hauses erfordert. An das erste wird das zweite, und zwar etwas über jenes gelegt, damit der Regen nicht durchdringen kann. Sind beide Seiten des Daches fertig, so wird mit künstlich zusammengeflochtenen Palmblättern der Giebel bedeckt und das Haus ist zum Bewohnen fertig. So leicht diese Dächer sind, so undurchdringlich sind sie für den Regen. Eine solche Hütte ist zwei bis drei Jahre in gutem Zustande und wenn sie dem Winde nicht zu sehr ausgesetzt ist noch länger.

Fleissige Indianer pflegen, besonders an Plätzen, wo Muskitten sind, auch noch ein Schlafgemach zu bauen. Die Seitenpfosten sind dann etwa sieben Fuss hoch vom Boden, die Stangen werden dicker genommen und mehrere Querstangen der Breite nach über jene gelegt. Auf diese kommt nun ein Fussboden von sogenannten Pallisaden oder Palmlatten. Die Giebelseiten werden sorgfältig mit einem Flechtwerk aus Palmblättern verschlossen und nur auf einer Seite wird eine Oeffnung, welche zur Thüre dient, gelassen. Diese wird des Nachts mit einer ebenfalls aus Palmblättern geflochtenen Decke verschlossen. Zu diesem Schlafzimmer führt eine Treppe, welche aus einem Baumstamme roh gearbeitet ist.

Der Indianer hat jederzeit, wo er auch sein mag, ein Feuerchen unter der Hängematte, und das darf denn auch auf dieser Bühne nicht fehlen. Der Palmlattenboden wird zu diesem Zweck mit alten Scherben bedeckt, auf diese wird etwas Erde geschüttet und darauf das Feuer angemacht. Es ist in der That unbegreiflich, dass nicht mehr Brandfälle entstehen. — Am frühen Morgen, denn mit Tagesanbruch verlässt der Indianer seine Hängematte, um sich im Flusse zu baden, reinigen die Weiber die Hütte, backen Brod und kochen das Mahl. Die Männer gehen hierauf auf die Jagd, den Fischfang, oder machen Körbe, und bekümmern sich nicht im mindesten um die Haushaltung. Auch die Kinder sind sich immer selbst überlassen: die Knaben lernen spielend von den Vätern, Fische und anderes kleines Wild schiessen, Körbe- und Pagale flechten; kleine Mädchen aber helfen der Mutter in der Haushaltung, holen Holz, bereiten Brod, oder machen Wasserkrüge, so dass sie sich zeitig an die Dienstbarkeit gewöhnen, die bei den meisten wilden Völkern hauptsächlich

die Frauen trifft. Die Bebauung der Felder oder Kostäcker ist ebenfalls wie bei den Buschnegern den Weibern überlassen. Die Männer fällen zwar beim Anfang der Trockenzeit die Bäume mit der Axt, die Weiber aber müssen mit dem Hauer das kleinere Gesträuch abhauen. Nachdem nun alles in vier bis sechs Wochen gut ausgetrocknet ist, steckt man das gefallene an der Windseite in Brand. Was nicht verbrennt wird in kleinere Stücke gehauen, auf Haufen gelegt und wieder in Brand gesteckt, und auf diese Weise so lange fortgefahren, bis man einen hinlänglichen Platz zur Anpflanzung der Cassavestöcke hat. Auf einem solchen Acker sind bei Weitem nicht alle Bäume verbrannt; sehr viele liegen noch Kreuz und Quer, gerade wie sie gefallen sind, und es ist desshalb eine Promenade in einem indianischen Acker etwas sehr ermüdendes, weil man bald über Bäume klettern bald unter denselben durchkriechen muss. Beim Anfang der Regenzeit im November wird der Acker mit Cassave oder Maniok bepflanzt. Die knotigen Zweige dieses Strauches werden in vier bis fünf Zoll lange Stücke zerbrochen und zwei bis drei derselben in einem Dreieck und auf etwa sechs Zoll Abstand in die zu diesem Zweck aufgegrabene Erde gesteckt. Je drei Fuss von einander werden wieder andere gesteckt, und so fort bis der Acker bepflanzt ist. Wenn ich in späteren Jahren Maniok pflanzte, so wurden die Stecklinge nach der Schnur gesteckt, so dass auf einen Acker von 43560 Quadratfuss 4840 Pflanzen à 3 Stecklinge kamen, von denen eine mittelmässige Ernte 14520 Pfund Wurzeln, oder ca. 4500 Pfund Cassavemehl ergab, d. h. die vegetabilische jährliche Nahrung für 8 Personen à 1½ Pfund per Tag.

Der Indianer pflanzt aber nicht auf diese Weise, sondern zieht zugleich Jams, Batatten, Bananen, Ananas und Pfeffer, Alles durcheinander und ohne die mindeste Ordnung. Wird ein solcher Acker nicht fleissig gejätet, so wird das Wachsthum der Nutzpflanzen sehr beeinträchtigt. Das Unterhalten dieser Felder so wie die Ernte der Wurzeln, die nach neun Monaten reif sind, ist keine geringe Arbeit und ich habe manchmal gesehen, dass eine Frau allein ein Gewicht von achtzig Pfunden Wurzeln auf manchmal recht schlechten Wegen nach Hause schleppte. Zum Tragen haben die Weiber einen aus der Rinde einer Arundinacee verfertigten zwei Fuss hohen und anderthalb Fuss weiten Korb, der an einem starke Bande aus dem Baste des Barklak Baumes, einer Lecythisart gedreht ist.

Während nun der Korb auf dem Rücken hängt, ist das Band an der Stirne befestigt, die dann auch das meiste Gewicht zu tragen hat. Ausser dem Unterhalt des Kostackers und der Haushaltung sind die Karaibinnen sehr geschickt in der Verfertigung von Wasserkrügen und Hängematten. Zu ersteren findet man den bläulichen oder röthlichen fetten Thon an verschiedenen Stellen am Maroni. — Dieser Thon, gut durchgeknetet und von allen Unreinlichkeiten gesäubert, wird mit dem Pulver der zu Kohlen verbrannten Rinde des Kwepibaumes vermischt und dann mit den Händen so lange durch-

gearbeitet. bis sich die Kohle gleichmässig mit dem Thone vermischt hat. Die Werkzeuge zu dieser Töpferarbeit sind sehr einfach und bestehen blos aus einem Brettchen, worauf das zu Verfertigende gestellt wird. und einigen Stücken Kalebassen, zu Löffel oder Spaten geschnitten. zum Glätten der Töpfe oder Schüsseln. Der Thon wird zu feinen, langen Würstchen ausgerollt, und damit auf dem Brettchen ein runder Boden geformt, an dem diese Würstchen angeklebt und so in der Runde mit dem Spatel bearbeitet werden, bis der Krug allmählig enger und mit einem Henkel oder Rand geschlossen wird. Geübte Frauen verstehen diese Krüge ohne alle Form so hübsch rund und gleichmässig zu machen, dass ein Töpfer auf der Drehscheibe sie kaum besser machen würde. — Ist die Arbeit so weit fertig, so stellt man sie an einen luftigen Ort, um sie austrocknen zu lassen. Sind die Gefässe trocken genug, so werden sie mit einem rothen jaspisartigen Stein, der im Roraimagebirge gefunden wird, gerieben und polirt, dann wird ein Feuer mit Baumrinde in einem Kreise um eine gewisse Anzahl dieser Krüge und Schüsseln angemacht und sie auf diese Weise gebrannt. Sollen sie zierlich sein und in's Auge fallen, so werden sie mit dem Safte eines Käfers bemalt, der eine dauernde braune Farbe abgiebt. Diese Krüge sind in der ganzen Colonie im Gebrauch: sie sind etwas porös und schwitzen beständig. Das Wasser erhält sich in ihnen sehr kühl.

Eine andere wichtige Beschäftigung der Frauen ist die Verfertigung von Hängematten aus Baumwolle, die sie theils selbst ziehen, theils von Plantagennegern einhandeln und aus der Hand recht hübsch zu Garn zu spinnen wissen. Oft sah ich Indianerfrauen mitten in der Nacht. wenn sie nicht schlafen konnten, ihre Spindel nehmen und in der Hängematte sitzend aus einem Ballen Baumwolle, den sie unter dem Arme hatten, Fäden ziehen und spinnen, Die Spindel ist nichts als ein einen Fuss langes, dünnes, rundes, aus Palmholz geschnitztes Stöckchen, dem eine 2 Zoll im Diameter haltende runde Scheibe. aus einer alten Kalebasse verfertigt, als Wirtel dient. — Der Webstuhl, auf dem die Hängematte gemacht wird, wenn die Frau genug Baumwolle gesponnen hat, ist äusserst einfach. An zwei aufrecht stehenden Pfosten sind zwei andere runde so weit auseinander befestigt, als die halbe Länge der Hängematte, die etwa fünf Fuss lang und beinahe ebenso breit ist, beträgt. Um diese zwei Querhölzer wird der Zettel gewunden, die Fäden so dicht als möglich neben einander, und so breit als die Hängematte werden soll. Je um den andern Faden sind Fäden befestigt, die beim Weben den Zettel in die Höhe ziehen. Der Eintrag ist auf einen Knäuel gewunden und wird. während der Zettel in die Höhe gehoben oder hinunter gedrückt wird. der Länge nach durchgeschoben und dann vermittelst eines aus starkem Holze verfertigten Lineales, das die Stelle des Weberblattes vertritt. festgeschlagen. Dass diese so primitive Art zu weben die Arbeit nicht sehr fördert, ist leicht begreiflich, und es gibt wenige Frauen, die sechs Zoll täglich abarbeiteten.

Gewöhnlich ist das Weben einer Hängematte die Arbeit mehrerer Monate und wird eine solche durch die Buschneger gerne mit fl. 25 bis fl. 30 bezahlt, da sie sehr fest und warm sind. Nur wenige Weiber sind so fleissig, ihre Männer mit einer solchen zu versehen; desshalb haben die meisten Indianer Hängematten aus den Blättern der Mauritienpalme.

Die Arbeit der Männer besteht ausser der Jagd und Fischerei im Verfertigen von viereckigen Körben, Pagals oder Pagaras genannt. Sie werden aus der Rinde einer Arundinacee Warimbo, gemacht und dienen zur Aufbewahrung der Kleider und bessern Habseligkeiten. — Die Rinde dieser Pflanze wird in sechs Fuss lange 3 Millimeter breite Streifen geschlitzt, abgeschaben und theilweise gelb und schwarz gefärbt. Diese Streifen werden fest in einander geschlungen und so entstehen viereckige Körbe, die, da sie doppelt geflochten sind, beim stärksten Regen kein Wasser durchlassen. Solche Körbe, Pagara, sind in der ganzen Kolonie in Gebrauch und dienen zum Transport des Leibweisszeuges und der Hängematten. Sie sind desshalb mit den Wasserkrügen der Haupthandelsartikel der Indianer nach der Stadt und den Pflanzungen. — Ausser Körben (Kurikuri) zum Aufbewahren von Krabben, Maniokwurzeln etc. verfertigen die Männer noch ihre Bogen, Pfeile, Pagais und Corjalen, und man ist erstaunt, wie sie trotz ihrer unvollkommenen Werkzeuge diese Arbeiten nett und behend verrichten.

Die Bogen werden aus sechs Fuss langen Stücken eines sehr harten elastischen Holzes, Letter- (brosimum) oder Konadeppi (?) geschnitzt. Sie haben in der Mitte etwa 1½ Zoll Durchmesser, sind halbrund und laufen allmählig spitzig zu. Die meist etwas schlaffe Bogensehne ist aus Bromelienflachs gedreht. Die etwa 4 Fuss langen Pfeile werden aus einer Art Schilfrohr gemacht, das auf hohem Lande in verschiedenen Theilen der Kolonie wächst. Man nennt es Camarva. An dem einen Ende sind zwei durchgeschlitzte Federfahnen von Papagaien-Schwanzfedern, um den Flug zu regeln, vier Zoll hoch an den Seiten angebracht. Das Ende des Pfeiles, das auf der Bogensehne aufgesetzt wird, ist mit Bromelienflachs stark zugedreht, um das schwache Rohr stärker gegen die Eindrücke der Bogensehne zu machen; am andern Ende steckt die etwa ein und einen halben Fuss lange, aus hartem Holz gemachte Spitze. Pfeilspitzen für grössere Fische sind von Eisen und werden von den Indianern meist aus alten Reifen mittelst einer Feile gemacht. Sie haben zwei Widerhaken und werden Tokosi genannt. (Ebenso heisst auch der Kolibri in der Karaibensprache.) Diese Tokosi's bindet man an der hölzernen Verlängerung der Spitze mit Bromelienflachs fest und bestreicht sie mit einer Pechart, Mani, dem Harze des Mani-Baumes (Symfonia coccinea). Pfeile für grösseres Wild, Tiger, Tapirs, Hirsche und wilde Schweine, sind ebenfalls von Eisen, aber stärker, während die Pfeile für Vögel und kleinere Fische verschiedene auseinanderlaufende Spitzen von Palmholz haben. Die Pfeile, welche mit den Spitzen beinahe so lang

als der Bogen sind, werden mit demselben in einer Hand getragen, während das Jagdmesser im Gürtel steckt. Auf der Jagd gehen die Indianer so geräuschlos, dass man sie kaum hört; ihr Gehör und Geruch sind so fein, dass sie beim geringsten Geräusch im Gesträuch oder auf den Bäumen augenblicklich wissen, welches Thier dasselbe verursachte. Ich habe dieses manchmal mit Verwunderung beobachtet. Nie, wie sehr ich auch meine Augen anstrengte, konnte ich die Fische bemerken, auf welche sie schossen, und die sie, wenn auch nicht immer, so doch meistens trafen. Sehr selten kommt ein Indianer ohne Beute von der Jagd nach Hause. Findet er auch kein Wild, so bringt er doch Eidechsen-, Anamu-Eier (vom Pesus serratus) oder Kabbiswürmer in seinem Jagdsacke mit, so dass er doch nicht genöthigt ist, ohne Wild die unentbehrliche Pfeffersauce zu essen. Aber sehr oft sind sie zum Jagen zu faul und bleiben tagelang zu Hause, liegen meist in der Hängematte oder beschäftigen sich mit kindischen Spielereien.

Wie bei den Weibern die Verfertigung einer Hängematte der Glanzpunkt ihrer industriellen Thätigkeit ist, so ist bei den Männern der Bau einer Korjal das wichtigste Geschäft. das blos in ganz dringenden Fällen unternommen wird.

Der Indianer, welcher sich entschlossen hat, eine Korjal zu bauen, sucht einen schönen, geraden, so dicht als möglich am Wasser stehenden Wanebaum. In der Nähe desselben wird eine temporäre Hütte errichtet und der Baum gefällt. Ist derselbe gesund und ohne Risse und Höhlungen. so wird das tauglichste Stück in der Länge abgehauen, die die Korjal erhalten soll. Der Block wird nun auf der äusseren Seite abgerundet.

Die Werkzeuge, deren sie sich dabei bedienen, sind ein Beil und eine Hohlaxt. Ist man mit der äusseren oder Unter-Seite fertig, so wird der ganzen Länge nach Holz herausgehauen und, wenn eine genügende Höhlung entstanden ist, Feuer darin angemacht. Um die richtige Dicke für das Boot zu erhalten, werden von aussen in gewissen Abständen Löcher mit dem Bohrer gebohrt und dann von innen so lange Holz mit der Hohlaxt abgehauen, bis man auf jene Löcher kommt. Hat nun die Korjal die gehörige Dicke, so wird sie, die bis jetzt einer zugespitzten Walze gleicht, durch Stöcke, welche man querüber hinein zwängt, allmählig auseinander getrieben. Damit nun durch das gewaltsame Auseinandertreiben der Seiten keine grossen Risse entstehen, wird in und unter der Korjal fortwährend Feuer unterhalten. Es werden nach und nach immer längere Stöcke hineingetrieben, so lange bis sie ihre gehörige Breite hat.

Dieses letzte Geschäft erfordert grosse Aufmerksamkeit und Sorgfalt, denn obgleich alle Korjalen dabei Risse erhalten, so kann ein Sachkundiger es doch so einrichten, dass sie an Stellen fallen, wo sie weniger nachtheilig sind. — Ist das letzte Geschäft gethan, und das Boot nach monatelanger Arbeit so weit vollendet, dass es ins Wasser gebracht werden kann, so wird ein Weg bis zum Fluss

oder der Kreek geebnet, runde Stöcke oder Rollen, wozu man meist die Stämme der Pinapalme wählt, werden auf ihn gelegt, und dann wird die Korjal von einer gehörigen Anzahl Indianer ins Wasser geschafft und so nach dem Dorfe gebracht, wo sie noch ihre eigentliche Vollendung erhält.

Die Karaiben sind ein schöner kräftiger Menschenschlag; die Männer sind zwar selten über 5½ Fuss hoch, doch wohl proportionirt und breitschulterig. Ihre Hautfarbe ist bräunlich-roth, ihre Haare glatt und schwarz, manchmal auch etwas gelockt. Sie tätowiren sich nicht, beschmieren sich aber zur Zeit ihrer Feste und besonders wenn sie von Reisen zurückkommen, die Beine und Schenkel mit einer aus Orlean und Crapatöl gemachten Salbe. so dass sie ganz zinnoberroth aussehen. Mit dieser Salbe wird besonders bei festlichen Gelegenheiten auch das Haupthaar eingerieben, so dass die Salbe oft einen halben Zoll hoch darauf liegt. Dann werden die weissen Flaumfedern von grossen Raubvögeln darauf geklebt. Auf das Gesicht und die Backen werden mit einer rothen Farbe (Craweru), die aus einer Bignonie gewonnen wird und mit dem wohlriechenden Harze Arakasiri vermischt ist, Striche und andere Zeichnungen gemacht. Der Bauch und der Rücken, auch wohl die Schenkel werden mit dem Safte der Tapuriba (genipa) gewaschen oder bespritzt. Dieser Saft hat die eigenthümliche Beschaffenheit, dass er schwarz färbt und dass sich diese Farbe durch nichts abwaschen oder ausbeizen lässt, jeden Tag aber an Stärke verliert und am achten Tage ganz verschwunden ist. Junge hübsche Bursche, die bei einem Feste sich besonders auszeichnen wollen, lassen sich von ihren Müttern oder Schwestern Bauch, Rücken und Schenkel mit dieser Farbe mittelst eines Pinsels bemalen. Je schöner und feiner die Zeichnung ist, desto länger dauert die Arbeit, und ich habe gesehen, dass drei volle Stunden dazu gebraucht wurden. Männer und Frauen gehen nackt, haben aber eine baumwollene Schnur um den Leib, um welche ein dunkelblaues Tuch befestigt und zwischen den Füssen durchgezogen ist; auch sind beide Geschlechter so züchtig, dass sie nie im Stande vollständiger Nacktheit zu sehen sind.

Während die Gesichtszüge der Arowaken, denen der Karaiben so ziemlich gleichen und die Männer von diesen nur durch die Sprache und die Art, wie sie ihre Leibbinde (Kamis) tragen, zu unterscheiden sind, tragen die Karaibinnen statt des niedlichen Perlenschürzchens, das die einzige Bedeckung der Arowakenfrauen ist, blos das blaue Tuch, das an einem baumwollenen oder aus Brüllaffenhaaren verfertigten Gürtel um den Leib geschlungen ist. Ihre schönen schwarzen Haare sind auf der Stirne glatt abgeschnitten, meist los, aber auch in Zöpfen gebunden. Zum Einölen derselben bedienen sie sich des Crapatöls oder auch des Oeles, das sie aus den Früchten der Awarapalme bereiten. Die Unterlippe ist von einer grossen Stecknadel durchbohrt, die ihre Spitze drohend nach aussen zeigt und als Waffe gegen unerlaubte Freiheit dienen kann.

Manche karaibische Schöne trägt in ihren Ohrläppchen Pfröpfe oder Knochen, welche zuweilen daumensdick sind. — Das Auffallendste aber sind ihre Waden, welche gleich kleinen Fässchen hervortreten. Starke baumwollene drei Zoll breite Bänder, mit welchen das kleine Mädchen, schon wenn es zu gehen anfängt, oberhalb der Knöchel und unterhalb des Kniees gebunden wird und die man nur selten abnimmt, um sie sogleich mit andern zu verwechseln, hindern das natürliche Wachsthum und machen, dass die Waden unförmlich heraustreten. — Die jungen Mädchen sind, diesen Uebelstand abgerechnet, manchmal niedliche Geschöpfe, werden aber, wenn sie älter werden übermässig breit, platt wie eine Bratpfanne und ihre Brüste, an denen manchmal Kinder, Affen und junge Hunde saugen, werden besonders in späteren Jahren welk und unförmlich wie die der Negerinnen. Wie ganz anders ist dagegen eine junge Buschnegerin gestaltet, welches Ebenmass, welche Fülle der Form! Die schwarze atlasfeine Haut und die üppigen Verhältnisse der Glieder würden einem Bildhauer das reinste Modell eines schönen Weibes liefern. Aber ist das Gesicht und das Gefühl durch diesen Anblick bezaubert, die Nase wird dafür nicht schwärmen, denn die Ausdünstung der Neger, sie mögen alt oder jung, schön oder hässlich sein, ist eine so eigenthümlich stinkende, dass jede andere wohlthuende Empfindung dadurch paralysirt wird.

In ihren häuslichen Verhältnissen findet zwischen Karaiben und Arowaken wenig Unterschied statt. Die meisten begnügen sich mit Einem Weibe. Man findet aber auch solche, welche zwei, selten aber drei Weiber haben, von welchen dann jede eine besondere Hütte mit ihren Kindern bewohnt. Kommt nun ein Mann, der einen solchen Harem besitzt, nach Hause, so wird ihm von seinen Weibern sein Essen vorgesetzt, das immer aus Cassavebrod und einer aus zahllosen spanischen Pfeffern gekochten Sauce, nebst Wild und Fischen besteht, wenn er solche selbst fieng. Jedes Weib bringt ihr Essen gesondert und entfernt sich sogleich wieder, ohne nur ein Wort zu sprechen. Man sieht desshalb aus der Anzahl der Teller worauf das Cassavebrod liegt, wie viele Weiber ein Mann hat. Nach dem Essen nimmt jedes Weib wieder ihre Schüssel weg und verzehrt den Ueberrest in ihrer Hütte.

In solchen polygamischen Ehen gibt es manchmal heftigen Streit und die Autorität des Mannes wird, wenn die Damen einmal in Wuth sind, wenig mehr beachtet. Eheliche Treue ist unter ihnen nur sehr selten zu finden, und es geschah häufig, dass ein Weib sich Monate lang bei einem andern Indianer aufhielt und nachher wieder zu ihrem Manne zurückkehrte. Ebenso wenig ist es selten, dass Männer ihre Weiber und Kinder verlassen und sich in andern Dörfern ansiedeln.

Es gibt gewiss kein unbeständigeres Volk als die Indianer. Der kleinste Umstand kann ihre Laune ändern und die Ursache sein, dass sie Aecker und Wohnungen, selbst wenn diese eben erst an-

gelegt sind, sowie ihre Familien verlassen und sich mit unsäglicher Mühe an andern Plätzen wieder anbauen, die ihnen bei weitem die Vortheile ihrer verlassenen Heimath nicht gewähren.

Und wie die Alten so die Jungen.

Es ist gar nichts ungewöhnliches, dass Kinder von 10 bis 12 Jahren von ihren Eltern weglaufen und nach andern oft weit entfernten Dörfern, wo sie Bekannte haben, sich begeben. Eine Hängematte, Pfeil und Bogen und vielleicht noch ein altes Messer sind der ganze Reichthum eines solchen kleinen Vagabunden, der aus jeder Eidechse, jedem Vogel oder Fisch, den sein Pfeil erreicht, seine Mahlzeit zu bereiten weiss. Eltern- und Kinderliebe sind nicht überall zu treffen und für Alte und Kranke hat man nur wenig Mitgefühl. Selbst Mütter, deren Kinder aus ihren Hängematten ins Feuer fielen und sich schauderhaft verbrannten, liessen diese armen Würmer ohne Hülfe wimmern und tanzten ungerührt beim Tapanafeste in den Reihen der Uebrigen. Solche Brandwunden kommen sehr häufig vor, weil die Indianer immer Feuer unter ihren Hängematten haben, so dass manches Kind, das von der trunkenen Mutter wegkriecht, ins Feuer fällt.

In den Lebensmitteln animalischer Art sind die Karaiben nicht wählerisch, da sie beinahe alles, Seeschildkröten und Schlangen ausgenommen, mit Appetit verzehren. Ebenso wenig sind sie Feinschmecker und wenn sie auch gewisse Gerichte vorziehen, so ist es ihnen ziemlich gleichgültig ob das Fleisch ganz oder halb gar, versalzen oder zu wenig gesalzen ist. Wenn es nur den Magen füllt und mit den Zähnen zerrissen werden kann.

Zu ihren vorzüglichsten Delikatessen gehört besonders der Legnau. Ich habe mich oft darüber gewundert, dass sie dieses Thier auf den belaubtesten Bäumen entdecken und mich häufig geärgert, wenn sie meinen Bitten und Drohungen ungeachtet Jagd auf diese harmlose Eidechse machten und dadurch die Reise verzögerten, obwohl Fleisch und Fisch im Ueberflusse im Boote waren.

Ein anderer Leckerbissen sind Haifische, die an seichten Stellen der See geschossen werden und kleine Kaimanns, welche entweder am Ufer der Flüsse oder Kreeke liegen oder die Schnauze aus dem Wasser stecken.

Die Indianer bedienen sich beim Fischfang nie der Netze, sondern angeln die Fische, schiessen sie mit Pfeilen oder betäuben sie mit dem Safte einiger narkotisch wirkender Pflanzen. Kleinere Fische werden auf gewöhnliche Weise mit Angelschnüren gefangen, indem man mit den Corjalen sich an die Stellen im Flusse begiebt, von denen man vermuthet, dass gewisse Fische hier ihren Zug haben, und dort auf gewöhnliche Weise angelt. Grosse Welse, wie der Geelbacker, fängt man mit Wurfangeln. Hierbei werden grosse starke Angeln an Bromelienschnüren befestigt, an denen, um sie niederzuhalten, ein Bleigewicht ist: diese wirft man entweder vom Lande aus in's Wasser, oder man fährt mit den Corjalen in die Mitte des Flusses, legt diese

vor Anker, und wirft dann die Angeln, an denen Fleisch oder Fisch befestigt ist, aus; man wählt dazu meist die Nacht.

Eine andere Art des Angelns ist die mit Springangeln, wobei ein harter elastischer Stab im Wasser befestigt wird, an welchem eine Schnur mit der Angel hängt. Der Stock wird nach unten gespannt und durch ein klammerförmiges Hölzchen, das am Stocke angebunden ist und bei einem starken Zug an der Angel losschnellt, in Spannung gehalten. Schnappt der Fisch nach der Angel, so springt die Klammer los, und der Stock schnellt in seine natürliche Lage zurück, zugleich zieht er den Fisch halb aus dem Wasser. Bleibt der Fisch nun lange so hängen, so kommen auf sein Gezappel die gefrässigen Pirais herbei, die ihm Stück für Stück den Leib auffressen, oder macht auch der Kaiman sein Recht auf ihn geltend.

Die Indianer, die auf diese Weise Fische fangen (meist den Haimura), fahren mehrmals in der Nacht von einem Stock zum andern, um nicht den Lohn ihrer Arbeit andern Unbefugten überlassen zu müssen.

In Sümpfen und Waldbächen, die eine Strömung haben, werden lange Dämme von Palmblättern angelegt, so dass wohl das Wasser, aber kein Fisch durchdringen kann. In gewissen Abständen werden durch diese Dämme Maschoa's gesteckt, d. h. fünf Fuss lange, an der Oeffnung neun Zoll breite, nach Art der Zuckerhüte eng zulaufende Körbe aus Palmblattstielen, worin die Fische sich fangen, wenn sie dem Zuge des Wassers folgen.

Die gewöhnliche und meist ergiebigste Art des Fischfanges ist aber das sogenannte Absetzen einer Kreek oder Bucht. Weil die Fluth täglich zweimal die Kreeken und Baien acht bis zehn Fuss hoch anfüllt, so wählt man hiezu solche, die bei niedrigem Wasser beinahe trocken werden, aber sich doch ziemlich weit in's Land hinein erstrecken. Es ziehen sich nun mit dem Wasser der Fluth auch die Fische in die Kreeken hinein, wo sie ihrer Nahrung nachgehen und so lange bleiben bis die Ebbe eintritt. Sobald das Wasser seine grösste Höhe erreicht hat und zu fallen anfängt, wird die Mündung der Kreek mit einem Gitterwerk aus Palmstiellatten, das so enge geflochten ist, dass wohl das Wasser aber kein Fisch hindurch kann, abgeschlossen. Fällt nun das Wasser, so suchen die Fische in den Fluss zu kommen, finden aber den Weg dahin abgeschlossen, und werden entweder mit Pfeilen geschossen, oder, falls das Wasser ganz abläuft, mit der Hand gefangen. Auf diese Weise fängt man manchmal Hunderte von Fischen. — Sind die Kreeken tiefer, so dass die Fische nicht so leicht zu bekommen sind, so werden dieselben durch gewisse Pflanzensäfte, die man mit dem Wasser vermengt, betäubt, und dann geschossen.

Ich kenne dreierlei Arten solcher Pflanzen. — Die gebräuchlichste, das sogenannte Stinkholz (Lonchocorpus), bei den Indianern Nekko genannt, ist eine manchmal schenkelsdicke Liane, welche im Hochwald wächst und zum Geschlechte der Papilionacaceen gehört,

die zweite ist eine Synanthere der Konamistrauch, der um die Häuser gepflanzt wird, und dessen Blätter und Blüthen zu einem Brei gestampft werden. Die dritte ist das Bäumchen Gunapalu, eine Euphorbiacee mit eiförmig zugespitzten Blättern, wahrscheinlich mit den Jatrophas verwandt, auch sie wird um die Häuser gepflanzt und zu Brei gestampft, verwendet; ich bin nicht gewiss, ob sie wie die beiden andern einheimisch ist.

Ist nun eine Kreek so verschlossen, wie ich soeben angegeben habe, so wartet man, bis das Wasser über die Hälfte gefallen ist und klopft dann am obern Theil der Kreek die Stücke der erstgenannten Liane mit einem starken Stück Holz solange, bis sie ganz zerschlagen und faserig sind und wäscht sie von Zeit zu Zeit im Wasser aus, das dadurch eine milchige Farbe erhält; man fährt damit solange fort, als man zum Vergiften für nöthig erachtet.

Bald sieht man die Wirkung des Giftes. Kleine Fischchen werden unruhig, kommen an die Oberfläche und schwimmen mit dem Bauche oben, Krabben und Krebse suchen ans Land zu kommen und wackeln wie betrunken herum, hie und da schnellt ein Fisch aus dem Wasser empor oder streckt die Schnauze heraus.

Die ganze Mannschaft ist längs der Kreek vertheilt und schiesst mit Pfeilen auf die Auftauchenden: Weiber und Kinder waten im Schlamme umher, um die berauschten Fische herauszuziehen. Alles was Leben hat stirbt in dem vergifteten Wasser und wird eine Beute der Indianer. Diese sagen, dass in einem solchen Kreek lange nicht mehr gefischt werden könne, weil sich der giftige Geruch den im Wasser liegenden Baumstämmen und selbst dem Schlamme mittheile, und sich nur langsam verliere.

Beim Fischen mit den beiden andern Pflanzen Conami und Gunapalu, die, zu einem Brei gestampft, mit dem Wasser vermischt werden, entsteht derselbe Effekt. Wenn auch die Fische essbar sind und, besonders wenn man ihnen die Kiemen ausschneidet, die Gesundheit nicht im Mindesten gefährden, so ist diese Art des Fischens dafür eine der Vermehrung der Fische höchst nachtheilige; Tausende von kleinen Thieren, ja selbst die Eier gehen zu Grunde.

An einem grossen Kreek, im Curmotibo, trieben, als ich eines Tags vorbeifuhr, eine solche Masse todter Fische, die in Folge des Ponsens (so nennt man das Vergiften der Fische) durch Buschneger gestorben waren, dass die Luft auf mehrere hundert Schritte verpestet war.

Beim Anfang der Regenzeit, wenn die Buschfische aus den Strömen und Kreeken in kleinere Kreeke und Sümpfe ziehen, dämmt man diese gewöhnlich mit Pinablättern oder jenen Gittern, Parels genannt, die man zum Abschliessen grösserer Kreeken gebraucht, ab. Die dadurch in ihrem Laufe aufgehaltenen Fische suchen über das Hinderniss wegzuspringen, und fallen dabei in eine zu diesem Zwecke dahinter gelegte Corjal. Wenn die Fische recht im Zug sind, kann man Hunderte derselben in der Corjal finden.

Ist der Fischfang ergiebig, so dass man für mehrere Tage Vorrath hat, so werden die Fische gebarbacot, d. h. geräuchert; man nimmt dabei blos die Eingeweide heraus und legt sie ungesalzen auf eine Art Rost, der aus Stücken gemacht ist. Unter demselben wird nun ein Feuer unterhalten, durch dessen Wärme die Fische nach und nach gebraten und getrocknet werden und sich so mehrere Tage aufbewahren lassen. Da sie aber weder gesalzen noch geräuchert sind, so legen Fliegen ihre Eier darauf, Speckkäfer zerfressen sie, und alle Arten Ungeziefer nisten in ihnen, was aber den Indianern den Appetit nicht verderbt. Die Arowaken, die mehr Savannen und kleinere Kreeken bewohnen, sind als bessere Jäger bekannt, während die Karaiben sich mehr auf's Fischen legen.

Obgleich diese zum Schiessen der Fische nur Pfeil und Bogen gebrauchen, so ziehen sie doch zur Jagd unsere Schiesswaffen vor; oft haben sie Hunde, die auf Hirsche, wilde Schweine, oder Hasen (pacas) jagen, aber sie verstehen es nicht so gut, ihre Hunde zur Jagd abzurichten, wie die Indianer im Innern des Landes. Hunde werden schlecht gehalten, sitzen manchmal voll Zecken und Sandflöhen und sind meist klepperdürr.

Bei der unordentlichen Lebensart beider Stämme wäre es nicht zu verwundern, wenn gefährliche Krankheiten entständen, es ist dies aber nicht der Fall, und nur selten findet man kränkliche Personen. Gicht und Rheumatismus, an denen Farbige und Europäer der Kolonie so häufig leiden, sind unter den Indianern ganz unbekannt. Während Neger, Farbige und Europäer von der entsetzlichen Lepra heimgesucht werden, ist kein Beispiel davon bekannt, dass ein Indianer je daran gelitten hätte. An Hautkrankheiten leidet überhaupt der Indianer beinahe nie, und wenn man an ihren nackten Leibern Wunden oder Narben wahrnimmt, so sind es immer die Zeichen eines ehrenvollen Kampfes oder eines in der Trunkenheit geschehenen Falles; die Hauptkrankheiten sind Wechselfieber, und hauptsächlich Dyssenterie, die denn auch fast immer einen tödtlichen Ausgang hat.

Die Indianer kennen übrigens eine Menge von vegetabilischer Arzneien, die meist von guter Wirkung sind.

Ist die Krankheit ernsterer Natur, so wird ein geschickter Arzt oder Piaimann zu Rathe gezogen. Dem Kranken wird in seiner Hütte eine Art kegelförmiges Zelt aus Kamisen und anderen Tüchern zurecht gemacht und derselbe mit seiner Hängematte dahin gebracht.

In einem andern ähnlichen Zelt sitzt der Piaimann, versehen mit der unentbehrlichen Marakka, einer runden hohlen Kalebasse, durch deren Mitte ein Stock geht, dessen oberes Ende mit Arasfedern geziert ist und in der runde Quarkkörner oder Maronisteine sind. Er bespricht sich nun in seiner Zelle mit dem bösen Geiste, der die Krankheit verursacht hat, und bei jeder Pause ertönt die Marakka. Sein Gespräch mit dem bösen Geiste ist bald flehend, bald drohend, jetzt brüllend, dann wieder mit Schluchzen und Weinen vermischt. Je schwerer die Krankheit ist, je kräftiger wird die Be-

schwörung betrieben, und auch der Geist gibt seine Antwort durch den Mund des Arztes. Man muss beinahe bezweifeln, dass eine einzelne Person im Stande ist, so verschiedene Stimmen nachzuahmen, denn auf alles, was er bei dem bösen Geiste zu Gunsten des Kranken anbringt, antwortet derselbe wieder mit veränderter Stimme; dabei ertönt unaufhörlich die Marakka. deren Laut dem Gerassel von Erbsen in einer trockenen Blase gleichkommt.

Das Piaien dauert Nächte lang ununterbrochen fort, nur dass von Zeit zu Zeit der Doktor dem Kranken Tabakrauch ins Gesicht bläst oder seine Beschwörungen an der Hängematte selbst vornimmt.

Als Hauptgenesungsmittel in äusserst schwierigen Fällen wird der Saft des Dakini-Baumes gebraucht, welch letzterer sehr selten zu sein scheint, denn am Maroni soll nur ein einziger vorkommen, den mir aber Niemand zeigen wollte. Um diesen Saft holen zu dürfen, hat der Piaimann aber erst die Erlaubniss des bösen Geistes nöthig, und nach mancher Unterredung mit ihm und den Geistern des Baumes haut er in diesen die Oeffnung, aus der der Saft fliessen soll. Der Patient trinkt nun diesen Saft als letztes Mittel, und es versteht sich von selbst. dass bei einer so wichtigen Kur der Piaimann die ganze Nacht bei dem Kranken zubringt und die Geister beschwört: diese schweigen aber nicht stille, sondern lassen sich in verschiedenen Stimmen, als Bowisen, Agamis, Affen oder Tiger hören.

Letzerer Kur habe ich nie beigewohnt, aber manche Nacht auf Dörfern zugebracht, wo mich das Piaien am Schlafe hinderte.

Auf jedem grösseren Dorfe findet sich ein Piaimann, der dann manchmal die Jugend in dieser Kunst unterrichtet. So fand, als ich schon lange am Maroni lebte. ein solcher Kursus statt, an dem etwa 20 junge Bursche sich betheiligten. Diese durften weder Wild noch Fische essen, blos kleine Krabben und Eidechsen, dabei mussten sie jeden Tag Tabakwasser trinken. das ihnen sterbensübel machte; die armen Kerls waren nach Beendigung ihres Kurses so herabgekommen und mager. dass man Mitleiden mit ihnen haben musste. Was sie eigentlich lernten, habe ich nicht erfahren können. Auf Arzneien der Europäer haben die Indianer wenig Vertrauen, wenn nicht sofort ein günstiger Erfolg eintritt, greifen sie sogleich wieder nach ihren eigenen Hausmitteln. Chinin, das bei Fieber so schnell hilft, hat ihnen übrigens grosse Achtung eingeflösst.

Im Charakter der Indianer sind nicht viele Laster, aber auch wenig Tugenden vereinigt. Der Hauptzug, den der Karaibe mit dem Arowaken gemein hat, ist Gleichgültigkeit: der Augenblick regiert ihn und sein Interesse berücksichtigt er nur dann, wenn seine Laune ihn dazu bestimmt. Wie ein Kind wünscht er bald dieses bald jenes zu besitzen und scheut keine Mühe, um in den Besitz desselben zu gelangen. Vom Worthalten hat er keinen Begriff, und man kann sich desswegen nie auf ihn verlassen. Ebensowenig weiss er, was Wahrheit ist, die abenteuerlichsten Lügen, woran auch nicht ein Wörtchen Wahrheit ist, werden von den Indianern erzählt.

Bei den wenigen Bedürfnissen, welche die Indianer haben, achten sie ihr Eigenthum nicht; wenn sie sich wochenlang abgemüht haben, ein recht langes Stück Salemporis, blauen Baumwollenzeugs, zu verdienen, so wird dieses sogleich als Segel gebraucht, wenn kein anderes bei der Hand ist. Misstrauen hegen sie nicht, sie verlassen tagelang ihre Hütten, ohne ihr Eigenthum zu verbergen; Diebstähle kommen beinahe nie vor, doch sind Getränke und Esswaaren vor ihnen nicht sicher. Als im Laufe der Zeit der Maroni mehr von Europäern bevölkert wurde, nahmen seine Bewohner auch die Laster dieser an, und ihre Nationalität verbastarte.

Ihre Wanderlust ist sehr gross und wegen der unbedeutendsten Vorfälle machen sie grosse Reisen. Früher pflegten sie aus dem Lande der Makusis am Rupunoni und Maho, im Innern Guianas, Sklaven zu holen, doch schon seit vielen Jahren haben die Karaiben von diesem Handel abgesehen. Ihre Leidenschaften sind, die Liebe zum Trunke abgerechnet, viel kühler als die der Indianer Nord-Amerikas und schwerlich werden sie, wie diese, zu civilisiren sein. Von uns wurde freilich nie etwas gethan, sie auf eine höhere Stufe sittlicher Bildung zu bringen, aber auch bei unsern Nachbarn, den Franzosen, die sich mehr der Indianer annahmen, und am Amanabofluss sie längere Zeit durch Nonnen, die auf dem Indianerdorfe Courbaï wohnten, unterrichten liessen, hat man unter ihnen keinen Fortschritt bemerkt, wesshalb jene Mission wieder eingezogen wurde.

Der einzige Magnet, der sie anzieht, ist leider der Branntwein und die Schnapsflasche darf nie leer werden, wenn man von ihnen Dienste erwarten will. Wer ihnen einschenkt, ist ihr Freund. Für andere Dienste und Wohlthaten sind sie gefühllos, Dankbarkeit ist ihnen fremd. Auch Beleidigungen werden vergessen und nie habe ich bemerkt, dass Händel oder Thätlichkeiten vorkamen, wenn der allgemeine Friedensstörer, der Branntwein die Gemüther nicht erhitzte.

Obgleich ihre Sinneswerkzeuge so ausgebildet und scharf sein mögen, wie die der Nordamerikaner, so scheinen sie diesen doch an Energie, Muth und Ausdauer nachzustehen, wozu freilich auch das milde Klima viel beiträgt, das bei so leichter Mühe alle Bedürfnisse befriedigt, während der Indianer des nördlichen Amerikas unter einem ungleich rauheren Himmelsstriche sich alle Bedürfnisse erst bei schwerer Arbeit und Entbehrung erringen muss.

Das Hauptnahrungsmittel der Indianer ist, wie bereits gesagt, die Maniokwurzel, von der beinahe alle Indianer Südamerikas leben. Sie liefert ihnen das tägliche Brod und den Stoff zu ihrem Hauptgetränke, dem Topana oder Paiwari und es kann, wenn der Maniok zur rechten Zeit gepflanzt und die Felder unterhalten werden, nie ein Mangel eintreten.

Hat nun eine Familie Ueberfluss an dieser so ergiebigen und so ausserordentlich mehlreichen Wurzel, so benützt sie den Ueberschuss, um davon das Lieblingsgetränk, Topana oder Paiwari zu

bereiten, um die andern Bewohner des Dorfes und oft noch Fremde damit zu bewirthen.

An einem solchen Tage der Bewirthung kann man zugleich das Völkchen in seiner ganzen Nationalität sehen. Ist der Tag, an welchem das Tapanafest stattfinden soll, bestimmt, so wird durch die Weiber eine hinlängliche Menge Maniokwurzeln vom Acker geholt; diese werden, nachdem die röthliche Haut abgeschabt ist, auf einer Raspel, nemlich einem mit spitzigen Steinchen besetzten Brettchen, das man Simari heisst, gerieben und die dadurch entstandene breiartige Masse in einem Madappi (elastischer, aus der Rinde einer arundinacae verfertigter 6 Fuss langer vier Zoll breiter Schlauch) ausgepresst. Ist der Saft ganz ausgepresst, so kommt die Masse in langen runden Brocken aus dem Schlauche hervor, wird zerbröckelt und durch ein ebenfalls aus der Rinde jener arundinace verfertigtes Sieb, Menari, gesiebt. Man hat nun ein feuchtes, grobes Mehl, das auf einer runden eisernen Platte, die über einem Feuer steht, wie ein grosser Kuchen zollhoch ausgebreitet wird.

Durch die Hitze klebt dieses Mehl zusammen und wenn die Unterseite genug gebacken ist, so wird der Kuchen umgedreht, so dass die obere Seite auf die Platte zu liegen kommt. Ist das Brod zum Essen bestimmt, so wird das Mehl weniger dick aufgestreut und bleibt auf der Platte, bis es sich etwas gebräunt hat. Soll es aber zum Tapana verwendet werden, so bleiben die Kuchen so lange liegen, bis sie stark braun, ja beinahe verbrannt sind.

Der Saft der Wurzel, der wie bekannt, ein tödtliches Gift ist, wird ebenfalls über die Hälfte eingekocht und hat dann seine giftigen Eigenschaften verloren. Man vermischt diese Brühe mit einem Theile der schwarzgebrannten Brode, die in grossen Töpfen in Wasser eingeweicht sind und lässt das Ganze ein bis zwei Tage gähren.

Inzwischen haben die Männer in die beste und grösste Hütte des Dorfes eine sauber gewaschene Corjal gebracht und sie mit Wasser angefüllt, damit in ihr das köstliche Getränk gebraut werden kann.

Es wird nun eine Menge Cassavebrod an Gross und Klein im Dorfe ausgetheilt, wobei Jedes sich sogleich daran macht, dieses Brod zu kauen und das Zerkaute in eine Kalebass auszuspucken, die, wenn sie voll ist, in die Corjal ausgeleert wird. Dieses eckelhafte Geschäft dauert so lange, bis alles ausgetheilte Brod zweimal die Kinnladen der Indianer passirt hat, um sie als Getränke noch zweimal zu passiren. Ist nun genug Brod in der Corjal, so wird das, was in den Töpfen eingeweicht steht, ebenfalls hinzugegossen, die Corjal mit Pinnablättern zugedeckt und bleibt so etwa zwei Tage stehen, bis die Flüssigkeit genug gegohren hat und zum Tranke fertig ist.

So eckelhaft die Zubereitung, die bei allen südamerikanischen Indianern dieselbe ist, auch sein mag, der Trank selbst ist erfrischend und angenehm und im Geschmack beinahe saurer Rührmilch gleich.

Er lässt sich übrigens nicht lange aufbewahren und macht in Menge genossen eben so betrunken als Bier.

Am Morgen des Tanztags sind die Männer meist mit Ausbesserung der Wege, die nach dem Dorfe führen, oder mit andern gemeinnützigen Arbeiten beschäftigt. Erst gegen Mittag fängt das Fest an. Jedes hat sich dazu nach seinem Geschmack und Vermögen herausgeputzt. Die Männer sind, wie ich oben bemerkte, mit Orleans und Tapuriba bemalt und haben ihren längsten und besten Kamise, manchmal von 20 Ellen Länge umgehängt. Bogen und Pfeile, sowie eine aus hartem Holze geschnitzte nnd zierlich bemalte Kriegskeule „Abadu" genannt, werden in der linken Hand getragen. Die jüngeren Bursche sind besonders hübsch geschmückt, sie haben Colliers von Pakir, Affen- oder Kaimannszähnen, oder von rothen Glasperlen; manche tragen Kopfputz von Papagaien- und Tukanfedern.

Die Weiber und besonders die jungen Mädchen haben sich ebenfalls auf stattlichste herausgeputzt. Die Haare, schön gekämmt und mit Awaraöl gesalbt, sind auf der Stirne auch mit einer dicken Salbe von Orlean bedeckt, wie auch Füsse und Schenkel damit eingeschmiert sind.

Alles, was sie an Perlen besitzen, haben sie an den Armen und um den Hals hängen, oft auch Colliers von rothen Perlen, mit französischem Silbergeld garnirt. So zählte ich einmal an einem Collier über hundert Franken.

Ist die Hütte gross genug, um Raum für einige Bänke, die roh aus Cedernholz geschnitzt sind, zu bieten, so setzen sich auf diese die älteren Familienväter, oder die angesehensten Geladenen. Diesen wird dann durch Weiber oder junge Mädchen der köstliche Trank in Kalebassen oder neuen Schüsseln credenzt. Inzwischen umfassen sich Mädchen und Weiber, indem sie ihren linken Arm um den Hals der Nebenstehenden legen und bilden einen Halbkreis und während sie in äusserst klagendem Ton einige Dutzend mal eine und dieselbe Strophe singen, reichen sie den Männern die Schale. Hat der eine getrunken, so kommt die Reihe an den Andern. Grosse Trommeln, mit Hirsch- und Pakirfellen überzogen, hängen an langen Schnüren von der Decke herab und werden von jungen Männern nach dem Takte ihrer Lieder, die ganz dieselbe Melodie wie die der Weiber haben, geschlagen. Auch sie bewegen sich auf dieselbe Weise, indem sie die Knie und den Oberleib beugen, ohne jedoch vom Platze zu kommen.

Es ist unglaublich, welche Menge dieses Trankes bei einer solchen Tanzparthie getrunken wird. Sowohl das damit angefüllte Boot, als grosse Reservetöpfe sind am Abend gewöhnlich ausgetrunken. Sind bei einem solchen Feste 100 Personen, Kinder nicht mitgerechnet, anwesend, so werden wenigstens 3000 Liter Tapana getrunken.

Hat der Indianer nun soviel getrunken, dass er die von den Weibern dargebotene Schüssel nicht mehr leeren kann, so erbricht er sich, um aufs Neue forttrinken zu können. Es geschicht diess

jedoch nicht heimlich, sondern gehört zum Feste selbst, denn der Betreffende erhebt sich nicht einmal von seinem Platze und der Boden des Tanzhauses gleicht einer Pfütze, in der man manchmal bis um die Knöchel im Tapanakoth watet.

Ausser dem angeführten Tanze, der mit wenig Abwechslung in grossen und kleinen Reigen durch Männer oder Weiber oder beide zugleich ausgeführt wird, sah ich später einen andern, an dem blos zwei Männer betheiligt waren. Jeder hatte ein aus Thon verfertigtes, rothbemaltes Blasinstrument, das zwei auf einander gesetzten Trichtern glich und auf beiden Seiten eine kleine Oeffnung hatte, in welche hineingeblasen wurde. Unter den sonderbarsten Drehungen und Wendungen des Körpers und indem sie sich bald von einander entfernten, bald gegenseitig näherten, bald auf dem Boden sassen oder auf demselben in verschiedenen Stellungen herumkrochen, dabei aber unaufhörlich in ihre Hörner bliessen, endigte nach einer starken Viertelstunde unter allgemeinem Gelächter der Tanz. Diese Tapanafeste dauern manchmal die ganze Nacht hindurch und ist am Morgen noch etwas übrig, so geht man nicht eher heim, als bis alles ausgetrunken ist.

Einen andern Tanz sah ich mehrere Jahre nachher.

Der Piaiman Thomas war auf einer Reise nach den Pflanzungen plötzlich gestorben und seine Wittwe gab ein Jahr später zur Erinnerung an seinen Tod eine Tanzparthie. Ich sah wohl in ihrem Hause Cassave backen, Tapane und Casiri (Getränke aus zerriebenen Jams, Ananassen und Cassavebrod) zubereiten, aber sonst wurde auch nicht das Mindeste zu einem Feste hergerichtet. Als es Nacht wurde, legte sich einer nach dem Andern in seine Hängematte und schon fing ich an einzuschlummern, als auf einmal aus der Hütte der Wittwe ein jämmerliches Wehklagen erscholl. Ich lief schnell hin und fand die Wittwe unbeweglich wie eine Schildwache in einem Eck der Hütte stehend. In der einen hatte sie Pfeile und Bogen, in der andern Hand einen alten Strohhut ihres Mannes. Mit einem Feuerbrande beleuchtete ich sie von allen Seiten, was sie aber keineswegs irre machte, ihre Litanei herzuheulen und reichliche Thränen zu vergiessen. Vier oder fünf Hängematten hingen in der Hütte und die darin liegenden schliefen und schnarchten, während der klagende Gesang ohne Unterbrechung wohl eine halbe Stunde fortdauerte.

Indianer, die ich um die Bedeutung der Worte fragte, sagten mir, dass der einige hundertmal sich wiederholende Refrain blos sage: „Es ist nicht gut, dass du uns verlassen hast, dein Knabe ist noch zu klein, um für mich zu jagen und zu fischen u. s. w.

Endlich fasste sich die Wittwe, ihr Gesang hörte auf und es trat eine kleine Pause ein, bei der sie ihre Stelle ebenso wenig verliess, als sie den Bogen und Hut aus der Hand legte.

Kaum zwei Minuten war ihr Gesang verstummt, als aus einer andern Ecke ein ebenso jammervolles Geheul aus dem Munde eines

alten Weibes, der Schwester des Verstorbenen erscholl. Ebenso unbeweglich stand auch sie da und ihre Klagen klangen womöglich noch herzzerreissender. Ich hatte mich inzwischen zu Meku, dem Sohn der Wittwe, einem munteren zehnjährigen Jungen, in die Hängematte gesetzt und ihn gefragt, ob er nicht auch eine Rolle zu spielen habe: warte nur, du wirst es schon sehen, war seine Antwort. Nachdem die Klagen der Schwester ebenso lange gedauert hatten, wie die der Wittwe, kam wieder eine zwei Minuten lange Pause, dann aber heulten beide Weiber ein Duo, so dass es mir angst und bange wurde. Da aber jedes Ding sein Ende hat, so war denn endlich der Thränenquell der beiden alten Weiber gänzlich versiegt.

Meku sagte mir ins Ohr, jetzt gehe der Tanz an, stand auf, nahm seines Vaters Waffen und Hut und verliess die Hütte. Allmählich regte es sich in den Häusern, Weiber, Mädchen, junge Bursche entstiegen ihren Hängematten und man schritt zu einem neuen, ganz besondern Tanze, wozu sich Alles ausserhalb der Hütte beim Scheine eines Feuers und des Mondes versammelte. Alle bildeten einen Kreis, wobei sie sich gegenseitig den Hals umschlangen, ein Lied wurde wieder auf ihre eigenthümliche, melancholische Weise angestimmt, die Kniee und der Oberleib hin und hergebogen und endlich gingen sie rasch hintereinander im Kreise herum. Es herrschte nun eine tolle Fröhlichkeit, auch die Worte schienen nichts Trauriges zu enthalten und meiner ward mehrere Male gedacht. Ich tanzte nun auch ein wenig mit, hatte aber bald genug und da mir Meku sagte, dass keine neueren Tänze mehr vorkämen, legte ich mich in meine Hängematte und gab mich, ungeachtet des Lärmens, der bis an den Morgen dauerte, dem Schlafe hin.

Ausser den zwei alten Weibern wohnten dem Tanze keine Erwachsene bei, obgleich die zwei Brüder des verstorbenen Thomas sich auf dem Dorfe befanden.

Bei Begräbnissen bleibt der Todte wenigstens vier Tage über der Erde und erhält gewöhnlich sein Grab in der Hütte, die er bewohnt hat, selbst. Auch hiebei finden Tänze und Trinkgelage statt und es wird immerwährend geschossen, welche Gewohnheit die Indianer, wie es scheint, von den Buschnegern übernommen haben. Ich selbst habe nie einer Beerdigung beigewohnt, weil ich wusste, dass sie den Todten nie früher begraben, als bis er bereits in Verwesung übergeht. Bei allen derartigen Gelegenheiten geht es ohne Räusche nicht ab und ich zog mich immer zurück, wenn ich sah, dass dergleichen Excesse in Aussicht standen.

Da die Indianer des Maroni, die ich jetzt besuchte, keine Gelegenheit haben, ihre Industrieerzeugnisse, als Wasserkrüge und Pagaras, anders wohin zu verkaufen, als nach den Pflanzungen und der Stadt, so machen sie in den Trockenzeiten, wenn die See ruhig ist, Reisen dahin, woran sich dann, wenn jemand eine recht grosse Corjal hat, mehrere Familien betheiligen. Um solche Boote, die meist niedrig sind, etwas zu erhöhen, werden an den Rand derselben

und ihrer ganzen Länge nach dünne, acht bis zehn Zoll hohe Brettchen, die man aus dem weichen Holze der Cecrophia peltata mit der Axt aushaut, an über die Corjalen gelegte Querhölzer festgebunden und die Fugen mit abgeschabter Baumrinde, die einen zähen harzigen Saft hat, ausgefüllt. Segel zu diesem Fahrzeug werden verfertigt, indem man die Blattstiele der Mauritia flecsuosa abschält, die markige Substanz trocknen lässt, sie dann in der Breite, die das Segel bekommen soll, abschneidet und diese etwa zwei Zoll dicke runde Stücke in halbzolldicke Brettchen zersägt. Diese vier bis sechs Fuss langen federleichten Latten werden mit Hülfe eines Bromelientaues so dicht als möglich an einander gereiht und geben ein gutes und leichtes Segel von beliebiger Länge, das man zusammenrollt, wenn man es nicht braucht.

So lange die Männer, welche die Reise machen wollen, für die Ausrüstung des Fahrzeuges sorgen, beschäftigen sich die Weiber mit Zubereitung von Kost und Getränken. Cassavekuchen werden in Menge gebacken, an der Sonne möglichst hart getrocknet und dann in Körben aus geflochtenen Palmblättern verpackt. Ausgepresster Maniok wird mitgenommen, um auch unterwegs Kuchen zu backen, ebenso wie mehrere Krüge mit Tapana und Casiri.

Eine Hauptsache darf aber auf keiner Seereise fehlen, nämlich einige Körbe mit Sakura, einer Art Muss, das aus gekautem Cassavebrod, gekochten Jams und dergleichen besteht; man mengt hievon eine Handvoll unter eine Kalebasse voll Wasser, das der Indianer beinahe nie ohne Beimischung trinkt und bereitet auf diese Weise eine Suppe, welche zu kosten ich nie über's Herz bringen konnte. Ist nun endlich die ganze Ladung, Wasserkrüge, Pagale, Papagaien, Affen, Schildkröten, Lebensmittel und Menschen im Boote, so setzt sich der Eigenthümer desselben gravitätisch an's Steuer, die jungen Bursche blasen auf ihren Bambusflöten und man fährt ab.

Da man die Zeit sehr wenig schätzt, so gehen solche Reisen manchmal sehr langsam von Statten. Ist es stilles Wetter, so schiessen die Männer auf jeden auftauchenden Fisch und an der ersten besten günstigen Stelle wird angehalten und gekocht. Da aber die Küste sehr niedrig ist und bei jeder hohen Fluth überschwemmt wird, so ist man häufig genöthigt, die Mahlzeiten im Boote zu kochen. Dann holt man grosse Stücke des schlammigen Lehmbodens aus dem Wasser, breitet dieselben in der Corjal aus und macht darauf das Feuer an. Manchmal wird auch an den höhern Stellen des Ufers Feuer gemacht, kommt dann die Fluth, so geschieht es oft, dass eine Welle Feuer und Topf mit sich fortspült und man ohne warmes Essen weiterziehen muss. Daraus macht sich aber der Indianer durchaus nichts, Hunger und Durst können ihn nicht aus seiner guten Laune bringen.

Ich reiste manchmal mit Indianern, die zwölf Stunden hintereinander kräftig pagaiten, während dieser Zeit nicht das Mindeste genossen und doch immer lustig und aufgeräumt waren. Bei den

stärksten Drohungen würde ein Neger das nicht thun: man findet selten Neger, welche eine Fluth (6 Stunden) anhaltend rudern, ohne etwas zu essen.

Hat man nun die Pflanzungen oder die Stadt erreicht, so wird beinahe Alles um Branntwein vertauscht und selten bringen die Leute nützliche Dinge, als Zeuge, Beile, Messer u. s. f. in ihre Heimath zurück. In Paramaribo verweilen sie blos einige Tage, begaffen das ihnen Ungewohnte ohne besondere Theilnahme und laufen meist betrunken in der Stadt herum.

Mit Dram, Melasse und Salz versehen, treten sie dann den Rückweg an, der, weil ihnen nun Wind und Strömung entgegen sind, viel schwieriger ist, als die Herreise. Hier hilft nun kein Segel mehr, man muss pagaien und fährt desshalb meist nach Mitternacht, wenn der Wind sich gelegt hat und die See stiller ist. Den Tag über liegt man an einer ruhigen Stelle vor Anker, das heisst man bindet das Boot an einen in den Schlamm gesteckten Stock, wozu meist der Mast verwendet wird; das Ankertau ist gedreht aus dem Baste des zum Geschlechte der Malven gehörigen Mahostrauches, der an sandigen Stellen der Flussmündungen wächst und seinem Zwecke vollkommen entspricht. Ist man des Pagaiens müde, so waten die Männer halbe Tage lang im Wasser und ziehen die Corjal fort. Ist endlich die sandige Mündung erreicht, so wird an die Corjal ein langes Tau befestigt, und während damit zwei Männer am Ufer hingehen und das Boot fortziehen, bleibt einer am Steuer, um dafür zu sorgen, dass das Fahrzeug sich nicht zu sehr dem Lande nähere. Bei der Ankunft im Dorfe werden alle Freunde freigebig mit Schnaps regalirt, so dass am Abende regelmässig beinahe Alles betrunken ist, doch finden sich immer einige im Dorfe, die noch nüchtern sind, aber an den folgenden Tagen keine Ausnahme von der Regel machen.

Da jedes männliche Individuum, das die Reise mitmacht, seine Waaren selbst vertauscht, und Nichts gemeinschaftlich ist, so traktirt ein jeder seine Freunde besonders, so dass der Vorrath von Dram, sei er auch noch so gross, in wenigen Tagen getrunken ist.

Bei diesen Saufereien sieht man häufig in derselben Hütte die Weiber sich an den Haaren herumzerren und sich mit Feuerbränden das Fell gerben, während die Männer mit Hauern sich oft gefährliche Wunden beibringen, total Betrunkene bewusstlos auf dem Boden liegen und halb Betrunkene in den Hängematten liegend ein Lied auf der Flöte herheulen. Zu dem entsprechenden Lärmen und Geschrei kommt noch das Geheul der Kinder und das Gekreisch der Papagaien und Hunde, die von einem Winkel in den andern flüchten, so dass der Aufenthalt auf einem Indianerdorfe, dessen Bewohner betrunken sind, für den nüchternen Europäer eine Höllenplage sein muss, denn so stille und wenigsprechend der Indianer sonst ist, so krakeelend und lärmend ist er in trunkenem Zustande. Im Rausche vorgekommene Injurien und Schlägereien werden, wenn sie auch noch

so ärger Art waren. nacher nicht mehr geachtet und bleiben vergessen, auf die einfache Entschuldigung hin, „ich war betrunken," ist allem Prozessiren ein Ende gemacht.

Fünftes Kapitel.

Als wir auf dem Caraibendorfe an's Land traten, war die ganze Bevölkerung am Ufer versammelt, und ich fand meine alten Freunde wieder, die mir mein Boot ausluden und es in eine Bucht zogen, wo es auch bei stürmischem Wasser ruhig liegen konnte. Man räumte mir eine neue Hütte ein, in der ich nun meine Habseligkeiten unterbrachte, Pflanzen umlegte, Gewehre putzte, und alles Eingesammelte nachsah uud einpackte. Dann wurden Hemden und Hosen gewaschen und am Abend ein Spaziergang nach dem alten Posten Prinz Willem Frederik gemacht.

Dieser war schon seit drei Jahren verlassen und der kleine freie Platz so mit Gesträuch bewachsen, dass man kaum bis dahin kommen konnte, wo die armseligen Häuser gestanden hatten. Der Brunnen war eingestürzt, nur an den zwei Tamarinden-Bäumen und der Citronenstaude sah man noch, dass Blanke ehemals hier haussten. Lebhaft erinnerte ich mich an die Zeit, wo ich an diesem Platze gelebt und Pläne für die Zukunft gemacht hatte, wo ich so leicht Gelegenheit gehabt hätte, nicht eben ein bedeutendes Vermögen, aber doch soviel zu erübrigen, um sogleich nach dem Verlassen des Militärdienstes mich am Maroni ansiedeln und mir einige Sklaven kaufen zu können. Aber ich war zu ehrlich oder vielmehr zu unerfahren, fasste die Fortuna nicht beim Schopfe und hatte ideale Ideen, die in das prosaische reale Leben Surinams durchaus nicht passen wollten.

Als ich von meinem Spaziergang zurückkam, waren sämmtliche erwachsene Indianer des Dorfes am Ufer, und hatten sich auf der Sandbank gelagert. Ein frischer Nordost-Wind brachte eine angenehme Kühlung und verscheuchte die Muskitten. Jetzt hielt ich mein Versprechen und theilte so viel Dram unter sie aus. dass gar bald seine Wirkung sich fühlbar machte; erst lebhaftes Gespräch, das in toller Fröhlichkeit und zuletzt in Streit und Händel ausartete, doch glücklicher Weise ohne Schlägerei ablief. Als es anfieng dunkel zu werden, liess ich mein Boot laden. und brachte es wieder in die Bucht, welche fünf Minuten oberhalb des Dorfes gelegen, durch eine davorliegende Sandbank vor der Brandung geschützt war.

Auf dieser Bank kochte ich mein Abendessen, eine Schildkröte und einen halben Legnau. Ich war mit meinen beiden Jungen ganz

allein, denn meine Indianer waren im Dorfe geblieben, nur ein Sohn des Oberhauptes Christian, der junge Iridigura, war mir gefolgt, und schlief seinen Rausch auf der Sandbank aus. Auch ich legte mich im Boote schlafen, und es mochte schon Mitternacht sein, als ich plötzlich schaudernd erwachte, denn eine kalte nasse Hand fuhr mir über's Gesicht: es war der junge Prinz, den die aufkommende Fluth von seinem Lager auf der Bank verjagt hatte, und der mich bat, ihm noch einen Schnaps zur Stärkung auf den Heimweg zu reichen. Ich lud ihn ein, im Boote zu schlafen, denn bei Nacht durch den Wald zu kommen, war keine Möglichkeit, und durch die Brandung sich durchzuarbeiten fast eben so schwierig. Er wählte aber den letzteren Weg und schwamm, von den Wellen getragen, seinem Dorfe zu.

Meine Indianer machten viele Schwierigkeiten, mich nach Mana und L'Accarouany, wohin ich zuerst wollte, zu begleiten, denn sie hätten gar zu gern noch einige Tage im seligen far niente bei ihren Freunden zugebracht, aber da ich sie versicherte, dass wir noch lange genug am Maroni bleiben würden, giengen sie mit. In den ersten Monaten des Jahres herrscht meistens viel Wind, weil, wie die Indianer in ihren Wetter- und Bauernregeln sich ausdrücken, „da die Awarafrüchte reif sind." Es wehte auch schon am Morgen ein starker Ostwind, und wir mussten einige Stunden an der Mündung warten, bis die Fluth ihre Kraft verloren hatte, und wir nach dem französischen Ufer fahren konnten; der Häuptling des Dorfes, das gegenüber dem Dorfe Christians auf französischer Seite lag, von den Franzosen Jean Pierre genannt, hatte nur wenige Indianer um sich, denn sein ganzes Dorf bestand nur aus vier oder fünf Hütten. Seine beiden Söhne Kaitana und Da-a, die ich als Knaben gekannt hatte, waren zu schönen stattlichen Jünglingen herangewachsen, und wenn ich jetzt nach 35 Iahren die schönen kräftigen Gestalten jener Zeit mit dem kleinen, kraftlosen Geschlechte der Gegenwart vergleiche, so kann ich die armen Indianer nur beklagen und bedauern, dass sie bei Ankunft der Europäer sich nicht in die undurchdringlichsten Wälder zurückgezogen haben, um sich dem verderblichen Einfluss unserer Rasse zu entziehen.

Auch hier wurde wieder Tapana und Casiri geschenkt und das letztere bestand beinahe ganz aus dem öhligen Safte der Awaranüsse, die süsslich sauer und sehr angenehm schmecken. Auch hier mussten wir warten, bis der Wind sich vermindert hatte und die Ebbe beinahe abgelaufen war. Ich vertrieb mir die Zeit mit dem Suchen von Maronidiamanten, die auf der Ecke des Flusses bei niederem Wasser im Sande gefunden werden. Es sind dies weisse Topase, die der Strom aus dem Innern anführt und die, durch den langen Lauf meist rundlich abgeschliffen, von der Brandung an's Ufer geworfen werden.

Die Hütten standen am Saume eines kleinen Wäldchens, in dem Awara-Bäume, wilde Anonen, Amyris, Locus und Bolletre vorkamen.

Hinter diesem strecken sich Süsswassersümpfe hin, bedeckt mit Schilf und Nymphaeen, der Aufenthaltsort einer Menge Buschfische. Hier nistet auch das sonderbare Strausshuhn Palamedea cornuta, das die Karaiben Kamicki, die Arowaken aber Amucku nennen, in seiner Form eine kolossale Wiederholung des Parra jacanna; mehrere Male erhielt ich lebende und geschossene Exemplare dieses eigenthümlichen Vogels, wovon durch mich eines in den zoologischen Garten von Amsterdam kam, das mehrere Jahre dort lebte. Er ist beinahe so gross wie ein Truthahn, hat einen weissen Bauch, Brust-, Hals- und Deckfedern sind denen des Truthahns ähnlich, auch haben sie einen metallischen Schimmer. Die Füsse sind grauschwarz und wie mit kleinen Schuppen bedeckt, die Zehen ungeheuer lang und der Tritt über einen Fuss breit, so dass der Vogel leicht über die mit Wasserpflanzen bedeckten Sümpfe schreiten kann. Auf dem mit sammtartigen Federn bedeckten Kopfe steht ein drei bis vier Zoll langes, hartes bewegliches dünnes Horn, dessen Nutzen man nicht weiss, da es zur Vertheidigung nicht dienen kann. Am Flügelbug hat dieser Vogel zwei starke, dreieckige, knöcherne Stacheln, wovon der obere $1\frac{1}{2}$, der untere $\frac{3}{4}$ Zoll lang ist. Mit diesen vertheidigt sich derselbe, indem er die Flügel ausbreitet und damit auf seinen Feind schlägt. Er hat einen schwerfälligen Flug, ein kollerndes dem des Truthahn oder dem Gurren der Tauben ähnliches Geschrei. Sein Auge ist rothgelb. Er frisst blos Sämereien, gewöhnte sich aber bei mir an süsse Batatten. Obgleich ich einen mehrere Monate lang auf meinem Hühnerhof herumlaufen liess, ehe er nach Holland abgeschickt werden konnte, so wurde er doch nie zahm. Er kommt nie im Innern des Landes vor, sondern nur in den Süsswassersümpfen der See, hauptsächlich am Maroni, wie schon Buffon wusste. Nach Aussage der Indianer legt er zwei grosse weisse Eier in ein aus Reisig gemachtes Nest in niederen Bäumen und Sträuchern; man brachte mir auch eines seiner Eier, da es aber wie das des Crax elector aussah, so konnte ich seine Echtheit nicht verbürgen. Die Indianer essen sein schwarzaussehendes Fleisch nicht.

Gegen zwei Uhr konnten wir unsere Reise fortsetzen und umfuhren die Sandbank, um von nun an bis zu der drei Stunden entfernten Mündung des Amanabo über eine grosse Schlammbank hinzufahren. Obgleich kaum zwei Fuss tief Wasser darauf stand, und desshalb die Strömung nicht hinderlich sein konnte, so hinderte doch der Wind am Fortgang, auch schossen die Indianer auf jeden Haifisch, dessen Flosse über das Wasser hervorsah, und so kamen wir dann erst gegen acht Uhr Abends in die Mündung, wo uns Schwärme von Muskitten peinigten, und die armen nakten Paraindianer, die an solches Ungeziefer nicht gewohnt waren, aus Leibeskräften pagaiten, um nach dem Dorfe Mana zu kommen. Es war schon zehn Uhr, als wir den Landungsplatz erreichten

Alles lag in tiefem Schlafe, denn obgleich das Dorf über 700 Einwohner hat, liess keine menschliche Seele sich sehen noch ein

Hund sich hören. Alles hatte sich vor den höllischen Insekten in die Häuser zurückgezogen. Blos im Hause des Friedensrichters sah ich noch durch die Gazefenster den Schimmer eines Lichtes. Ich klopfte, und Madame J. kam mit dem Licht und öffnete die Thüre ein klein wenig, um zu hören, wer zu so später Zeit noch etwas wolle. Nachdem man mich erkannt, wurde die Thüre geöffnet, um mich schnell herein zu lassen, und ebenso schnell wieder geschlossen, um die Muskitten abzuhalten. Ich wurde freundlich empfangen und mir im luftigen Zimmer ein Bett angewiesen. Das Boot hatte ich der Obhut meiner Jungen und der Indianer überlassen und strenge befohlen, es bei der Ebbe weiter in den Fluss zurückzubringen, dass es nicht festsitze, weil bei Aufkommen der Fluth das Boot leicht hätte sinken können.

Am Morgen machte ich meine Besuche und fand ausser einigen neuen Häusern wenig Veränderungen; die Kirche, wozu die Backsteine der Jakoba Catharina, die ich der Superieure generale verkauft hatte, verwendet worden waren, war jetzt vollendet, ein unschönes grosses Gebäude, eher einem grossen Schuppen ähnlich. Eben so einfach war sein Inneres, dem man mit wenigen Fässchen Bleiweiss ein freundlicheres Ansehen hätte geben können; aber man hatte vorgezogen, dem Cedernholz seine Naturfarbe zu lassen, und die daran hängenden Lithographien von Heiligen und der buntscheckige Chemin de la Croix machten einen armseligen Eindruck. Mehr Sorgfalt schien die Congregation der Soeurs de St. Joseph de Cluny, der Mana noch immer angehörte, auf den Bau eines neuen Magazins und Ladens verwendet zu haben, wo die Bevölkerung, die beinahe ganz aus Negern bestand, ihre Bedürfnisse befriedigen und ihre Produkte abliefern konnte. Das Dorf Mana wurde erst im Jahre 1824 errichtet, denn da in diesem Jahre sich Frankreich gegenüber England verpflichtet hatte, keine afrikanischen Neger mehr als Sklaven einzuführen, so wurden die nach dem Traktat noch in Cayenne angekommenen Neger freigelassen. Um sie aber mit der andern Sklavenbevölkerung nicht zu vermengen und sie zu isoliren, wurden sie nach dem weit abgelegenen Amanabo gebracht, und die Leitung darüber der mère Javoulhey, Stifterin des Ordens der Soeurs de St. Joseph de Cluny, anvertraut. — Wie ich auf diesem Dorfe im Laufe meiner militärischen Dienstzeit bekannt wurde, habe ich in meinem früheren Schriftchen erzählt.

Mein Freund Aug. J. war jetzt Chef des Magazins; zwei Schwestern kauften die Erzeugnisse der Neger, als Couac, Reis, Bretter und drgl. und verkauften wieder alles, was die Schwarzen gebrauchten. Ausser dem Magazin hatten sie noch Zucker- und Kaffeefelder, während die Fabrikation des Orleans aufgegeben war. Meine gute Soeur Alexis war eben beschäftigt, einen enormen Jaguar abzuziehen, den man am Abend zuvor geschossen hatte. Sie war noch eben so rüstig, als wie vor vier Jahren, wo ich mit ihr auf der Leproserie zu Nacht speiste.

Ich wurde überall mit Herzlichkeit empfangen, aber meines Bleibens war auf Mana nicht, denn ich wollte bei Freund Massé auf der Leproserie die an Insekten und Pflanzen so reiche Umgebung ausbeuten und schon am Mittag mit der Fluth dahin abgehen. Von meinen Indianern blieben drei auf Mana, nur Curiecli bot sich mir an, mich zur Leproserie zu begleiten. Als ich nun ins Boot stieg und meine Kisten öffnete, gewahrte ich zu meinem Entsetzen, dass die Mehrzahl meiner Lebensmittel, Kleider, Pulver etc. durch und durch nass waren. Die Schlingel hatten ungeachtet meiner Warnung das Boot am steilen Ufer liegen lassen, so dass es bei der Ebbe nicht allein fest sass, sondern sein Vordertheil ganz unten am Wasserspiegel, der Hintertheil aber oben am Ufer lag. So musste sich das Boot bei aufkommender Fluth füllen, ehe es flott wurde.

Zum Glück war alles auf der Reise Eingesammelte wohl eingepackt bei den Indianern am Maroni zurückgelassen, so dass ich ausser an Pulver und Lebensmitteln, die ich auf Mana kaufen konnte, keine Verluste hatte. Alles wurde nun, während wir in den einen Büchsenschuss oberhalb des Dorfes Mana in den Amanabo sich mündenden L'Accarouanykreek einfuhren, auf dem Zeltdache des Bootes ausgebreitet und getrocknet. Gegen vier Uhr Abends kamen wir an dem nach der Leproserie führenden Wege an, der eine grosse Krümmung des Kreek abkürzt, so dass man in einer halben Stunde leicht dahin kommen kann, während man mit dem Boote noch 1½ Stunden weit zu fahren hat. Dieser Weg hiess grossartig Chemin du roi, und ein an demselben stehender mit Pinablättern bedeckter Schuppen, in dem zuweilen Lebensmittel bewahrt wurden, ebenso pompös „magazin du roi“. Hier stieg ich aus, um auf dem kürzeren Weg bald bei meinem Freunde Massé zu sein.

Kaum war ich einige hundert Schritte in dem wohl unterhaltenen Wege fortgegangen, als einige Marais (penelope maraï), fasanenartige Vögel vor mir aufflogen. Sie fliegen selten weit, und auch diese setzten sich sogleich nieder. Wenn ich, wie gewöhnlich, einen Indianer oder andern Burschen bei mir hatte, so überliess ich diesem das Geschäft, auf Wild zu schiessen, denn ein Jagdliebhaber war ich nie. Jetzt aber war ich allein, und in der Eile, dem guten Massé einen Küchengruss zu bringen, vergass ich wahrscheinlich, die Ladung recht anzusetzen, denn das Gewehr zersprang mir in der Hand und die Vögel flogen davon.

Ich fand meinen Freund am Rasiren, er hatte meine Ankunft auf Mana schon durch einige Neger vernommen, die Mana am frühen Morgen verlassen hatten, um nach der Leproserie zurückzukehren. Seine Frau war beschäftigt, das Diner für uns zu bereiten, und ein delikates Essen, aus Wild, Fisch und Huhn bestehend, prangte bald auf dem Tische. Der köstliche Palmkohlsalat, den ich so gerne esse, durfte fortan nicht mehr fehlen, denn die Maripapalme, Maximiliana regia, ist hier im Ueberfluss, und für zwei Sous kann man von den Negern den grössten Kohl bekommen. Die Bereitung des Salates,

wie er bei den Franzosen gegessen wird, erfordert viel Zeit. Während die Stiele zum Gemüse gebraucht werden und gekocht und geschmort eine sehr gute Speise geben, wird der Salat blos aus den noch nicht ausgebildeten und noch in der Scheide steckenden Blättern bereitet. Diese Blättchen oder Fieder sind, wie der Stiel, weich, weiss, von einem mandelartigen Geschmack, und werden mit einem Messerchen vom Stiele, an dem sie fest anliegen, abgetrennt. Sie gleichen dann langen weissen Bändern. Zum Anmachen des Salates nimmt man Salz, das mit dem Essig vermengt über die Blätter ausgegossen wird; kleine Stückchen Brodrinde, an denen Knoblauch abgerieben ist, werden mit Oel getränkt, einige Chalotten und Schnittlauch, fein geschnitten, dazu gethan, schwarzer Pfeffer darauf gestreut und dann auf jeden Löffel Essig 1½ Löffel Oel genommen. Der Salat darf höchstens eine Viertelstunde vor dem Gebrauche angemacht werden und übertrifft alle anderen Salatarten an Wohlgeschmack.

Wie bei uns in Surinam der soweit abgelegene Coppenamfluss, an dem sich keine andere Pflanzungen befinden, dazu ausersehen wurde, auf dem Etablissement Batavia alle Leprosen der Kolonie zu vereinen, um zu verhüten, dass diese so ansteckende und entsetzliche Krankheit sich nicht weiter verbreite, so war auch vom französischen Gouvernement das kleine Laccarouanyflüsschen bestimmt, die Lepreusen des französischen Guianas von der gesunden Bevölkerung dieser Kolonie ferne zu halten.

Der Ort selbst wurde nach dem Flüsschen benannt, war blos vier Stunden von Mana entfernt und hatte eine hübsche Lage auf einem etwa 70 – 80 Fuss hohen Hügel, um welchen das kaum 25 Meter breite Flüsschen hufeisenförmig sich hinzog. Die Hütten der Unglücklichen bildeten zwei Strassen, deren eine die andere durchkreuzte und die auf beiden Seiten mit Mango-Bäumen bepflanzt waren.

In früherer Zeit war das Haus des Kommandanten oder Regisseurs unten am Flusse und diente auch den beiden Nonnen, welche die Kranken zu verpflegen hatten zum Aufenthalt; jetzt aber war für denselben oben ein Haus gebaut, und kaum vierzig Schritte davon befand sich für die zwei Nonnen ein kleines hübsches Pfarrhaus mit einem aparten Zimmer für den Priester, der alle vierzehn Tage kam, um eine Messe zu lesen. Ganz in der Nähe desselben stand die kleine Kapelle.

Die Familie Massé's hatte sich um zwei Töchter vermehrt und lebte in dem nicht sehr grossen Hause in den drei kleinen Zimmern des oberen Stockwerkes, während Parterre wieder ein „magazin du roi“ war nebst einem Laden, in dem Massé Schnaps, Wein, Speck, Schmalz etc. an die Unglücklichen verkaufte.

Die Verwaltung der Leproserie war in den Händen der Regierung und Massé, der früher im Dienste der Congregation gewesen, stand jetzt als Beamter in dem des Gouvernements. Ausser ihm und seiner Familie befanden sich noch die zwei Nonnen, die jeden Morgen ein Gebet lesen und die Kranken verpflegen mussten, auf der Lepro-

serie; Massé sowohl als die Nonnen hatten je einen weiblichen Bedienten, sonst waren blos Leprosen auf l'Accarouany.

Massé stand mit seinen Nachbarinnen, den Nonnen, auf keinem guten Fusse, klagte sehr über Intriguen, die er von jeher von der Congregation zu erleiden gehabt habe und sah es nicht gerne, wenn ich von Zeit zu Zeit die Nonnen besuchte.

Die französische Regierung versah die unglücklichen Krüppel mit den nöthigen Lebensmitteln und Kleidungsstücken, um ihnen aber die Gelegenheit zu geben, sich mit Gegenständen zu versehen, die die Regierung nicht lieferte, liess sie die noch Arbeitsfähigen Cassave bauen und daraus Couac bereiten, den sie ihnen abkaufte und wieder an sie austheilte, weil der durch die Leprosen zubereitete Couac durch Niemand als durch sie selbst consumirt werden durfte.

Massé musste nun diesen Couac kaufen und die Leute bezahlen, die dann für das erlöste Geld wieder ihre Einkäufe in seinem Laden machten, wobei begreiflicherweise Tafin den Hauptartikel bildete; dadurch kamen oft Trunkenheit und Excesse vor, wodurch Massé viel Aerger hatte, ohne aber desshalb den vortheilhaften Schnapshandel aufgeben zu wollen. Einige der Kokubé's, so nannte man die Leprosen, wurden ein- oder zweimal wöchentlich nach Mana gesandt, um Briefe hinzubringen oder zu holen. Dort durften sie nicht ans Land kommen, sondern mussten in ihren Corjalen bleiben, bis man sie abfertigte, fanden aber doch immer den einen oder andern Bekannten, der ihnen im Laden der Congregation Tafin kaufte, der billiger war, als ihn Massé ausschenkte. Kam nun Massé dahinter, dass solcher Tafin, der in Mana gekauft war, auf die Leproserie gebracht wurde, so liess er an der Congregation kein gutes Haar und priess mich glücklich, dass ich als Protestant dem Klerus keine Ehrerbietung schuldig sei.

Ich richtete mich nun in einem der kleinen Stübchen ein, wo ich eine Wirthschaft trieb, an der, wer nicht gerade ein grosser Naturfreund war, wenig Geschmack finden konnte. Curieli und die Jungen logirten im Hofe und hingen des Nachts ihre Hängematten in der Küche auf.

Kaum hatten die Kokubé's die Art meiner Beschäftigung erfahren, als sie mir Thiere, die sie in Fallen fingen, Reptilien und Insekten zum Verkaufe brachten, die ich dann gegen Geld, Spiegel, Messer, Scheeren u. drgl. eintauschte. Auch Curieli schoss beinahe jeden Tag etwas, so dass die Arbeit nie ausging. Das Land umher ist hügelig, hat aber grosse Sümpfe, die mit dem Maroni in Verbindung stehen sollen. An Insekten kommen manche Arten vor, die bei uns in Surinam ganz unbekannt sind. Besonders häufig brachte man mir einen prachtvollen Käfer (Scarabaeus) von 1½ Zoll Länge, schöner dunkelblauer Farbe mit gefurchten Flügeln und einem beinahe zolllangen Horne. Er findet sich blos am Aase, und trägt man Eingeweide eines Thieres in den Wald, so findet man am Morgen schon mehrere dieser schönen Käfer beschäftigt, Theile der Ein-

geweide in die Erde zu vergraben. Die Franzosen nennen ihn mouche Laccarouany (Phanaeus ensifer).

Ich habe diesen Käfer nie in Surinam gefunden, obgleich das Genus Scarabäus in mehreren Specien vorkommt. Ein goldgrüner, ziemlich grosser (Phanaeus mimas) fand sich häufig unter den Kuhfladen auf den Savannen von Viktoria, ein anderer prächtig rother (Phaneus festivus) fliegt nach dem Menschenkothe und grössere schwarze (Deltochilum gibbosus) finden sich in stinkendem Aase. Besonders reich ist die Käferfauna an Cerambyxarten, deren schönste und grösste der Prionis cervicornis ist. Er wird mit den anderthalb Zoll langen Kiefern bis sechs Zoll lang und anderthalb Zoll breit, ist hellbraun mit schwärzlichen Streifen und Flecken. Er ist ziemlich selten und zeichnet sich durch eine höchst originelle Art, sich seine Nahrung zu verschaffen, aus. Obgleich ich ihn nie an seiner Arbeit gesehehen habe, so beschreibt es doch Schomburckg, und alle Indianer bestätigen es; auch fand ich selbst den Käfer an einem frisch abgesägten Zweige. Um sich den Saft gewisser Bäume, besonders der Mango zu verschaffen, nimmt nämlich der Käfer den manchmal mehr als zolldicken Zweig zwischen seine zwei mit scharfen Zähnen versehenen Kiefer, fliegt dann schnell im Kreise herum und sägt auf diese Weise den Zweig so glatt ab, als ob er mit einer Säge abgeschnitten worden wäre. Oft fällt der Käfer mit dem Zweige auf den Boden und befriedigt da seine Naschbegierde. Häufig fand ich an meinen Mango-Bäumen Zweige so abgesägt.

Viel häufiger als dieser ist Lamia longimana, die Mouche harlequin der Franzosen. Zeitenweise kann man an den Erybhrinen-Bäumen bei Paramaribo hunderte dieser Käfer finden. Unter seinen Flügeldecken hält sich, wie beim Vorigen, ein Schmarozer, eine Art Scorpion (Chelifer), auf. Von Lamien sind noch zu erwähnen callichroma velutina, schwarz mit langen grün- oder rothgoldenen Streifen auf den Flügeldecken, sie halten sich in den Trockenzeiten auf den Bolletree-Bäumen, Achras balata auf, geben einen sehr starken, äusserst angenehmen Geruch von sich, so dass man sie leicht findet. Jedoch kann man sie nur schwierig fangen, da sie, sobald man sich ihnen nähert, wegfliegen. Eine andere Art Ctenocelis Dyrhachus ist schwarzbraun und vier bis fünf Zoll lang.

Die Prachtkäfer Buprestis sind ebenfalls in mehreren Gattungen vertreten. Der bekannteste von ihnen ist Buprestis gigantea, bei den Indianern Brebederé genannt. Er ist über zwei Zoll lang und einen Zoll breit, goldgrün mit purpurfarbenem Schimmer. Er kommt sowohl im Küstenlande, als im Innern vor, und man kann manchmal hunderte von ihnen in den Maho-Gebüschen an der Mündung des Maroni finden. Die Karaiben und auch die Indianer des Innern machen aus den Flügeldecken dieses Käfers Zieraden für ihre Federschürzen und Halsbänder. Die kleinen Buprestisarten sind schwierig zn fangen. dieser grosse aber bleibt besonders bei trübem Wetter ruhig sitzen, dass man ihn leicht wegnehmen oder von den Bäumen

schütteln kann; er hat einen eigenthümlich unangenehmen Geruch. Unendlich reicher als dieses Geschlecht ist das der Curculios oder Rüsselkäfer, wovon wie in Europa beinahe jede Frucht ihre eigene Spezies hat. Der grösste dieser Gattung ist der Curculio palmarum, dessen Larve den bekannten Leckerbissen liefert. Das Geruchsorgan dieser anderthalb Zoll langen schwarzen Käfer ist sehr scharf ausgebildet, denn wenn vorher weit und breit nichts von ihm zu sehen war, so fliegt er herbei, sobald eine Palme umgehauen wird, um sogleich in das weiche Mark sich einzubohren und dort seine Eier zu legen. Etwa sechs Wochen später haben die Larven die gewünschte Grösse erreicht und müssen nun, wenn man sie essen will, aus dem Palmenmarke herausgenommen werden, sonst verpuppen sie sich.

Trotzdem wir uns in der kleinen Trockenzeit befanden, regnete es doch jeden Tag; so dass ich meine Rückreise nach dem Maroni auf die ersten Tage im März festgesetzt hatte. Massé und seine Frau litten oft am Fieber und mussten sich wegen meiner in ihrem kleinen Stübchen sehr einschränken. Mit den beiden Nonnen kam er nie zusammen und wenn sie sich je im Hospitale oder auf der Strasse begegneten, so wichen sie einander aus oder behandelten sich mit kalter Höflichkeit.

Auf mein Zureden begleitete mich Massé noch am letzten Sonntag in die Kapelle. Nach dem Gebete, das die Nonnen vorlasen, sangen sie mit den Kokube's Lieder, deren Opernmelodien im schärfsten Gegensatz zu dem Zustande der armen Krüppel standen, die, einmal auf L'accarouany eingebürgert, wohl Dantes Vers „Lasst alle Hoffnung, die Ihr hier eingeht“ auf sich anwenden konnten, und deren einziger Trost die Segnungen der Religion sein mussten. Aber auch hier herrschte bei der Versammlung dasselbe gedankenlose Hinstarren; das ich bei allen Negern, welchem Gottesdienste sie auch angehören mochten, gefunden habe.

Da ich am Montag Morgen abreisen wollte, so hatte ich schon am Abend zuvor mit meinen beiden Jungen, denn Curieli hatte mich ebenfalls verlassen, mein Boot geladen und war von Massé mit Lebensmitteln, Wein und verschiedenen Früchten reichlich versehen worden. Unter den letzteren waren denn auch zwei enorme Jack's von einem Baume, der in grösster Vollkommenheit in Massé's Garten stand. Die Früchte dieses Brotfruchtbaumes, (Artocarpus integrifolia), haben die Grösse eines grossen Kürbis, sind rund, mit weichen Stacheln bedeckt und werden manchmal bei 25 Pfund schwer; das Innere der Frucht, die von gelblichgrüner Farbe ist, besteht aus vielen, aneinander gewachsenen Zellen eines etwas weichen, goldgelben Fleisches, das sehr süss und angenehm schmeckt, etwa wie reife Bananen und Orangen. In jeder dieser Zellen ist ein kastanienähnlicher Kern, der geröstet oder gekocht, wie Kastanien gebraucht wird. Die Frucht wächst am Stamme, und manchmal so niedrig, dass sie ganz auf der Erde liegt.

Am Samstag hatten wie gewöhnlich die Kokubés dem Regisseur den Couac, den sie die Woche über bereitet hatten, zum Verkaufe gebracht, und es wurde am Sonntag nach dem Gottesdienst das Magazin geöffnet, wo Massé und seine Frau den Leuten verkauften was sie nöthig hatten. Den Hauptbedarf bildete aber immer Tafia, und am Sonntag Abend war regelmässig die Mehrzahl der Unglücklichen betrunken. Nun waren Sonntag Nachmittags Arowaken vom Maroni angekommen, um einige Dutzende Madappis (aus einer Art Rohr gemachte Schläuche zum Auspressen des Manioksaftes) an die Neger zu verkaufen. Massé nahm sie freundlich auf und liess sie auf meine Bitte in seiner Küche schlafen, wo sie sogleich ihre Hängematten aufhingen, und ihre Töpfe ans Feuer stellten. Seit einigen Tagen hatte Massé zwei junge Karaiben, die für ihn jagten und fischten, in seinen Dienst genommen, deren Eltern in der Nähe wohnten. Diese waren nun ebenfalls angekommen, um ihre Söhne zu besuchen. Der Vater Krouwajali durch die Franzosen Bonaparte genannt, und die Mutter Marie Louise, waren bei den Kokubés wohl bekannt und schon ziemlich angetrunken, als wir uns Abends 6 Uhr zu Tische setzten. Madame Massé hatte eine köstliche Mahlzeit zubereitet. Eine Pimentade (starke, mit spanischem Pfeffer gewürzte Fischsuppe), Frikadellen vom Kapuzineraffen, eine gebratene Powis (crax alector) nebst einem herrlichen Palmkehlsalat, prangten auf der Tafel. Der Wein, dem Massé gerne zusprach, war in weisser und rother Sorte aufgestellt, und so sassen wir in bester Eintracht beim Abschiedsmahle, nicht ahnend, was die nächste Stunde schwarz verschleiert bringen werde.

Da riefen von unten einige Neger nach dem Regisseur. Als er auf die Gallerie trat, um zu hören, was sie verlangten, schrieen sie, dass sie gehört hätten, er beherberge Arowaken, und diese seien ja überall als Zauberer (Piais) bekannt, er solle also dieselben augenblicklich entfernen.

Einer der Sprecher war der Bastian, oder wie die Franzosen ihn heissen, le Commandeur, so viel wie schwarzer Aufseher und aus ihren Reden merkte man sogleich, dass sie nicht nüchtern waren. Trotzdem alle Neger des französischen Guiana getauft und Katholiken sind, so haben sie doch noch ihren alten heidnischen Aberglauben beibehalten, ja, was beklagenswerth ist, die Priester fügen gelegentlich noch neuen Unsinn bei.

So erzählte mir Massé, dass wenige Monate zuvor, wie sonst nie geschehen war, die armen Kokubés so häufig von Fledermäusen gebissen worden seien, dass sie keinen Rath wussten, wie sie sich gegen diese Plage schützen sollten. Zu arm, um sich Gazevorhänge über ihre elenden Betten anzuschaffen, oder immer Licht in ihren Hütten zu brennen, hatten sie sich an den Priester gewendet, der denn auch gegen Bezahlung von einigen Sous per Mann versprochen habe, eine Messe zu lesen und die Thiere zu exorciren, darauf seien nach und nach die Fledermäuse weggeblieben. Ich weiss nicht was ich an dieser, mir von Massé für wahr verbürgten Geschichte,

mehr bewundern soll, das schwache Zartgefühl des Priesters, den armen Teufeln ihre Sous marqueés (Zwei-Sous-Stücke) abzunehmen, oder das der Fledermäuse in so faules Fleisch zu beissen und so verdorbenes Blut zu saugen.

Massé war unschlüssig, was er thun sollte, denn er kannte den Aberglauben seiner Neger und ihre Unverschämtheit, besonders wenn sie betrunken waren.

Ich stellte ihm vor, dass die Indianer ja gar nicht bei den Negern, sondern bei ihm sich aufhielten, und er doch als Herr über sein Haus darin beherbergen könne wen er wolle, deshalb auch die Forderung der Kokubés eine unverschämte sei. Stundenweit war keine andere Hütte, wo die Arowaken hätten schlafen können und überdiess ein schweres Gewitter im Anzug. So erhielten also die Neger eine abschlägige Antwort, zogen schimpfend ab und wir kehrten zum Dessert und Kaffee zurück. Aber nicht lange sollten wir in Ruhe sitzen; eine Menge Kokubés, Männer und Weiber, versammelten sich vor dem Hause und begehrten schreiend, Massé solle die Indianer entfernen. Das ganze Gesindel war mehr oder weniger betrunken. Auch unter der Gallerie des Hauses brach der Spektakel los, Bonaparte wurde von Marie Louise bei den Haaren herumgezogen, während die beiden Söhne, die ganz nüchtern waren, vergeblich ihre Eltern zu beschwichtigen suchten. Herr und Frau Massé traten aus dem Hause, um Guillaume, den Commandeur zur Besinnung zu bringen; er sollte zur Strafe für seine Unverschämtheit in den Fussblock geschlossen werden. Aber Niemand wollte dem Regisseur helfen, er wurde im Gegentheil bedroht und gescholten.

Inzwischen beschäftigte ich mich mit Marie Louise, die wie eine Furie mit einem Stock auf ihren Mann losschlug. Ich nahm sie beim Genick und stiess sie ins Haus hinein, indem ich die Thüre zumachen wollte. Marie Louise schrie fürchterlich und ich bemerkte jetzt erst, dass ich ihre Zehen zwischen die Thüre geklemmt hatte. Schnell liess ich die Thüre los, und rasend vor Schmerzen hüpfte das arme Weib im Zimmer herum. Ihre beiden Söhne sprangen ihr zu Hülfe, drehten die beschädigten Zehen nach allen Seiten und als sie sahen, dass nichts gebrochen war, hingen sie die Hängematte auf, in welche sie ihre Mutter legten, die noch ein wenig heulte und dann einschlief. Dann wurde Bonaparte ins Haus gezogen; man liess ihn auf dem Boden liegen und schloss die Thüre. Der Aufruhr und Lärm vor demselben waren immer grösser geworden, denn der grösste Theil der Kokubés hatte sich dabei betheiligt.

Die Nacht war dunkel und das Gewitter im Anzug. Mehrere Weiber hatten Feuerbrände in den Händen, beim Scheine dieser und der Blitze sah ich einen Knäuel von Leuten auf einen am Boden Liegenden losschlagen. Rasch riss ich den Feuerbrand einem der Weiber aus der Hand, um zu sehen, ob der Geschlagene nicht einer der Arowaken sei, als „le Commandeur“, der in seinem Rausche die Absicht missdeutete und wohl wusste, dass ich Massé bestimmt hatte, die

Arowaken zu beherbergen, auf mich zukam, mich mit seinen fingerlosen Fäusten bei den Hosenträgern packte und mich zu Boden zu werfen suchte. Andere Kokubés umringten mich, ich wurde hin und her gezerrt, und als Massé die Gefahr sah, in der ich schwebte, drängte er sich, exaltirt wie immer und noch mehr durch den genossenen Wein, zu mir durch, entblösste seine Brust und schrie „Laissez moi mourir, épargnez mon ami!“ Aber es geschah ihm nichts, die armen Krüppel hatten keine Waffen in ihren fingerlosen Fäusten. Trotzdem war es eine erhabene Scene, des Pinsels eines Höllen-Breughels würdig. Die dunkle Nacht, manchmal erleuchtet durch Blitze und durch Feuerbrände, die einige Weiber umher schwangen; der dicke Massé im blauen Hemde, ich umgeben von scheusslichen Krüppeln, deren Gesicht, durch Beulen und Geschwüre entstellt, manchmal gar nichts Menschliches mehr hatte, denen entweder die Finger an der Hand, oder Zehen oder beide, sowie Nase und Ohren abgefault waren, bekleidet, so wie sie der Zufall aus ihren Hütten gerufen hatte, der eine ohne Hemd, der andere ohne Hosen, ein dritter ganz nackt, und blos mit seinem Lendentuch umgürtet. Dabei die der Negerrasse eigenthümliche Ausdünstung, vermischt mit dem Parfüm verschiedener Salben, mit welchen die guten Nonnen die kranken Stellen der Leidenden beschmiert hatten; ich immer hin- und hergestossen und dann hie und da bei den Hosenträgern gehalten. Fürwahr ich fühlte mich in meiner Lage nicht à mon aise. Es traf mich zwar kein Schlag, ebenso wenig gelang es den Krüppeln, mich auf den Boden zu werfen, wie es ihre Absicht schien.

Aber je grösser die Gefahr, je näher die Hülfe.

Frau Massé war, sobald sie den leidenschaftlichen Ausdruck ihres Mannes gehört hatte, ins Pfarrhaus geeilt, das kaum 30 Schritte vom Schauplatze des Krawalls entfernt war. Da sassen ruhig beim Diner die zwei Nonnen und der Priester von Mana, der erst vor einer Stunde angekommen war. Sie hatten wohl den Tumult und das Geschrei gehört, aber eben gedacht: was dich nicht brennt, das blase nicht. Als aber Frau Massé kam und die Nonnen und den Priester bat, die Neger zu besänftigen, zündete Soeur Martha die Laterne an und Nonnen und Priester erschienen auf dem Kampfplatz.

Obgleich das Geschrei keineswegs nachliess, so machte man doch dem Pfarrer Platz, der bis zu mir, der ich in höchster Aufregung und im Schweisse gebadet war, durchdrang. Er reichte mir die Hand und sagte, dass er très enchanté sei, jetzt meine Bekanntschaft zu machen, und bedauert habe, gerade nicht zu Hause gewesen zu sein, als ich ihn auf Mana besuchen wollte. Nachdem er diese Pflicht der Höflichkeit vollbracht hatte, wandte er sich mit saftigen Worten an die Rebellen, die zwar wenig auf ihn hörten, aber mir doch Zeit liessen, mich zu entfernen und ins Haus zu treten. Hier stolperte ich nun zuerst über Bonaparte, der auf dem Boden lag, dann über die Hängematte der Maria Louise, die aber beide so fest wie Dachse schliefen, bis ich endlich in der Dunkelheit die Treppe fand.

Auch Massé kam sogleich hinter mir drein, denn ein Rencontre mit dem Pfarrer war ihm widerlicher, als eine Wasserkur. Beide waren einander spinnfeind.

Dem Priester und den Nonnen gelang es bald, die betrunkenen Krüppel zu besänftigen, es dauerte keine Viertelstunde, so waren alle Kokubés nach ihren Hütten zurück gekehrt. Der gute Massé nahm einen tüchtigen Schluck auf diesen Schrecken, ich hatte aber nichts Eiligeres zu thun, als frische Hosen und ein Hemd nebst einem grossen Stück Seife zu nehmen, die 200 Stufen an den Fluss hinabzueilen und mich gründlich zu waschen, um alle Eindrücke dieser zu weit getriebenen Familiarität mit den Kokubés zu verwischen.

Es war kaum 8 Uhr, als Alles abgelaufen war; ich hatte also noch Zeit genug, ins Pfarrhaus zu gehen und dem Priester und den Nonnen für ihren Beistand zu danken.

Ich brachte da noch ein Stündchen zu bis Frau Massé mich auf Ordre ihres Mannes holen musste, worüber wir alle herzlich lachten.

Gar oft fand ich, dass, wenn auf so abgelegenen Plätzen einige Europäer wohnen, diese, statt sich an einander anzuschliessen, meist mit einander im Unfrieden leben. So ist es auch auf den Pflanzungen in Surinam, wo häufig die Direktoren auf die entfernteren Freunde angewiesen sind, weil sie mit ihren nächsten Nachbarn im Zwist leben.

Am Montag Morgen verliess ich den gutherzigen Massé und salutirte mit 12 Schüssen, die er erwiederte, auch waren viele Kokubés gekommen, um sich von mir zu verabschieden, und des gestrigen Streites ward mit keiner Silbe gedacht.

Weil ich blos zwei Jungen hatte, so gieng die Reise langsam von Statten und kamen wir erst am Abend in Mana an. Ich erzählte der Superiorin mein Abenteuer mit den Kokubés, das sie sehr belustigte. Sie tröstete mich mit der Versicherung, dass dergleichen Scenen auf der Leproserie häufig vorfielen und immer vorfallen werden, so lange man dem Regisseur den Schnapshandel nicht verbiete.

Ich trat nach dem Frühstück die Rückreise nach dem Maroni an. Es regnete fortwährend und da wir wegen des Windes das Zeltdach hatten abnehmen müssen und ich steuern musste, so wurde ich so kalt, als reiste ich dem Nordpol zu. Glücklich kamen wir im Maroni an, ich brachte mein Boot in eine sichere Bucht und eilte zu Jean Pierre, wo eben eine Schüssel mit Pakirfleisch vom Feuer genommen wurde, dessen Brühe mich erwärmte. In der Hütte Jean Pierres brachte ich, während es draussen stürmte und regnete, eine sehr ruhige Nacht zu.

Am andern Morgen fuhr ich mit günstigem Winde nach dem holländischen Ufer hinüber, wo ich in Christians neuer Hütte mein Atelier aufschlug; des Nachts aber, wo sich gar oft in dieser Jahreszeit Muskitten einfinden, schlief ich auf der Bühne eines Hauses, das dem Schwiegersohn Christians, Georg gehörte. Er selbst mit Frau und Kind schliefen ebenfalls da.

Der Boden dieser Bühne war etwa sechs Fuss über der Erde und bestand aus aneinander gebundenen Pallisaden oder Palmlatten, über die Pinablätter ausgebreitet waren. Unter jeder Hängematte waren grosse Scherben von indianischen Wasserkrügen mit Sand darauf, auf denen Feuerchen unterhalten wurden. Ein grosser Baumstamm, in dem Stufen eingehauen waren, diente zur Treppe nach dem Schlaflokal, dessen beide Gilbelseiten dicht mit Palmblätter verflochten waren. Ueber der Treppe war ein vier Fuss hohes Dach, das zum Eingang diente und mit einer aus Palmblättern geflochtenen Thüre verschlossen wurde. So war denn das Schlafgemach solange die Feuerchen brannten, gegen Muskitten gut verwahrt. Obwohl zu derartigen Häusern kein Nagel verwendet wird, da alle Sparren, Pfosten und Blätter mit Lianen zusammengebunden werden, so trotzen sie doch jedem Sturm und sind die angenehmsten Schlafstätten, die man sich denken kann. Die Hütte, welche mir bei Tag zum Aufenthalt diente, verhieng ich an der Windseite mit meinem Segel und stellte das Zelt meines Bootes dagegen auf, die übrigen Oeffnungen wurden mit Pinablättern verstopft, denn bei dem immerwährenden Seewinde war es keine geringe Aufgabe, die jeden Tag gesammelten Pflanzen umzulegen.

Meine Lebensweise war beinahe die der Indianer nur viel thätiger. Ich stand um halb sechs Uhr auf, badete mich im Flusse während meine Jungen das Wasser zum Kaffee kochten; diesen zum Frühstück, denn es war jetzt die Legezeit der Schildkröten, machte ich selbst und buk aus Schildkröteneiern Pfannenkuchen. War das Frühstück vorbei, so wurden Bälge nachgesehen, Pflanzen umgelegt und gegen 9 Uhr gieng es längs der See oder dem Flussufer nach Pflanzen und Insekten, bis ich um drei oder vier Uhr nach Hause kam und mein Mittagessen, das zugleich das Abendbrod war, bereitete. Es bestand meist aus Fischen oder Wild, und wenn die Indianer gar nichts geschossen hatten, aus Salzfleisch, Reis oder Bakkeljauw. Inzwischen wurde präparirt und mit der Maschine die Pflanzen getrocknet, was meist um 8 Uhr geschehen war.

Ein grosses Netz, das ich von Holland hatte kommen lassen, wurde oft gebraucht und stets fieng man damit eine Menge Fische, es war aber so schwer, dass man wohl zwanzig Männer nöthig hatte, um damit zu manövriren, so dass ich nicht alle Tage die nöthige Mannschaft dazu finden konnte.

Oft brachten mir die Indianer Kabbis-Würmer, Karaibisch Adokoma, Arowakisch Kulisiri, die Larven des Curculio palmarum, denn sie wussten, dass das für mich der grösste Leckerbissen war. Ich habe diese Larven bereits beschrieben. Sie gleichen so ziemlich den Engerlingen oder Larven der Maikäfer, haben aber keine Füsse und fühlen sich fettig an.

Um sie zuzubereiten, werden sie abgewaschen, gut abgetrocknet und dann in eine Pfanne mit heisser Butter geworfen, in der sie sich ausdehnen und wie ein Würstchen anschwellen. Sind sie schön

braungelb, so werden sie herausgenommen und mit Salz und spanischem Pfeffer bestreut. Die Indianer machen weniger Umstände, sie klemmen den Kopf der Larve in ein Klämmerchen von Holz und rösten sie langsam über dem Kohlenfeuer. Sie schmecken auch so sehr gut. —

Mein Vorrath Dram hatte bedeutend abgenommen und in gleichem Niveau standen auch die Dienstleistungen der Indianer die überdiess, wenn sie keine Lust zum Fischen und Jagen haben, nur durch Schnaps aus ihrer Apathie zu bringen sind und wochenlang allein von Cassave und Pfefferbrühe leben können.

Obgleich wir uns in der Trockenzeit befanden, so regnete und stürmte es doch jeden Tag, so dass ich mit einiger Furcht, an die Heimreise dachte, auf welcher mich die Para-Indianer nur dann begleiten wollten, wenn ich die Reise über See machen wolle, denn durch den Wanekreek zurückzugehen hatten sie keine Lust.

Da man gleich um sechs Uhr Abends und sobald die Nacht einbrach weder lesen noch sonst eine Arbeit bei Licht verrichten konnte, ohne von den Muskitten furchtbar zerstochen zu werden, auch es mir unmöglich war, eilf lange Stunden in der Hängematte zuzubringen, so ging ich jeden Abend, wenn die Fluth oder das Wetter es zuliessen, zwei bis drei Stunden lang längs dem Seestrande hin, in der Hoffnung, jene grosse Seeschildkröte zu finden, die die Indianer mir als ein Ungethüm beschrieben hatten und die sie Cauana nennen.

Erst viele Jahre später war ich so glücklich, sie kennen zu lernen, aber nicht am Strande, sondern sie wurde mir von Indianern gebracht. Inzwischen fand ich beinahe jeden Abend die gewöhnliche grosse, und die kleinere Warana bei dem friedlichen Geschäfte des Eierlegens, wozu ihr das hohe sandige Seeufer längs der Mündung besonders geschickt ist.

Beide Gattungen kommen in der Kolonie beinahe nur am Maroni vor, weil, ganz kurze Strecken ausgenommen, die Meeresküste des ganzen Landes aus Schlamm besteht. Die Begattungszeit der grossen Chelonia viridis, bei den Karaiben Kataru, bei den Arowaken Portoka genannt, fällt in den Januar und Februar, und dann sieht man oft diese kolossalen Thiere aneinanderhängend tagelang im Meere herumtreiben. Schon im Februar kommen die Weibchen an den Strand um zu legen und zwar immer bei Nacht, bei todter Ebbe und Fluth, das heisst im ersten und letzten Viertel, wenn die Fluth viel weniger hochkommt, als beim Neu- und Vollmond. Sie klimmen dann, wenn die Nacht anbricht, mühsam den steilen Strand hinauf und lassen eine vier Fuss breite Spur hinter sich, die man viele Tage lang noch finden kann, wenn das Wasser nicht zu hoch steigt. Diese Schildkröten untersuchen, indem sie manchmal einige hundert Schritte weit kriechen, das Ufer, auf dem blos hartes rauhes Gras, kleines Gesträuch, durchflochten mit der Passiflora fötida und Cactus (Cereus) wachsen, scharren, wenn sie eine passende Stelle

gefunden haben, mit den Hinterfüssen ein $1^1/_2$ bis 2 Fuss tiefes Loch und legen darein ihre weissen, runden, nur mit einer pergamentartigen Schale umgebenen Eier, die die Grösse einer Billard-Kugel haben. Die Zahl derselben kann bei jedem Legen von 60 bis über 200 betragen. Das Eierlegen dauert einige Stunden lang, und sie legen drei- bis viermal in einer Saison, so dass jedes Weibchen wohl 4 bis 600 Eier jährlich legt und die Vermehrung der Schildkröten, die sich von Seetange nähren, eine ungemein grosse sein müsste, wenn nicht viele der Eier von Menschen oder Thieren weggenommen und auch die ausgekrochenen Jungen theilweise ein Raub der Fische würden. Das Weisse im Ei ist wie eine krystallhelle Gallerte, wird beim Kochen weisslich, aber nicht hart und desshalb auch nicht gegessen. Der Dotter ist gelb, hart und eine gute Speise. Zerschlägt man die Eier und lässt sie in flachen Geschirren an der Sonne stehen, so sondert sich ein sehr feines Oel ab, von dem man aber in der Kolonie keinen Gebrauch macht.

Die Nester, wo die Eier liegen, sind gar nicht schwierig zu finden, weil die Spuren im Sande dazu hinführen, auch findet man immer ausgerissene Wurzeln und einen Platz von oft bei 30 Quadratmeter umwühlt. Auf dieser Fläche ist nun das $1^1/_2$ bis 2 Fuss tief liegende Nest zu suchen. Man sticht mit einem indianischen Pfeil oder einem glatten Stocke so lange und an verschiedenen Orten in den Boden, bis man durch den härteren Sand in die weicheren Stellen eindringt, wo die Eier liegen. Von diesen werden einige zerstossen, die man, wenn man das Nest ausgräbt, wegwirft. Schon lauern darauf die kleinen schwarzen Geier, Vultur aura, in der Kolonie als Stinkvögel bekannt, die diese beschädigten Eier sogleich auffressen, worauf sie weiterfliegen und sich auf ein anderes Nest setzen, das sie sodann dem Suchenden zeigen, wofür sie auch die schadhaften Eier als Tribut empfangen. Die jungen Schildkröten kommen im Juli oder August aus dem Ei und graben sich nicht nach der Höhe, sondern horizontal heraus. Sie sind schwärzlich von Farbe und der Schild noch ziemlich weich. Sie laufen sogleich dem Meere zu und müssen, wenn sie sich wie die Alten von Tangen nähren, wohl zwei Stunden weit schwimmen, ehe sie dahin kommen, wo auf dem tieferen Meeresgrund Pflanzen wachsen. Das Fleisch der Chelonia viridis ist rauh und faserig, das Fett grün, und man kann von einer einzigen Schildkröte 3—4 Gallons Fett auskochen. Obgleich das Schildkrötenfleisch in Europa so hoch geschätzt wird, so wird es in Surinam wenig geachtet. Die Schildplatten sind dünn, etwa $1^1/_2$ Fuss lang und neun Zoll breit, gelblich und braun gefleckt und haben keinen Werth. In der Kolonie heisst diese Schildkröte Calpé. Sie hat ein Gewicht von 250 bis 300 Pfund, und da keine Männchen an das Land kommen, so werden blos Weibchen gefangen. Der Jaguar stellt ihnen nach, und ich habe schon manche Schale gefunden, die von diesem Raubthiere total ausgefressen war. Gegen April und Mai kann man am Maroni in jeder Nacht bei niederer Fluth vier bis sechs derselben

fangen; man dreht sie auf den Rücken, und es ist ihnen unmöglich, sich umzuwenden, wenn sie sich nicht an den Füssen mit einer Wurzel oder sonst wo anstemmen können. Sie schlagen auf dem Rücken liegend mit ihren Vorder- und Hinterfüssen wüthend um sich.

Gegen Mai und Juni kommt eine kleinere, nur etwa 60 bis 70 Pfund schwere Schildkröte bisweilen in so grosser Anzahl an das Land, dass man in mancher Nacht wohl 30 Stück fangen kann. Die Indianer nennen sie Warana (Chelonia corticata). Diese Schildkröten kommen auch ans Ufer ohne gerade ihre Eier legen zu wollen, obgleich ich unter den herumspazierenden nie Männchen gesehen habe. Ihre Eier sind kleiner als die der vorigen, besser und der Dotter gelber, das Fleisch ist aber schlechter und wird nicht genossen.

Viel seltener und meist nicht vor Juni kommt die Carette-Schildkröte (Chelonia imbricata) ans Land. Sie ist etwa 100 Pfund schwer, hat einen gebogenen Oberkiefer wie ein Papagai, ihr Fleisch wird nicht gegessen und gilt sogar für giftig. Sie liefert das ächte Schildkrot und kann 1½ bis 2½ ko geben. Obgleich es sehr schön ist, so wird es viel weniger geschätzt als das aus Ostindien kommende. Die Carette wird bei den Indianern Craroa genannt. Eine andere Chelonia onechochelys Kraussi (Gray) ist dieser in Form und Farbe ganz gleich, aber so dünnschalig, dass sie durchaus keinen Werth hat.

Blos dreimal in der langen Zeit meines Aufenthaltes am Maroni brachte man mir, und stets in grossen ausgewachsenen Exemplaren, die sonderbare Lederschildkröte, Sphargis corriacea, bei den Karaiben Cauana genannt. Die erste, welche mir im Jahre 1866 gebracht wurde, hatte von der Spitze des Schwanzes bis zu der des Oberkiefers eine Länge von m 2,18 mit ausgebreiteten Vorderfüssen geklaftert von m 2,12; Länge des Rückenschildes m 1,45, Breite m 1,10; Länge des Vorderfusses m 1.11, Breite m 0,33; Länge der Hinterfüsse m 0,55. Breite m 0,29, Länge des Unterschildes m 1,15 Breite m 0.86; Schwanzlänge m 0,31. Die Farbe ist blauschwarz, mit langen gelblichen Flecken, längs den Seiten laufen erhabene Ränder mit Buckeln. Der Oberkiefer ist ausgezackt, vielleicht um die Pflanzen leichter vom Felsen losreissen zu können. Beim Ablösen des Brustschildes, das jederzeit eine entsetzliche Metzelei war, schrie das Thier beinahe wie ein Ochse, und war die Präparation des Oberschildes ein äusserst schwieriges Geschäft, da eine fette knorpelige Substanz zwei Finger dick darauf sass, die man ablösen musste, so dass zuletzt, als auch die Rippen herausgeschnitten waren, der ganze Schild kaum sechs Millimeter dick war und sich wie ein Pappdeckel zusammenrollen liess. Die letzte dieser Art, die ich im Mai 1879 erhielt, hatte etwa 100 grosse vollkommene und über 500 kleine gelbe Eier im Leibe. Wir schmolzen über sechs Gallon Oel aus, obgleich nicht alles Fett benützt wurde. Das Thier kommt sehr selten an unsere Küste, ist in französisch Guiana aber häufiger, vermuthlich weil da schon Felsen im Meere vorkommen.

Von Landschildkröten sind mir vier Arten bekannt, wovon die Testudo tabulata oder Waiamu der Indianer am häufigsten vorkommt. Sie findet sich überall, am meisten aber im Hügel- und Savannenland. Die Indianer haben oft kleine Hunde, die auf ihre Jagd abgerichtet sind. Sie wird bis anderthalb Fuss lang, doch findet man auch, wiewohl höchst selten, einzelne Exemplare, die über zwei Fuss Länge erreichen, was, wenn sie ein Buschneger findet, für ihn ein böses Omen ist. Sie nähren sich bloss von Vegetabilien, Blättern und Früchten, hauptsächlich von den Spondias-Pflaumen, die besonders im Januar und Februar reifen und wovon sie sehr fett werden. Ich hatte immer einige Dutzende in einem Stalle und gab ihnen gekochte süsse Batatten, reife Bananen und jene Pflaumen. Wenn sie fett sind, und sie werden es bei guter Nahrung bald, so ist die Leber ein Leckerbissen, überhaupt das Thier selbst eine gute und gesuchte Speise. Ein langweiligeres Thier ist nicht leicht zu sehen; ist es gesättigt, so sitzt es in eine Ecke und bleibt mit eingezogenem Halse und Füssen tagelang auf derselben Stelle. Sie begatten sich im Stalle, welches Geschäft tagelang dauert und wobei sie so erbärmlich klagende Töne von sich geben, dass man meint, ein Mensch liege am Sterben. Sie werden so zahm, dass sie einem aus der Hand fressen und haben ausser dem Menschen keinen Feind als den Jaguar, der mit seinen Klauen das Fleisch aus der Schaale ziehen soll. Sie legen 5 bis 6 grosse runde harte Eier, die sie nicht verscharren. Ich kenne zwei Abarten, die eine mehr rund mit gelben Flecken am Kopfe und den Füssen, die andere mehr eckig mit rothen Flecken. In den Eingeweiden beider Abarten sind immer massenhaft Würmer.

Die zweite Art von Landschildkröten, Testudo carbonaria, hat einen mehr gewölbten grauen Oberschild, ist viel kleiner und selten.

Noch seltener ist die Klappenschildkröte, Xinosternum scorpioides, von kaum 8 Zoll Länge.

Unter den Sumpfschildkröten ist die Arakaka, rundlich und nicht über handgross, die häufigste, sie ist platter als die anderen, und wird nicht genossen.

Die sonderbare Matamatta (Chelys imfibriata) erhielt ich manchmal lebend aus Cayenne. Sie lebt im Aprouack und Oyapock, wird etwa anderthalb Fuss lang und dient als Nahrung. Obgleich sie sich von Salat und Vegetabilien nähren sollen, so frassen sie bei mir nie das Mindeste und blieben stets wild. — Von Wasserschildkröten kenne ich zwei bis drei Arten. Die eine, welche die Karaiben Waiurubeta nennen, (hydraspus raniceps Gray), wird über einen Fuss lang, ist oval, oben schwärzlich blau, unten gelblich. Sie hat einen langen Hals, den sie auf die Seite des Schildes biegt, Schwimmfüsse und ist sehr wild und bissig. Sie lebt blos von Fischen, denen sie den Bauch aufreisst, während der Pirai ihr manchmal die Füsse abfrisst.

Hitze und Feuchtigkeit ist die Lebensbedingung, unter der sich das bedeutende Geschlecht der Amphibien entwickelt und gedeiht, desshalb ist auch jede einzelne Gattung dieser dem Menschen mehr als andere fernstehender Thiere reichlich vertreten. Während die eben angeführte Gattung der Schildkröten die einzige ist, die Nutzen für den Menschen haben, sind die Schlangen wegen der tödtlichen Waffen, die einige führen, gefürchtet, und auch die Eidechsen und Frösche trotz ihres schmucken und lebhaften Wesens den meisten Menschen unheimliche Gäste.

Unter den Schlangen zeichnet sich das Geschlecht der Boas durch ihre Grösse aus. Die grösste von ihnen ist boa constrictor oder murina, in der Kolonie Aboma, bei den Karaiben Ogoiu genannt. Sie kommt im ganzen Lande, aber stets nur in der Nähe des Wassers vor und erklimmt keine Bäume. Sie soll auf Victoria im obern Surinam in einer Länge von 44 Fuss geschossen worden sein, was ich aber nicht verbürgen will. Ich selbst habe aber im Jahre 1838 in dem Nickerifluss eine solche Schlange geschossen, die ohne Kopf und Schwanz, denn diese hatte ich abhauen müssen, ehe die Neger sie ins Boot hereinzogen, 26 Fuss lang war, also mit Schwanz und Kopf, die weggeworfen werden mussten, etwa 29 Fuss. Das Thier war über mannsdick und 6 Mann konnten das Ungeheuer kaum tragen. Sie war sehr mager, hatte nichts im Magen, aber 78 Junge im Leibe, deren jedes in einem eiförmigen Sacke oder Blase lag und anderthalb Fuss Länge hatte. Ich ass ein Stück des Fleisches, das gar nicht schlecht schmeckte; von jüngeren hatte ich schon oft gegessen.

Sie sind im ganzen Lande häufig, erreichen aber selten eine bedeutende Länge. Die Indianer verabscheuen die Boa wie jede Art Schlangen. In der Kolonie aber wird das ausgelassene Fett derselben gegen Gicht sehr gepriesen. In späterer Zeit, im Jahr 1874, befand ich mich in meinem Boote im Wanekreek, als wir ganz in der Nähe und in einem Dickicht von Mocco Mocco eine starke Bewegung und lautes Schnauben hörten. Sogleich versicherten mich die Indianer, dieses Geräusch rühre davon her, dass ein Kaiman sich mit einer Boa begatte. Meine Einwendung, dass dieses unmöglich sei, galt nicht, jeder Indianer wisse das. Ich war nur neugierig, diese wunderlichen Liebkosungen selbst zu sehen, und wir fuhren so leise als möglich der Stelle zu, von der das Geräusch kam. Da sah ich dann das wirklich eigenthümliche Schauspiel, dass eine etwa 10' lange armsdicke Boa einen vier bis fünf Fuss langen Kaiman fest umschlungen hatte. Den Kopf der Schlange sahen wir nicht, wohl aber den des Kaimans, der mit dem Schwanze das Wasser schlug. Wir schossen auf den Abstand von kaum sechs Schritten, worauf blitzschnell die Schlange sich abhaspelte und davon eilte, der Kaiman aber untertauchte; die leichten Schrote konnten die Thiere nicht bedeutend verletzt haben. Was nun die Beiden da getrieben haben, kann ich nicht vermuthen, eine Begattung war es freilich nicht.

Vermuthlich war es ein Kampf, denn um den Kaiman fressen zu können, war die Schlange viel zu klein. Dergleichen Kämpfe oder monstreuse Umarmungen scheinen aber häufig vorzukommen, weil alle Indianer damit bekannt sind.

Die Boa murina hält sich oft in den Wassergräben der Pflanzungen auf und frisst da gerne Enten und andere Wasservögel, sonst nährt sie sich von Wild, das über die Flüsse schwimmt, als Capybaras, Pakirs, Hirschen und dergleichen. Sie verräth sich wie die giftigen Schlangen durch einen unangenehmen knoblauchartigen Geruch, der gerade bei ihr besonders bemerkbar ist.

Die Hochlands-Aboma, Abgottschlange, Boa canina, wird nicht über 16 bis 18 Fuss lang, schenkelsdick und man trifft sie meist auf Bäumen, in deren Aesten sie dicht verschlungen tagelange liegt, so lange sie nicht der Hunger auf die Jagd treibt, wo sie kleineres Wild, als Cavias, Pacas, Pakirs und hühnerartige Vögel frisst.

Es ist ein wunderschönes Thier, gefleckt und in allen Farben des Regenbogens schillernd. Sie wird leicht zahm und jetzt häufig in Menagerien und zoologischen Gärten gezeigt. Man muss diese Schlange lange reizen, ehe sie in Zorn geräth, aber dann dauert auch derselbe einige Stunden lang und offenbart sich durch ein Zischen, das im Tone ganz dem Ausströmen des Dampfes aus einem Kessel gleicht. Die meisten Buschneger verehren das Thier, ich habe aber nie gesehen, dass man es auf einem Dorfe zahm gehalten hätte.

Eine dritte, Boa cenchris, ist viel seltener und wird nicht über 8 Fuss lang. Kleinere Arten dieses Geschlechtes halten sich immer auf Bäumen auf und liegen zu Klumpen verschlungen in den Aesten. Ich fand eine dieser kleinen Boas mehreremale auf Bananenbäumen und jedesmal in ihrem Bauche dieselbe Art von Fledermäusen. Eine sehr schöne Art, welche etwa 6 Fuss lang wird, ist prächtig hellgrün, mit gelblichem Bauche und regelmässigen weissen Flecken an der Seite. Die Indianer nennen sie Kulewagaimo oder Papagaienschlange.

Die giftigen Schlangen, die kaum 5 Prozent sämmtlicher Schlangen betragen, sind ebenso faul und phlegmatisch wie die Boas, greifen den Menschen nie an, ja lassen sich unter Umständen in die Hand nehmen und wegtragen. Ich sah wie ein Indianer beim Klettern über einen Baum auf die gefährlichste aller Schlangen, auf eine zusammengerollte Capassischlange (trigonocephalus rhombeatus) trat ohne dass sie den Platz verlassen hätte, bis der Indianer ihr mit dem Hauer den Kopf abschlug. Dieses Phlegma ist zum Glück des Menschen allen giftigen Schlangen eigen. Ich selbst schoss einmal und nur auf den Abstand von 3 Schritten, mit einem Pfeile eine armsdicke Klapperschlange, Crotalus horridus, deren Klapper sieben Ringe hatte, ohne dass das furchtbare Thier, das mich ganz ruhig näher kommen liess, mich angegriffen hätte. Nur eine kaum fusslange Schlange, bräunlich, mit blauen Bändern, macht davon eine

Ausnahme: begegnet sie dem Menschen, so macht sie sich breit wie ein Band und springt oder hüpft auf ihn, um zu beissen. Ganz das Gegentheil der giftigen, die meist dunkle Farben und oft Kielschuppen haben, sind die Baumschlangen.

Kaum erblicken sie den Menschen, so schlüpfen sie durchs Gebüsch und kriechen mit einer Geschwindigkeit und so geräuschlos auf die höchsten Bäume, dass das Auge kaum folgen kann. Sie sind fast immer schön gefärbt, oft vom lebhaftesten Grün, gelb oder blau und gefleckt, haben schöne grosse Augen und sind mit wenigen Ausnahmen nicht über sechs Fuss lang. Sie nähren sich von Fröschen, Vögeln, Eiern und kleinen Säugethieren, verschmähen aber auch Insekten nicht.

Zwei Drittel der sämmtlichen Schlangen der Kolonie gehören zu dieser Gattung, die in Deutschland durch die Ringelnatter vertreten wird, welche letztere bei weitem nicht diese Lebhaftigkeit besitzt, wie ihre Schwestern im Süden.

Unter den Eidechsenarten nimmt der Kaiman die erste Stelle ein. Es bestehen davon zwei Arten.

Er kommt in allen Sümpfen und Flüssen vor, frisst hauptsächlich Fische und Wasservögel, liegt stets am Ufer, mit der Schnauze und manchmal mit dem Rücken über'm Wasser und wird höchstens sechs Fuss lang. Doch besteht bei den Indianern eine Sage, dass in der Gegend von Armina ein grosser Kaiman gelebt habe, nach dem noch eine Insel Agale ibao den Namen führt

Der grosse Kaiman, der oft zwanzig Fuss lang wird und schon in dem von dem westlichen Grenzposten Nickerie blos acht Stunden entfernten Berbicefluss zu Hause ist, ist hier ganz unbekannt. Es ist dieses abermals ein Beweis dafür, dass Surinam keinen Wasserweg nach dem Amazonenfluss hat, wie britisch Guiana, wodurch dieses Land mit solchen liebenswürdigen Bestien bevölkert worden ist.

Der Kaiman legt gegen 20 längliche, 3 Zoll lange, mit einer porösen Schale überzogene Eier, die er in ein Nest, das er aus verfaultem Holz und Blättern zusammenscharrt, legt und dann, wie die Indianer mich versicherten, in der Nähe bleibt, um es von Zeit zu Zeit zu besuchen. Die Indianer essen das Fleisch des Kaimans, das nach Moschus schmeckt, sehr gern; in der Kolonie macht niemand Gebrauch davon.

Ungleich beliebter als der Kaiman ist der Leguan, Ignana delicatissima. Diese harmlose Eidechse, die mit dem langen geisselartigen Schwanze manchmal über sechs Fuss lang wird, lebt blos auf Bäumen, deren Laub und Blüthen sie frisst. Sie ist grünlich von Farbe, der Bauch heller, hat graue Augen, einen häutigen, zwei Zoll langen Sack am Halse und auf dem Rücken einen Kamm von aufrechtstehenden zackenförmigen Schuppen, die etwa zolllang sind. Die Weibchen legen am Anfang der Trockenzeit, im August, ihre Eier in den Sand, indem sie sich lange Höhlen graben und darin bleiben, bis die Eier, 25 bis 40 an der Zahl, gelegt sind. Diese Eier sind

etwas grösser als Taubeneier, länglich und wie die Eier der Seeschildkröten mit einer pergamentartigen Schale umgeben. Sie enthalten kein Weisses und übertreffen an Wohlgeschmack alle Vogel- und Amphibieneier, die ich kenne. Der Leguan hat ein sehr feines, dem der Hühner ähnliches Fleisch. Ein Leguanweibchen mit seinen Eiern ist ein Gericht, das dem Besten Europas nicht nachsteht.

Die Jungen schlüpfen im Oktober und November aus. Die jungen Leguans sind etwa vier Zoll lang, vom lebhaftesten Grün, mit gelblichem Bauche und der Sack unter dem Halse hat rothe und blaue Streifen. Es sind die niedlichsten Eidechsen, die man sehen kann. Sie nähren sich von jungen kaum entsprossenen Pflanzen, und ich hatte jedes Frühjahr meine liebe Noth mit ihnen. Pflanzte ich Bohnen, so kamen sie jeden Tag, wenn die Sonne am heissesten braunte, in den Garten und frassen die jungen Schösslinge auf; ebenso im Blumengarten die jungen Blättchen der Campanulas und Ipomaen, von denen ich Lauben hatte. Ich stellte daher Indianerknaben auf, liess sie mit Pfeilen schiessen und bezahlte für jeden Geschossenen einen Sous. Dabei waren diese Thiere schlau und liessen sich nicht sehen wenn sie Unrath merkten. In einem Vormittag schoss mir einmal ein Indianerknabe siebenzehn kleine Leguans.

Eine andere grosse Eidechse, die sich um die Wohnungen aufhält, von Insekten, Vögeln, jungen Hühnern und Enten lebt, ist der Sabacarra (Tajus monitor). Sie wird über drei Fuss lang, hat eine gespaltene Zunge, die sie wie die Schlangen häufig herausstreckt, ist sehr glattglänzend, dunkelbraun und gelb gefleckt, läuft immer umher und schnüffelt mit der Nase im Boden nach Insekten und Würmern. Wird sie gejagt, so streckt sie den Schwanz etwas in die Höhe, sonst zieht sie ihn auf der Erde nach sich. Ihre Eier gleichen denen des Leguan, sind aber bei weitem nicht so schmackhaft. Sie legt dieselben gerne in Termitennester und besteigt zu diesem Zweck kleine Bäume, sonst hält sie sich immer auf dem Boden auf.

Gewöhnliche Eidechsen gibt es gar verschiedene Arten, am meisten findet man um die Häuser und in Gärten die Lacerta ameiva, die bis anderthalb Fuss lang wird. Sie ist oben schön grün, gegen den Schwanz und die Unterseite bläulich, mit braunen Flecken. Man sieht sie den ganzen Tag und bei der grössten Hitze herumlaufen, die Erde aufwühlen und nach Insekten suchen; ihre Eier vergräbt sie in den Sand.

Sechstes Kapitel.

Ehe ich auf einige Tage den obern Maroni besuchte, fand ich noch Gelegenheit, einem Jagd- und Fischzug beizuwohnen, den Indianer in den nächsten Tagen vorhatten und wo sie sich meines Netzes bedienen wollten, um eine grosse Bucht oder Kreek abzuschliessen. Die Abwesenheit vom Dorfe sollte vier Tage dauern und die Weiber waren beschäftigt, das nöthige Brod zu backen und Tapana und Sacura zu bereiten.

Wir traten mit zwei Booten die Reise an und es waren ausser mir und meinen Indianern noch sieben Männer, drei Frauen und zwei Kinder dabei. Eigentlich war der Hauptzweck der Reise junge Flamingos oder vielmehr ibis rubra, (den man in Surinam Flamingo nennt) und Reiher zu erhalten, die in den Gebüschen nahe bei einer vom Dorfe etwa acht Stunden entfernten Schlammbank nisteten, wohin man zu Fusse nicht kommen konnte.

Obgleich der ächte Flamingo, phoenicopterus, auch an der Seeküste vorkommt, so kennt man ihn doch kaum in der Kolonie, da er nur an dem unzugänglichen Seeufer zwischen dem Maroni und Oranje in grösseren Flügen gesehen wird und in der Kolonie nicht zu nisten scheint. Die rothen Ibise und Reiher, die gerade Eier und Junge hatten, wollte man holen, dann an dem Wia Wiakreek Krabben fangen und auf dem Rückwege mit meinem Netze die bewusste Bucht absperren.

Das Progamm zu dieser Jagdpartie hatte Kapitän Georg, dessen Indianername Mosagai war, aufgestellt, er leitete den Zug; ich bummelte als Volontär mit und hatte meine Jungen zu Hause gelassen. Wir fuhren gegen 9 Uhr Morgens ab und hatten bald mit pagaien die Gewerimansecke erreicht, als der Wind sich erhob und wir rasch längs dem sandigen Seestrande fuhren, an dessen Ende eine Hütte stand, die von früheren Ausflügen herrührte und in der wir die Nacht zubringen wollten.

Einige grosse Schildkröten trieben an uns vorbei, auch zwei in der Paarung begriffene, die ganz willenlos von den Wellen dem Ufer zugeschaukelt wurden. Die Hütte war im elendesten Zustande, was die Indianer übrigens vorausgesehen hatten, denn sie brachten grosse Bündel Helikonienblätter mit und in wenig Minuten war das Dach so ausgebessert, dass es gegen Regen schützen konnte. Darunter zu schlafen war für so viele Menschen keine Möglichkeit. Die Corjalen wurden in eine Bucht gezogen und während die Weiber trockenes Holz zusammensuchten, um Feuer zu machen, wateten die Männer durch die Mangrovegesträuche in einem zähen Schlamm, indem sie bei jedem Schritte bis an die Kniee einsanken, längs der Küste hin und kamen nach einer halben Stunde so beladen mit den schönsten

und grössten Krabben, (Uca una), zurück, dass sie dieselben kaum schleppen konnten.

Inzwischen war ich auch mit der Flinte längs des an der Ostseite sandigen Ufers gegangen und sah keine zwanzig Schritte von mir entfernt sechs bis acht grosse Moschusenten in einem Dümpfel friedlich bei einander. Ich schoss, traf aber keine, dagegen zwei grosse Schnepfen, die ich gar nicht bemerkt hatte. In einiger Entfernung spazierten mehrere grosse Flamingos (Phoenicopterus) im Sumpfe herum, sie sahen auffordernd zu mir herüber, aber die Entfernung wäre auch für einen guten Schützen zu gross gewesen.

Ich kehrte also mit meinen zwei Schnepfen zurück und fand bereits vier grosse Töpfe auf dem Feuer, worin die Krabben gekocht wurden, nachdem man sie zuvor im Sumpfe abgewaschen hatte. Das Wasser in demselben schmeckte brackisch, zum Trink- und Kochwasser gruben daher die Indianer am Seestrande, der von der hohen Fluth nicht überschwemmt wird, ein drei- bis vier Fuss tiefes Loch in den Sand, dass sich sogleich mit hellem trinkbarem Wasser füllte, während das Seewasser salzig und das des Sumpfes, wie gesagt, brackisch ist. Wenn mir auf meinen späteren Reisen das Wasser ausging, habe ich mir immer auf eben diese Weise trinkbares Wasser verschafft.

Als die Krabben gekocht waren, ging es an ein Essen, dem zuzusehen eine Lust war; die Scheeren und Füsse wurden zerklopft, um das süsse Fleisch zu bekommen: in die Schale voll von grünem Fett und einem schwarzen bittern Unrath drückten die Indianer in Pfefferbrühe geweichtes Cassavebrod und fuhren so mit Essen fort, bis auch der letzte Krabbe zerklopft war. Das Krabbenessen ist, wenn man blos Scheeren und Füsse nimmt, eine langweilige Arbeit, womit man wohl ein paar Stunden zubringen kann, ehe man recht satt wird.

In Paramaribo gehört eine Krabbenpastete unter die ersten Leckerbissen des Landes. Das weisse Fleisch der Scheeren und Füsse wird mit Chalotten, Petersilien, Weckmehl, Butter und Gewürze zu einem Teige gewiegt, die sorgfältig gewaschenen Schalen damit gefüllt und diese im Ofen oder unter einem Aufzugdeckel gar gebacken.

Zur Sauce wird das Fett, das sich an den Seiten der Schale befindet, mit etwas Butter gequirlt, zerriebene Citronenschalen, Gewürznelken, Muskatblüthe und spanischer Pfeffer hinzugethan und das Ganze kochend heiss mit einem Wasserglas voll Cognac oder Rum verdünnt; die Sauce sieht dunkelgrün aus und wird mit den Pastetchen gegessen.

Es ist unglaublich, welche Massen von Krabben den Seestrand bewohnen. Soweit die Schlammküste sich erstreckt, also etwa acht Stunden lang, ist sozusagen Loch an Loch, und zwar sind dieselben gewöhnlich keine zwei Fuss auseinander und immer mehr als einen Fuss tief. Die Krabben sitzen da vor ihren Löchern und nähren sich von Thier- und Pflanzenresten. Ihre Schale ist beinahe vier, das ganze Thier

aber wohl zwölf Zoll breit und drei Zoll lang. Die Füsse sind dicht behaart und rothbraun, die Schale bläulich oder gelblich.

Eine andere. viel seltenere Art. (Uca laevis), kommt an einigen Plätzen am Ufer des Flusses vor. Die Krabben dieser Art sind viel grösser als die besprochenen, ihre Schale mehr gewölbt und hellblau gefärbt; die eine Scheere ist bei ihnen immer ziemlich grösser als die andere; die Karaiben heissen sie Waiamu Krabben, während die gemeinen Krabben von ihnen Kusa, von den Arowaken aber Kwa genannt werden. Bei niederem Wasserstand sitzen die Krabben immer vor ihren Löchern, wittern sie aber Gefahr, so schliessen sie die Scheeren fest an die Brust, und fliehen schnell zurück. Da sie in dem engen Loch die Scheere nicht ausbreiten können, so kann sie der Indianer, indem er in das Loch greift und beide Scheeren dem Thiere fest an den Leib drückt, herausnehmen, ohne dass sie diese Waffen gebrauchen können.

Im Monat August ist der Krabbentanz oder ihr Karneval, wo verschiedene Arten dieser sonderbaren Geschöpfe wie närrisch auf dem Ufer umherlaufen, sich verfolgen und einander die Scheeren abzukneipen suchen. Vermuthlich ist dies ihre Begattungszeit. Auf diesen Karneval folgt die Fastenzeit, denn sie ziehen sich gleich nachher in ihre Löcher zurück, wo sie ihre Schalen abwerfen, und erst, wenn die neuen erhärtet sind, wieder ans Tageslicht kommen.

Eine andere viel seltenere Art, in der Kolonie unter dem Namen Sirca, bei den Arowaken als haralubata bekannt (lupa diacantha) hält sich nur in See- und Brackwasser auf, lebt von thierischen Substanzen und wird in den Gräben von Paramaribo und in Salzwassersümpfen gefangen. Ihre Schale ist viel platter als die des gewöhnlichen Krabben, an der Seite gezähnt und stachelich, ebenso wie die beiden gleich grossen Scheeren. Sie sind gelblich von Farbe, durch das Kochen aber werden sie krebsroth und gleichen im Geschmack europäischen Krebsen.

In den Flüssen findet man in Felsenlöchern und hohlen Bäumen einen sehr wohlschmekenden Krebs, Palaesmon (?). Er ist grösser als der Edelkrebs, manchmal über einen Fuss lang, mit langen dünnen walzenförmigen Scheeren: schwärzlich von Farbe wird er durch das Kochen hochroth.

Garnalen, in Surinam Sarre Sarre genannt, kommen in Menge im Brackwasser vor und werden in Netzen gefangen.

Nachdem nun meine Indianer sich an Krabben vollgegessen hatten, pflegten sie der Ruhe und schoben den Besuch der Vogelnester bis auf den andern Tag auf, obschon es dahin kaum eine halbe Stunde zu fahren war.

Weil die Fluth das Ufer überschwemmte, mit Ausnahme des etwas höher gelegenen bei 30 Schritte langen Sandhügelchens, auf dem wir unser Lager aufgeschlagen hatten, so hingen wir unsere Hängematten an Pfählen auf, die noch von früherer Zeit her zu gleichem Zweck in den Sand eingerammt waren. Blos die Weiber

und Kinder blieben in der Hütte. In der Mitte des Lagerplatzes brannte ein mächtiges Feuer, und da die Indianer dem mitgebrachten Tapana tapfer zusprachen, so war alles munter und froher Dinge, denn eine solche Jagdparthie ist für sie auch zugleich ein Vergnügen, besonders wenn die Ausbeute so lohnend ist. Es ist zu verwundern, dass, während ich in Hosen, Hemd und Schlaftuch eingehüllt, in einer aus starker Leinwand verfertigten Hängematte lag und bei dem starken Seewind, der uns bestrich, mich mit einer wollenen Decke zugedeckt hätte, wenn ich eine solche bei mir gehabt haben würde, die Indianer ganz nackt in ihren Hängematten lagen und ruhig schliefen. Ich sah später oft, wenn wir im Walde unter freiem Himmel übernachten mussten, wie wenig sich die Indianer daraus machen in vom Regen durchnetzten Hängematten zu schlafen, und obschon sie oft an Dyssenterie leiden, so habe ich doch nie einen gesehen, der von Gicht oder Rheumatismen geplagt gewesen wäre. Ein Beweis, dass, jemehr man sich abhärtet, man um so weniger von jenen Krankheiten heimgesucht wird.

Als die Nacht eingebrochen war, sahen wir beim Scheine des Mondes eine Eule von der Grösse des Uhus auf einen Baumstamm fliegen, um uns durch ihren Gesang zu ergötzen. Sie heisst bei den Indianern Abirigigi — bubo virginianus (?), ihr Geschrei ist wie ihr Name. Sie soll blos von Krabben leben, was auch die ausschliessliche Nahrung eines kleinen Falken ist, den die Indianer ebenfalls nach seinem Geschrei kwabibi nennen, dieser Falke ist blos da zu finden, wo Krabben sind, und ich habe ihn oft bei seiner Mahlzeit überrascht. Er ist aber nicht gross und stark genug, um sich an grosse Arten machen zu können, und begnügt sich mit den kleinen rothen und blauen, die bei niedrigem Wasser in Unzahl unter den Mangrove-Bäumen herumspazieren.

Am andern Morgen war wieder Ebbe und erst mit der Mittagsfluth wollten die Indianer an die Stelle fahren, wo die Vögel nisteten, denn weit und breit war nach Westen zu der Seestrand ein bodenloser Schlamm. — Die Männer schossen nun in den ablaufenden trüben Wellen Sägefische, kleine Haie, und eine Menge Welse, und als das Wasser mehr sich zurückgezogen hatte, suchten sie in den überall herumliegenden alten Baumstämmen nach einem bei anderthalb Fuss langen Schuppenfisch, den man in Surinam Lomp heisst, (Batrachus surinamensis?) Er ist von widerlichem Aussehen, mit grossem breitem Krötenkopf, aber wegen seines feinen Fleisches sehr geschätzt. So hatten wir, ehe es auf den Vogelfang ging, wieder eine flotte Mahlzeit und so viel Fische, dass ein grosser Carbacot errichtet und der Fang geräuchert wurde, ein Geschäft, das die Weiber, die den Vogelfang nicht mitmachten, zu versehen hatten.

Endlich gegen die Mittagsstunde kam die Fluth auf und wir fuhren der Ecke zu, wo die Vögel nisteten. Schon von weitem sah man das grelle Roth der Ibisse und das blendende Weiss der Reiher oder, wie wir sie nennen, Sabakus aus dem grünen Gebüsche her-

vorleuchten. Als wir näher kamen und die armen Vögel sahen, dass wir auf ihre Brutplätze zufuhren, umkreisten sie uns bei Hunderten und setzten sich auf die benachbarten Bäume, um uns zu beobachten. Die Fluth brachte uns bis unter die Nester, die 6 bis 8 Fuss über dem höchsten Wasserstand, aus Reisern gar kunstlos gemacht, in den Astgabeln der Bäumchen angebracht waren, und hätte man mit leichter Mühe, denn keines der Bäumchen war über armsdick, Eier und junge Vögel ins Boot schütteln können. Es waren im Umkreise Hunderte von Nestern, viele aber bereits verlassen. In jedem befanden sich je zwei Eier oder Vögel, Ibisse oder Reiher. Die Ibisse waren oben schwarz mit weissem Bauch; sie erhalten in der ersten Mause ein graues, dann ein fleischrothes und dann erst ihr prachtvolles scharlachrothes Gefieder; die Reiher aber sind und bleiben weiss.

Wir bekamen etwa dreissig Paare junge Vögel beider Arten. Bei weitem grösser war die Ausbeute an Eiern, wovon aber die meisten angebrütet waren, was die Indianer jedoch keineswegs verhinderte, sie mit dem grössten Appetit zu verspeisen, denn am selben Abend sah ich noch einen grossen Topf mit Eiern, die, hart gekocht oder aufgeschlagen, junge Vögel in allen Brutstadien enthielten, dabei Dotter und Weises in allen Farben und mit gelben und rothen Adern durchlaufen. Ein Gericht, dass dem Hungrigsten der Appetit hätte vergehen sollen.

Die armen spindeldürren Vögel wurden nun mit den Fasern des Mahobastes je zwei und zwei an einander gebunden, sassen oder lagen im Boote, und Niemand dachte daran, sie zu füttern, als sie vor Hunger ihre grossen Schnäbel aufsperrten. Eine Herzlosigkeit ohne Gleichen charakterisirt Indianer und Buschneger. Ihre Hunde, die sie doch zur Jagd so nöthig haben, sind schattendürr, und Niemanden fällt es ein, die oft vor Schmerzen wimmernden Thiere von ihren Sandflöhen, Muskittenwürmern oder Zecken zu befreien. Mancher junger Affe oder Papagai geht zu Grunde, weil er nicht genug zu fressen bekommt.

So war es eben auch bei diesen Wasservögeln, denen Weiber und Kinder Fischchen fangen sollten, und die eben nach und nach Hungers starben, wenn nicht ein mitleidiges Nachtraubthier sie vorher aus den Hütten holte und auffrass. Nie konnte ich mich an die rohe mitleidslose Weise gewöhnen, mit der die Indianer die Thiere behandeln und immer suchte ich sie daran zu verhindern.

Auf meinen vielen späteren Fahrten mit Indianern fuhr ich stets, um Schmetterlinge oder Blumen zu suchen, längs der Flussufer hin. Oft findet man da Bäume, welche ins Wasser gefallen sind mit ganz entlaubten Zweigen, die wie Besenreiser aus dem Wasser hervorragen. In die Gabeln dieser Reiser bauen gar gerne mehrere Arten Kolibris ihr Nestchen, denn sie hoffen vor den Nachstellungen von Aeffchen und Schlangen sicher zu sein.

Diese Nestchen sind von einer gelblichen zunderartigen Substanz, die von grossen schwarzen Ameisen verfertigt wird: das Vögelchen

befestigt das Nestchen mittelst Flechten und füttert es innen mit der Seide des Seidenwollen-Baumes oder einigen Asklepias-Arten aus.

Zwei kleine, kaum bohnengrosse Eier liegen darin, die der Kolibri blos bebrütet, wenn es regnet oder die Sonne dazu nicht stark genug scheint. Schlüpfen die jungen Vögel aus, so sitzen sie mit ihren nackten Körperchen, die kaum die Grösse eines Maikäfers haben, in der brennenden Sonnenhitze, so dass man nicht begreifen kann, dass die armen Thierchen nicht verdorren. Sahen nun die Indianer ein solches Nestchen, so machte es ihnen ein wahres Vergnügen, die Vögelchen ins Wasser zu werfen und das Nest in ihre Feuerbüchse zu stecken. Merkte ich aber ihre Absicht auf solch ein Nest. und glücklicher Weise sind diese fliegenden Juwelen in unsern Waldungen und Savannen noch sehr häufig und Niemand macht auf sie Jagd, um sie zu albernem eitlen Frauenputz zu verwenden, so ergriff ich schnell den Steuerpagai und gab dem Boote eine andere Richtung, so dass das Nest nicht mehr zu erreichen war, worüber dann herzlich gelacht wurde.

Nachdem nun alles, was man von Eiern und Vögeln hatte erreichen können im Boote war, kehrten wir zum Lagerplatz zurück, wo wir erst um fünf Uhr Abends ankamen, worauf wieder aufs Neue der Schmaus anging. Die Kreek am Lagerplatz, die man mit dem Netze hatte absperren wollen, war nicht tief genug, man wählte also eine andere in der Nähe der Geweriman-Ecke. Wir traten am dritten Tage die Heimfahrt an. nachdem die Indianer noch über 20 Körbe Krabben in weniger als zwei Stunden geholt hatten.

Die See war ruhig und die Reise ging rasch von Statten, so dass wir schon am Mittag an dem Kreek waren, den die Indianer abschliessen wollten und uns auf der Sandbank sogleich häuslich einrichteten. Während nun die Weiber einen Barbakot aufschlugen und Holz suchten, um die Räucherung der Fische fortzusetzen, schoss ein Theil der Indianer Fische und suchte Lumpen und andere rammten Pfähle in die Mündung des Kreek, woran das Netz befestigt wurde. Es hing nun zusammengewickelt auf den Pfählen und sollte, sobald die Fluth gegen Morgen am höchsten war, herabgelassen werden, um den Eingang des Kreek zu versperren.

So geschah es denn auch und noch vor Tagesanbruch sagten mir die Indianer, dass ein ungeheurer Fisch in dem Kreek eingesperrt sei und beinahe das Netz zerrissen habe. Als es zu tagen anfing, ging ich auch hin. Das Wasser war schon etwa zwei Fuss gefallen und hinter dem Netze herrschte ein tolles Leben; es war als ob das Wasser kochte; aber da es noch zu dunkel war, konnten die Indianer ihre Pfeile nicht gebrauchen.

Inzwischen hüpfte ein Geweriman um den andern über's Netz und entschnapte, was jedesmal den Indianern einen Schrei des Unwillens entlockte und mit Recht, denn der Geweriman, Mugil brasiliensis, ist der beste Seefisch des Landes und wird in der Kolonie Salm genannt, obwohl er zum Geschlecht der Barsche gehört; er

hüpft aber wie der Salm manchmal sechs Fuss hoch aus dem Wasser und über die meisten Netze weg.

Ein ungeheurer Fisch machte in dem jetzt kaum noch vier Fuss tiefen, noch immer abnehmenden Wasser einen gewaltigen Rumor, endlich, nachdem er schon mehrere Pfeile im Leibe stecken hatte, legte er sich auf die Seite und man sah, dass es ein sogenannter Granmorgo, bei den Franzosen Vieille genannt, war. Derselbe hat die Form eines Karpfen, ist von schwarzgrauer Farbe, seine Schuppen sind thalergross und der Gefangene war wohl 6 Fuss lang, 3 Fuss hoch und beinahe 2 Fuss breit, so dass er bei 4 Centner schwer gewesen sein konnte. Uebrigens ist sein Fleisch grob, schwammig und nicht geachtet.

Als das Wasser abgelaufen war, hatten wir eine Menge Fische, meist Welse, aber nur einen einzigen Gewerimau, alle anderen waren über das Netz hinausgehüpft. Diesen einen behielt ich für mich. Als das Netz gewaschen war, wurden die Boote beladen und wir machten uns auf den Heimweg. Der Jagdzug war ergiebig gewesen; frische und geräucherte Fische aller Arten, Krabben, Vogeleier und junge Vögel waren im Boote der Indianer, während in dem Meinigen blos der Granmorgo und zwei Körbe mit Schildkröteneiern waren. Als wir die Gewerimanecke, wo Tausende von angeschwemmten Baumstämmen umherlagen, umfahren hatten, wurde das Boot vom Lande aus an den zusammengeknüpften Tauen gezogen. So kamen wir denn gegen 3 Uhr Nachmittags im Dorfe an. Vom Granmorgo behielt ich blos den Kopf, der so schwer war, dass meine beiden Jungen ihn kaum tragen konnten; aus der Schnauze machte ich für mich einen trefflichen Ochsenmaulsalat, das Andere liess ich räuchern.

Nur wenige Tage noch sollte mein Aufenthalt am Maroni dauern, denn obgleich ich gerne den verlassenen Posten Armina besucht hätte, so wollte mich doch Niemand dahin begleiten. Nur mit Mühe fand ich zwei Bursche, die mich nach dem Dorfe der Indianerin Anna, oder nach ihrem indianischen Namen Melkiawa bringen wollten. Dieses Dorf lag oberhalb der ersten Inselgruppe auf französischer Seite und war fünf Stunden von der Mündung entfernt. Zwölf Jahre später wurde hier das Strafetablissement St. Laurent angelegt.

Ich wurde von meiner alten Freundin freundlich empfangen, denn ich kannte sie aus meiner Korporalszeit und sie war schon damals ein geachtetes Oberhaupt. Auf ihrem Dorfe mochten etwa zwanzig Indianer wohnen, und da mein Dram schon längst zu Ende war, so blieb in den drei Tagen, die ich bei ihr zubrachte, unser Verhältniss auch ein sehr nüchternes.

Ich sammelte Pflanzen, die in der Nähe der See nicht vorkommen, besonders zwei Arten grossblumiger Aristolochias, deren eine ganz die Form eines Reptils hatte, braungefleckt und wohl sechs Zoll lang war.

Ich erstaunte über die Menge des prachtvollen grünen Schwalbenschwanzes Leilus, den ich zeitenweise über den Fluss fliegen sah.

Er kommt im ganzen Lande vor und ich habe manchen in der Kaserne von Paramaribo gefangen, wohin er sich vor den Verfolgungen von Seiten der Vögel geflüchtet hatte. Es ist einer der schönsten Schmetterlinge Südamerikas; das dunkle und helle sammtartige Grün, das an den gefiederten Schwänzen ins Bläuliche und Weise übergeht, ist von schwarzen Streifen durchzogen und hat einen herrlichen Goldglanz. Jahre lang sann ich darüber nach, was wohl die Raupe dieses Schmetterlings, der manchmal wochenlang in Millionen Individuen über den Maroni fliegt, aber wegen seines schnellen Zickzackfluges nicht leicht zu fangen ist, wohl fressen möge, bis ich den Schmetterling endlich am Eierlegen traf und bald darauf die einzelnen lebenden Raupen sammeln konnte. Die Raupe nährt sich von den harschen, hellgrünen, glänzenden Blättern einer rankenden Staude, die faustgrosse runde Früchte trägt, jede mit drei öligen Kernen, die aber nicht gegessen werden. Sie heisst Omphalea Diandra. Die kleinen Räupchen sind schwarz und weiss gefleckt, mit einzelnen langen fadenförmigen Haaren, fressen sehr schnell, häuten sich einige Male und sind schon nach zehn Tagen ausgewachsen. Sie sind dann olivenbraun mit schwarzen Streifen und Punkten, etwa zwei bis zwei und einen halben Zoll lang und einen Viertelzoll dick und machen auf den Blättern ein Gespinnst von hellbrauner Seide, in dem die braun und schwarz gefleckte Puppe liegt. Der Schmetterling schlüpft nach 16 Tagen und stets um Mitternacht aus, so dass er am frühen Morgen schon genugsam erstarkt ist, um ausfliegen zu können. Ich erzog später auf Albina Hunderte dieser Leilus, aber wenn ich am Morgen nicht mit der grössten Vorsicht den Raupenkasten öffnete, entschlüpften mir manche. Obwohl der Leilus ein Nachtschmetterling ist, so fliegt er blos bei Tage und setzt sich oft auf blühende Sträucher, doch auch da ist ihm schwer beizukommen.

In der Nähe dieses Dorfes dachte ich später meinen Wohnplatz zu wählen und machte auch am zweiten Tage einen Ausflug nach dem gegenüberliegenden holländischen Ufer des Flusses, um vorläufig die Stelle dazu auszusuchen, denn mehr als je stand mein Entschluss fest, in dieser Einsamkeit mir meine Heimath zu gründen. Meine Wahl fiel auf ein verlassenes Indianerdorf, auf dem noch im Jahr 1840 ein alter Karaibe Kwaku gelebt hatte. Dort war er noch im gleichen Jahre gestorben und die paar Indianer, die bei ihm gewesen waren, hatten sich andere Dörfer gewählt.

Hohes Gesträuch bedeckte den Platz und drei grosse Bäume ragten über den niedern Uferwald empor; ein ungeheurer Baumwollenbaum, Bombax ceiba, ein Pflaumenbaum, (Spondias lutea) und ein ficus oder Feigenbaum. Der Platz gefiel mir besonders: er lag auf einer Erhöhung etwa zehn Fuss über dem höchsten Wasserspiegel und der breite Strom bildete nach Nordosten ein weites Bassin.

Bei den Arowaken, die nicht weit davon auf holländischem Ufer und hinter einem kleinen Inselchen wohnten, erhielt ich ein eben ge-

schossenes Stachelschwein (hystrix prehensilis), bei den Karaiben Muruiu genannt, das ich sogleich abzog und präparirte. Ich bekam ein solches Thier später mehrere Male lebend, es nährt sich blos von Früchten, die es wie ein Eichhörnchen zum Munde bringt, ist traurig und wird nicht zutraulich, doch sucht es nicht zu beissen. Es frisst den ganzen Tag, aber doch nicht viel und ist ein dummes langweiliges Thier. Obgleich es nicht eben selten ist, so wird es doch wenig gefunden, da es als Nachtthier sich den Tag über verborgen hält.

Seine grossen Nasenflügel sind immer in Bewegung und der Geruch scheint bei ihm sehr entwickelt zu sein.

Eines Abends im Jahr 1870 wurde mir von einem Indianer ein grosses weibliches Stachelschwein gebracht, das, obwohl mit einem Pfeile angeschossen, noch lebte. Ich liess das arme Thier sogleich tödten und legte es unter die Gallerie meines Hauses, um es am andern Morgen zu präpariren.

Gegen 9 Uhr Abends bei schönem Mondschein sah ich ein Thier um das Haus herumlaufen, das ich für eine Beutelratte hielt und das mein Neffe mit einem Stocke todtschlug. Es war ein Stachelschwein und wir glaubten einen Augenblick, es sei das am Abend getödtete vielleicht blos scheintodt gewesen, aber jenes lag noch todt unter der Gallerie und das eben erlegte war ein Männchen, das jenes Weibchen, obwohl der nächste Wald wenigstens 300 Meter vom Wohnhause entfernt war, gerochen haben musste.

Die Arowaken hatten den Tag zuvor einen Kreek abgesetzt und eine Menge Gumaro's und Kwassimama's lagen auf dem Barbacot. Ich handelte mehrere davon ein.

Die herrlichen Fische des oberen Maronis sollte ich erst später kennen lernen, denn bei den Indianern an der Mündung kommen blos See- und Buschfische vor, während vier Stunden stromaufwärts, wo den grössten Theil des Jahres reines helles Flusswasser vorwaltet, ganz andere Arten gefangen werden.

Hier im reinen Flusswasser nehmen die oberste Stelle sowohl an Zahl, als an Wohlgeschmack die Serrosalmen ein. Der grösste und beste dieser, der in den meisten Flüssen des tropischen Amerika, ja selbst an der Westküste vorkommt und den auch Humboldt so besonders rühmt, ist der Pacu, (Myletes pacu, Schomb.) der bei 15 Pfund schwer, beinahe zwei Fuss lang und fünfviertel Fuss hoch wird. Er ist graulich schwarz gefärbt mit weisslichem Bauche und kleinen sehr festsitzenden Schuppen, die erst wenn der Fisch mit heissem Wasser begossen wird, abgekratzt werden können. Sein Gebiss gleicht beinahe dem eines Menschen, auch zermalmt er damit, wie überhaupt mehrere Fische dieser Gattung, die Früchte, von denen er sich nährt und worunter eine Art Muskatnuss, Myristica sebifera, die Hauptnahrung bildet. Auch frisst er die Blätter der Lacis, die an den Wasserfällen wachsen, in deren Nähe er sich gerne aufhält. Den Tag über bleibt er im Flusse, des Nachts aber besucht

er die Kreeken und Buchten und wird dann, wenn die Indianer eine solche Kreek mit einem Netz oder ihren aus Palmstäben geflochtenen Parels absperren, manchmal in grosser Menge gefangen; auch wird er mit Pfeilen geschossen, selten geangelt und zwar mit der erwähnten Muskatnuss. Das Fleisch ist etwas gelblich, sehr hart und fest, hat wenig Gräten und einen eigenthümlichen, den Kuttelflecken ähnlichen Geschmack.

Der Gumaro, Myletes Oligacanthus, gleicht dem vorigen in der Form, wird aber nur einen Fuss lang und höchstens drei Pfund schwer, er ist schön silberfarben, der Rücken grünlich, der Kiemendeckel roth; er kommt in grosser Menge vor, nährt sich von denselben Früchten, wie der Pacu, zieht aber bei Tag in die Kreeken und wird auf dieselbe Art gefangen. Sein Fleisch ist weiss, fest und sehr fein. Es gibt verschiedene Arten, die im Innern des Landes vorkommen, mir aber nicht näher bekannt sind.

Der Pirai, Serrosalmo piraya, Cuv, etwas kleiner als der Gumaro, aber beinahe von derselben Form, silberglänzend, mit schwärzlichen Dupfen, rothem Augendeckel und Augen, mit sägeähnlichen Zähnen, ist der gefährlichste Raubfisch, lebt blos von Fischen, beisst Schildkröten, Enten und andern Wasservögeln die Füsse ab, oder Stücke aus dem Leib und wird selbst den badenden Menschen gefährlich, wenn sie nicht immer in Bewegung bleiben. Sein Fleisch ist schlecht.

Es scheint übrigens verschiedene Arten zu geben, denn ich fand gefleckte und ungefleckte, auch kommt in den Teichen des Wanekreek eine kleinere schwärzliche Art vor, deren Fleisch sehr gut sein soll.

Der Moroko, Anastomus? ist 1 bis 1¼ Fuss lang, 6 Zoll breit, ein dem Karpfen ähnlicher Fisch, silber- und goldglänzend, der Rücken grünlich, die Schwanzflossen röthlich. Er wird bis zwei Pfund schwer. hat grosse leicht abgehende Schuppen, lebt von Früchten und hat ein rothes, vortreffliches Fleisch mit vielen Gräten; er streicht des Nachts in die Kreeken, hüpft aber über die Hindernisse weg und wird meist mit der Angel, an der die oben genannten Myristicafrüchte befestigt sind, gefangen, oder mit Pfeilen geschossen.

Der Waracu, Anastomus fasciatus, Barben ähnlich, silberfarben mit schwarzen Flecken an der Seite, weissem, sehr gutem Fleische, mit wenig Gräten, ist etwas kleiner als der vorige.

Der Kwassimamman ein fünfviertel Fuss langer, 2½ Zoll hoher barbenähnlicher Fisch, hellbraun, mit schwarzen Querbändern und rothen Flossen, streicht den Tag über und wird, wenn die Indianer einen Kreek absperren, stets bei Tag gefangen. Sein Fleisch ist schlecht und voll von Gräten, ungeachtet seiner schönen Farbe und seiner Verwandtschaft mit den Salmen.

Der Curimatta, Curmata spilurus, ein schöner barbenähnlicher, ebenso wie der folgende zum Salmengeschlecht gehörige

Fisch, ist silberglänzend an den Seiten, auf dem Rücken grünlich, hat gelb- und schwarzgestreifte Flossen, lebt wie die zwei vorhergehenden und der Folgende vom Schlamm, den er auf der Oberfläche des Sandes einschlürft. Er ist, wie der Macca, ein schlechter magerer Fisch, voller Gräten und streicht hauptsächlich des Nachts.

Das Maccafischchen, Curimata Schomburghii, in Form und Farbe ganz wie der vorige, doch viel kleiner und nicht über ein viertel Pfund schwer, streicht des Nachts; ich habe mit einem Netzzug über tausend gefangen.

Der Sonnenfisch Tucanale, Cichla ocellaris, ist ein prächtiger 1½ Fuss langer, 7 Zoll hoher Fisch, grünlich-schwarz mit Goldglanz, gelblichem Bauch, rothen Flossen und Kiemendeckeln und einem mit Gelb eingefassten Flecke an der Schwanzwurzel. Er ist meist in der Nähe von Sandbänken, wird mit Pfeilen geschossen und 5—6 Pfund schwer. Er hat ein weisses, weiches, ganz grätenloses Fleisch und lebt vereinzelt, von Früchten.

Ein barschähnlicher, silberglänzender Fisch ist der Kubi, Sciaena amazonica, von den Franzosen Akuba genannt, der auch im Salzwasser lebt und nur zeitenweise in grossen Zügen die obern Flüsse besucht, wo er Würmer und Insekten frisst. Er hat einen grossen Kopf, in dem sich zwei sehr harte, wie Quarz aussehende rundliche weisse Absonderungen, wie Krebsaugen, befinden und wird 5 bis 6 Pfund schwer.

Er wird blos an der Angel mit Würmern oder Wespenlarven gefangen, an langen Schnüren, die beständig auf- und niedergezogen werden. Ein Indianer fängt zuweilen 20 dieser Fische in einer Stunde. Er sitzt dabei in seiner Corjal, die mitten im Strome vor Anker liegt. Das Fleisch des Kubi ist weiss, blätterig und sehr gut, am besten mit dem des europäischen Schellfisches zu vergleichen.

Der Snuk, Centropomus undecimalis, gehört zu den Barschen und ist ein länglichter, in der Form dem Hechte etwas ähnlicher Fisch; er hält sich meist im Brack- und Salzwasser auf, wo er ziemlich häufig ist, steigt auch die Flüsse herauf, aber nur einzeln. Er ist gelblichweiss, silberglänzend, mit einem längs der Seite laufenden schwarzen Streifen und wird über drei Fuss lang, bis 20 Pfund schwer, hat ein gutes derbes Fleisch und wenig Gräten.

Der Haimura, Macrodon aimara, der in allen grösseren Flüssen und Kreeken vorkommt, ist auch hier häufig, wird oft bei drei Fuss lang und über 20 Pfund schwer. Er ist der in der Kolonie geschätzteste Fisch, obgleich ich den Pacu des süssen und den Gewerinian des Salzwassers ihm vorziehe. Er ist lang von rundlicher Form und blauschwarzer Farbe und hat einen weisslichen Bauch und grosse Schuppen. Der Kopf ist rundlich, der Unterkiefer steht etwas hervor und hat ein sehr scharfes, dem des Kaiman ähnliches Gebiss.

Er hält sich gerne im tiefen schwarzen Waldwasser auf und ist ein arger Räuber, der pfundschwere Fische verschluckt. Ein ihm ganz ähnlicher Fisch, der Batakai, macrodon trahira Spix, wurde

fälschlich für einen jungen haimura gehalten, sie sind aber im Kopfbau verschieden, auch hat der haimura nur wenige Gräten, wogegen der Batakai voll von Gräten und desshalb wenig geschätzt ist. Der Biss des haimuras ist gefährlich und schwer zu heilen, wie überhaupt jeder Biss, Stich oder sonstige Verletzung eines Fisches viel schmerzlicher ist und langsamer heilt, als Verletzungen von anderen Thieren. Mit dem Fang dieses Fisches beschäftigen sich hauptsächlich die Buschneger, und zwar fangen sie ihn in Springkörben. Es sind dies zuckerhutförmige, über drei Fuss lange Körbe aus Palmlatten, durch welche ein elastischer Stab führt, der vermittelst einer Liane an dem an der Breiten- oder Vorderseite befindlichen Deckel befestigt ist. Unten im Korbe steckt ein Frosch oder Fisch an einer den elastichen Stab angespannten Liane. Diese Falle wird in der Nähe unter Wasser an Stellen befestigt, wo starke Strömung ist. Will der Fisch das Lockaas fressen, so schnappt der Deckel zu, und da er sich nicht drehen kann, so ist er gefangen. Die andere Art des Fischens mit der Springangel habe ich bereits beschrieben.

Die Zahl der Welse ist auch im süssen Wasser sehr beträchtlich. Sie kommen in Surinam nicht auf die Tafel der Europäer, weil sie keine Schuppen haben, und werden Negerfische genannt; in Cayenne kennt man dieses lächerliche Vorurtheil nicht. — Unter den Süsswasser-Welsen ist der Pasisi der Karaiben oder Lau Lau der Arowaken einer der vorzüglichsten. Er wird etwa 2½ Fuss lang, ist oben stahlgrau mit weissem Bauch und kann bei 12 Pfund schwer werden. Er hat wenig Gräten, ein weiches, weisses Fleisch und ist ungemein fett. Er wird meist in der Trockenzeit gefangen und scheint in der Regenzeit in das Meer zurückzukehren.

Ebenso häufig wie dieser ist der blos im Süsswasser lebende Tigerfisch, mit ganz glattem breitem Kopfe und weissem Bauche, von grauer Farbe, geziert mit breiten schwärzlichen Bändern. Er hat ein gelbes trockenes Fleisch und wird manchmal vier Fuss lang und bei 30 Pfund schwer. — Es giebt noch einige diesem ähnliche Arten, die aber seltener sind und weniger gross werden.

Panzer- und Stachelwelse sind ebenfalls häufig und in vielen verschiedenen Arten im süssen Wasser, besonders an Wasserfällen zu finden. Sie sind aber klein und mager, und werden blos von Negern und Indianern gegessen.

An Busch- oder Waldfischen ist der Maroni weniger reich als die vielen Kreeken und Sümpfe des obern Commewini oder der Saramacca.

Nur eine Art will ich erwähnen, weil sie an Wohlgeschmack den herrlichsten Fischen der Kolonie gleichkommt; es ist dies ein kleiner unbeschuppter Wels. Dieses Fischchen ist nicht über 8 Zoll lang, bräunlichschwarz gefleckt, mit weisslichem Bauche, und ist unter dem Namen Noja (Auchenipterus maculosus) bekannt. Es lebt blos im reinsten Waldwasser, das über Sandboden fliesst. Sonderbarer Weise befassen sich die Karaiben nicht mit dem Fang des-

selben, obgleich sie es sehr gerne essen, nur die Arowaken beschäftigen sich damit. Am Maroni kommt der Noja blos an gewissen Stellen in dem Wane-Kreek vor. Um ihn zu angeln, werden je 50 bis 60 Fuss auseinander, 10 Fuss lange elastische Stecken, meist Blattstiele von Palmen, in den Kreek gesteckt, an diese sind oben die aus Bromeliaflachs gedrehten Angelschnüre angebunden, woran eine sehr kleine Angel mit einem Wurm, oder einer Wespenlarve hängt. Die Schnüre sind unter dem Wasser so befestigt, dass durch jeden Zug der elastische Stecken zurückspringt und so der Fisch, wenn er angebissen hat, sich nicht mehr losmachen kann. Hunderte solcher Stecken werden gesteckt, und der Indianer fährt zwei oder dreimal des Nachts hinaus, um nachzusehen, die gefangenen abzunehmen und neues Lockaas an die Angeln zu stecken. Die Fische werden geräuchert und schmecken wie der beste Aal, im frischem Zustand noch besser.

Die Buschfische halten sich meist in den Sümpfen auf, die in den Trockenzeiten austrocknen, wo dann einige Arten dieser Fische im Schlamm einen Winterschlaf halten, bis der Regen die Sümpfe wieder anfüllt; andere dagegen ziehen sich in die Flüsse und Kreeke zurück. In der Trockenzeit ist der Fang dieser Fische ein Erwerbszweig der faulen, jeder geregelten Arbeit abholden Farbigen und Neger, die den Markt zu Paramaribo damit versehen. Die Buschfische werden nicht gross, und sind ausser dem Batakai, (macrodon trahira Spir), selten ein Pfund schwer.

In späterer Zeit erhielt ich öfters den Zitteraal, den die Indianer Prake nennen, Gymnotus electricus. Diese Aale sind am Maroni und besonders im obern Lande sehr häufig, sie erreichen oft eine Länge von 6 bis 7 Fuss und die Dicke eines starken Mannesarmes. Der ungeheure Schwanz, der vier Fünftel der ganzen Länge einnimmt, hat ein weiches schwammiges Fleisch, gekocht in seiner Consistenz mit gewässertem Stockfische zu vergleichen, ohne Gräten, aber mit einem faden Geschmack; der kurze Leib aber ist voll von Gräten und kaum geniessbar. Nur wenige Indianer essen diesen Aal.

Seine elektrische Eigenschaft ist zu oft beschrieben, als dass ich mich dabei länger aufhalten wollte. Ich selbst wurde auf eine Weise damit bekannt, die mir leicht hätte gefährlich werden können.

In der Nähe von Albina und kaum eine Viertelstunde davon entfernt, hielt sich in zwei Hütten eine Familie Arowaken auf und konnte man bei niedrigem Wasser leicht zu Fuss dahin kommen, obgleich man einige Stellen passiren musste, wo das Wasser bis um den Leib reichte. Bei solchen Promenaden zog ich die Hosen und wohl auch das Hemd aus. An einer dieser Stellen erhielt ich von einem Zitter-Aale, der mir zwischen den Beinen durchschwamm und seine volle Kraft an mir entlud, einen solchen Schlag, dass ich wie vom Blitz gerührt ins Wasser sank und kaum noch im Stande war, mich an einer Baumwurzel zu halten. Wohl zwei Minuten lang ver-

mochte ich nicht weiter zu gehen, denn ich war wie gelähmt, aber nach und nach verlor sich das sonderbare Gefühl. Von einem andern kaum fusslangen und kleinfingersdicken Aelchen, das ich im Wasser fangen wollte, bekam ich einen Schlag, dessen Wirkung über eine Stunde lang anhielt. Ein anderer Aal, in der Kolonie Schlangenfisch genannt, kommt an Wohlgeschmack dem europäischen nicht gleich.

Nachdem ich allen Indianern, denen ich begegnete, mitgetheilt hatte, dass es mein fester Entschluss sei, mich am Maroni anzusiedeln, und dazu das verlassene Dorf des alten Kwakku zu wählen, und mir alle ihre Hülfe zugesagt hatten, verliess ich meine Freundin Melkiawa und kehrte nach Georgdorf zurück.

Jetzt rüstete ich mich zur Abreise:

Gren und Iradawé blieben am Maroni, nur Aliabali mit seinem Weibchen wollte in seine Heimath zurückkehren, dagegen begleitete mich Curieli und der junge Maniofo, die genau die Plätze kannten, wohin man bei stürmischem Wasser sich flüchten konnte. Zu dieser Reise über See musste das Bord des Bootes erhöht werden, um höher über dem Wasserspiegel zu liegen und um das Hereinschlagen der Wellen so viel wie möglich zu verhüten.

Die Indianer spalteten nun mit der Axt aus dem leichten Holze der Cecrophia peltata zwei dünne, neun Zoll hohe Brettchen, die der ganzen Länge des Bootes nach an beiden Seiten angenagelt wurden und so dasselbe um sieben Zoll höher machten; zur Verstärkung waren Querstangen angebracht, so dass das Ganze, obwohl eine rohe Arbeit, doch ziemlich solid war.

Ich hatte eine hinlängliche Menge Cassavebrod backen lassen, geräucherte Fische und Fleisch, mehr als wir auf der nur zwei Tage dauernden Reise bis Paramaribo nöthig hatten im Boote, nebst einer Menge Wassermelonen, Landschildkröten und Schildkröteneier, so dass dasselbe vollgeladen war. Wir hatten das schönste Wetter, da aber die Meeresküste besonders in der Nacht schwierig zu erkennen ist, so blieben wir am Abend an dem Wiawia-Kreek, wo Curieli sogleich einige Gewerimans schoss, die nebst Krabben ein splendides Abendessen gaben und noch für den andern Tag ausreichten. Mit anbrechendem Morgen fuhren wir ab; eine grosse Schlammbank läuft mehrere Stunden weit längs der Küste bis zu dem kleinen Posten Oranje, und da es Fluth, Springzeit und ziemlich starker Wind war, so brausten ungeheure Wogen, Rollers genannt, unübersehbar lang und fünf bis sechs Fuss hoch aus der See dem Lande zu. Noch nie hatte ich ein solches Schauspiel gesehen und fühlte mich nicht eben behaglich dabei. Curieli und Maniofo aber lachten mich aus und meinten, dass gar nichts zu befürchten sei. Und so war es auch. Jede Woge, die mit Brausen heranrollte, schien über uns sechs Fuss hoch hineinstürzen zu wollen, hob aber das Boot in die Höhe, liess es einen Augenblick auf ihrem Scheitel schweben, wieder sinken und hinfahren, bis es aufs neue aufgehoben wurde, um wieder zwischen

zwei Wogenbergen fortzufahren. So dauerte es zwei Stunden lang, bis man über der Bank war und in tieferes Wasser kam.

Wir fuhren nun bei starkem Winde ziemlich nahe am Strande, der, ganz unzugänglich, keinen reizenden Anblick bot.

Zwischen einer Menge entwurzelter Bäume wuchsen Sträucher und niedriges Buschwerk, zahllose abgestorbene Bäume sahen über dasselbe hervor. Hunderte hochbeiniger Flamingos — Phoenicopterus — standen oder marschirten am Strande, der ihr unbestrittenes Eigenthum war, denn wohl nie wird an diesem unzugänglichen Gestade ihnen jemand nachstellen. Gegen Mittag zeigte sich ein sandiger Strand, der Uferwald verschwand und machte niederm Strauchwerke Platz, denn wir befanden uns wieder in dem kultivirten Theile der Kolonie, und statt des Waldes lagen hinter diesem sandigen Ufer die Baumwollenfelder der Pflanzungen Zeezigt und Dageraad.

Durch ein Labyrinth von Parvabüschen fuhren wir dem Lande zu und in die Mündung des Motkreek, in den man blos bei Springfluth kommen kann. So war also die Seefahrt, die ich mit bangem Herzen unternommen hatte, auf die angenehmste Weise beendigt. Wohl fünfzigmal bin ich im Laufe von 33 Jahren denselben Weg gekommen, und obschon diese Fahrten bei ungünstigem Wetter sehr ermüdend waren, so hatte ich doch nie einen Unfall zu beklagen. Bei dem freundlichen May, dem Kommandanten des Postens Brandwacht, brachte ich den Nachmittag zu und kam nach einer zweimonatlichen Abwesenheit am dritten Tage nach meiner Abfahrt aus dem Maroni wieder in Paramaribo an.

Zwei weitere Monate brachte ich in Para zu.

Ich will diesen Theil meiner Schrift nicht schliessen, ohne noch einige Bemerkungen über die Thierwelt, die diese ungeheuren Waldungen belebt, beizufügen. Schon oft hörte ich die irrige Meinung, dass in einem Lande, wo Hitze und Feuchtigkeit eine kolossale Vegetation begünstigen, auch eine Fauna herrschen müsse, die an Verschiedenheit der Formen und Zahl der Individuen jene der gemässigten Länder bedeutend übertreffen sollte.

In der Verschiedenheit der Arten ist dieses wohl der Fall, aber nicht in der Menge der Individuen. So ist die Zahl der Vierfüssler eine beschränkte, und es treten dieselben bei weitem nicht so massenhaft auf. als z. B. im nördlichen Europa einige Gattungen Nager, in Afrika Antilopen-Arten, in Nord- und Süd-Amerika die Büffel und in Asien wilde Pferde.

Massenhaftes Zusammenleben einzelner Gattungen wird blos durch Prairien und Savannen begünstigt, wo gewisse Grasarten ein gemeinschaftliches Futter bieten. In Waldungen ist beinahe jedes Individuum von dem andern unabhängig und auf sich selbst angewiesen. Die gesellig lebenden sind ausser den Affen, von denen ich schon früher gesprochen habe, zunächst das Nabelschwein. wovon zwei Arten Dicoteles labiatus und torquatus hier vorkommen. Das erstere, bei den Karaiben Puingo, bei den Arowaken Dodele

und den Franzosen Cochon maron genannt, lebt meist in Rudeln von 20 bis 200 Stück und durchstreicht die Waldungen, indem es mit seinem Rüssel die Erde durchschnobert und nach Insekten und Larven sucht. Es ist etwa drei Fuss lang, kaum zwei Fuss hoch, hat einen 1 Zoll langen Schwanz, ganz kurze Ohren, dünne zierlich geformte Füsse, und ist mit dunkelbraunen hellen gefleckten Borsten, die auf dem Rücken länger sind, bedeckt. Es hat zwei dicke Schneidezähne, mit denen es sich gut zu vertheidigen weiss. An der Spitze der Heerde ist ein alter Eber, der den Zug leitet. Finden sie auf ihren Wanderungen eine Pfütze, so wälzen sie sich nach Herzenslust darin, wahrscheinlich um sich der Zecken zu entledigen, von denen sie geplagt werden, denn gefangen und zahm herumlaufend thun sie dies nicht. Wird auf die Vordersten im Zuge geschossen, so entsteht ein entsetzlicher Wirrwarr, und alle stürzen sich auf den Jäger, der dann nichts eiligeres zu thun hat, als sich auf einen Baum zu flüchten, wo er Stunden lang belagert wird. Wird aber einer von dem Nachtrab getödtet, so ergreifen sie die Flucht, ebenso wenn sie jemanden erblicken. Das Weibchen wirft zwei Junge, die im Zuge stets unter der Mutter laufen. Jung gefangen werden sie bald äusserst zahm, schreien wie ein kleines Kind, grunzen auch zuweilen, wollen stets bei ihrem Herrn und von ihm geschmeichelt und am Halse gekrazt sein. Sie setzen immer, ihr Anführer voran, über breite Ströme, und werden da durch Säbelhiebe leicht getödtet; sie haben eine stinkende Drüse auf dem Rücken, die man fälschlich für den Nabel ausgab, und die man, wenn man ein solches Thier geschossen hat, sogleich herausschneiden muss, weil sich sonst der Geruch dem Fleische mittheilt. Dieses ist sehr gut, besonders im September und Oktober, wo viele Früchte reifen und die Thiere fett sind. Ein grosser Puingo gibt etwa 25 ko Fleisch.

Die zweite Art, D i c o t c l e s t o r q u a t u s, ist etwas kleiner, zierlicher und hat ein hellgeflecktes Band um den Hals. Er lebt in Rudeln von 4 bis 8 und flüchtet sich, wenn verfolgt, auch in hohle Bäume. In der Kolonie ist er unter seinem indianischen Namen Pakira bekannt. Seine Lebensart ist die des Vorigen. In gezähmtem Zustand frisst er alles, spielt mit den Schweinen, aber begattet sich nicht mit ihnen, ist überhaupt nicht so schmutzig wie dieselben. Der einzige Feind dieser Nabelschweine ist der Jaguar, und wenn sie über die Flüsse setzen die Boa murina.

In Rudeln von 10 bis 20 Stücken lebt auch das Wasserschwein, H y d r o c h o e r u s c a p i b a r a, das da, wo Süsswasser vorwaltet und im höheren Lande häufig vorkommt, und meist nur bei Nacht seiner Nahrung aus saftigem Grase, das an den Ufern oder im Wasser wächst nachgeht. Es ist der grösste Nager und wird über 100 Pfund schwer. Sein Fleisch gleicht dem Kalbsfleisch, hat aber, wie sein Fett einen unangenehmen Geruch. Es wird zahm, frisst Früchte, Wassermelonen und dergleichen, ist aber in der Gefangenschaft wie in der Freiheit, wo ich einige Male des Nachts welche auf Strom-

inseln herumlaufen sah, ein langweiliges Thier, das nie spielt. Bei der geringsten Gefahr, die es vermuthet, springt es ins Wasser und taucht unter.

Ein grosses ausgewachsenes Wasserschwein wird bei 4 Fuss lang, etwa 1 ½ Fuss hoch, hat kurze dicke Füsse mit kleinen Schwimmhäuten, eine breite abgerundete Schnauze, ganz kurze Ohren und ein bräunlich graues, borstenartiges Haar. Die vier beinahe ¾ Zoll breiten Schneidezähne sind stahlhart, das Thier kann Knochen damit durchbeissen und wird angeschossen den Hunden gefährlich. Es stösst einen scharfen durchdringenden Schrei aus, den man weit hören kann.

Gesellig leben in Flüssen zwei Arten der Fischotter, Lutra brasiliensis und Pterenura Sandbachii, in Rudeln von oft einem Dutzend. Sie sind äusserst neugierig, umschwimmen die Boote und strecken manchmal in lothrechter Richtung die Köpfe aus dem Wasser hervor, tauchen aber sogleich unter, sobald sie Unrath wittern. Sie sind sehr schnell, schlau und schwer zu schiessen; die Indianer nennen sie Awalebuia, essen sie aber nicht.

Auch das Coati, N a s u a s o c i a l i s, hier Kwassikwassi genannt, lebt gesellig, ich habe mehrere Male Rudel von 20 oder mehr Stücken begegnet, ohne dass sie mich bemerkten. Sie durchstöbern mit ihrer langen Nase den Boden und das verfaulte Holz nach Insekten, klettern auch auf Bäume, bleiben aber nicht lange oben, sondern beeilen sich, dem andern Haufen nachzukommen. Während ihres Marsches knurren und winseln sie beständig und man hört sie schon von weitem kommen. Jung gefangen werden sie sehr zahm und bald durch ihre Zutraulichkeit lästig. Sie haben einen eigenthümlichen Geruch an sich, werden aber von Indianern gerne gegessen und sind oft sehr fett. In der Gefangenschaft fressen sie alles, stellen aber, wenn man sie frei herumlaufen lässt, dem Federvieh nach. Gelehrig sind sie nicht und scheinen wenig Intelligenz zu haben.

Auch ein wilder Hund, Icticyon, soll in Rudeln jagen, ich bin ihm aber nie begegnet, obgleich ich einen solchen lebend erhalten habe.

Was aber durch seine ungeheure Anzahl jedem in die Augen fällt und an Arten und Individuen die Gattungen der gemässigten Zone vielleicht ums Zehnfache übertrifft und auch wohl in keinem Tropenlande in grösserer Anzahl gefunden werden kann, sind die Fledermäuse. Obgleich sie gesellig leben, das heisst Löcher oder Orte bewohnen, wo sie in grosser Anzahl beisammen sind, ihre Jungen haben und wohin sie stets wieder zurückkehren, so kann man sie nicht in dem Sinne zu den gesellig lebenden Thieren rechnen, wie die wilden Schweine, Rinder, Nager, die meist einem Führer gehorchen und im Einverständniss mit den Uebrigen der Heerde ihre Wanderungen anstellen.

Die Fledermaus, ein Raubthier, fliegt ihrer Nahrung nach, wo sie dieselbe zu finden denkt und wählt daher ihre eigenen Wege,

ohne sich um ihresgleichen zu bekümmern; man findet diese unheimlichen Thiere beinahe in jedem Hause, unter Heliconien- und Bananenblättern, in Felsenlöchern und in hohlen Bäumen, ja manche sitzen sogar an Baumstämme, wo sie der Sonne ausgesetzt sind. In den Zuckermühlen hängen in den Dachsparren Klumpen von Fledermäusen, die ihren Unrath in die offenen Zuckerfässer fallen lassen oder in den Zuckersaft, der in den Kesseln kocht. Es gibt kein Wohnhaus, keine Hütte in Paramaribo und den Pflanzungen, die nicht einige Fledermäuse beherbergte; in meinem Wohnhaus auf Albina hatten sich stets einige Hunderte im Dache einquartirt, die ich dann, wenn der Schmutz zu sehr überhand nahm, vermittelst einer Handspritze mit kochendem Wasser verbrühte oder theilweise vertrieb. Doch stellten sie sich baldigst wieder ein. Die übrigen Gebäude, als Stallungen und Magazine, die nicht bewohnt wurden, hatten sie in ruhigem Besitz und ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich die Zahl der Fledermäuse, die in sämmtlichen 22 Gebäuden von Albina sich einquartirt hatten, auf wenigstens 2000 anschlage. Kaum war die Sonne untergegangen, als man aus allen Ritzen und Spalten der hölzernen Dächer Fledermäuse hervorkriechen sah, die auf den Savannen und den Wegen, auf dem Flusse und überall den Wanderer umschwirrten und ihren unangenehmen Geruch verbreiteten. Alle kehrten gesättigt wieder in ihre Behausung zurück, denn sie vertilgen täglich Millionen von Fliegen, Schnaken und anderen Insekten, die sonst das Land unbewohnbar machen würden. Sie sind desshalb von grösstem Nutzen und der Schaden, den sie durch Auffressen einiger Früchte und durchs Blutsaugen verursachen, kommt dagegen kaum in Betracht.

Die Früchte, denen sie nachstellen, sind in den Waldungen hauptsächlich die Fruchthülle der Tongabohne, Dipterix odorata, auf den Pflanzungen die Fruchthülle der Mandelbäume, terminialia catappa, die man zur Zierde pflanzt, ohne auf die Früchte Werth zu legen und besonders die köstlichen Sapadillen, achras sapota, und die reifen Bananen.

Ueber das Blutsaugen einiger Arten ist schon viel geschrieben und gestritten worden; so las ich in der Gartenlaube, dass man diese Eigenschaft gerade nicht in Abrede stellte, aber viele Berichte darüber für gröblich übertrieben halte. Man führt das Urtheil Humboldt's an, der auf seinen Reisen nie von blutsaugenden Fledermäusen zu leiden hatte. Vermuthlich hatte der berühmte und reiche Reisende alle Bequemlichkeiten und Vorsorgen gegen Insekten etc., das heisst vor Allem Gazevorhänge über die Hängematten, die sich eben der ärmere Reisende nicht verschaffen kann. Ich habe nun darin hinlänglich Erfahrung und kann sagen, dass diese Thiere zu manchen Zeiten und an manchen Orten eine wahre Plage sind, zwar weniger für den Menschen, als für das Vieh. In meiner militärischen Laufbahn waren die drei Posten des Innern, Armina am Maroni, Viktoria am Surinam und Saron am Saramacca in dieser Beziehung sehr verrufen und

auf ersterem Posten mussten die Soldaten, um nicht gebissen zu werden, in der Kaserne die ganze Nacht hindurch Licht brennen; unterliess man dieses aus Sparsamkeit, denn der Soldat musste das Licht von seinem Solde bezahlen, so fand man unter mancher Hängematte am Morgen Bluttlachen, entstanden durch die kleinen, kaum bemerkbaren Bisse in die Zehen der Schlafenden.

Die erste Bekanntschaft mit den Fledermäusen, von denen mir schon früher meine Kameraden erzählt hatten, machte ich im Jahr 1837 als Soldat auf dem einsamen Posten Nepheusburg. Ich schlief in einem kleinen Häuschen in meiner Hängematte und fühlte, als ich eines Nachts erwachte, meinen Hals und Brust durchnässt. — Nachdem ich Licht gemacht hatte, sah ich, dass ich in einer Blutlache lag. Ich fühlte nicht den mindesten Schmerz, begriff aber natürlich die Ursache dieses Blutes sogleich und fand, dass es aus der Nasenspitze rann, wo ein kleines, kaum 2 Millimeter langes und halb so breites Fleckchen Haut abgerissen war. An dem benachbarten Kreek wusch ich mich rein, schnitt eine Citrone entzwei, steckte meine Nase hinein und stillte so das Blut. Später wurde ich nie mehr in die Nase gebissen, sondern blos in die Zehen, wie es denn auch höchst selten vorkommt, dass die Fledermäuse den Menschen irgendwo anders beissen, als in die Zehen. Unter ärmeren Leuten, die meist barfuss gehen, sind Strümpfe nicht im Gebrauch, die Nächte sind überdiess so warm, dass man oft ganz ohne Bedeckung in den Hängematten liegt. Ich gebrauchte später die Vorsicht, wenn ich auf meinen Reisen im Freien schlief, stets Strümpfe anzuziehen und wurde dann nie wieder gebissen. Als ich im Jahr 1840 als Korporal auf dem Seeposten Prins Willem fredrik am Maroni ein kleines Detachement von fünf Mann zu kommandiren hatte, hatten sich da ebenfalls diese Vampyre eingestellt und besonders wurde ein junger Bursche jede Nacht gebissen, so dass er zuletzt durch diese beständigen Aderlässe ganz leichenblass aussah und kaum mehr gehen konnte. Ich hatte ihm schon längst angerathen, aus alten Lumpen Strümpfe zu machen, aber aus Nachlässigkeit hatte er es versäumt; als ich ihm aber drohte, wenn er nochmals gebissen würde, ihn in den Block zu schliessen, so machte er sich die nöthigen Futterale und blieb von den Fledermäusen verschont.

Als ich im Juni 1853 mit meinen Württemberigschen Landsleuten auf Albina ankam, wo früher nie ein Fall vorgekommen war, dass Fledermäuse Menschen gebissen hatten, stellte sich plötzlich diese Plage ein. Mehrere dieser Leute lies ich auf der Bühne meines gutverschlossenen Wohnhauses schlafen, aber doch wurde ein junger Mann so gebissen, dass sein Blut durch die Spalte des Bühnenbodens mir auf den Tisch lief. Vermuthlich wurden die Thiere durch die Ausdünstung der Neuangekommenen angezogen, wie denn auch diese viel mehr von Sandflöhen und Muskitten zu leiden haben als acclimatisirte Personen. Etwa zwei Monate lang dauerte diese Plage, dann verlor sie sich nach und nach; die Fledermäuse stellten sich

aber wieder ein, als ich mir Vieh anschaffte, das bis auf die letzte Zeit viel von ihnen zu leiden hatte.

Vieh, Schweine, Esel und Pferde werden besonders in die Ohren und den Rücken gebissen, und diese Wunden sind viel grösser als die beim Menschen, und das Thier leidet sowohl durch den Blutverlust, als dadurch, dass Fliegen in die Wunden Eier legen und dann schmerzliche Geschwüre entstehen, wodurch das Thier abmagert und zu Grunde geht. Auch Hühner werden in die Füsse oder in den Kamm gebissen, magern ab und sterben. Wird Vieh von den Fledermäusen gebissen, so soll ein recht stinkender Bock in demselben Stalle dieselben verjagen. Auch eine Liane, die stark nach Knoblauch riecht, soll den Vampyren zuwider sein, doch habe ich beide Mittel ohne Erfolg angewendet.

Die verstorbene Königin der Niederlanden liess mich ersuchen, einige dieser Vampyre zu senden, von denen ich bestimmt wisse, dass sie Blut saugen. Ich habe, wenn ich an Plätzen übernachtete, die dafür bekannt sind, dass man da gebissen wird, mir alle Mühe gegeben, die Fledermaus zu erhaschen. Ich dämpfte das Feuer, das man immer unter der Hängematte unterhält, hielt mich todstille in derselben, lag, wie immer, ganz unbekleidet und unbedeckt, trug keine Strümpfe und legte mich so hin, dass ich ohne Bewegung des Körpers mit meinen Händen an die Zehen greifen konnte, hörte die Fledermäuse um mich herum fliegen, ja an den Schnüren der Hängematten herabklettern, machte ich aber die leichteste Bewegung, so flogen sie weg, und nie konnte ich mich einer bemächtigen, um mit Bestimmtheit sagen zu können, dass es ein Vampyr sei. Ja einmal schlief ich bei meinen Beobachtungen ein, und da ich die Strümpfe nicht angezogen hatte, so war ich auch gut gebissen, ohne des Thäters habhaft geworden zu sein.

Wie auch Spallanzani vermuthet, scheinen die Fledermäuse einen eigenen Tastsinn zu haben, der bei keinem andern Thier vorkommt. Flogen Fledermäuse, die mir besondere Arten zu sein schienen, des Nachts ins Zimmer, so liess ich schnell die Läden und Thüren schliessen und jagte sie mit dem Schmetterlingsnetz; sie wichen aber stets so geschickt aus, dass ich sie nur bekam, wenn sie ganz ermattet waren und nicht mehr fliegen konnten. Die Anzahl verschiedener Arten ist sehr gross, dennoch leben manche gesellig bei einander; so hatte ich auf meiner Bühne sechs verschiedene Arten. Auch Fledermäuse, welche sonst blos in Baumlöchern wohnen, kommen manchmal in die Häuser; so wurde die weisse Fledermaus, Diclidurus albus, die sonst blos in hohlen Bäumen lebt, in einem Hause auf St. Laurent gefangen. — Fledermäuse scheinen wenig Feinde zu haben, ausser einer kleinen Boa kenne ich nur einen kleinen Falken, der ihnen auflauert und sich von ihnen nährt. Er fliegt nur bei Sonnenuntergang, und sein Flug gleicht genau dem einer grossen Fledermaus, wenn er die kleineren im Fluge fängt.

Ueber andere Thiere will ich mich kurz fassen; es bestehen so viele Beschreibungen derselben und in Brehms Thierleben ist ihre Lebensweise so gut angegeben, dass ich nichts neues zu erzählen wüsste. Blos über Raubthiere will ich einiges beifügen. Der Jaguar Felis onza, kommt überall häufig vor, aber so gross auch seine Kraft ist, so hat man in Surinam nie ein Beispiel erlebt, dass er einen Menschen getödtet hätte. Er findet auch in den Wäldern eine reichliche Nahrung an Nabelschweinen, Hirschen, Cabypibaras, Cavias u. s. w. Er schlägt Vieh und Schweine, und wie ich mich selbst überzeugt habe, das Stachelschwein (hystrix prehensilis). Er wird zuweilen sehr gross, und ich habe im Jahre 1838 auf dem Posten Nickerie ein Fell gekauft, das von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 9 Fuss lang war. Die Jaguare sind nieder und selten im Widerist über zwei Fuss hoch. Die Indianer versichern mich, es gäbe ganz schwarze mit noch schwärzeren Flecken, ich habe aber noch keinen solchen gesehen. Sie lieben sehr, ihre Klauen zu schärfen, und ziehen zu diesem Zweck die Bolletrie-Bäume vor, deren Rinde auf einer Höhe von sechs Fuss oft ganz zerkratzt ist. Wird der Jaguar verfolgt, so steigt er auf Bäume, sonst hält er sich meistens im Dickicht auf und scheint blos am Abend oder im Mondschein auf Raub auszugehen. In früheren Jahren wurde ein Schussgeld von 8 fl. pr. Stück bezahlt, aber die wenigsten eingebrachten Schnauzen waren vom Jaguar, sondern von Tigerkatzen, felis pardalis, ja man lieferte Hasenschnauzen (vom Paca) für Jaguarsköpfe ab, was allerdings ein grosser Irrthum von Seite der mit der Bezahlung der Prämie beauftragten Behörde war. Später wurde das Schussgeld auf 4 fl. vermindert und jetzt ist es ganz abgeschafft. Bei meinen häufigen Reisen in den ganz unbewohnten Gegenden der Kolonie habe ich in der langen Zeit meines Aufenthalts blos fünf grosse Jaguare gesehen, aber gar oft die Fusstapfen derselben im Sande. Der Jaguar heisst bei den Karaiben Kaikusi, bei den Arrowakken Aroa.

Der Kuguar, felis concolor, oder rothe Tiger ist weniger häufig, kleiner und schlanker. Die Indianer heissen ihn Kusaliwara, weil er die Farbe eines Hirsches, Kusali, hat. Zwar brachten mir die Indianer manchmal getödtete, aber einen lebenden habe ich nie gesehen.

Die Tigerkatze, felis pardalis, ist sehr häufig, wird etwa 3 Fuss lang und 1¼ Fuss hoch, lebt meist auf Bäumen und macht für ihre zwei Jungen ein Nest in hohlen Bäumen oder in Löchern an Baumstämmen. Sie lebt von kleinerem Wild, Vögeln und vielleicht auch Amphibien. Den Hühnerstätten ist sie sehr gefährlich. Ganz jung gefangen wird sie sehr zahm; ich hatte längere Zeit eine, die ich mit Milch und Fleisch aufzog. Sie lief frei im Hause herum, hielt sich aber meist über Tag an dunkeln Plätzen auf und wartete jeden Morgen bis die Thüre geöffnet wurde, um zu meiner Frau ins Bett zu kommen. Sie war dann ausgelassen vor Freude und viel zutraulicher als die Hauskatze. Mit dieser lebte sie im besten Einver-

ständniss und manchmal lag sie mit dieser, einem kleinen Brüll-Affen und einem Titi (hapale midas), die ebenfalls frei herumliefen, in der Sonne und spielten diese vier Thiere mit einander, dass es eine Lust war, zuzusehen. Leider war es nicht möglich, ihr abzugewöhnen, bei jeder Gelegenheit ein fettes Huhn wegzunehmen und in irgend einem Schlupfwinkel zu verzehren, so dass ich, da ich mich nicht entschliessen konnte, das sonst so zutrauliche Thier an eine Kette zu legen, sie dem Gouverneur zum Geschenke machte. Sie frass nie etwas anderes, als rohes Fleisch.

Von der Tigerkatze wesentlich verschieden ist die felis macroura, von den Indianern Maracaia genannt. Einfarbige kenne ich zwei Arten, eine beinahe schwarze mit noch dunkleren Flecken, die aber sehr selten ist und eine graue, hochbeinige mit kleinem Kopfe felis jaguarundi.

Mit einer reichen Sammlung an Pflanzen, Bälgen und Insekten trat ich im Juni 1845 mit dem Schiffe Paramaribo meine zweite Reise nach Holland an. Wir waren nur drei Passagiere; der Kapitän, ein bejahrter und erfahrener Mann, wusste uns durch Schnurren und Erzählungen seiner Abenteuer die langweilige Reise angenehm zu machen.

Unter den Passagieren war ein Herr C., ein Norddeutscher von Geburt, der nun wieder nach seiner Heimath zurückkehrte; er mochte wohl jetzt ein Fünfziger sein und war vor 9 Jahren nach Surinam gekommen, wo er sich in der Nähe der Stadt ein nur eine halbe Stunde davon abgelegenes Landgut kaufte. Dieser Platz war ganz verwahrlost, aber der eifrige und verständige Mann wusste ihn schnell einträglich zu machen. Mit einem Kapital von fl. 12,000 war er nach Surinam gekommen und mit einem bedeutenden Vermögen kehrte er wieder nach Europa zurück. Er betrieb auf seinem Gute die Viehzucht, auf die er sich in den ersten Jahren besonders legte, nicht nach dem surinamischen Schlendrian, sondern auf europäische Weise, pflanzte nahrhaftes Gras, womit man das Vieh, ehe man es am Morgen losliess, und am Abend, wenn es von den Waiden, die meist nur ein schlechtes hartes Gras geben, heimkam, gut fütterte, und so an die Stallung gewöhnte; desshalb gaben seine Kühe bessere Milch, die guten Absatz fand; er machte Butter und Käse, düngte seinen Garten und zog allerlei Arten Gemüse; er konnte alles theurer verkaufen als andere, denn was er hatte war gut. Er mästete Schweine, räucherte Schinken, führte europäische Bienen ein, und wusste aus Sachen Geld zu machen, woran sonst niemand gedacht hätte. In seinen Ländereien waren eine Menge Sümpfe und Wasserlöcher, die viele Buschfische enthielten. Niemand durfte aber da angeln, der nicht vorher 50 Cents bezahlt hatte; mit einem Netze zu fischen kostete 5 fl. Solche Neuerungen waren in der Kolonie unerhört, desshalb schimpfte auch jedermann darüber, aber weil Heremitage so nahe bei der Stadt gelegen war und die Stadtbewohner besonders in der Trockenzeit gerne angelten und mit ihren Familien

einen Tag im Freien zubrachten, so liess man sich diese Neuerung gefallen. Freilich trieb es der gute Mann in seinem Eifer, bald reich zu werden, ein wenig schmutzig, man sagte, dass er lieber einen Trunk Milch verkaufe, als dem Durstigen ein Glas Wasser gebe. Negermädchen, welche im Umkreise der Stadt Holz holten und in kleinen Büscheln zum Verkauf nach dem Markt brachten, hatten erst das Recht, auf seinen Ländereien Sträucher und Bäume abzuhauen, wenn sie monatlich eine Abgabe entrichteten. „Jeder für sich und Gott für uns Alle" war sein Wahlspruch. Obgleich er auch nach europäischen Begriffen ein Knicker war, so hatte er sehr verständige Ansichten, und Niemand wusste besser auseinanderzusetzen, was in der Kolonie der Landbau, wenn rationell betrieben, dem fleissigen Europäer einbringen würde.

Ende Juli kamen wir in Amsterdam an, und am 15. März 1846 war ich nach einer 81tägigen Reise wieder in der Kolonie. Ich bezog sogleich mein altes Haus wieder und legte mich mit neuem Eifer auf das Einsammeln von Naturalien, bis es mir im November glückte, meinen sehnsüchtigen Wunsch, mich am Maroni ansiedeln zu können, auszuführen.

Verzeichniss

der

an das Naturalien-Kabinet in Stuttgart gesandten zoologischen Gegenstände.

Mamalia.

Simiae. Ateles paniscus. Mycetes seniculus. Cebus capucinus. — fatuellus. Pithecia leucocephala. — Satanas. Chrisobryx sciurea. Hapale midas.

Cheiroptera. Furiens horreus. Vampyrus spectrum. Desmodus rufus Wied. Desmanura quadrifitatum Peters. Phyllostoma hastatum. Geoff. — lilium Geoff. — brevicaudata Wied. Rhynophylla cumilis Peters. Dysopes abrasus Temm. Artibeus quadrifitatus Peters. — fallax Peters. — perspicillatus. Geoff. Noctilis dorsatus Geoff. Thylorhinna fumilis Geoff. Vesperus furinalis Daub. Vespertilio arsinoë Temm. Schizostoma megalotis Gray. Choeronicteris minor Peters. Thyroptera tricolor Spix. Emballonura sacatilis Spix. Urocryptus bilineata Temm. Emballonura Septura Schom. Ametrida centurio Gray. Chiroderma villosum

Peters. Glossophaga amplexicaudata Geoff. — soricina Pall. Caroilia brevicaudata Wied. Molossus rufus Geoff. — abrasus Temm. — obscurus Peters.

Carnivora. Procyon cancrivorus Ill. Cercoleptes caudivolvulus Poll. Nasua socialis. Gallictys barbata — vittata. Ictycion venaticus. Lutra brasiliensis. Pteronura Sandbachii Gray. Felis concolor Lin. Felis onça Lin. — pardalis Liné — jaguarundi.

Didelphis. Didelphis philanter L. — cancrivora L. — dorsigera L. — quica Nat. — murina L. — brachiura Schr. — cinerea Temm.

Edentata. Myrmecophaga jubata L. — tetradactyla L. — didactyla L. Dasypus gigas Cuv. — Kappleri Kr. — Urocerus Kr. — longicaudus Wied. — unicinctus — Bradypus cuculiger — didactylus.

Cervus. Cervus rufus. — savannorum — simplici cornis.

Glires. Sciureus aestuans. Collogenis paca. Hydrochoerus capypara. Cercolabes prehensilis. Dasyprocta aguti. — aguschi. Loncheres armata. — cristata. Hesperomys?

Pachydermata. Trichechus manatus. Delphinus guianensis. Dicoteles labiatus. — torquatus. — Tapir americanus.

Aves.

Accipitres. Sarcoramphus papa Lin. — foetens Ill. Ibicter aquilinus Gm. — ater Vicill. Milvago chimachima Vicill. Ichtioborus nigricollis Lath. — meridionalis Lath. Leucopternis melanops Lath. — albicollis Lath. Spizäetus ornatus Dand. — braccata Spie. Morphnus uribitinga Gm. — guianensis Dand. — nigricollis Lath. — meridionalis Lath. Thrasactus harpya Lin. Pandion italiactus Lin. Falco peregrinus Lin. — albigularis Dand. Harpagus bidentatus Lath. — diodon Temm. Rostramus hamatus Ill. — leucopygus Spix. Cymindis cayenensis Gm. — uncinatus Temm. Elanus leucurus Vicill. Geranospiza gracilis Tem. Micrastur semitorquatus Vicilli. — xanthotrax Temm. Accipiter cooperi Gray. — tinus Lath. Ciccaba lineata Schaw. — hulula Dand. Athene dominicensis Gm. — torquata Dand. Bubo crassirostris Wied. Ephialtes brasiliensis Gm. — nudipes Vicill, Lephostrix cristata Dand Otus crassirostrix Vicill. Rhinostrix mexicanus Gm. Strix flammea Lin.

Macrochires. Nyctidromus albicollis Gm. Chordeiles acutipennis Bod. Podager semitorquatus Gm. Pygmornis amaura Bud. — pigmaeus Spix. Campylopterus latipennis Lath. Thaluriana furcata Gm. — columbica Br. Florisuga mellivora L. Lophornis ornatus Gm. Chrysolampis moschitus L. Heliothrix auritus Gm. Polytmus viridissimus Vicill. Eucephala coerulea Vicill. Hylocharis cyanea Vicill.

Passerinae. Querula purpurata Mull. Gymnoderus fötidus L. — nudus Gm. Casmarhynchus carunculata Spix. Lipangus plumbea

Liott. — Cotinga cayana L. Pipra atronitens Lath. — manacus L. Phoenicircus carnifex L. Rupicula crocea Vicill. Tylira cinerea Bodd. — surinamus L. Pitangus sulfuratus L. Elainia albicollis Vicill. Triccus. maculatum Deom. Fluvicola picca Bodd. Arundinicola leucocephala L. Copurus poecilonatus Cab. Dendrocaliptes giganteus Mull. Anabates guianeneis Gm. Thamnophilus doliatus L. Taraba major Vicill. Hylolophus canadensis L. Myrmotherula surinamensis Gm. Percnostola rufa Bodd. Myrmeciza ferrugineas Mull. Hypocnemis cantator Bodd. — peccilonatus Cab. — leucophrys Tschud. — erythrophris Sclat. Formicarius nigri frons Cab. Emberizoides sphenura Vicill. Tiaris jacarina L. Oryzoborus torrida Gm. — maximiliana Cab. Gyrinorhynchus minutus L. — plumbeus Mac. Nemosia guira L. Thraupis coelestis Spix. Tachyphonus melaleucus Spar. — penicilatus Spix. Saltator olivascens Cab. Pitylus grossus L. Euphonia violacca L. — cayana L. Polioptila buffoni Sclat. Turdus artopesus Vicill. Dacnis cayana L. — spiza L. Hirundo porveorum — albiventer Bod. — cyanoleuca Vicill. Atticora fasciata Gm. Cotyle flavigastrum Vicill. Cyphorhinus musicus Bodd. Donacobius atricapillus L. Parus atrocapillus L. Cacicus viridis Mull. — oriolus L. Icterus xanthornus Gr. Pendulinus crysocephalus L. — cayanensis L. Agelaius nigerrimus Ort. Leistes militaris L. Xanthosomus icterocephalus L. Molothrus ater Bodd. Quiscalus minor Cab. Cassidix ater Vicill. Cyanurus cayanus L.

Coccygomorphae. Ramphastos toco Mull. — erithrorlynchus Gm. — vittelinus Ill. Pteroglossus atrocollis Mull. — viridis L. — piperivorus L. Capito mythrocephalus Bodd. Galbula viridis Lath. — albirostris Laths. — leucogaster Vicill. — paradisea L. Jacamerops grandis Gm. Trogon curucui L. — albiventer Cuo. — atricollis Vicill. Bucco collaris Lath. = tamatia Gm. — tectus Bodd. Monasa nigra Müll. Diplopterus mexicanus Vicill. — punctatus Gm. Crotophaga ani L. — major L. Coccyzus rutilus Ill. Cuculus flavus L. Opistocomus cristatus Gm. Ceryla torquata L. — inda L. — superciliosa L. Nyctibius grandis Gm. — leucopterus Wied. Momotus cynocephalus Vicill.

Pici. Picumnus minutus L. Compephilus melanoleucus G. — rubricollis Bodd. Dryocopus lineatus L. Celeus elegans Mull. — flavus Mull. — torquatus Bodd. — undatus Gm. Chloronerpes flavigula Bodd. — sanguineus Bodd. Melanerpes rubifrons Spix.

Psittacidae. Sittace aracanga Gm. — ararauna L. — macaverana Gm. — severa L. — nobilis L. Conurus pertinax L. — cyanopterus Bodd. Brotogerys tuipara Gm, Pionias histrio Bodd. — melancocephalus L. — menstruus L. violaceus Gm. — accipitrinus L. Chrysotis farinosa Bodd. — amazonica L. Psittacula purpurata Gm.

Columbae. Columba cayanensis Bonn. — nigrirostris Scl. Turtus passerina L. — Tolpacati Zw. Peristera montana L. — rufaxilla Biche.

Gallinae. Bonasa umbellus L. Odontophorus guianensis Gm. — stellatus Gld., Ortyx sonninii Tem. Crax alector L. Penelope marail Gm. — cumanensis Jacq. Ortalida parraka Gm. Tinamus major Vicill. — cinereus Gm. — pileatus Bodd. — variegatus Gm.

Grallae, Psophia crepitans L. Charadrius americanus Schleg. Philohela minor Gm. Galinago gigantea Nett. — frenata Ill. Calidris arenarius L. Actitis macularius Bonap. Limosa leucophaea Vicill. Numenius hudsonicus Lath. Parra jacana Gm. Palamedea cornuta L. Aramus carua Vicill. Rallus maculatus Bodd. Aramides maximus Puch. — ruficollis Gm. Rallina castanea Cuo. Porzana albicollis Vicill. — exilis Temm. — melanophaia Vicill. Gallinula porphir. minor Bris. – paron. Bodd. — galeata Licht. Eurypiga helios Pall. Mycteria americana L. Tantalus coculator L. Ibis rubra Vicill. Geronticus cayennensis Gm. Ardea leucogaster Gm. — agami Gm. — candisissimus Gm. — cyanopus Gm. — pilleata Lathr. — ludoviciana Gm. Tigrisoma brasiliensis L. — lineata Gm. Cancroma cochlearia L.

Anseres. Dendrocygna autumnalis L. Cairina moschata L. Erismatura dominica Lath. Plotus melanogaster Gm. Sterconarius crepidata Temm. Larus atricilla L. Sterna thalassus Boje. — magnirostris Licht. — guttata For.

Amphibiae.

Cheloniae. Testudo tabulata Wol. — carbonari Spix. Rhinoclemys scabra. F. Gr. Swanka scorpioides Wglr. Chelyis fimbriata Schw. Hydraspis raniceps Gray. — gibba Schweig. Platemys planiceps Schn. Podocnemis expansa Wglr. Caouana corticata Rand. Caretta imbricata L. — Kraussii Gray. Chelonia viridis Schw. Sphargis coriacea Rond.

Crocodilinae. Jacare punctatus Spix Caiman palpreposus Cuv.

Sauriae. Amphisbaena alba L. — fuliginosa L. Neusticurus bicarinatus D. B. Tejus nigropunctatus Spix. Ameiva surinamensis Laur. Chalcides flavescens Bonet. Mabouya agilis Gray. Polychrus marmoratus Cuv. Anolis reticulatus Gray. — lucius Gr. — bullaris L. Iguana tuberculata Laur. Ophycessa superciliosa Boie. Hypselopus plica Mar. — umbra L. Doryphorus azureus L. Thecadactylus rapicaudatus Cuv.

Ophidiae Typhlops reticulatus D. B. Tortrix scytale Lopp. Rhabdosoma badium Boje. — varium Jan. Homalocranum melancocephalum L. Liophis cobella D. B. — reginae D. B. Erythrolambrus venustissimus Schleg. Spilotes corais Cuv. — variabilis Wied. — poecilostomae Wied. Dromicus lineatus L. — melanotus Schaw. Herpetodryas carinatus L. — cuprea L. — dendrophis Schleg. — Boddaerti, Seez. Philodryas viridissimus L.

Xenodon severus L. — rhabdocephalus Wied. Calopisma Martii Wgler. — plicatile L. Helicops angulatus L. Ahaetulla liocerus Wied. Dryophis fulgidus Dand. — acuminatus Wied. — argenteus Dand. Leptognathus nebulatus L. — Catesbyi Wagl. Dipsas leucocephala Mikav. Leptodeira annulata Lin. Scytale coronatum Schn. Brachyrutum plumbeum Wied. — var. nigra. Boa constrictor L. — murinus Wied. — cenchris L. Xiphosoma hortulanum Wagl. — canininum L. Elaps surinamensis Cuv. — Hemprichii Jan. — lemniscatus L. — collaris Schl. Crotalus horridus Schleg. Lachesis mutus L. Bothrops bilineatus Wied. — atrox L.

Pipidae. Pipa americana L. Pseudis paradoxa L. Ceratophris megastoma Spix. Cystignathus occellatus L. — pentadactylus. Peters. — typhonius Dand. Engystoma ovale Schm. Bufo marinus L. — granulosus Spix. Otilophus margaritifer Laur. Hyla crepitans Wied. — maxima Laur. — calcarata Tros. — punctata Sch. — boans Dand. — coriacea Peters. — venulosa Laur. — marmorata Laur. — aurantiaca Dand. — rubra Dand. — leucophyllata Beir. Philomedusa bicolor Bodd. — scleroderma? Dendrobates tinctoria Schn. Coecilia gracilis Shaw.

Pisces. Teleostei Mull.

Acantropteri Mull. Polycentrus Schomburgkii Tr. Ephippus faber Bl. Otolithus cayennensis Lath. Polynemus Plumieri Lac. Trichiurus Lepturus L. Caranx sexfasciatus Gm. — rostratus Mich. Chorinemus palometa C. V. Gobius Kraussii Steind. Amblyopus Broussonetii Lac. Batrachus surinamensis Bl. Antennarius marmoratus Ghtr. Acanthurus chirurgus Bl. — coeruleus Bl. Mugil brasiliensis Ag.

Acanthopterigii Muil. Acara tetramerus Heck. Geophagus surinamensis Bl. Cichla occellaris Bl. Crenicichla brasiliensis Bl. — saxatilis L.

Anacanthini Mull. — Solea gronovii Günth. — lineatus L. Apionichtys Dumerilii Blkr.

Physostomi Müll. Platystoma fasciatum Bl. — platyrhynchus C. V. Piramutana Blochii. Pimelodus ornatus K. — lateristriga Mull — Mulleri Troch. Arius emphysetus M. Tr. — luniscutis C. V. — Dieperinkii Bl. Aelurichtys gronovii C. V. Ageniosus militaris Bl. — axillaris Gunth. Euanemus nuchalis Spix. — nodosus Bl. — maculosus C. V. Doras dentatus Kn. Oxydoras carinatus L. Callichtys asper Ou. u. Guim. — longifilis C. V. Plecostomus bicirrhosus Gron. — commersonii Val. — barbatus C. V. Chaetostomus serratus C. V. — medians K. N. Loricaria cataphracta L. Aspredo batrachus L. — tibicen C. V. Macrodon trahira Spix. — aimara Spix. Erythrinus unitaeniatus Spix. — filamentosa C. V. Curimatus spilurus

Gthr. — schomburghii. Gthr. Prochilodus oliogolepis Gthr. Hemiodus notatus C. V. Anostomus fasciatus Spix. Leporinus frederici Bl. — fasciatus Bl. Tetragonopterus chalceus Sp. — — maculatus L. — grandisquamis M. Tr. — melanurus Bl. Chalceus macrolepidatus Cuv. Brycon falcatus M. Tr. Chalcinus brachypomus C. V. Gastropelecus sternicola L. Piabuca argentina L. Anacyrtus gibbosus L. Xiphorhamphus falcatus Bl. — microlepis Schl. Serrasalmo piraya Cuv. — rhombeus L. Myletes rhomboidalis Cuv. — oligacanthus M. Pr. Belone microps Gthr. Hemirhamphus unifasciatus Bog. Engraulis surinamensis Bth. Pellona flavipinnis V. C. Sternarchus rostratus L. Sternopygus caropus L. — virescens Vell. Carapus fasciatus Pall Gymnotus electricus L. Symbranchus marmoratus Bl. Myrophis punctatus Lath. Ophichtys acuminatus Gr.

Lophobranchii. Cuv. Syngnathus pelagicus Osb. Doryichthys lineatus Ilf.

Plectognathi Cuv. Tetrodon heraldi Gthr. — psittacus Bl. —

Palaeichthyes. Gunth.

Pristis perrosteti Mull. — pectinatus Lath. — antiquorum Lath. Trygon tuberculata Lath. Taeniura motoro Mull.

II. Abtheilung.

Meine Ansiedlung am Maroni

(Niederlassung).

1846 bis 1879.



Erstes Kapitel.

So war endlich die Zeit gekommen, wo ich mir am Maroni meinen neuen Wohnsitz gründen konnte.

Vier Jahre lang hatte ich im Interesse der Wissenschaft als Sammler das Land in allen Richtungen durchreist, die reiche Vegetation und Fauna ausgebeutet und durch Eifer und Thätigkeit ein reichliches Auskommen gefunden. Aber obwohl im jugendlichen Alter solch ein schwärmendes Leben manchen Reiz hat, so erinnerte ich mich doch, als ich mein 31stes Lebensjahr antrat, des deutschen Sprichwortes; Wer in seinem zwanzigsten nichts kann, im dreissigsten nichts ist und im vierzigsten nichts hat, der lernt nichts, wird nichts und kriegt nichts. — Das war das mene tekel, das ich nie vergass.

So sehr ich auch das Leben von seiner idealen Seite aufzufassen gewohnt war und dafür bis in mein späteres Alter oft Lehrgeld zu bezahlen hatte, so befand ich mich doch in keinen Illusionen, als ich den Maroni zu meinem Wohnplatze wählte. Unterstützt durch die Karaiben, mit denen ich so gut bekannt war, wollte ich meine Wohnung bauen, meinen Kostacker anlegen und sie zum Sammeln von Naturalien gebrauchen; durch Handel mit ihnen und den Buschnegern konnte ich später, wenn es meine Mittel erlauben würden, auch den Reichthum der Wälder ausbeuten, in denen die edelsten Holzarten wuchsen und nutzlos verfaulten.

An den andern Flüssen der Kolonie, besonders am Nickeri, hatte schon mancher unternehmende Mann durch den Holzhandel sich ein Vermögen erworben. Die Waldungen an den meisten Flüssen des Landes lieferten bereits seit zweihundert Jahren alles Bau- und Meublesholz zum Gebrauche innerhalb der Kolonie, und Schiffsladungen davon wurden nach den Antillen, die so arm an Nutzhölzern sind, ausgeführt. — Nur die Waldungen am Maroni waren noch nie ausgebeutet und eine Unternehmung an diesem Flusse war desshalb vor anderen derartigen in der bewohnten Kolonie entschieden im Vortheil.

Aber in jedem andern Theile des Landes wäre mein Plan, eine Niederlassung zu gründen, leichter gewesen, als an dem so ausser aller Verbindung mit dem bewohnten Lande stehenden Maroni; denn über See, mit kleinen Corjalen wie die Indianer dahin zu fahren, ist bei stürmischen Jahreszeiten eine gefährliche Sache und obwohl bei der Hinfahrt der Wind stets günstig ist, so ist die Zurückkehr wegen

Gegenwind und Strömung desto schwieriger und langsamer. — Ein passendes Segelfahrzeug mir anzuschaffen erlaubten meine Mittel nicht. Im Innern des Landes aber, wo in den Regenzeiten man durch den Wanekreek und Sümpfe nach der bebauten Kolonie kommen kann, ist die Fahrt zwar nicht gefährlich, aber zeitraubend und ermüdend und in den Trockenzeiten, wo Kreeken und Sümpfe austrocknen, ganz unmöglich.

Hindernisse wie diese stachelten jedoch meinen Ehrgeiz eher an, als dass sie meine Vorliebe für den Maroni hätten schwächen können und trotz aller Warnungen meiner Freunde stand mein Entschluss fest.

Ohne alle Schwierigkeit erhielt ich vom Gouverneur der Kolonie die Erlaubniss, mich auf dem holländischen Ufer ansiedeln zu dürfen und überdiess wurde mir, da ich, so allein lebend, viel von dem insolenten und aufdringlichen Betragen der die obern Ufer des Maroni bewohnenden Buschneger zu leiden gehabt haben würde, das tituläre Amt eines Assistent-Posthalters übertragen, als welcher ich, wenn die Buschneger nach der bewohnten Kolonie sich begeben wollten, ihnen Pässe auszustellen hatte und so quasi ihr Vorgesetzter war.

Die beiden Militärposten Armina und Prins Willem Frederik Hendrik, welche die Regierung 70 Jahre lang am Maroni unterhalten hatte, waren seit 1842 verlassen und auch der Beamte, der früher unter den Aucaner-Buschnegern wohnte, befand sich nun auf dem von Paramaribo blos 20 Stunden abgelegenen Piket am obern Cotticafluss.

So waren also weder auf dem holländischen noch auf dem französischen Ufer des Stromes europäische Niederlassungen, blos Karaiben hielten sich daran auf und ihre Dörfer, die vielleicht alle zusammen 400 Seelen enthielten, erstreckten sich 8 Stunden landeinwärts von der Mündung, während man von da bis zu den Aucanerbuschnegern die an den Ufern des Tapanahoni, eines Seitenflusses des Maroni wohnten, je nach dem Wasserstande des Flusses 4 bis 10 Tage zu fahren hatte und die lange Strecke bis dahin gänzlich unbewohnt war.

Im November 1846 machte ich meine Anstalten zur Abreise. Ich besass ein starkes vierruderiges Boot, das auf Osembo in Para gebaut, bei einer Länge von 30 Fuss eben gross genug war, um die Reise sowohl durch den Wanekreek als über See zu machen.

Ausser Geräthschaften als Hauer, Aexte, Spaten, Sägen, Schleifsteine u. s. w. — die ich zum Ausroden der Waldungen, Anlegen der Felder und Bau des Hauses nöthig hatte, war ich mit den nöthigen Waaren versehen, mit denen ich den Indianern ihre Hülfeleistungen bezahlen wollte, als Messer, Glasperlen, Gewehre, Pulver, Salemporis (Indigoblauer Baumwollen-Zeug). Um aber auch nicht ganz von ihnen abhängig zu sein, (denn der Indianer ist gewiss der unzuverlässigste Mensch auf der Welt, da alles was er für andere

thut, nur das Werk seiner Laune ist), hatte ich für vierhundert Gulden einen jungen Neger Namens Primo gekauft.

Primo war ein kräftiger Kerl von ungefähr achtzehn Jahren, der orangutangartige Unterkiefer gab ihm etwas affenähnliches und ein ungeheures Gebiss entsprach seinem grenzenlosen Appetit.

Wie nun der Charakter sich meistens im Gesichte des Europäers abspiegelt und dasselbe als Empfehlung dienen kann, so giebt das Hintergesicht des Negers fast immer ein untrügliches Zeugniss seiner moralischen Qualität. — Nun hatte diese Hinterseite Primos so viele Zeichen von Peitschenhieben seiner früheren Besitzer, dass man wenigstens wusste, keine Katze im Sack zu bekommen. Aber der geringe Preis für solch einen starken Burschen und die Versicherung des Verkäufers, dass, wenn Primo nur erst von Paramaribo wegkäme, ich ihn zu jedem Geschäft gebrauchen könne, bestimmten mich zum Kaufe.

Einzelne, besonders junge Neger wurden selten feilgeboten und dann immer theuer, denn wenn die Mutter lebt, so muss sie und alle Kinder zusammen gekauft werden.

So verliess ich anfangs December mit vier Indianern, die ich in Para geholt hatte und meinem Primo die Stadt, um, da die Regenzeit noch nicht angefangen hatte und desshalb der Wanekreek nicht befahrbar war, über See nach dem Maroni zu kommen, obwohl ich wusste, dass bei immerwährendem Gegenwinde und Strömung diese Reise langsam und sehr ermüdend sei.

Auf dem sechsundzwanzig Stunden langen Landstrich der Küste von der Mündung des Surinamflusses bis zum Maroni münden drei Kanäle in die See. Sie wurden gegraben, um die an ihnen und der Küste liegenden Baumwollenpflanzungen zu entwässern. Diese Kanäle Warappa, Mattapica und Motcreek genannt, haben seichte Mündungen, die bei der Ebbe manchmal ganz trocken liegen und in die blos bei hoher Fluth Boote, welche nicht über ein- bis zwei Fuss Tiefgang haben, ein- oder auslaufen können. Diese Kanäle stehen mit dem Cottica oder Commowinifluss in Verbindung, so dass man blos zwei Drittel oder die Hälfte längs der Meeresküste zu rudern hat und die Hälfte der Reise innerhalb des Landes auf dem Flusse zurücklegen kann. Noch weiter gegen den Maroni hin steht ein kaum bemerkbarer, unter Mangrove- und Parvagesträuch der Küste sich durchwindender Kreek, der sich aber nur bei Springfluthen mit Wasser füllt, mit dem Vreedenburgerkreek in Verbindung, so dass, wenn man bei hohen Springfluthen durch diesen in See geht, man blos noch von der Mündung des Maroni elf Stunden entfernt ist, wozu man übrigens bei starkem Winde drei bis vier Tage nöthig haben kann.

Blos Indianer kennen diesen Weg und ausser ihnen kommt auch nie Jemand denselben.

Da das Meeresgestade nur aus Schlammbänken besteht, die dicht mit Mangrovebäumen und Parvagesträuchen bewachsen sind, so

bieten sie bei stürmischem Wetter keinen Schutz und ebenso wenig kann man an's Land kommen, da man bis um die Mitte des Leibes im Schlamme einsinkt.

Man ist desshalb gezwungen, im Boote zu bleiben und rudert längs der Küste, nahe derselben bei der Fluth und manchmal eine Stunde weit vom Lande entfernt, wenn bei der Ebbe das Meer sich zurückzieht.

Oft hilft aber bei den heftigen, immer aus Osten wehenden Winden das Rudern nichts. Ist dann der Meeresboden nicht zu schlammig, so ziehen die Indianer tagelang das Boot im Wasser, wenn dieses nicht über drei Fuss tief ist, was sie, obgleich es sehr ermüdet, dem fast nutzlosen Rudern vorziehen.

Vier Stunden östlich vom Seeposten Oranje ragt eine Sandritze in die See, bei der vor vielen Jahren der Wia Wiakreek mündete, an welchem in uralten Zeiten Indianer gewohnt haben sollen. Jetzt ist er ganz zugeschwemmt und eine grosse Schlammbank liegt vor derselben. An dieser Sandritze, auf der sich viele Hirsche aufhalten, die einen dort wachsenden Portulak abweiden, kann ein Boot bei stürmischem Wetter sicher liegen und da der Boden selbst von der höchsten Meeresfluth nicht überschwemmt wird und aus Muschelsand besteht, so kann man auch hier an's Land kommen und Essen kochen. Krabben, Fische, Wasservögel liefern hierzu reichliche Mittel und obgleich man vor Muskitten beinahe nicht athmen kann, so ist dieses doch der einzige kaum 100 Schritte lange Ort an der Seeküste, den zuweilen Indianer besuchen, um da zu jagen und zu fischen.

Auch wir hielten uns hier einige Stunden auf und verschanzten uns gegen das höllische Ungeziefer durch Feuer, dessen Rauch uns beinahe blind machte. — Da es niedriges Wasser war, so wurden die Sandbänke von Schnepfen besucht, die in Schwärmen von Tausenden hier ihre Nahrung fanden. Sie sind von der Grösse einer Lerche und heissen bei den Franzosen „alouettes“. — Schnell waren mit feinem Vogeldunst einige Hunderte geschossen und während die Indianer die ihrigen am Feuer rösteten, hatte ich die meinigen gerupft, ausgenommen und ein gutes Dutzend in der Backpfanne gebraten; doch um von Muskitten nicht geplagt oder im erstickenden Rauch meine Mahlzeit halten zu müssen, ging ich damit zum Boot, das etwa hundert Schritte weit vom Lande im Meere vor Anker lag, um sie dort in Ruhe essen zu können. Aber die Fluth war aufgekommen und das Wasser reichte mir bis unter die Arme, als ich am Boote ankam, und wie ich die Backpfanne in's Boot setzen wollte, rollte eine Welle über mich hin, so dass ich meine Vögel wieder aus dem schlammigen Seewasser herausfischen musste.

Zwei Stunden östlich von Wia Wia geht das schlammige Ufer in Sand über, auf welchem man bei Ebbe bis an die Mündung des Maroni und bis an das erste Karaibendorf zu Fusse kommen kann. — Hat man dieses sandige Ufer erreicht und ist die See nicht zu un-

gestüm, so machen die Indianer aus den Stricken ihrer Hängematten ein langes Seil, mit dem sie, während einer das Boot steuert, dasselbe vom Lande aus ziehen. So kann man von da in 6 Stunden in die Mündung des Stromes kommen.

Wir kamen am fünften Tage, nachdem wir Paramaribo verlassen hatten, auf dem in der Nähe des früheren Postens Prins Willem Frederik gelegenen Karaibendorf an.

Kein Sterblicher zeigte sich, und nach dem Gesträuche und den Schlingpflanzen, die um die Hütten wucherten und von denen die Dächer schon halb bedeckt waren, musste das Dorf schon lange verlassen sein.

Indem ich mich mit den Indianern berieth, was zu machen sei, und wir schon beschlossen hatten, mit der Nachmittagsfluth den Fluss hinauf zu andern Indianern zu fahren, sahen wir ein indianisches Segel über den Fluss daher kommen. Es waren Weiber, die uns erzählten, dass sämmtliche Indianer schon seit sechs Monaten den Maroni verlassen hätten, und sich vorläufig am Amanabo aufhielten, in Folge mehrerer schnell auf einander folgenden Todesfälle, die man nichts anderem zuschreiben konnte, als dem Einflusse des bösen Geistes. So in Furcht gesetzt, hätten nun Karaiben und Arowaken einstimmig beschlossen, sich an andern Flüssen des französischen Guianas anzusiedeln. Nur von Zeit zu Zeit kämen die Weiber um den Cassave ihrer Kostäcker abzuholen.

Das waren fatale Neuigkeiten, an denen mein ganzer Plan Schiffbruch leiden konnte, denn ohne Hilfe der Indianer konnte ich gar nichts anfangen.

Ich entschloss mich desshalb auch rasch, und kaum trat am Abend die Ebbe ein, als wir uns schon auf dem Wege nach Mana befanden, wo wir am frühen Morgen ankamen.

In dem Dorfe (Bourg) waren nur wenige Indianer, die für das Kloster und einige Bürger sich zum Jagen und Fischen vermiethet hatten; aber die sämmtliche Bevölkerung des Maroni befand sich auf Courbaï, der sechs Stunden vom Dorfe Mana, am Amanabo liegenden Niederlassung des Häuptlings Ereroua.

Ich theilte der Superieurin des Klosters, der Schwester Isabella, die Verlegenheit mit, in der ich mich befand, und sie erlaubte mir, so viele Indianer zu engagiren, als ich wolle. Ich machte mich desshalb sogleich auf den Weg, und kam bei Sonnenuntergang in Courbaï an.

Eine Menge temporärer Hütten waren im Walde aufgerichtet, abgesondert von den Wohnungen Ererouas, denn Courbaï zählte nicht über zwanzig Bewohner und blos vier Hütten machten das Dorf aus.

Ich wurde überall freundlich bewillkommt und fand bald meinen Liebling Maniofo, der inzwischen zum schönen Jüngling herangewachsen war, und mir jetzt zum Mundschenken dienen musste, um zuerst die Aelteren durch einen Schnaps günstig für mich zu stimmen.

Nachdem alle getrunken hatten versammelte ich meine Bekannten in der Hütte Ererouas, der zur Beleuchtung derselben einige Amyris oder Haiawafackeln angebracht hatte, und sagte ihnen, ich sei nun gekommen, mich unter ihnen anzusiedeln, und hoffe, dass sie. wie sie mir ja vor einem Jahre schon versprochen hätten, behülflich sein werden, eine Wohnung und einen Kostacker für mich anzulegen, dass mich aber alles nichts hülfe, wenn sie im Amanabo bleiben und nicht mehr nach dem Maroni zurückkehren würden.

Ich versprach ihnen ihre Arbeit zu bezahlen, und zwar mit 50 Cents per Tag, in Tauschartikeln die ich mitgebracht hatte. Nochmals musste Maniofo einen Schnaps austheilen, und dann wurde mein Vorschlag in Berathung genommen.

Eine indianische Rathsversammlung ist aber etwas ganz anderes als ein Neger-Palaver, oder, wie man sagt, Gruttu. —

Der Indianer, still und bedächtig, wenn er nicht betrunken ist, macht wenig Worte, sagt entweder zu, oder verweigert, wie er gerade bei Laune ist, bricht übrigens gerne sein Wort, wie er von Worthalten oder Wahrheit keinen Begriff hat. Wie es aber bei einem Neger-Gruttu zugeht, werde ich später zu sagen Gelegenheit haben.

Nach einer Zusammensprache, die noch kaum zehn Minuten gedauert hatte, waren bereits vierzehn starke Männer bereit, mit mir am andern Morgen nach dem Maroni zurückzukehren, mir einen Kostacker anzulegen und eine Hütte zu bauen, und alle anderen versprachen mir, wieder auf ihre alten Dörfer am Maroni zurückzukehren.

Ich verliess also Courbai am andern Morgen in Begleitung der gemietheten Indianer, die ich unter das Kommando des Kapitän Georg, dem das erste Karaibendorf an der Mündung gehörte, gestellt hatte. — Nachdem ich im Laden des Klosters zwei Fässer Couac oder Cassave-Mehl eingekauft hatte, kehrten wir nach dem Maroni zurück.

Dort hatte ich mir fünf Stunden vom früheren Posten Prins Willem Frederik entfernt, auf holländischer Seite einen Platz auserlesen, auf dem in früheren Jahren einige Karaiben unter ihrem Oberhaupt Kwakku gewohnt hatten. Schon längst war dieser Kwakku gestorben und das Dorf verlassen worden. Hohes Busch- und Strauchwerk bedeckte das Land, auf dem früher die Hütten standen. Eine Cokos-Palme, die in ihrem Wachsthum durch die Menge Unkraut, welches sie umwucherte und ganz überzogen hatte, gestört war, stand nahe am Ufer, das ein beinahe undurchdringliches Gesträuch von Bambus und Awara-Palmen bedeckte.

Das Land war etwa acht bis zehn Fuss über der höchsten Wasserstands-Marke des Flusses gelegen, und hatte durch die Breite desselben der nach Nord-Osten hin eine weite bei anderthalb Stunden lange Bucht bildete, den freien Zugang des Seewindes. Die Breite des Flusses nach dem zunächst liegenden französischen Ufer hinüber betrug 2,200 Meter, oder über eine halbe Stunde.

Das hohe Land, auf dem ich mich anbauen wollte, hatte übrigens nur eine Breite nach Westen von kaum 200 Meter, zog sich, durch einige kleine Sümpfe unterbrochen, dreiviertel Stunden lang nach Norden, und endete südlich und kaum 100 Meter von meinem Hause entfernt, in einem Sumpf von Pina-Palmen und Mani-Bäumen (Sinphonia coccinea), so dass das hohe Land, auf dem ich mich anbauen wollte, blos etwa zehn Hectaren Flächeninhalt haben mochte, und ausser der Ostseite, wo der Fluss es bespülte, und der Nordseite im Westen und Süden von Sümpfen umgeben war. Westlich dehnte sich ein 1500 Meter breites niedriges, in den Regenzeiten stets überschwemmtes Land aus, das dicht bewaldet war, und in dem stellenweise Mauritienpalmen wuchsen, und weite Striche von langem schneidendem Grase ein undurchdringliches Dickicht bildeten.

Hinter diesem Sumpfe, der aber höher lag als der Spiegel der gewöhnlichen Fluth und desshalb leicht entwässert werden konnte, erhob sich ein Berg-Plateau, und eine Hügelreihe, die auf zwei Stunden Länge und einer Höhe von 80 bis 100 Fuss von Nord nach Süd sich ausstreckte. Manche dieser Hügel waren sehr steil und durch tiefe Schluchten von einander getrennt und befanden sich an ihrem westlichen Abhang zwei Quellen, die auch in den trockensten Jahreszeiten nie ganz versiegten, und welche zwei Kreeken, die Haimura und Woka bildeten, die unter und überhalb meines neuen Wohnplatzes sich in den Maroni ergossen. Diese Hügel bestanden aus Granit, Grünstein, Quarz und einem röthlichen eisenhaltigen Conglomerat, das man für ein Produkt des Feuers hätte halten können, wenn nicht der Kern dieser Hügel Granit gewesen wäre, der stellenweise massenhaft zu Tage trat. Alle diese Höhen und Schluchten waren dicht bewaldet und reich an den besten Nutzhölzern. Hinter diesen Hügeln zog sich in westlicher Richtung ein Hochland hin, dessen Boden aus weissem Sande bestand, mit einer bezüglich dürftigen Vegetation, auf dem Bäume so dünn und sparsam und mit so wenig Unterholz standen, dass man zu Pferde hätte durchkommen können. Solch bewaldetes Hochland, das auch am obern Surinam, Para und Saramacka vorkommt, macht dort den Uebergang in die Savannen, die an diesen drei Flüssen so häufig sind, am Maroni aber ganz fehlen. Dieses Land, wellenförmig und manchmal kleine Hügel bildend, streckt sich bis an das Courmotiboflüsschen aus, das vom obern Maroni nicht über sieben Stunden entfernt sein kann. Die Sümpfe, aus denen der Wanekreek entsteht und die zwischen dem Maroni und der Courmotibo liegen, erstrecken sich desshalb nicht weit südlich und haben keine grosse Ausdehnung, was man schon aus dem raschen Fallen und Steigen des Wanekreek entnehmen kann.

Die furchtbare Plage des niederen Landes, die Muskitten, kommen nicht vor, und obgleich blos fünf Stunden von der See entfernt, ist das Flusswasser doch immer süss und klar, während in den andern Strömen der Kolonie das Seewasser viel weiter landeinwärts dringt, und bei gleichem Abstand vom Meere nie klar und trinkbar ist.

Es erklärt sich dieses durch die vielen Sandbänke, die in der Mündung des Maroni liegen und durch die grosse Inselgruppe in derselben, welche die Gewalt der Meeresfluth brechen, wie durch die bedeutenden Gewässer, die in den Regenzeiten der Fluss der See zuführt. Diese vielen Sandbänke sind aber der Schifffahrt ein grosses Hinderniss, da bei schmalem Fahrwasser Schiffe, welche über elf Fuss Tiefgang haben, den Maroni nicht befahren können, auch ist eine halbe Stunde südlich meines Wohnplatzes der Fluss so mit Sandbänken eingeengt, dass kein grösseres Schiff mehr passiren kann.

Wir hielten nun unsern Einzug in die seit mehreren Monaten leer stehenden Hütten einer dem verlassenen Dorfe von Kwakku auf französischer Seite gegenüber wohnenden Arowakenfamilie, deren Bewohner sich schon am Irakubo niedergelassen hatten aber auch später wieder in ihre alte Heimath zurückkehrten, und fuhren am Morgen des 13. Decembers 1846 zum ersten Male auf das holländische Ufer, um unsere Arbeit anzufangen.

Von den vierzehn Indianern musste immer einer auf die Jagd, und des Nachts fischten wir mit einem grossen Netze, das ich von Holland hatte kommen lassen, so dass wir Wild und Fische im Ueberfluss hatten, und das was wir selbst nicht gebrauchten geräuchert den Weibern nach Mana schicken konnten. Alle übrigen aber arbeiteten so gut wie ich und mein vortrefflicher Primo mit dem Hauer, um Gras, Wurzeln und Gesträuche abzuhauen, dann gieng es an Bäume fällen, so dass in fünf bis sechs Tagen schon ein schönes Stück Land offen dalag. Ungewohnt so schwerer Arbeit hatte ich am ersten Tage so hart zugehauen, dass meine weichen Hände mit Blasen bedeckt waren, und ich nichts mehr verrichten konnte, als Wild und Fische herrichten und das Essen für uns alle bereiten.

Primo war die beständige Zielscheibe des Witzes der Indianer, denn kaum liess ich ihn aus den Augen, so schlief er bei der Arbeit ein, obgleich ich ihn manchmal unsanft aus seinem Schlummer erweckte. Einmal war er so fest eingeschlafen, dass er es nicht fühlte, wie die Indianer ihn mit den abgehauenen Blättern der Heliconien und Palmen bedeckten. — Bereits war der Haufen vier Fuss hoch, als er erwachte und mühsam sich hervorarbeitete. — Schlaf war seine erste, Fressen seine zweite Leidenschaft, und da am Essen kein Mangel war, so ass er oft in einer Mahlzeit mehr Fleisch und Fisch, als wovon ein Plantageneger eine ganze Woche lang leben muss; war er gesättigt, so fiel er in Schlaf. — Arbeit konnte man nur von ihm erhalten, wenn man mit dem Stocke hinter ihm stand.

Schon in den ersten Tagen unserer Arbeit stellte sich die kleine Regenzeit ein, und wir beeilten uns eine Hütte oder ein Haus zu bauen, um nicht jeden Morgen und Abend genöthigt zu sein, die Fahrt über den Fluss zu machen.

Zu dieser Fahrt, die, da alles pagaite (ruderte), je blos eine halbe Stunde dauerte, hatten die Karaiben um so weniger Lust, als

die Arowaken, deren Hütten wir nun bewohnten. als Zauberer (Piaima) verschrieen sind. Obgleich diese Hütten verlassen und mit stachlichten Solaneen über- und umwuchert waren, so hatten meine Indianer doch Furcht und Widerwillen, nur die Nacht darin zuzubringen und beeilten sich, mein Haus aufzurichten, wozu ich ohne Reissbrett und Zirkel schon den Plan in meinem Kopfe gemacht hatte.

Es war dieses Haus ganz einfach eine indianische Hütte von 25 Fuss Länge bei 18 Fuss Breite, von unten, ausser einem kleinen Kämmerchen, das ich mit acht Fuss langen Palmlatten vertäferte, ganz offen; das Dach wurde mit geflochtenen Palmblättern (pina) gedeckt, stark und solide liess es keinen Tropfen Wasser durch. Statt dass man wie auf den Pflanzungen zu den Dächern der Negerhäuser die Palmblätter der Länge nach schlitzt und je drei oder vier solcher Blätter horizontal von unten nach oben anfangend an die Dachsparren vermittelst Lianen befestigt, nahmen meine Indianer je zwei ganze Blätter, flochten sie zusammen und banden sie vertikal an die Latten, die der Länge nach an die Sparren angebunden waren. Dadurch wurde das Dach leichter, dichter und von innen zierlicher. Obendrauf wurde als First ein Hut, von starken Cumu-Blättern (Oenocarpus patawa) geflochten, befestigt. Die Arbeit war am dritten Tage beendigt, und schon am achten Tage nach unserer Ankunft konnten wir das neue Haus beziehen. Ich nannte nun den Platz meiner zukünftigen Frau zu Ehren Albina.

Bei allen diesen Arbeiten half mein alter Freund Curieli am besten; er kannte alle Holzarten, alle schädlichen und nützlichen Kräuter, und verstand Bäume so schön viereckig zu beschlagen, dass sie ein Zimmermann sogleich hätte verwenden können. Ebenso guter Jäger als Fischer, war er für mich unschätzbar, aber sein Hauptfehler war eben wie bei den meisten Indianern sein Hang zum Branntwein. Einen Schnaps zu erhalten war die Triebfeder zu Allem, und war er einmal betrunken, so war es nicht möglich in Gutem mit ihm auszukommen.

Nachdem wir nun so viel Holz und Gesträuch verbrannt hatten, als die häufig fallenden Regen zuliessen, beschäftigte ich Curieli und einige andere Indianer damit, das Holz zum Bau eines späteren besseren Hauses zu behauen und herbeizuschaffen.

Wir versuchten auch Bretter zu sägen, aber ausser Curieli verstand Niemand die Säge zu führen, desshalb blieb auch dieses Geschäft für die Zukunft aufbewahrt.

Ueberhaupt fand ich bald, dass wenn ich meinen eigenen Kräften vertraut hätte, ich wohl wenig ausgerichtet haben würde, denn es gehört zu anhaltender Feldarbeit nicht allein Kraft, sondern man muss auch an sie gewöhnt sein und die Werkzeuge zweckmässig zu führen verstehen. Was Indianerknaben thun konnten, wäre ich nicht im Stande gewesen nachzumachen. — Wenn ich im Schweisse meines Angesichtes mich abmühte einen Baum zu fällen, wurde ich oft ausgelacht, in der halben Zeit that es ein Knabe besser, und doch war

ich gesund und kräftig. — Während ich beim Einsammeln von Naturalien und beim Insektenfang von Morgens 8 bis Abends 5 Uhr in den Wäldern oder auf den Savannen durch Sümpfe oder über Hügel schweifte, auch oft in den heftigsten Regengüssen oder verbrannt von der Sonne umherwanderte, war ich doch nie so müde geworden als jetzt am Abende, obgleich ich stets meine geregelte und gute Nahrung hatte und während der Regengüsse mich in der Hütte aufhalten konnte.

Ich hatte zur Anlage des Kostackers eine schlechte Zeit gewählt, denn blos ein kleiner Theil der abgehauenen Bäume war verbrannt, während der andere Theil liegen blieb und Strauchwerk und Aeste auf Haufen gebracht wurden, um Raum zum Pflanzen von süssen Batatten und Taiers zu gewinnen. — Auch ein Gärtchen legte ich an und pflanzte Bohnen, die schon am dritten Tage ihre Blätter entwickelt hatten, aber wie unangenehm war ich überrascht, als ich eines Morgens alles von den Cassaveameisen (formica cephalotes) abgefressen fand. — Jetzt, nachdem wir etwa einen Acker, d. h. 43,560 Quadratfuss umgehauen, gereinigt und theilweise bepflanzt hatten, bemerkte ich erst, wie viel ich von diesen so schädlichen Insekten zu leiden haben würde. Sowohl im Walde als auch auf dem gereinigten Lande befanden sich ihre Haufen, deren jeder zwei bis 3 Fuss Höhe bei 15 bis 20 Schritte Umkreis hatte. Die Nester selbst von der Grösse einer Faust bis zu der eines Kopfes befinden sich in einer Tiefe von sechs Zoll bis fünf Fuss unter dem Boden und stehen alle durch Gänge mit einander in Verbindung, die wieder ein gemeinschaftliches Luftloch haben, das man leicht an frischaufgeworfener Erde erkennt, und das die unermüdlichen Insekten beständig ausbessern. Unter diesen Luftlöchern liegen die Nester, manchmal über fünfzig an der Zahl, deren jedes ein für sich bestehendes Ganze ist, in Gemeinschaft aber arbeitet und sich vertheidigt. Stösst man mit einem Stocke in die Luftlöcher, so kommen sogleich zur Vertheidigung ihrer Wohnung grosse, dikköpfige Ameisen hervor, laufen wüthend umher, beissen mit ihren scharfen Zangen in alles was sie auf ihrem Wege finden, und lassen sich eher den Kopf abreissen, ehe sie das was sie angefasst haben loslassen. — Diese so wohl vertheidigten Löcher sind aber nicht die Gänge, durch welche sie ihre verderblichen Raubzüge anstellen, denn diese laufen von den Nestern unter der Erde fort und münden manchmal fünfzig bis hundert Schritte vom Hauptneste entfernt durch ein Loch an der Oberfläche.

Bei diesen Löchern fangen dann erst über der Erde die Wege an, welche die Ameisen nach dem Baume oder den Pflanzen, die sie abfressen wollen, anlegen; auch sind diese Wege, auf denen bei einer Breite von zwei bis drei Zoll jedes Gräschen aus dem Wege geräumt ist, manchmal bei vierhundert Schritte lang.

So verderblich, ja eine so grosse Pest für den Landbau diese Insekten auch sind, so bewunderungswürdig ist ihr Fleiss und ihr Zusammenwirken, ja man könnte sagen: ihre Ueberlegung bei der

Arbeit. Obgleich man sie in Surinam Cassave-Ameise und in Cayenne fourmi manioc nennt, so ist es nicht blos diese Pflanze, die sie zur Nahrung und zum Bau ihrer Nester nöthig haben, sie nehmen beinahe mit allem vorlieb, und ich sah ausser wildwachsenden Pflanzen, Mangos, Orangen, Rosen, Bohnen, Mais, Okero (hibiscus esculentus) so abgefressen, dass die Bäume oder Pflanzen am Morgen wie Besenreisig dastanden, verkümmerten und bei wiederholten Anfällen abstarben. Bei solchen Raubzügen klettern die obenerwähnten grossen Ameisen, die auch immer zuerst hervorkommen um das Nest zu vertheidigen. und die man Soldaten nennen kann, auf die Bäume, beissen das Blatt in kleine Cent grosse Stücke, die dann auf den Boden fallen, wo die kleineren Ameisen diese Stückchen aufnehmen nnd sie so in den Zangen halten, dass sie zur Hälfte auf dem Rücken liegen. — Mit diesen Blattstückchen, die manchmal doppelt so schwer sind als das Insekt, das sie trägt, tritt das Thierchen den Rückweg an. Der ganze Weg bei einem solchen Zuge ist oft so dicht mit Ameisen begangen, dass man zwei bis drei auf einem Quadratzoll zählen kann, die theils mit ihren Blättchen beladen, theils ohne dasselbe wieder zum Baume zurückkehren, um aufs Neue eine Last zu holen. So ziehen sie bei trübem Wetter und am liebsten bei Mondschein Tage und Nächte lang in Zügen, die aus Millionen bestehen können, auf ihren Raub aus, und sind besonders im hohen oder gebirgigen Lande, wo sie sich tief unter der Erde verbergen können, für den Landbau die grösste Plage. Die Nester selbst, wohin sie die Blätter bringen, sind von einer grauen, feuchten, schwammartigen, leicht zerreiblichen Masse, löcherich und anscheinend ohne Ordnung, und es stecken in ihnen Eier, Larven und ausgebildete Ameisen in allen Grössen.

Ob nun jedes einzelne dieser manchmal kopfgrossen Nester eine auf sich selbst stehende Gesellschaft, Republik oder Föderativ-Staat ist, oder ob in einem Haufen ein König oder Königin das Kommando führt, könnte vielleicht durch jahrelanges tägliches Beobachten ermittelt werden. — Sie halten sich manchmal Monate lang in ihren Löchern auf und blos am Luftloch sieht man immerwährend welche arbeiten, um die von Wind und Regen eingeflösste Erde wieder aus dem Loche herauszuschaffen, unerwartet aber brechen die Züge hervor, und weder Ausgraben noch kochendes Wasser, wodurch sie massenhaft verbrüht werden. kann die hartnäckigen Insekten bestimmen, ihre Verheerungszüge einzustellen.

Es giebt kein anderes Mittel, diese schädlichen Insekten zu vertilgen, als die Nester auszugraben und die Brut mit kochendem Wasser zu verbrühen.

Aber kein Indianer oder Neger ist zu einem solchen Geschäfte willig; denn um sich vor den sehr empfindlichen Bissen der Ameisen einigermassen zu schützen, müsste man beim Ausgraben hohe Stiefel anhaben. Wochenlang habe ich später mit vier Chinesen eines dieser Nester ausgraben lassen, und doch konnten wir nicht alle vertilgen. Der Indianer giebt sich keine Mühe, das Insekt auf diese Weise aus-

zurotten. Nehmen die Ameisen in seinen Kostäckern zu sehr überhand, so räumt er ihnen das Feld und sucht sich einen andern Wohnplatz.

Diese Ameisen sind über ganz Südamerika verbreitet, und wie gross der Schaden ist, den sie anrichten, geht daraus hervor, dass erst neuerdings in Brasilien eine Prämie von ich glaube Fr. 200,000 dem gesichert wird, der ein gründliches Mittel zu ihrer Vertilgung anweisen kann.

Ein einziges Mittel könnte vielleicht helfen, wenn man nämlich durch einen der Gänge, die alle mit einander und den Nestern in Verbindung stehen, ein recht giftiges Gas so lange streichen lassen könnte, bis die poröse, lose zusammenhängende Masse, woraus die Nester bestehen, ganz davon durchdrungen wäre. Alle anderen Löcher müssten verstopft sein, um das Gas möglichst lange in den Gängen zu halten.

Der Erfinder eines probaten Vertilgungsmittels wäre ein Wohlthäter für ganz Südamerika.

In den Nestern findet man beim Ausgraben manchmal eine zwei Fuss lange Blindschleiche „Amphisbaena," die vermuthlich von den Ameisen sich nährt und, wie die Neger glauben, ihr Oberhaupt ist.

Wenn im December die ersten starken Regen fallen, so kommen aus diesen Ameisenhaufen die geflügelten Weibchen, die fünfviertel Zoll lang einer grossen braunen Hornisse gleichen. Sie haben starke Fresszangen und einen von Eiern strotzenden Hinterleib. Im Haufen ist alsdann ein allgemeiner Aufruhr, grosse und kleine Ameisen jagen diese Weibchen weg, beissen und zerren sie hin und her bis sie fliegen. Ihr Flug ist schwerfällig, und sie lassen sich mehr vom Winde treiben. Sobald ihr Flug beginnt, sieht man über den Nestern weisse Milane herumkreisen, denen das beinahe hilflose Insekt zur willkommenen Beute wird. Auch die Buschneger und Indianer fangen die Weibchen und rösten den Hinterleib, der im Geschmack einer gerösteten Mandel gleicht.

So kommt von der Menge, welche ausfliegt, glücklicher Weise der grösste Theil um's Leben, und die davon kommen, graben sich sechs bis zwölf Zoll tief in die Erde ein, legen da ihre Eier und sterben. — Die Larven nähren sich vermuthlich vom Leibe der Mutter, zeigen sich zuerst im Monat März, sind aber ganz klein, tragen jedoch schon Blüthen und kleine Blättchen ein. Erst im Laufe mehrerer Jahre kann der Haufen gross und ansehnlich werden.

Wie die Klemmerameisen der Tannenwälder, haben auch sie einen angenehmen, jedoch nicht geistig starken Geruch, wie ein Gemisch von Citronen und Rosmarin.

Diese Thierchen waren nun meine Hauptplage, denn kaum war etwas gepflanzt und in der dem Wachsthum so günstigen Zeit aufgekommen, so fand man alles am Morgen abgefressen und nach den Löchern geschleppt. Den Tag über blieben die Ameisen in ihren

Nestern, aber kaum brach die Nacht an, so setzten sich Züge von Millionen von allen Seiten, (denn vierzehn grosse Haufen waren theils auf dem angepflanzten Kostacker, theils ganz in der Nähe desselben, ausser einer grösseren Menge, die auf eine Viertelstunde im Umkreise sich aufhielt), in Bewegung. Ich hatte alle meine Kochhäfen über dem Feuer und begoss mehrere Male des Nachts ihre Wege mit kochendem Wasser, aber obwohl ich viele Abende lang diese Arbeit fortsetzte und Millionen auf diese Weise tödtete, wurde ich doch keine bedeutende Verminderung gewahr.

Erst nach mehreren Jahren, als mehr Wald ausgerodet war, und ich Vieh gekauft hatte, verminderte sich diese Plage, denn das Vieh zertrat die von den Ameisen aufgeworfenen Haufen, und immer wieder ihre Nester auszubessern verdross wahrscheinlich die Thierchen, so emsig sie auch waren.

Da uns die vielen Regen am Ende des alten und Anfang des neuen Jahres 1847 bei der Arbeit sehr hinderlich gewesen, so waren auch nach zwei Monaten erst zwei Aecker (à 43,560 □ Fuss) Wald gefällt, nothdürftig gesäubert und gebrannt und mit verschiedenen Arten Bananen, die ich von Mana bekommen hatte, bepflanzt.

Für diese Arbeiten waren nun aber auch alle meine Waaren an die Indianer ausgegeben, ich musste also wieder darauf sinnen, durch Einsammeln von Naturalien und Pflanzen so viel zu verdienen, dass ich meine kleine Pflanzung im Stande erhalten und ausbreiten konnte, um sie auch später für den Handel zweckmässig zu machen.

So beliebt ich auch bei den Indianern war, so argwöhnisch waren dagegen die Buschneger gegen mich. Sie konnten nicht begreifen was ein Europäer an dem Flusse treiben wolle, den sie von jeher als ihr Eigenthum zu betrachten gewöhnt waren.

Ich hatte von diesen rohen Negern viel zu leiden; besonders unangenehm war es ihnen, dass ich mit den Indianern auf so vertrautem Fusse stand, denn diese waren sozusagen ihre Sklaven. Um seinen Hang zum Branntwein zu befriedigen, verkauft der Indianer alles, was er einigermassen entbehren kann, und macht sich dadurch abhängig von dem, der ihm den verderblichen Trank liefert.

Diese Leidenschaft wissen die Buschneger gut zu benützen.

Auf ihren Reisen von Aucka, ihrem Wohnplatze am Tapanahoni, bringen sie Hunde, Reis, geräucherte Fische, Tongabohnen etc. zum Verkaufe nach den Pflanzungen oder der Stadt und tauschen für einen grossen Theil des Bauholzes, das sie am obern Cottica fällen und auf den Pflanzungen verwerthen, Zuckerbranntwein, Dram genannt, ein, den sie bei ihrer Zurückkunft am Maroni wieder an die Indianer gegen Cassave verkaufen.

Diese kennen nun im Saufen kein Mass noch Ziel, und verkaufen von der ihnen zum Lebensunterhalt so nöthigen Wurzel so viel, dass sie mit ihren Familien oft bittern Mangel leiden müssen. Ich suchte immer diesem Unfug zu steuern, war aber dadurch den

Buschnegern ein Dorn im Auge: Erst nach und nach kamen wir zu einander in nähere Beziehungen, aber beliebt wurde ich nie bei ihnen.

Während ich nun auf meiner neuen Pflanzung beschäftigt war, ging mit dem benachbarten Mana eine grosse Veränderung vor. — Das Dorf das ausser den wenigen Europäern etwa 600 Neger zählte, war schon seit seinem Entstehen 1824 oder 25 unter die Leitung der Congregation der Soeurs de St. Joseph de Cluny gestellt und war vom französischen Gouvernement in Cayenne beinahe unabhängig. Die Schwarzen verkauften ihre Produkte, meist Maniok und Reis, an das Magazin der Congregation, auch bearbeiteten sie für Rechnung derselben in den Waldungen Holz und sägten Bretter. Eine kleine Kaffee- und Zuckerpflanzung, die den Schwestern gehörte, wurde ebenfalls durch die Neger betrieben, und ist der Rum von Mana der unter Leitung der Schwestern destillirt wird, in ganz Guiana berühmt und steht dem von Jamaika nicht nach.

Für das Geld, das die Neger für ihre Produkte und Arbeit empfingen, konnten sie in dem Laden der Congregation alle ihre Bedürfnisse kaufen. und war besonders dieser Laden, wodurch die ganze schwarze Bevölkerung Manas abhängig von den Nonnen wurde, den Kaufleuten in Cayenne ein Aergerniss, und die vielfältigen Klagen dieser bestimmten endlich das Ministerium, die Leitung Manas den Nonnen wieder abzunehmen.

Nach dem Tode der Superieure generale, Soeur Javouhey, die Stifterin des Ordens der Soeurs de St. Joseph de Cluny war und Mana errichtet hatte, nahm mit Januar 1847 das französische Gouvernement das so weit abgelegene Dorf unter seine Verwaltung und setzte daselbst einen Commissaire-Commandant nebst einem Juge de paix ein. Einige Gensdarmen bildeten die executive Macht.

Der Handel der Nonnen wurde aufgehoben, und mein Freund Aug. J., der Neffe der Superieure Generale übernahm für eigene Rechnung das Magazin. — Den Nonnen verblieben ausser den Gebäuden bedeutende Ländereien, ihre Zucker- und Kaffeepflanzung, auch hatten sie die Schule und das Hospital unter sich.

Für die Beamten und die Gensdarmen miethete das Gouvernement die nöthigen Häuser von der Congregation.

In diese Neuerungen konnten sich in der ersten Zeit die Nonnen nicht recht finden, ebenso wenig waren die Neger damit zufrieden, weil ihnen nichts mehr verhasst ist als Neuerungen, besonders wenn dabei Gensdarmen im Hintergrunde stehen.

Ich kehrte nun Ende Februar 1847 nach Paramaribo zurück, um im Paradistrikt wieder Schmetterlinge, Pflanzen und andere Naturalien zu sammeln. Ausser einigen leeren Kisten, einem selbst gemachten Stuhle und Tische liess ich nichts in meiner neuen Behausung zurück. Die wenigen Geräthschaften versteckte ich in hohle Bäume.

Obgleich ich, so kurz auch die Reise über See dauert, doch meistens von der Seekrankheit geplagt bin, so folgte ich dennoch

dem Rathe der Indianer, unter denen Curieli und Manioffo waren, und trat mit ihnen, obwohl die Wanekreek befahrbar war, die Reise über See an.

Es war der Anfang der Schildkrötenzeit, und wir hatten das Glück, als wir am sandigen Ufer der Flussmündung unser Nachtlager aufschlugen, drei dieser kolossalen Thiere zu fangen. Sie kommen immer in der Nacht mit aufkommender Fluth an das Ufer, um ihre Eier im Sande zu verscharren. Da ich gar keine Ladung bei mir hatte, so luden wir sie in das Boot, legten sie auf den Rücken und befestigten die Füsse mit Stricken an den inneren Seitenlatten; diese Stricke werden aus der Rinde einer am sandigen Seestrande wachsenden strauchartigen Malvacee, welche die Indianer Maho nennen, gedreht. — Die Thiere, wovon jedes bei vierhundert Pfund schwer sein konnte, füllten von vorne bis hinten das ganze Boot aus. — Bei gutem Winde erreichten wir am Abend die Matappica.

Hier wo wir nun in stillem Wasser waren und den Rest der Reise auf dem Flusse zu machen hatten, setzte ich das Zelt oder Dach zum Schutze gegen Regen und Sonne auf das Boot und hing als die Nacht anbrach, meine Hängematte darunter auf, so dass ich bloss wenige Zoll entfernt über einer der Schildkröten hing.

Meine Indianer ruderten wacker darauf los, und ich, ermüdet von des Tages Hitze und der Seekrankheit, lag bald in tiefem Schlafe, als ich plötzlich einen solchen Schlag von unten herauf an mein Hintertheil bekam, dass ich beinahe zur Hängematte heraus und über Bord gefallen wäre. Ganz schlaftrunken schrie ich um Hülfe, und unter dem Gelächter der Indianer fanden wir, dass das Thier, über dem meine Hängematte hing, seinen Fuss aus der Schlinge gezogen und mir den Schlag versetzt hatte.

Zwei Stunden später mit anbrechendem Tage waren wir in Paramaribo.

Ich verkaufte nun sogleich eine der Schildkröten für fl. 20 an einen Schiffskapitän, der ein ungeheures Fass machen liess, um sie lebend nach Holland zu bringen.

Ich hatte noch immer mein altes Haus an der Gravenstraat in Miethe, und hoffte von den zwei Schildkröten mehr Vortheil zu ziehen, wenn ich sie schlachtete und das Fleisch im Kleinen verkaufte.

Diese Thiere sind ganz dieselben, die von den westindischen Inseln nach England gebracht, dort so theuer verkauft werden, wiewohl auch eine kleinere Art in England eingeführt und in Guadeloupe auf dem Markte verkauft wird, — diese, obgleich in der Form ganz wie Chelonia viridis, kommt aber in unserer Kolonie nicht vor.

In Surinam wird Seeschildkrötenfleisch wenig gegessen, doch werden sie auch zuweilen auf dem Markte feilgeboten und gekauft, besonders wenn die Butter, die man zur Zubereitung nöthig hat, nicht zu theuer ist.

Ich kaufte nun vor Allem drei Dutzend Teller und miethete drei Negermädchen, um die zu machenden Portionen zum Verkaufe in der Stadt herum zu tragen. Solch eine Portion Seeschildkrötenfleisch kostet gewöhnlich 32 Cents und muss aus einem Stück Fleisch, Fett, das ganz grün aussieht, und einem Dutzend ungelegten Eiern, deren das Thier manchmal über fünfhundert im Leibe hat, bestehen.

Als nun alle Zurüstungen getroffen waren, schlachtete ich die eine, was ein schrecklich blutiges und für mich peinliches Gemetzel war. Wie alle Amphibien haben auch die Schildkröten ein sehr zähes Leben. Wenn schon Kopf und der Bauchschild abgeschnitten, ja Herz und Eingeweide herausgenommen sind, schlagen die Füsse noch kräftig um sich und besprützen alles über und über mit Blut.

Nun wollte gerade mein Unstern, dass wenig Butter im Lande und diese desshalb sehr theuer war; die Sauce ist aber bei der Schildkröte bekanntlich die Hauptsache. — Meine Mädchen, jede mit 12 Tellern in einer grossen hölzernen Platte auf dem Kopfe, liefen den ganzen Tag damit durch die Strassen, und am Abend war die erste ganz verkauft und hatte nach Abzug der Unkosten fl. 36 eingebracht.

Den zweiten Tag ging es an die zweite, aber leider fanden sich dazu nur wenige Liebhaber, und mehr als die Hälfte blieb unverkauft liegen.

Das Metzeln und Zerhauen des Fleisches wurde vor dem Hause im Freien vorgenommen, und hatte eine Menge Aasgeier (vultur aura) angezogen, die von den Dächern der Häuser und den Sabadil und Tamarindenbäumen lauerten, ob nicht auch etwas für sie abfiele. Ich liebe diese Vögel ungeachtet ihres widerlichen Geruches, und da sie Aas fressen und dadurch die Strassen und Wassergräben von allem möglichen Unrath säubern, sind sie von grossem Nutzen und laufen zahm wie Hühner herum. Haben sie sich vollgefressen oder wird es ihnen zu schwül, so erheben sie sich in die Luft und kreisen wohl über 2000 Fuss hoch stundenlang über der Stadt umher und ohne kaum sichtbaren Flügelschlag, bis der Hunger sie wieder auf die Erde zurückführt.

An diese Vögel vertheilte ich freigebig den übrig gebliebenen Rest der Schildkröte und warf das Fleisch, in kleine Stücke zerschnitten, auf die Strasse. — Nun kamen sie von allen Enden der Stadt herangeflogen, bei Hunderten zerrten und bissen sie einander um den vorgeworfenen Frass, zum grossen Spasse der Vorübergehenden, aber auch zum Aerger der Nachbarn, die den übeln Geruch der Vögel den ganzen Tag in der Nase hatten.

Meinen lieben Primo hatte ich nun wieder bei mir in Paramaribo. Aber weder zu Feld- noch zu Hausarbeit war er zu gebrauchen, trieb sich auch ohne meine Erlaubniss in der Umgegend mit andern Burschen seines Gelichters herum, so dass die Polizei ihn mir mehrere Male heimbrachte. Ein gefrässigerer, diebischerer, faulerer Kerl war gewiss nicht zu finden. Ob ich bat, schlug oder

schimpfte, war ihm ganz gleichgültig, und obgleich ich nicht leicht vor etwas zurückschrecke, so sah ich doch ein, dass ich über diesen Kerl nie Meister werden könne. So war ich denn auch eines Tages auf der Zuckerpflanzung l'Espérance am obern Surinam, deren Eigenthümer James Tyndall ich schon seit vielen Jahren kannte, und der wie auch seine Familie auf der Pflanzung Nursery am Nickerie, schon in meiner militärischen Laufbahn sehr wohlwollend gegen mich gewesen war.

Ich klagte ihm meine Noth mit Primo; Herr Tyndall hatte ein ditto Subjekt auf l'Espérance, das zwar nicht faul wie Primo war, aber durch schlechte Streiche, Aufhetzereien der andern Sklaven, und Diebereien ihm viel Aerger und Verdruss machte. John, so hiess der Kerl, durfte als Mulatte nicht zur Feldarbeit gebraucht werden, und hatte ein Geschwür am Fusse, wodurch er häufig arbeitsunfähig war; er war etwa 25 Jahre alt und verstand das Zimmerhandwerk.

Herr Tyndall und ich kamen nun überein, beide Bursche gegen einander auszutauschen. John sollte mit mir nach dem Maroni, wozu er sogleich bereit war, Primo aber blieb auf L'Espérance, ebenfalls ohne grosse Anhänglichkeit an mich blicken zu lassen, obwohl er voraus wusste, dass der Bastian (schwarzer Aufseher) der Pflanzung ihn gründlicher zurechtweisen konnte als ich.

Herren sowohl als Sklaven waren mit dem Tausche zufrieden, aber keiner fand seine Rechnung dabei.

So blieb ich denn wieder zwei Monate im Para-District und auf den Pflanzungen am Obersurinam, wohin mich Curieli und Maniofo begleiteten. Diese Reisen, obwohl mit manchen Beschwerden gepaart, waren immer reich an angenehmen Erfahrungen, Erlebnissen und Beobachtungen in der Thier- und Pflanzenwelt und gehören noch jetzt zu meinen liebsten Erinnerungen. In diese Zeit und hieher gehört denn auch, was ich jetzt erzähle.

Es war in den ersten Monaten von 1847, als mir ein alter Kamerad sechs schöne lebende Warappa (Erythrinus unitaeniatus) zum Geschenke brachte; diese Fische werden in Sümpfen und Waldbächen gefangen und sind ihres guten Fleisches und weniger Gräten wegen sehr beliebt. — Die grössten sind etwa einen Fuss lang, haben einen rundlichen Kopf, kleine spitzige Zähne, sind oben schwärzlich, am Bauch und den Seiten aber hellbraun von Farbe und sehr schlüpfrig, wesshalb die Franzosen sie auch Coulant nennen.

Unter dem Hause, das ich in Paramaribo bewohnte, befand sich sechs Fuss tief unter dem Erdboden ein aus Backsteinen gemauerter Keller, genau so gross, wie das Haus. — Dieser Keller, dessen Decke der bretterne Fussboden des Hauses war, hatte längs zwei Seiten zwei Fuss hohe, ebenfalls gemauerte Behälter, welche wahrscheinlich in früheren Jahren zur Aufbewahrung von Fischen gedient hatten; drei dieser Behälter waren geborsten, der vierte aber in gutem Stande und wasserdicht. Da das Haus ziemlich niedrig lag, das Mauerwerk

an manchen Stellen Risse hatte, so drang in der Regenzeit das Wasser in den Keller und stand oft drei Fuss hoch in demselben.

Dieser Umstand war denn auch die Ursache, dass niemand in dem Hause wohnen wollte, da man es für ungesund hielt.

Ich benützte aber diese zeitweilige natürliche Cisterne, um mich jeden Tag darin zu baden, und hatte das verrufene Haus auch über vier Jahre lang in Miethe.

Stellte sich die Trockenzeit ein, so nahm das Wasser im Keller ab, und trocknete allmählich ein, ebenso wie das in den drei geborstenen Seitenbehältern, während allein der vierte das Wasser behielt, das in der Regenzeit in ihn übergelaufen war. In jenen guten Behälter setzte ich die sechs Warappa, um sie später wieder herauszunehmen und zu essen.

Einige Tage später wollte ich die Fische fangen, bekam aber nur fünfe, denn der sechste war aus dem Behälter in den grösseren Wasserraum des Kellers hinübergesprungen.

Als ich mich wieder im Keller badete, bemerkte ich den Fisch, der lustig im grossen Raume umherschwamm und eine ihm vorgeworfene Kakerlak auffrass. Jetzt hatte der Fisch gewonnenes Spiel, und ich dachte nicht mehr daran, ihn zu fangen. — Jeden Tag brachte ich ihm Insekten oder Speck, und er wurde in kurzer Zeit so zahm, dass er nicht nur das Fressen mir aus der Hand nahm, sondern auch immer um mich herumschwamm und sich in die Hand nehmen und herumtragen liess. Keinem meiner Bekannten, denen ich das interessante Thierchen zeigte, nahm er Fressen aus der Hand, noch liess er sich berühren und wusste also mich sehr gut von andern zu unterscheiden.

Das Sonderbarste aber war, dass wenn, wie es mehrere Male geschah, in meiner Abwesenheit das Wasser austrocknete, ich den Fisch stets in dem wasserhaltenden Behälter wieder fand, wohin er, wenn er merkte, dass der Keller austrocknete vermuthlich sich hineinschnellte. So lebte der Fisch zwei Jahre lang, bis ich das Haus verliess. Es scheint, dass auch bei Thieren der niederen Gattungen einzelne Individuen mit weit mehr Intelligenz oder mehr Instinkt begabt sind als andere derselben Art. Häufig findet man in grossen Trockenzeiten in ausgetrockneten Lachen viele Fische derselben Art todt, obwohl sie bei Zeiten sich in tieferes Wasser hätten begeben können, ein Beweis, dass der Instinkt sie nicht immer richtig leitet.

Zweites Kapitel.

Wie bereits gesagt, hatte ich bei meiner Ansiedlung am Maroni den Plan, wenn einmal meine Mittel es erlauben würden, die ungeheuren Waldungen, die den Fluss besäumten, auszubeuten und die tauglichen Holzarten entweder nach Europa oder nach anderen Plätzen auszuführen. — Dass dieses am Maroni noch nicht geschehen war, konnte man blos dem Umstande zuschreiben, dass man diesen Strom sowohl in Surinam als in Cayenne beinahe nicht kannte, und seine Mündung wegen der Menge von Sandbänken für gefährlich galt.

Blos zwei Militärposten befanden sich in früheren Jahren auf dem holländischen Ufer, auch auf dem französischen wurde, aber nur kurze Zeit, ein kleines Piket von nur wenigen Soldaten unterhalten, desshalb beruhte auch alles, was man in den beiden Kolonien über den Maroni wusste, nur auf den Aussagen von meistens sehr ungebildeten Militairs und der Schoonerkapitäne, die den Fluss bis in die Mündung befahren hatten.

Der Wanekreek, welcher in den Regenzeiten den Maroni mit dem Cotticafluss verbindet, ist zu klein und hat zu viel Krümmungen, um durch ihn Holz nach dem bewohnten Theile der Kolonie bringen zu können, überdiess ist er einen grossen Theil des Jahres über nicht befahrbar, es kann desshalb das Holz blos über See transportirt werden, und diess erfordert Schiffe, zu deren Erwerbung der Unternehmer schon ein bedeutendes Kapital haben muss.

Ich sah auf meinen Ausflügen in Para und Obersurinam, wo ich auf den Holzfällereien manchmal Monate lang mich aufhielt, wie weit man auf diesen schon seit so vielen Jahren in Betrieb stehenden Plätzen in die Waldungen einzudringen hat, um gute Holzarten zu Brettern oder Bauholz zu finden, denn auf verständige Weise wurde der Holzhau nie betrieben. Niemand fiel es ein, die gefällten Bäume durch Setzlinge derselben Art fortzupflanzen, oder gar Baumschulen anzulegen, und so kam es, dass auf den meisten Holzfällereien die Neger die gesägten Bretter oft drei bis vier Stunden weit tragen mussten, um einen schiffbaren Kreek oder Fluss zu finden, von wo sie nach dem Ort ihrer Bestimmung gebracht werden konnten, während am Maroni das Holz vor der Hand und so zu sagen am Ufer des Flusses stand.

Je weiter das brauchbare Holz im Innern der Waldungen gesucht werden musste, desto beträchtlicher waren die Unkosten des Transportes, und so konnte selbst unser Holz, zu Brettern gesägt, nicht concurriren mit den Brettern, welche von den Vereinigten Staaten und Canada hier eingeführt wurden, und die, obwohl sie über tausend Meilen weit herkamen, doch kaum die Hälfte des Preises kosteten, um die man die Surinamischen verkaufen konnte.

Aber unsere Holzarten waren grossentheils viel besser als die Amerikanischen, und besonders war das Bauholz verschiedener Arten auf den englischen und französischen Antillen sehr gesucht.

Schon seit dem Jahre 1838 betrieb die Kolonial-Regierung am Coppenamefluss mit Sklaven eine Holzfällerei, auch wurde später dort eine kolossale Dampfsägemühle errichtet. — Jahre lang wurde von dort Holz für die holländische Marine abgeholt oder nach den Antillen ausgeführt, aber, ungeachtet des Reichthums dieser ebenfalls noch nie ausgebeuteten Wälder an Holz fand man bei der Sache seine Rechnung nicht. — Regierungsunternehmungen sind in Surinam nie glücklich gewesen, in den Händen eines Privatmannes aber hätte die Holzfällerei am Coppename gewiss grossen Gewinn abgeworfen. So wurde nun hier die Sache aufgegeben, als ich zu selbigem Zwecke den Maroni ins Auge fasste.

Jene Holzfällereien, oder wie man sie heisst „Holzgründe“ am obern Surinam, Saramacca und dem Parafiüsschen, wo die Zuckerkultur wegen weniger fruchtbarem Boden nicht mit Vortheil hätte betrieben werden können, machten wegen des mühsamen und kostspieligen Transportes schlechte Geschäfte, und sie wären wohl längst verlassen worden, wenn man nicht den Aufstand der Neger gefürchtet hätte, die diese Holzgründe, auf denen sie geboren waren, nicht verlassen wollten, um auf den tiefergelegenen Zuckerpflanzungen zu einer mühsameren und ungewohnten Arbeit sich verwenden zu lassen. Bretter und Schindeln waren beinahe das Einzige, was auf den Holzgründen bearbeitet wurde, und der Eigenthümer konnte von den Renten, die ihm sein Holzgrund einbrachte, kaum leben.

Eine viel bedeutendere Anfuhr von Bau- und Bretterholz bringen die Buschneger.

Diese, deren Voreltern meist von Holzgründen weggelaufene Sklaven waren, verstehen das Holz ziemlich gut viereckig zu behauen und können es aus dem Innern des Landes, das sie bewohnen, leichter und billiger liefern, als der Eigenthümer eines Holzgrundes, der ausser den Steuern, die er an die Regierung zahlen muss, auch noch Unterhaltskosten für seine Neger hat.

Ueberdiess hat der Buschneger keine Abgaben zu bezahlen und eine entschiedene Abneigung gegen alle Art Landbau und Feldarbeit, dass, gewänne er auch mehr dabei, er doch den Holzhau vorzöge.

Da nun der Hauptstamm der Buschneger, die Aukaner, den oberen Maroni bewohnt, so war ich versichert, von ihnen Holz billig und in Menge zu bekommen, wenn ich erst die Mittel zum Ankaufe mir verschafft haben würde.

So war ich nach mehreren Hin- und Herreisen, während welcher Zeit ich meinen Zimmermann John als Aufseher und Haushüter auf Albina zurückgelassen hatte, im August 1847 wieder in Paramaribo, als ein gewisser Herr Bukh, ein rechtlicher und allgemein geachteter Pflanzer, mich besuchte und um meine Pläne befragte.

Dieser Herr hatte das Vermögen einer farbigen Frau zu verwalten, der das kleine Häuschen gehörte, in welchem ich schon lange zur Miethe wohnte. Vielleicht eben so unbemittelt als ich war er, ein Sachse von Geburt, in den zwanziger Jahren nach Surinam gekommen und in eine Buchhalterstelle bei einem Kaufmann eingetreten; dadurch bekannt mit mehreren Pflanzern erwarb er sich das Vertrauen eines derselben, Lambertus Thym, der vor seinem Tode den Herrn Bukh zum Exekutor seiner Nachlassenschaft ernannte. An dieser, die über Fl. 800,000 betrug, verdiente Bukh gesetzmässig den zehnten Theil, und da dieser Prokuration noch andere folgten, so hatte der noch nicht 36 Jahre alte Mann in wenigen Jahren ein Vermögen von über Fl. 150,000.

Von schwachem Körperbau und kränklich, beschloss er nach Europa zurückzukehren und als wohlhabender Mann da alle Freuden der Civilisation zu geniessen, die man leider in Surinam sich nicht verschaffen kann. Er nahm Abschied von seinen Freunden und reiste ab.

Aber gewöhnt an das tropische Klima und an eine koloniale Lebensweise, um deren willen, wer sich derselben einmal ergeben hat, trotz aller Annehmlichkeiten, die in Europa um Geld erlangt werden können, man sich doch fremd und unbehaglich fühlt und von einer Art Heimweh ergriffen wird, fühlte auch er sich nicht glücklich. — Ganz unthätig seinem Vergnügen zu leben ekelte den im besten Mannesalter Stehenden an; sich an europäischen Handels-Unternehmungen zu betheiligen, dazu hatte er zu wenig Kenntniss, da sie komplizirter sind und man mehr Erfahrung nöthig hat, als in den einfachen surinamischen Verhältnissen.

Er beschloss also wieder nach der schönen Kolonie zurückzukehren und sein Kapital an ein Unternehmen zu setzen, von dem er sich ungeheuren Gewinn versprach.

Es sollte dieses eine Rumfabrikation in grösstem Massstabe sein. Die Melasse, welche als nicht kristallisirbar vom rohen Zucker abfliesst und ein Nebenprodukt jeder Zuckerpflanzung ist, wird durch nordamerikanische Schiffe aufgekauft und in den Vereinigten Staaten zu Rum destillirt. Diese Ausfuhr betrug jährlich mehr als 600,000 Gallons und geht also in ein fremdes Land, dessen Industrie es bereichert, während es in der Kolonie verarbeitet, für diese und das Mutterland von ungleich grösserem Nutzen sein würde.

Diese Melasse nun hier selbst aufzukaufen und in einer zu errichtenden grossartigen Brennerei zu Rum zu destilliren, das war seine Absicht.

Mit Hülfe holländischer Kapitalisten, denn sein eigenes Vermögen reichte bei weitem nicht dazu hin, hatte er in England eine solche Brennerei nach dem neuesten und zweckmässigsten System verfertigen lassen, und um ganz unabhängig von andern Pflanzungen zu sein, die vielleicht ihre Melasse ihm nicht liefern wollten, hatte er zwei grosse Zuckerpflanzungen am Commoviniflusss angekauft. —

Die Brennerei aber, sowie die Ateliers und Magazine wurden in Paramaribo am Surinamflusse errichtet.

Bald war die Sache im Gange und, wie begreiflich, die Aufmerksamkeit der Kolonie auf dieses grossartige Unternehmen gerichtet. Aber was man auch that, welche Verbesserungen man auch anbrachte, trotz der kundigsten Destillateurs, die man aus Jamaica und andern Ländern, die durch guten Rum berühmt sind, hatte kommen lassen, ein Rum, der nach dem Auslande verkauft werden konnte, war nicht zu erzielen.

Nach allen Theilen Europas wurden Proben gesandt, aber nirgends fand man Abnehmer, denn das Produkt war eben ein besserer Zuckerbranntwein, aber an Geruch und Geschmack dem Rum nicht zu vergleichen.

So musste nach kaum zwei Jahren Bestehens die Sache wieder aufgegeben werden. Die Gebäude wurden auf den Abbruch verkauft. — Kessel und Maschinen aber wanderten als altes Kupfer nach Holland oder den Vereinigten Staaten.

So hatte der gute Mann nicht allein sein ganzes Vermögen bei dieser verfehlten Spekulation verloren, sondern auch noch eine Schuldenmasse von über fl. 700,000 am Halse, und blos seiner anerkannten Rechtlichkeit hatte er es zu danken, dass man ihm die Leitung seiner zwei Pflanzungen überliess, deren Produkte er aber seinen Gläubigern zu senden hatte.

Obgleich Herr Bukh nie am Maroni gewesen war, so wusste er doch, dass es ein grosser holzreicher Strom sei, von dem man mit Gewissheit annehmen konnte, dass man bei genauer Sondirung der Mündung auch für grössere Schiffe eine Einfahrt finden werde.

Da er gründlicher mit den merkantilen Verhältnissen der Kolonie bekannt war als ich, sah er auch die Vortheile eines Holzhandels am Maroni besser ein, und bot sich mir als Theilhaber an für den Fall, dass die Einrichtung und die Einkäufe zum Tauschhandel die Summe von fl. 5000 nicht überstiegen, welche Summe er zur Verfügung hatte.

Nun hatte ich wohl die Erlaubniss am Maroni zu wohnen und einen Tauschhandel mit den Buschnegern zu treiben, aber nicht die, mein Holz auszuführen, oder fremde Schiffe zur Abholung desselben nach dem Maroni kommen zu lassen.

Um nun diese Erlaubniss zu erhalten, musste erst eine Bittschrift (rekest) an den Gouverneur gerichtet werden, welcher, weil die Schifffahrts-Gesetze in diesem Grenzfluss berücksichtigt werden mussten, sich mit dem kolonialen Rathe darüber zu verständigen hatte.

Den Vorschlag Bukhs hatte ich mit Freuden angenommen, und schien mir eine viel kleinere Summe zureichend, das Unternehmen damit zu beginnen.

Der Gouverneur, dem wir auch noch mündlich unsere Bitte vortrugen, gab uns die beste Hoffnung, unsern Wunsch erfüllen zu können, aber da Wochen vergehen konnten, ehe in einer Sitzung des

kolonialen Rathes (wovon Herr Bukh selbst Mitglied war) die Sache zur Sprache kommen und entschieden werden konnte, kehrte ich nach dem Maroni zurück, um Anfang December wieder nach Paramaribo zu kommen.

Der Gouverneur der Kolonie, Baron van Raders, der stets ein freundlicher und gütiger Herr gegen mich war, und dessen Andenken manchem in der Kolonie noch theuer ist, gab einem in Paramaribo in Garnison stehenden Soldaten Namens Schwab, Württemberger von Geburt, einen dreimonatlichen Urlaub, um mit mir nach dem Maroni zu gehen, und so war ich vorerst nicht so ganz einsam.

Die guten Aussichten, welche ich hatte, spornten mich an mein Wohnhaus so gut und nett als möglich einzurichten. Mein John hatte endlich das Gebälk zu meinem neuen Häuschen fertig, und der Tag, an dem dieses höchst einfache Machwerk aufgesetzt wurde, war natürlich ein Festtag. Alle Indianer der Umgegend waren dazu gekommen und mit einem mit Blumen geschmückten Hammer, den mir John mit zierlicher Ansprache überreichte, schlug ich den ersten Nagel und auch den letzten in den First.

Schon vor 12 Uhr war alles ineinandergesetzt, und den ganzen Mittag bis spät in die Nacht dauerte der Tanz meiner Indianer, die ich freigebig mit Dram regalirte.

Nun war wohl das Haus aufgerichtet, aber lange noch nicht fertig, denn es fehlten die Bretter zu Thüren, Fenstern, Fuss- und Bühnenböden, ebenso wie die Singels (Schindeln) für's Dach, denn obwohl ich das Letztere recht gut mit Palmblättern hätte decken können, so wollte ich doch das Ganze ebenso hübsch als wohnlich haben. Zum Sägen von Brettern oder zum Spalten von Schindeln waren weder John noch die Indianer zu gebrauchen.

Der frühere Posten Armina, zehn Stunden von Albina und oberhalb des ersten Wasserfalles liegend, war schon seit fünf Jahren verlassen, die Gebäude waren eingefallen und theilweise abgebrannt, auch hatten die Buschneger vieles für sie brauchbare weggeholt. Hier dachte ich nun Nachlese zu halten und alte Bretter und Singels zu finden.

Ich miethete also fünf Indianer und fuhr in meinem grossen Boote und mit einer kleinen Korjal ab. — Auf dem grossen Boote hatte ich drei Karaiben, auf dem kleinen Korjal aber zwei Arowaken, die geschickte Jäger waren und unterwegs jagen sollten. Wir waren auch so gewiss, unterwegs Fische oder Wild zu bekommen, dass wir ausser Cassave-Mehl (Couac) und spanischem Pfeffer nichts Essbares mitgenommen hatten.

Mit gutem Winde fuhren wir eines Mittages von Albina ab, während die zwei Arowaken sich schon am Vormittage auf den Weg gemacht hatten, und auf einer kleinen Insel am Siparawini uns treffen sollten. Die Sonne war längst untergegangen, als wir auf dem Inselchen ankamen, das nur etwa 50 Schritte lang ist, und auf welchem

eine von Buschnegern gemachte, von einem grossen Capaivabaum überschattete Hütte steht.

Wir trafen beinahe gleichzeitig mit den Arowaken ein, aber leider hatten sie weder Fisch noch Wild geschossen; die armen Kerls hatten zwölf Stunden lang nichts gegessen und mussten nun wie wir mit trockenem Couac Vorlieb nehmen.

Man zündete ein grosses Feuer an, dessen Rauch oder Helle einigen Papageien, die in den Inga-Bäumen über uns ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten, lästig sein mochte, denn ihr leises Gekrächz und Schütteln verrieth sie uns. Jurimara, einer der Arowaken, schoss aufs Gerathewohl in den Baum, und es fiel ein uralter Amazonenpapagei herab, der trotz seiner Härte eine willkommene Zugabe zur mageren Abendmahlzeit war.

Am frühen Morgen gingen die Jagd-Indianer wieder voraus, um gegen Mittag uns auf der süssen Cassave-Insel unterhalb des Arminafalles zu finden. Auch wir machten uns bald nachher auf den Weg und kamen gegen zehn Uhr an den Stromschnellen an, wo wir die Arowaken zu erwarten hatten, die uns zum Heraufziehen des Bootes über den etwa sechs Fuss hohen Fall behilflich sein mussten. In Erwartung des Wildes oder der Fische zu unserem Mittagsmahle wurde Feuer gemacht und kochte bereits das Wasser, als die Indianer ankamen und abermals nichts mitbrachten. So sollte eben die Mahlzeit wieder aus Couac und spanischem Pfeffer bestehen.

Der Indianer, von Natur aus sehr genügsam, macht sich aus solch magerer Kost viel weniger als der Europäer. Wenn jener aus Faulheit oder sonst einer Ursache, denn die Jagdtage sind viel zahlreicher als die Fangtage, kein Wild oder keine Fische hat, so behilft er sich mit einer Sauce aus Salz und spanischem Pfeffer, in die er sein Cassavebrod tunkt. Der Europäer aber muss zu dem trockenen Cassave oder Couac auch Wild, Fisch oder sonst eine kräftige Zuspeise haben und kann oder will sich nicht wie die Indianer behelfen. Aber doch hatten diese schnell etwas gefunden, um ihre Mahlzeit zu verbessern. An den Felsen und im Sande waren eine Menge wendeltreppenartiger Wasserschnecken, die sie sammelten und mit Salz kochten. Wenn sie gar sind, wird das Thier vermittelst einer Stecknadel aus dem Häuschen gezogen und mit der Pfeffersauce gegessen. — So sassen nun die Indianer gar bald an ihrem Mahle, das mir aber zu langweilig war, um daran theilzunehmen; auch hatte ich nicht die Geschicklichkeit, die Schnecke aus dem Häuschen herauszuwinden, ohne sie abzubrechen. Ich lief auf den Felsen am Fusse des Falles umher, als ich einen enorm grossen, wohl vier Fuss langen Tigerfisch, einen sehr schön gefleckten Wels vor mir liegen sah.

Der Fisch lag ohne alle Bewegung und in so seichtem Wasser, dass sein Rückenstachel herausragte. So leise als möglich, um von dem Fische nicht bemerkt zu werden, schlich ich zurück und holte Jurimara, der ihm denn auch einen Pfeil durch den Leib jagte. — Der Fisch schlug nur matt um sich, als wir ihn ans Land zogen,

und erst jetzt sahen wir, warum er so schwach war und sich ins seichte Wasser geflüchtet hatte, denn in seinem Rachen steckte ein grosser Stachelwels (acanthicus hystrix), ein überall mit Stacheln bedeckter, ein Fuss langer und wohl ein und ein halb Pfund schwerer Fisch, der, als der Tigerfisch ihn verschlingen wollte, seine drei Zoll langen Rücken und Seitenstacheln zur Vertheidigung aufgerichtet hatte. So drangen dem Tigerfische die Stacheln seiner Beute durch die Kiemen, und er konnte weder schlucken noch sich des Fisches entledigen, der seinerseits ebenso wenig seine Stacheln einziehen konnte. Beide Fische waren dem Verhungern nahe, was uns aber keineswegs hinderte, den grossen zu verspeisen.

Den kleinen, als eine sehr gesuchte Art, that ich in Weingeist und schickte ihn später nach Stuttgart.

Als die Mahlzeit beendet war, zogen wir ohne viele Mühe das leere Boot über den Fall und kamen noch vor Mittag am verlassenen Posten an. Kaum konnte ich den Platz wieder erkennen, wo ich im Jahre 1840 zum letzten Male gewesen war. Alles war mit dichtem Gebüsche und wilden Papaiabäumen (Cecrophia peltata) dicht bewachsen. Die Zitronenhecken, die im Viereck die Häuser umzogen hatten, waren zu Bäumen aufgewachsen und tausende ihrer Früchte bedeckten den Boden.

Mit Mühe wurde vom Ufer aus ein Weg durch stachligte Solanums und ein schneidendes, alles überwucherndes Gras, Babunefi- (Affenmester genannt) gehauen, um zu dem Platze zu kommen, auf dem die Gebäude gestanden hatten.

Alles war eingestürzt, zum Theil verbrannt, und so mit jenem schneidenden Grase bewachsen, dass die nackten Indianer wenig Lust bezeigten, die Bretter und Singels aus dem Haufen hervorzuziehen.

Man musste, abgesehen davon, dass man vom Gras und Gesträuch Stich- und Schnittwunden davontrug, auch mit grosser Vorsicht zu Werke gehen, denn sehr häufig hält sich in alten verfallenen Gebäuden die ebenso grosse als gefährliche Capassieschlange auf, deren Biss augenblicklich tödtet. Aber glücklich ging alles ohne Unfall von Statten; es wurden vier Stunden lang und in glühender Sonnenhitze Bretter und Singels an den Fluss geschleppt, und ich bemerkte im Eifer des Geschäftes nicht eher als kurz vor sechs Uhr, dass ein schweres Gewitter heraufzog, welches uns zur schnellen Abreise mahnte. Rasch wurde das Boot geladen mit so vielem, als nur hineinzubringen war, und als eben die Sonne unterging, befanden wir uns bereits wieder am Scheitel des Falles. Aber jetzt erst sah ich ein, wie schwierig es sein würde, das schwer beladene Fahrzeug über den Fall hinunterzubringen, ohne an den Felsen anzustossen, wodurch es augenblicklich zertrümmert worden wäre; denn es an Seilen herunterzulassen, daran war bei seiner Ladung nicht mehr zu denken.

Aber das Gewitter, das alle Augenblicke sich in den heftigsten Regengüssen zu entladen drohte, und die hereinbrechende Nacht zwangen mich zu raschem Entschluss. Zwei der Indianer setzte ich

an das Steuer und zwei an die Spitze des Bootes, das glücklich, während ich voll Angst in der Mitte sass, den Fall hinabfuhr. Ebenso glücklich kamen wir durch die Stromschnellen nach dem Inselchen, wo wir bei fürchterlichem Regen, unter dem Rollen des Donners und dem Getöse des Wasserfalles eine sehr ruhige Nacht in einer grossen und bequemen Hütte, die die Buschneger kurz zuvor errichtet hatten, zubrachten, denn der Gefahr waren wir entgangen. — Gegen Abend des andern Tages waren wir wieder auf Albina.

Die alten Bretter reichten kaum zum Fussboden meines Schlafzimmers und die Singels zur Hälfte des Daches aus, aber in meinem und einem grossen indianischen Boote holte ich bei einer zweiten Reise so viele Singels, dass mein ganzes Haus bedeckt werden konnte.

Bei diesem Häuserbau hatte ich es nicht zu bereuen, Primo gegen John vertauscht zu haben, denn dieser verstand doch wenigstens ein Handwerk, wodurch er mir, so wenig er mir bei seinen wirklichen oder vorgeschützten Krankheiten auch arbeitete, doch von einigem Nutzen war. Moralisch betrachtet war aber John womöglich noch schlechter als Primo. Kein Schloss war so fest, das er nicht mit zugespitztem Eisendraht aufzumachen wusste, und als ich einst bei einer Reise nach Surinam drei Püllen Dram (steinerne Krüge, je zwölf Liter haltend) in einer grossen Kiste eingeschlossen und den Deckel überdiess versiegelt hatte, wusste der Spitzbube, wobei ihm mein Freund Maniofo half, das Beschläg und die Nägel so geschickt abzunehmen, und, nachdem er den Dram mit drei Viertel Wasser vermischt hatte, wieder so zuzumachen, dass, als ich später den Diebstahl entdeckte, nicht begreifen konnte, wie es möglich war, mich so zu hintergehen.

Dabei war er kein Trinker, sondern vertheilte das Gestohlene unter die Indianer, bei denen er dadurch in grosser Gunst stand.

Dass John für seine Diebstähle von mir tüchtig Prügel bekam, versteht sich, aber sie fruchteten ebenso wenig als bei Primo.

Mit Hülfe der Indianer ward von mir das Dach gedeckt und die Bretter reichten gerade zum Fussboden der Schlafkammer. — Zu Thüren und Fenstern kaufte ich die Bretter und das Beschläge in Mana. Aber zum Legen des Fussbodens und der Bühne musste ich warten, bis ich Dielen aus Paramaribo bekommen konnte, wozu erst Aussicht war, wenn mein Plan mit Bukh ins Reine kam.

Die Wände des Hauses wurden auf die im französischen Guiana gebräuchliche Weise gemacht, und zwar durch eine Art Flechtwerk aus dem Golettenholz (hirtella racemosa), das zwischen den Riegelwänden befestigt und dann von innen und aussen mit Lehm beworfen wurde. Man strich es glatt und bekalkte es von beiden Seiten.

Dadurch entstanden feste und kühle Wände, sie sind aber weniger dauerhaft, reinlich und luftig als unsere mit Brettern beschlagenen Wohnungen.

Durch meinen Landsmann Schwab war nun mein Leben weit geselliger und treulich half er mir bei Allem. Meist besorgte er die Küche; an Wild und Fisch hatten wir stets Ueberfluss.

Für eine Flasche Dram, die mich 15 bis 20 Cents gekostet hatte, tauschte ich von den Indianern ein wildes Schwein (Dicotyles torquatus oder labiatus) ein, das 40 bis 50 Pfunde vorzügliches Fleisch gab.

Für einige Hände voll Salz oder einige Schüsse Pulver bekam ich einen grossen Haimura, einen der besten Süsswasserfische, der in Paramaribo oft mit vier bis sechs Gulden bezahlt wird. Meistens hatte ich noch einen Indianer zur Jagd und zum Fischfang, der für ein Gewehr, das mich in Holland acht bis neun Gulden kostete, zwei Monate lang jagen oder fischen musste. Selten verging ein Tag, an dem der Jäger gar nichts nach Hause brachte. Ausser dem Fleische, das frisch gegessen oder eingesalzen wurde, benützte ich von den meisten Thieren auch das Fell zum Ausstopfen oder ich machte Skelette von ihnen. Die Fische, welche man nicht aufessen konnte, wurden auf dem Rücken aufgeschnitten, mit Salz eingerieben und an der Luft getrocknet. Diese verkaufte ich, wenn ich einige Fässer voll bei einander hatte, in Mana, meistens im Tausche gegen Wein, der dann wieder auf den Pflanzungen gegen Dram ausgetauscht wurde.

Ausser süssen Batatten und Mais brachte mein Acker nicht viel Essbares hervor, aber mit dem Leztern fütterte ich eine Menge von Hühnern und Moschus-Enten (anas moschata), die beinahe so gross wie Gänse sind, und sich eben so fett mästen lassen.

Im Laufe der Zeit brachte ich es bis zu 22 dieser nützlichen Enten, während ich wohl zweihundert Hühner hatte. — Doch war ich mit den Enten später weniger glücklich, da sich im Flusse der gefrässige Pirai (serrosalmo pirai) einstellte, der, wenn die Thiere im Flusse schwammen, ihnen die Füsse abbiss, oder den Bauch aufriss, so dass ich sie nach und nach alle verlor. Da die Moschus-Ente, deren wilde Art in der Kolonie einheimisch ist, die Gewohnheit hat, weit vom Hause weg zu gehen und zu fliegen, so mag auch wohl manche durch Indianer und Buschneger gestohlen worden sein.

In diesem Jahre hatten wir eine merkwürdige Plage, die ich weder vor noch nachher je wieder zu beobachten die Gelegenheit hatte.

Wahrscheinlich in Folge der Menge von Fleisch und Fisch, die mir gebracht wurde, oder aus andern mir unbekannten Ursachen stellte sich in der Trockenzeit des Jahres 1847 eine solch unglaubliche Menge von Schmeissfliegen ein, dass alles Essbare so von ihnen bedeckt wurde, dass man blos eine schwarzgrüne wimmelnde Masse vor sich sah. Wolken dieser Fliegen folgten, wenn man die Speisen von der Küche ins Haus trug.

Um von dem unappetitlichen Geziefer beim Essen nicht belästigt zu werden, schlossen wir am Mittage Fenster und Läden, zündeten Licht an, holten die Schüsseln dicht mit Tüchern bedeckt aus der Küche und scheuchten mit einem grossen Tuche an der Thüre den Fliegenschwarm zurück. Nur auf diese Weise war es möglich, in Ruhe zu essen. Jeden Morgen hingen die Bananenbäume, die um das Haus und die Küche gepflanzt waren, schwarz voll Fliegen.

und obwohl auf den Indianerdörfern weniger Ueberfluss an Wild und Fischen war, so hatte sich doch auch auf ihnen dieselbe Plage eingenistet. Ueber sechs Wochen lang belästigten uns diese Fliegenschwärme und verloren sich erst nach und nach, als die ersten Regen fielen. Diese Fleischfliege, vermuthlich identisch mit der europäischen, findet sich zwar immer häufig vor, aber, wie auch die Stubenfliege, stets in geringerer Anzahl als in Europa.

Unter mancherlei Beschäftigungen, deren hauptsächlichste das Anlegen eines neuen Kostackers gewesen war, kam das Ende der Trockenzeit heran und mit ihr endigte Schwabs Urlaub, der dann wieder in seine Garnison nach Paramaribo zurückkehren musste.

Ich hatte bereits angefangen von Buschnegern Cedern und anderes Holz zu kaufen, und wünschte nun herzlich etwas bestimmtes über die mit Herrn Bukh beabsichtigte Unternehmung zu hören. Davon hing ja meine ganze Zukunft ab, denn meine Einkünfte als Naturaliensammler waren unsicher und von meinem jetzigen Wohnplatz aus manchen Zufällen unterworfen.

Die weite Entfernung von Paramaribo und die schwierige Verbindung waren ein grosses Hinderniss, besonders bei dem Versandt von lebenden Pflanzen, die so schnell als möglich verschickt werden müssen. Es mussten z. B. die damit gefüllten mit Glasdeckeln und Eisendrahtgittern versehenen Kisten ebenso gegen die Sonnenhitze als gegen das Ueberschlagen der Wellen beim Transport in meinen Booten über See geschützt werden. Kamen sie auch wohlbehalten in Paramaribo an, so fand sich nicht immer ein Schiff, das dieselben mitnehmen wollte oder konnte, oder blieben sie noch vor der Abreise wochenlange an Bord, so dass, was ich mit so grosser Mühe gesammelt, mit noch grösserer verpackt und auf einem gefahrvollen Wege nach Paramaribo gebracht hatte, manchmal ganz oder grossentheils verdorben in Europa ankam, und zuweilen nicht die Kosten der Fracht und Verpackung aufbrachte. — Es gehört viel dazu, um unter solchen Umständen nicht muthlos zu werden.

Herr Bukh hatte mich gebeten, ihm Proben von Cedernholz zu besorgen, um es mit dem in andern Flüssen vorkommenden vergleichen zu können. Es kommt nämlich dieses Holz, das keineswegs ein Nadelholz ist, wie die Ceder des Libanon, sondern ein Laubholz (Cedrela odorata) sowohl in niederm als hohem Lande vor, oft in sehr grossen Dimensionen. Ich sah Bäume, welche Blöcke von 3 bis 3½ Fuss Diameter lieferten.

In der Kolonie wird dieses Holz meistens zu Meubles und zu Särgen verwendet, in Europa aber beinahe ausschliesslich zu Cigarrenkisten. Zweige und Wurzelausläufer haben Masern und Flecken, aus denen sich Meubles machen lassen, die, weil sie heller sind als das Mahagoni, dieses an Glanz und Schönheit weit übertreffen.

Es giebt verschiedene Arten von Cedernholz, Blatt und Rinde sind aber bei allen gleich. Die Verschiedenheit von Härte und Farbe scheint mehr von ihrem Standort herzurühren. Hell, sehr leicht und

weich, wovon der rheinländische Kubikfuss dreizehn bis vierzehn Kilogramm wiegt, heisst es Papaier-Ceder, das härtere röthere wiegt siebenzehn bis achtzehn Kilogramm und heisst rothe Ceder. Wurzel und maserige Stücke sind noch schwerer. Die in niederm Lande stehenden haben meist grosse Wurzelausläufer, holländisch Sporen, französisch Arcabat genannt, sie werden nicht selten sieben Fuss hoch und zehn Fuss lang, so dass man Tischplatten, an denen zwölf Personen Platz finden, aus einem Stücke machen kann.

Zur verlangten Probe wählte ich einen schönen Block gut viereckig behauenes Cedernholz von zwanzig Fuss Länge und zwei Fuss Dicke. Nachdem ich mein Haus bestellt und vier Indianer zur Reise gemiethet hatte, trat ich Ende November die Reise nach Paramaribo an.

Der Cedernblock war mittelst dreifach geflochtener, sechzig Fuss langer Lianen hinten an meinem Boote befestigt.

Wir hatten guten und beständigen Wind, so das wir, obgleich das hinten drein schwimmende Holz das Boot in seinem Laufe hemmte, schon am zweiten Tag in die Matappica einlaufen konnten. In späteren Jahren setzte sich eine ziemlich hohe Sandbank gerade vor die Mündung dieser Kreek oder vielmehr Kanals, so dass man wenigstens eine Viertelstunde westlicher zu fahren hatte, ehe man den Ausfluss, der nicht über zwanzig Fuss breit ist, gewahr wurde.

Die Seeküste verändert sich beinahe mit jedem Jahre, ja es versetzen sich mit jeder Springfluth die Bänke, sie spülen an der einen Seite ab oder setzen an der andern an, aus Ursachen, die, wie bei den Schneelavinen, höchst unbedeutend sein können.

So kann ein entwurzelter vom Wasser zugetragener Baum, wenn er auf eine seichte Stelle kommt sich festsetzen; Sand und Schlamm sammelt sich um ihn an und es entsteht eine kleine Bank, die dem Laufe des Wassers eine andere Richtung giebt und so die An- oder Abspülung auf einer andern Seite befördert, was sich weiter entfernt in grösserem Masstabe fortsetzt, wodurch an der Küste bedeutende Veränderungen entstehen. Springfluthen, besonders bei starkem Winde, wirken verheerend auf das schlammige Ufer, reissen oft grosse Stücke mit darauf stehenden Bäumen und Gesträuchen ab und setzen dann diese schwimmenden Inselchen wieder an andern Stellen ab.

In den dreissiger und vierziger Jahren befand sich an der Küste zwischen dem Maroni und dem Surinamflusse und etwa gleichweit von beiden entfernt, der unbedeutende Posten Oranje, dessen kleine Besatzung keinen andern Dienst hatte, als die holländische Flagge aufzuziehen, wenn man ein Schiff vorüberfahren sah.

Mehrere Male war man genöthigt gewesen, das kleine Häuschen das man Kaserne nannte, abzubrechen, weil die Küste rasch abspülte, und bei jeder Springfluth grosse sonst trockene Ländereien überfluthet wurden, so dass dem Posten zuletzt Ueberschwemmung und Einsturz drohte.

Kaserne und Flaggenstock wurden dann jedesmal wieder weiter ins Land hineingesetzt und mit einem neuen Damm gegen den Andrang der Wellen versehen, bis im Jahre 1848 das Gouvernement, der immer sich wiederholenden Unkosten müde, das kleine Detachement einzog und die Gebäulichkeiten, die freilich nicht viel werth waren, ihrem Schicksale überliess.

Plötzlich aber hörte das Abspülen auf, es entstand nach und nach eine Schlammbank, auf der ein steifes spitziges Gras und eine kleine saftige Pflanze „portulak" üppig gedieh, Parvagesträuche und der Mangrove schlugen Wurzel, und kaum zehn Jahre später war vor dem verlassenen Posten eine Bank oder vielmehr ein Landstrich entstanden, der über drei Stunden lang und eine Stunde breit, nur bei der höchsten Fluth zeitenweise überströmt wurde, und der mit Dämmen versehen, tausende von Hektaren des für die Baumwollenkultur besten Landes geben würde.

In Paramaribo hörte ich nun zu meinem Verdrusse, dass, obwohl seit Eingabe unserer Bittschrift mehr als drei Monate verstrichen waren, doch noch keine Antwort (resolutie) vom Gouverneur gegeben sei.

Doch zweifelte Herr Bukh keineswegs an einem günstigen Bescheid und drang in mich, verschiedene Waaren in Paramaribo einzukaufen, weil ich besser als er wisse, was sich zum Handel mit den Buschnegern eigne. Auch rieth er mir, einen Neger zu kaufen, den man gerade feilbot, und der mir, von einem Holzgrund im obern Surinam abstammend, beim Einkauf von Holz wie auch durch Feldarbeit von Nutzen sein konnte.

Dieser Neger Adam war ein Afrikaner und gehörte einem portugiesischen Juden, der einen kleinen Holzgrund im obern Surinam besass. — Adam, ein Mann von 50 bis 60 Jahren, musste nach der Aussage seines Herrn ein treffliches Subjekt sein, denn jener vergoss Thränen der Rührung, als er mir die Tugenden Adams herzählte, den er aber verkaufen müsse, weil er dem Lande schon seit drei Jahren die Steuern schulde und nicht gepfändet werden wolle. Seine übrigen Sklaven, sagte er, haben alle Familien, die er bekanntlich nicht trennen dürfe, weil sie auf den Namen, seines Holzgrundes eingeschrieben wären, Adam aber sei ein Privésklave. Seufzend strich er die fl. 350 ein und versicherte mich nochmals, welch vortrefflichen Kauf ich gemacht habe.

Herr Bukh versprach mir, so bald der so sehnlich erwartete Gouvernementsbeschluss ihm zukommen würde, einen kleinen Schooner zu chartren, ihn mit allem Nöthigen zu beladen und selbst nach Albina zu kommen.

So reisste ich am 7. December wieder ab, und da ich in kurzer Zeit alles was ich nöthig hatte durch den Schooner zu erhalten hoffte, nahm ich nur das höchst nöthige in meinem Boote mit, denn ich musste, da die Wanekreek noch nicht befahrbar war, über See nach Hause zurückkehren.

Ausser meinen Indianern hatte ich noch den neugekauften Neger bei mir, aber schon auf der Pflanzung La Paix, bei welcher die Vreedenburger Kreek in die Cottica mündet, vernahm ich von mehreren Negern der Pflanzung, welche meinen Adam kannten, dass er einmal elf Jahre lang von seinem Herrn weggelaufen gewesen sei, und solchen Hang zum Buschleben habe, dass er wohl schwerlich bei mir bleiben werde.

Das waren fatale Aussichten, doch wo sollte er hinlaufen?

Von La Paix fuhr ich in die Vreedenburger Kreek, um durch sie in die See zu kommen. — Es ist diese Kreek ein zum grössten Theil gegrabener Kanal, an dem eine halbe Stunde von La Paix der Militärposten Vreedenburg lag, wo ein Detachement Soldaten unter dem Kommando eines Lieutenants stand. Weiter hinein fand man zwei kleine Baumwollenpflanzungen, Harmonie und Zwarigheid und am Ende des Kanales und vom Posten kaum eine Stunde entfernt, das schon erwähnte Piket Oranje.

Kaum fünf Schritte von diesem Kanale, der dort sein Ende hatte, fingen die Sumpf- und Biribiri-Länder spärlich mit Seepflanzen bewachsene Striche an, die sich später bedeutend erhöhten, im Jahr 1847 aber bei Springfluth noch stets unter Wasser standen. Eine Art Graben oder Vertiefung, der sich bis an den Damm der Vreedenburger Kreek erstreckte, füllte sich bei hohem Wasser und gab Gelegenheit durch ihn bis über die Biribiri-Länder hinaus in die See zu kommen.

Da die Meeresfluth, wenn sie in die Mündung des Surinamflusses eintrat, erst die vielen Krümmungen des Commowini und Cottica, das heisst eine Länge von fünfzehn Stunden zu durchlaufen hatte, ehe sie in die Vreedenburger Kreek kam, so hatte sie bei Oranje erst ihren höchsten Stand erreicht, wenn ausserhalb im Meere die Ebbe am niedrigsten stand. Man zog desshalb mit leichter Mühe aus der nun vollen Vreedenburger Kreek das Boot über den Damm in den nun ganz leeren Graben, welchen fünf Stunden später, wenn das Wasser der inneren Kreek beinahe abgelaufen war, die aufkommende Fluth der See füllte, — dann hatte man leichte Mühe, durch denselben in die See zu kommen.

Nun sind aber meistens im December die niedrigsten Springfluthen, die, wenn sie sonst neun bis zehn Fuss höher sind als die niedrigste Ebbe, jetzt blos sechs oder sieben Fuss hoch steigen.

So liess sich auch jetzt kein Wasser im Graben sehen und ich war in bitterer Verlegenheit, denn mit meinen vier Indianern konnte ich das Boot nicht eine halbe Stunde lang in der wasserlosen Kreek über den Schlamm ziehen. Aber mein guter Lieutenant V. befahl seinen acht schwarzen Soldaten, mir beizustehen, und so kamen wir dann bis zu einer sandigen Stelle, wo das Wasser schon tief genug war, um mit der andern Fluth, die des Nachts eintrat, weiter zu fahren.

Ich liess das Boot unter Obhut der Indianer und kehrte zu Fuss über die trockene Schlammbank nach Oranje zurück. — Die Fahrt

durch diesen Graben ist eine der mühevollsten, die ich je gemacht habe. Nicht allein, dass man beständig in einer Atmosphäre von Muskitten sich bewegt, wird man durch zahllose, kaum sichtbare Mompiris gepeinigt, und, obgleich die Fahrt kaum eine halbe Stunde dauert, so glaube ich nicht, dass sie ein Mensch noch länger aushalten könnte, ohne halb närrisch zu werden.

Erst Abends acht Uhr kehrte ich über die trockene Schlammbank nach dem Boote zurück. Es war trübes Wetter, doch konnte ich mich nach den Bäumen richten, unter denen der Graben hinlief, und musste also zum Boote kommen. Auf der Bank, über die mein Weg führte, hatte eben diesen Abend ein Schwarm Schnepfen ihr Nachtquartier aufgeschlagen, und diese, in ihrem Schlafe gestört, flogen nun zu tausenden in allen Richtungen umher, so dass ich wohl hunderte mit den Händen niedergeschlagen oder mit den Füssen zertreten haben mag. Ich war froh, als ich mich wieder ausserhalb der erstickenden Hitze dieser Schnepfen-Wolke befand. — Diese Vögel waren von der kleinsten Sorte, nicht grösser als ein Sperling, und obgleich sie in ungeheuren Schwärmen am Meeresufer vorkommen, weiss doch niemand wo sie nisten.

Nach fünftägiger Reise kam ich wieder auf Albina an, wo mein neuer Neger vorerst den Kostacker vom Unkraut zu säubern hatte, eine leichte Arbeit, die er auch vollkommen gut ausführte.

Kaum war ich aber wieder eine Woche auf Albina zurück, als ich eines Morgens Adam vermisste. Da an Lebensmitteln kein Mangel war und ich mit ihm nicht das mindeste Unangenehme gehabt hatte, so fand ich seine Flucht unbegreiflich, um so mehr, als er zu Fusse weggelaufen war und mir kein Boot fehlte. Ich machte mir daher wenig Sorge, weil ich wohl wusste, dass er aus den umliegenden Waldungen, wohin er sich vermuthlich geflüchtet hatte, bald zurückkehren werde.

So geschah es denn auch, denn am fünften Tage nach seiner Flucht war Adam wieder zurück und bat mich um Verzeihung. Nicht üble Behandlung sagte er, noch schwere Arbeit habe ihn verleitet, wegzulaufen; er habe stets nur Bananen und Yams gegessen und könne sich in seinem Alter nicht mehr an Cassave und insbesondere nicht an Couac gewöhnen. Ich gab ihm nun Batatten und Yams, und da an Wild und Fischen stets Ueberfluss war, so hatte er jedenfalls bei mir eine viel bessere Nahrung als bei seinen früheren Herren. Doch dieser Hang zum Weglaufen und noch dazu wegen einer so unbedeutenden Ursache eröffnete mir eine trübe Aussicht in Beziehung auf meinen zweiten Sklaven.

Seit Schwabs Abreise war es wieder recht einsam auf Albina, denn ich hatte vorläufig ausser John und Adam niemanden bei mir, und diese zwei durften nie mein Haus betreten. Meine Haushaltung versah ich selbst ganz allein. Ich kochte, säuberte das Haus, wusch meine Kleider, machte neue Hosen und Hemden, wenn die alten zerrissen waren, und führte ein wahres Robinsonleben, nur mit etwas

mehr Comfort und Geselligkeit, denn selten verging ein Tag, an dem nicht der eine oder andere Indianer bei mir einsprach, denn nach und nach waren sowohl die Karaiben von Mana als die Arowaken vom Iracoubo zurückgekommen und hatten wieder ihre alten Dörfer bezogen, so dass die indianische Bevölkerung sich auf über 350 Köpfe belaufen mochte.

Ausser zwei Tischen und einigen Stühlen hatte ich in meinem neuen Häuschen keinen Hausrath als eine alte friesische Uhr, die mir ein Freund schenkte, weil sie nicht mehr gehen wollte, es gelang mir aber mit wenig Mühe, sie so gut in Ordnung zu bringen, dass sie noch nach 33 Jahren gut geht und schlägt. Mein bescheidenes Mobiliar aus meinem Hause in Paramaribo sollte, so war es abgesprochen, Herr Bukh mit dem Schooner bringen.

Endlich am 31. December kam ein betrunkener Indianer mit einem Briefe, den ihm der Kommandant des Postens Vreedenburg für mich gegeben hatte, um ihn so schnell als möglich zu besorgen. Er kam von Herrn Bukh, der mir schrieb, dass er wenige Stunden nach meiner Abreise von Paramaribo den Gouvernementsbeschluss, von dem er mir Abschrift beilegte, erhalten habe, und dass er sogleich vier Neger abschicke, damit mich der Brief, ehe ich die Seereise antrete, noch auf Vreedenburg treffe.

Er werde, so schrieb er, wenn ein Schooner zu bekommen sei, wahrscheinlich noch in diesem Monate kommen. Der Brief war vom achten December und als er auf Vreedenburg ankam, war ich schon seit einem Tage in See, und benützte der Lieutenant die Gelegenheit mit dem Indianer, mir den so wichtigen Brief zu senden.

Wer war froher als ich! Ich wusch und putzte mein kleines Häuschen, und machte alle Zubereitungen zum Empfange Bukhs, den ich also mit jeder Fluth erwarten konnte, und mit zufriedenen und glücklichen Träumen schlief ich in das neue Jahr 1848 hinüber.

Drittes Kapitel.

Alle Vorbereitungen waren getroffen, eine Hütte gebaut, um einen Theil der Waaren, die der Schooner bringen musste und zu deren Bergung mein Häuschen zu klein war, darin unterzubringen. Und diese Waaren brauchte ich höchst nöthig, denn das Wenige, was ich gehabt hatte, war durch den Ankauf von Holz vergriffen. Am Nöthigsten litt ich Mangel. Seife und Dram fehlten gänzlich, auch das so nöthige Salz musste ich von Mana beziehen, wo es vier Mal so theuer als in Surinam war.

Obwohl Regen eingefallen waren, so war doch der Wanekreek für ein grösseres Fahrzeug noch nicht befahrbar, und um mich nach der Ursache des langen Ausbleibens, denn unter Harren und Hoffen war der ganze Monat Januar vergangen, zu erkundigen, hätte ich eine kleine Corjal nach Paramaribo senden müssen, was für mich immer eine Auslage von zwanzig Gulden gewesen wäre. Als ich dann endlich weder Geld noch Waaren zum Eintausch von Holz mehr hatte und ich mir das lange Ausbleiben des Schooners nicht erklären konnte, nahm ich mir Anfangs Februar vor, selbst nach Paramaribo zu gehen. Bereits war ich fertig, alles wohl verschlossen und der Obhut Johns anvertraut, und wartete ich nur noch auf die Indianer, mit denen ich die Reise machen wollte, als mir ein Arowak Walekulêh einen ausgewachsenen Tapir brachte, den er im Flusse geschossen hatte.

Das war nun ein sehr willkommenes Thier; ich verschob also meine Reise einige Tage, präparirte die Haut, machte ein Skelett und gebrauchte das wenige Salz, das mir übrig geblieben war, um das Fleisch, das so gut wie Rindfleisch ist, einzusalzen. Kaum war ich damit fertig, als Sansabaru, ein anderer Arowak, mit einem grossen Ameisenfresser (Myrmecophaga jubata) ankam, dessen Zubereitung weitere zwei Tage erforderte.

Endlich am 20. Februar konnte ich abreisen. Ich hatte drei ältere Indianer und Maniofo bei mir.

Es war ein trüber, regnerischer Tag. Um ja den Schooner, wenn er unterwegs sein sollte, nicht zu verfehlen, hatte ich mir vorgenommen, ganz längs der Küste und bei Braamspunt den Surinamstrom hinan zu fahren.

Wir hatten die erste Nacht auf dem Dorfe von Georg zugebracht, wo gerade mehrere Krüge Tapana gebraut worden waren, denen meine Indianer wacker zusprachen. Bei der Menge Muskitten und dem Lärm, den die Betrunkenen machten, war an keinen Schlaf zu denken.

Am frühen Morgen traten wir die Weiterreise an, fuhren ohne den Schooner zu sehen längs der Küste und kamen gegen Mitternacht an die Mündung der Matappica. Hier bestürmten mich die Indianer mit Bitten, in diese Kreek einzulaufen, weil sie vor Schlaf sich nicht mehr aufrecht halten könnten. Es war eben Fluth und wir fuhren in die Kreek ein. War schon auf der See wenig Wind, hier in dem engen Kanal war es todtstille und die Muskitten brachten uns beinahe zur Verzweiflung. — Wir hatten desshalb nichts eiligeres zu thun, als unser Boot an der Pflanzung Adrichem anzulegen und Obdach in einem Viehstalle zu suchen, wo im Rauch eines kleinen Feuerchens, das neben seiner Lagerstätte brannte, der wachhabende Neger schnarchte. Mit Mühe konnten wir in der Dunkelheit einige Stückchen Holz finden, um das Feuer oder vielmehr den Rauch zu vergrössern. Aber auch hier war an keinen Schlaf zu denken, und der Neger, dem man sagte, dass ein Blanker (bakera) hier wäre, that keinen Zug, sondern sagte

nur: Meka go na bakrahoso (er soll ins Haus des Direktors gehen) und schlief, in seinen dicken Wachtrock gewickelt, ruhig weiter. Ich kannte den Direktor der Pflanzung nicht, und weiss, wie unwillkommen ein Fremder mitten in der Nacht ist; ich blieb desshalb am Wachtfeuer sitzen und erwartete sehnsüchtig den Morgen, wo mir dann, als die Hähne krähten, der Vater Maniofos. Awarugalli mein Kaffeekesselchen aus dem Boote holte und ich durch meinen Lieblingstrank mich wieder etwas beleben konnte.

Der Morgen war wieder trübe und regnerisch und wir verliessen den unwirthlichen Platz, um bei der Pflanzung Landlust die Ebbe zu erwarten. — Gegen eilf Uhr kamen wir an die Herrn Bukh gehörende Zuckerpflanzung Singularité, deren Wohn- und Fabrikgebäude etwa zehn Minuten weit vom Flusse abliegen, während dicht an demselben ein nettes Lusthäuschen, umgeben von Kokos und anderen Palmen, sich befindet, über das ein alter Neger, der sonst zu keinem andern Geschäfte mehr zu brauchen ist, die Aufsicht hat.

Um keine Zeit zu verlieren, erkundigte ich mich bei diesem Neger, ob sein Herr sich noch in der Stadt befinde und auf seine bejahende Antwort fuhr ich ruhig weiter,

Wohl sah ich, als ich bei dem Forte Amsterdam ankam, ein kleines, elendes Küstenfahrzeug bei der Redoute Leiden vor Anker liegen, aber ich hatte keine Ahnung davon, dass dieses eben das durch Bukh gemiethete sein könnte.

Abends vier Uhr kam ich in Paramaribo an, doch mit Schrecken hörte ich, dass Herr Bukh am selben Morgen die Stadt mit der Schalouppe van Speyk verlassen hatte, und dass das bei Fort Leiden gesehene Fahrzeug eben dieses gewesen sei, das vermuthlich nur den Anfang der Ebbe erwarte, um in See zu kommen.

An ein Zurückkehren nach der Schalouppe war nicht zu denken, Wind und Strom waren gegen uns, auch die Indianer zu müde.

Ich blieb also zwei Tage in Paramaribo, um dann mit aller Eile durch den Wanekreek nach Albina zurückzukehren, und so, wie ich hoffte, noch gleichzeitig mit Herrn Bukh zu Hause anzukommen.

Alle nöthigen Waaren befanden sich an Bord. Eine trächtige Kuh, ein Stier, Schweine, welsche Hühner, Bananen und Bananen-Pflanzen; ich hatte also nicht nöthig, das mindeste mitzunehmen, ausser den für mich und meine Indianer zur Rückreise nöthigen Lebensmitteln. Auch Schwab, dem der Gouverneur einen weiteren Urlaub gegeben hatte, war bei Herrn Bukh an Bord.

Zugleich vernahm ich, dass ein gewisser Monte-Cattini, früher Direktor auf einer Zuckerpflanzung, vom Gouvernement ebenfalls die Erlaubniss erhalten habe, zum gleichen Zwecke wie wir, sich am Maroni anzusiedeln. So hatten wir bereits Concurrenz, ohne noch das Unternehmen angefangen zu haben.

Monte-Cattini, dem ein verlassenes Indianerdorf drei viertel Stunden unterhalb Albina zum Wohnort angewiesen war, dachte die

Reise nach dem Maroni, wo er zuvor nie gewesen war, vierzehn Tage später anzutreten, und war gerade beschäftigt, die nöthigen Tauschartikel einzukaufen.

Ich reiste also den 26. Februar wieder von Paramaribo ab, nahm von der Pflanzung Singularité zwei junge Neger zum rudern mit, um so schnelle als möglich nach Hause zu kommen.

Auf der Pflanzung Ephrata, auf der ich mit Ende der Fluth und bei heftigem Regen ankam, hatte ich Abends einen leichten Fieberanfall und befand mich in einer unerklärbaren Unruhe und Aufregung, so dass ich noch vor Aufkommen der Fluth und vor Mitternacht aufbrach.

Nirgends wurde angehalten, bis wir am späten Abend die neue Wohnung des Posthalters erreicht hatten, die eine halbe Stunde unterhalb der Mündung des Courmotibo in die Cottica liegt.

Hier fand ich, wie immer, gastliche Aufnahme, und wir setzten am frühen Morgen die Reise fort, so dass wir noch eine gute Strecke in den Wanekreek einfuhren und in elenden Hütten im Walde unser Nachtlager aufschlugen. Der Morgen brach wieder mit Regen an, und da ich nie gewohnt war, einen Regenmantel oder wollene Hemden zu tragen und erst in späteren Jahren mich deren bediente, so sass ich auch dieses Mal durch und durch nass im leichten Callico-Hemde im Boote.

Schon bei der Einfahrt in den Wanekreek musste das Zeltdach abgenommen werden, weil man oft stundenlang unter umgefallenen Bäumen und Gesträuch sich durchzwängen musste.

Nur bei Nacht wurde das Zeltdach wieder auf das Boot gesetzt, um darunter zu schlafen, wenn man im Walde keine passende Hütte zum Nachtlager fand oder durch den Regen verhindert war, Feuer anzumachen.

Gegen eilf Uhr Mittags hatten wir die Savannen erreicht, in welchen der Kreek an manchen Stellen kaum so breit ist, dass zwei Boote neben einander passiren können. Am Saume dieser Savannen sind Sträuche, meist Melastomen und Myrthen, in denen Wespen aller Art ihre Nester bauen. An solchen Stellen sind die Indianer sehr vorsichtig und suchen womöglich zu vermeiden, dass das Boot an die Bäume oder Sträucher stosse, deren Zweige bis ins Wasser hängen. — Haben sie aber dennoch das Unglück, an einen Strauch zu stossen, woran ein Wespennest ist, und fliegt der Schwarm der aufgescheuchten Insekten auf, so stürzen sich die Indianer sogleich ins Wasser und ziehen das Boot an der gefährlichen Stelle vorbei; der im Boote Sitzende aber ist dann den Stichen der Insekten ausgesetzt.

So hatte denn auch der immer anhaltende Regen den Indianern die Aussicht benommen. Das Boot stiess an einen Strauch, an dem ein Nest voll grosser blauer hornissartiger Wespen hing, die, weil die Indianer sich sogleich ins Wasser stürzten, nun an mir ihre ganze Wuth ausliessen und mir Schultern, Hals und Kopf jämmerlich zerstachen.

Ich litt mehrere Stunden lang die heftigsten Schmerzen, aber so sehr ich litt, sagte ich mir doch in diesem Augenblicke, dass ich zufrieden sein könne, wenn ich in meinem Leben nie grössere Leiden auszustehen hätte. Es war mir, als hätte ich ein Vorgefühl des Unglücks, das ich am andern Tag vernehmen sollte. Doch der Gedanke tröstete mich, am andern Abend zu Hause zu sein.

Am Abend fanden wir eine bequeme Hütte, und nun im trockenen liess ich mir Hals, Schultern und Kopf tüchtig mit Dram einreiben und am andern Morgen war alle Geschwulst und Schmerz verschwunden.

Der Morgen brach schön und heiter an und die Gegend, welche wir jetzt befuhren, war die prachtvollste des meist so langweiligen und schwer zu befahrenden Wanekreek. Lange seeartige Bassins mit schwarzem ruhigem Wasser, von 25 bis 30 Fuss Tiefe und manchmal 100 Fuss Breite, ziehen sich zwischen dicht bewaldetem Hochlande und zwischen grossen Feldern des baumartigen Arons Moko Moko hin (Caladium arborescens). Ueber diesen dehnen sich Stunden lange mit steifem Grase bedeckte Savannen aus, die in der Ferne, besäumt von Mauritien-Waldungen, durch einzelne Gruppen dieser (wie alle Palmen, wenn sie in Masse vorkommen, so monotonen) Palmengattung der Gegend einen eigenen Reiz verleihen. Am Saume des Wassers blühten schöne gelbe, weisse und violette Nymphaen und herrlich spiegelte sich die Landschaft in dem ruhigen klaren Wasser ab. So schön die Vegetation von der aufgehenden Sonne beleuchtet war, so belebt und farbenreich war auch die Thierwelt durch die Schaaren von Papageien und blauen Aras, die in den Mauritien-Palmen nisten und am Morgen paarweise nach den oft weit entfernten Plätzen ziehen, wo sie ihre Nahrung finden, und zwar stets mit fröhlichem Gekrächz hoch oben in der warmen blauen Luft.

Stets empfänglich für die Schönheiten der Natur, war ich in der heitersten Laune. Aller Schmerz war vergessen, denn bis 3 Uhr Nachmittags dachte ich zu Hause zu sein, dort Herrn Bukh zu finden und mit ihm über meine unnöthige Reise zu scherzen. Ich dankte in meinem Herzen dem guten Gott, dass ein so geachteter Mann Vertrauen in mich gesetzt hatte, und blickte mit Hoffnung und Freude in die Zukunft, denn meine Lieblingspläne konnte ich ausführen und meine Existenz war gesichert.

Während ich mich diesen Träumen und Hoffnungen überliess, kam uns eine grosse Corjal mit zwei Buschnegern entgegen, die ein halbes Dutzend Jagdhunde zum Verkaufe nach der Kolonie bringen wollten.

Diese Neger mussten nothwendig den Schooner, wenn er vor Albina angekommen war, gesehen haben; aber wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft traf mich die Antwort, dass ein Schooner an der Mündung des Maroni zu Grunde gegangen und der Eigenthümer (granmasera) von Singularité dabei ertrunken sei. Keiner Antwort fähig, starrte ich den Mann an, der noch weiter erzählte, dass er

auf dem Indianerdorfe an der Mündung Cassave-Brod gekauft und dort den Kapitän und 2 Matrosen des verunglückten Fahrzeuges gesehen habe.

So viel verfehlte Hoffnungen ich auch in meinem abenteuerlichen Leben später hatte, nie traf mich eine böse Nachricht so schnelle und schwer wie diese, weil keine so unerwartet kam. Ich kann nicht beschreiben was in mir vorgieng; mein einziger Trost und der einzige Schimmer von Hoffnung an den ich mich jetzt anklammerte, war die mir so wohl bekannte Lügenhaftigkeit der Neger. Aber zu welchem Zwecke sollten diese gelogen haben? Wie konnten sie wissen, dass der Eigenthümer der Plantage Singularité ertrunken sei, wenn sie nicht den Schooner gesehen oder von ihm gehört hätten? Nun wurde aus Leibeskräften gerudert, und als die Sonne im Mittag stand, waren wir im Maroni. Ein frischer Wind blies in das Segel, das wir aufgesetzt hatten, und gegen 2 Uhr näherten wir uns der Ecke von wo man in der Entfernung von einer halben Stunde mein kleines Häuschen sehen konnte. Mit welcher Bangigkeit näherte ich mich dieser Ecke, wie inbrünstig bat ich Gott die Aussagen der Buschneger in Lügen zu verwandeln, als ich aber um die fatale Ecke herumgesegelt war, keinen Schooner erblickte und mir beim Landen Schwab die Worte zurief, Bukh ist ertrunken und alles verloren, da wars kein Traum, sondern traurige, trostlose Wirklichkeit.

Ich vernahm nun, dass am Nachmittag des 29. Februar der Schooner van Speyk in die Mündung des Flusses gekommen und da auf der Tiegerbank festgefahren sei; Bukh habe nun vom Kapitän Mac Gregor, einem Schotten. der als Trunkenbold bekannt war und auch da etwas benebelt gewesen sei, verlangt nach dem blos eine halbe Stunde entfernten Lande gebracht zu werden, aber dieser habe ihn versichert, dass gar keine Gefahr bestehe, und dass mit Aufkommen der Fluth, also gegen 8 Uhr Abends, das Fahrzeug wieder flott sein würde.

Bukh sei also an Bord geblieben.

Als aber nach Sonnenuntergang die Fluth mit starkem Winde grosse Wellen über die Bank und gegen den ganz auf der Seite liegenden Schooner trieb, sei das morsche Fahrzeug in Stücke gegangen. Man habe Herrn Bukh in das einzige kleine Boot, das einen flachen Boden hatte, gesetzt; zwei seiner Neger, Curieli und Schwab hätten sich an demselben gehalten um halb schwimmend, halb durch die Wellen fortgetrieben, das Land zu erreichen. Aber manchmal hätten die überstürzenden Wellen das elende Bootchen gefüllt, und da der arme Bukh nicht Kraft genug gehabt habe, sich an demselben fest zu halten, sei er von den Wellen fortgerissen worden und untergesunken.

Vier Stunden lang kämpften, wie ich weiter hörte, die Leute angeklammert ans Boot in finsterer stürmischer Nacht mit den Wellen, bis gegen Mitternacht der Mond aufgieng, und bei Ebbe die See

ruhiger wurde. Bald darauf wurden sie ans Land gespült und fielen todtmüde auf dem sandigen Ufer in Schlaf. — Am Morgen fanden sie den Kapitän und die zwei Matrosen, die sich an dem Maste fest gehalten hatten und nicht weit davon ebenfalls ans Land gekommen waren.

Von dem mitgenommenen Vieh kam blos die Kuh lebend ans Land, wo sie sich in schwer zugängliche Sümpfe flüchtete, in denen sie ein Kuhkalb gebar, und wo sie wenigstens zwölf Jahre später noch mit ihrem Jungen gesehen wurde. Beide Thiere waren aber so scheu, dass es nicht möglich war sie zu fangen. Alles andere kam im Wasser um. Auch der eine Neger, obwohl er das Land erreicht hatte, starb in Folge des zu viel eingeschluckten Seewassers. Er lief wie rasend umher, und zwei Tage später fand man ihn todt am Seestrande.

Aus allzu grosser Sparsamkeit hatte Herr Bukh dieses kleine morsche Fahrzeug gemiethet und sein Leben und Gut einem Mann anvertraut, der überall als ein Trunkenbold bekannt war.

So waren alle meine schönen Aussichten wie Seifenblasen verflogen, und ich war ärmer als je, Kleider, Bücher, Meubles und das Meiste was ich in Paramaribo zurück gelassen hatte, freilich von keinem grossen Werthe, aber mir doch unentbehrlich, waren auf dem Schooner gewesen und jetzt verloren. Von der ganzen Ladung waren blos 20 Stücke tannene Bretter und drei Fässer Dram ans Land gespült. Eines dieser Fässer war von den Indianern in Beschlag genommen, und sie befanden sich daher in immerwährender Betrunkenheit.

In der zuversichtlichen Hoffnung, alles was ich an Lebensmitteln nöthig hatte, mit dem Schooner zu erhalten, hatte ich von Paramaribo nur so viel mitgenommen, als ich und meine Indianer während der kurzen Reise von 5 Tagen nöthig hatten, ich musste desshalb Couac, Pulver und das so nöthige Salz mir von Mana holen, doch wollte ich zuvor den Schauplatz des Schiffbruches sehen und untersuchen, ob nichts mehr gerettet werden könne. Auch den zwei Bedienten des Herrn Bukh musste ich die Gelegenheit verschaffen nach Surinam zurück zu kehren.

Ich fuhr also am frühen Morgen des anderen Tages mit Schwab nach dem an der Mündung gelegenen Dorfe Georgs, wo wir gegen 11 Uhr ankamen und wo mich der Kapitän Mac Gregor mit den Worten empfieng: „Well M. Bukh is gone“. Mit Abscheu betrachtete ich den Mann, durch dessen Schuld ein braver Mann das Leben verloren hatte und alle meine Hoffnungen vereitelt worden waren. Er hatte das wohlverschlossene Schreibkistchen des Herrn Bukh bei sich, das ebenfalls ans Land getrieben worden war, und in welchem sich ausser wichtigen Papieren noch einige 100 Gulden Gold- und Silbergeld befanden, bestimmt zu Einkäufen in Mana.

Ich bat ihn das Kistchen zu öffnen, den Inhalt zu trocknen und zu inventarisiren, was er aber verweigerte; erst später stellte er

der Behörde in Paramaribo dasselbe erbrochen zu, nachdem er das Geld für sich behalten hatte.

Auf dem Dorfe traf ich nur Kinder und einige Weiber, denn alle Indianer, ebenso wie die zwei Matrosen und die Bedienten Bukhs befanden sich 5 Stunden entfernt am Seestrande und gegenüber der Sandbank, auf welcher der Schooner gestrandet war.

Da ich nun beinahe 9 Tage lang im Boote gesessen hatte, so zog ich vor mit Schwab längs des Seestrandes zu gehen, das Boot aber fuhr, da es noch Ebbe war, weit in den Fluss hinaus und spannte dann das Segel um, auf weniger anstrengende Weise nach der Seeküste zu kommen.

Durch den raschen Marsch, die Hitze und den Wind stellte sich bei uns bald der Durst ein, denn der Wasserkrug war im Boote geblieben, doch fanden wir glücklicher Weise ein Nest frisch gelegter Schildkröteneier, die uns einen freilich nicht völlig genügenden Ersatz für Wasser gewährten.

Todtmüde kamen wir bei einbrechender Dunkelheit am Lagerplatze an, von wo wir schon aus der Ferne Lachen und Geschrei hörten und daraus schliessen konnten, in welcher Stimmung sich das Völkchen befand.

Um ein grosses Feuer, in dessen Nähe ein offenes Dramfass lag, hatten sich etwa 20 Indianer und die 4 Schiffbrüchigen gelagert unter dem Vorsitze von Curieli, der in der heitersten Laune seine Genossen unterhielt und ebenso wie alle dem Fasse fleissig zusprach, bis er dann, so wie die Uebrigen, in einen sanften Schlaf fiel.

Glücklicher Weise war auch das Wasserfass des Schooners ans Land gekommen und lag ganz in der Nähe, so dass wir an Wasser keinen Mangel mehr hatten. — Im weichen Sande des Ufers machten wir uns wie die Indianer unser Bett, und zugedeckt mit dem Segel meines Bootes schliefen wir bis der Morgen anbrach, denn ein frischer Nordostwind verhinderte die Muskitten uns zu quälen.

Mein erster Gang war nun längs des Seestrandes, um zu sehen, ob die See noch brauchbares angespült habe. Eine Kiste Pulver, das in blechernen Büchsen verschlossen war, war nur noch eine teigiche Masse, und so nöthig ich es auch hatte, dennoch gänzlich unbrauchbar.

Um das Wrack, das ich 2 Monate später besuchte, fand man die leichteren Eisenwaren, als Hauer, Messer, Gewehre so verrostet und von der Kraft des Wassers verbogen, dass sie zu nichts zu gebrauchen waren, schwerere aber wie Cassaveplatten, eiserne Töpfe, und Schiesshagel waren bereits fusstief mit Sand überdeckt.

Nur die Dramfässer die leichter als das Wasser sind, waren ans Land getrieben worden, und ich fand ausser dem Fasse das die Indianer bereits in Beschlag genommen hatten, noch zwei andere, von denen ich das eine in meinem Boote mitzunehmen gedachte, während ich das andere mit der grössten Anstrengung ohne jegliche Hülfe und ohne dass es Jemand sah, den hohen Seestrand hinauf

rollte und in einem Gebüsche von Awarapalmen und Cactus versteckte. Ich bedeckte es dicht mit Gesträuche und Awarablättern und hoffte, dass es von den Indianern nicht bemerkt werden würde.

Glücklich fand ich es auch vier Monate später wieder, als ich die angespülten Bretter mit einer grossen indianischen Corjal abholte. Ich wundere mich jetzt noch, wie es mir möglich war nach zwei so ermüdenden Tagen das wenigstens 800 Pfund schwere Fass allein den steilen Strand hinauf und dann noch etwa 20 Schritte weit ins Gebüsch zu rollen. — Auch die zerstreut liegenden Bretter, so nöthig zum Ausbau meines Hauses, zog ich so hoch den Strand hinauf, dass sie auch bei Springfluth nicht mehr hinweg gespült werden konnten. Alles dieses that ich allein, denn Schwab war in derselben Absicht wie ich den Seestrand hinaufgegangen, und erst am Mittag trafen wir uns am Lagerplatz, wo wir unser bescheidenes Mahl, bestehend aus gekochten Schildkröteneiern mit Cassavebrot, gewürzt durch die indianische Pfeffersauce, verzehrten.

Da wir beinahe keine Lebensmittel bei uns hatten, so lud ich die zwei Matrosen des Schooners und die Bedienten des Herrn Bukh ein, nach dem Indianerdorfe oder nach Albina zu kommen, wo ich dann für Erdfrüchte und eingesalzenes Fleisch, sowie für ihre Zurückkehr nach Surinam gesorgt hätte; denn ihr Bleiben auf der Sandbank war ja ohne Zweck. Sie kehrten denn auch am andern Tage nach Georgsdorf zurück, und fuhren mit dem Kapitän des Schooners durch den Wanekreek nach Paramaribo.

Gegen Abend verliess ich den traurigen Platz, nachdem ich mit meinen halbtrunkenen Indianern das eine Fass Dram ins Boot geladen hatte. Aber weil die Kerls nicht recht steuern konnten, gerieth nahe bei der Gewerimansecke das Boot in die Brandung; durch die Schwere des Fasses, das im Boote hin und wieder rollte, brachen einige Rippen und ein Brett, alle Nähte wurden los und das Boot fing an zu sinken. Jetzt war nicht mehr daran zu denken, selbst mit dem leeren Boote nach Hause zurückzukehren, ich musste also dieses und den Dram zurücklassen, doch versprachen mir die Indianer aufs Bestimmteste, das Boot am andern Tage in der Frühe, wo es meistens windstill und ruhiges Wasser ist, nach Georgsdorf, also etwa drei Stunden weit zu bringen.

Es war bereits dunkel, als ich mich wiederum mit Schwab auf den Weg machte, um nach Georgsdorf zurückzukehren. Jeder von uns hatte ein brennendes Stück Holz in der Hand, und suchten wir so den Weg um die Gewerimansecke. An dieser, da wo die Küste plötzlich ihre westliche Richtung verlässt und sich mehr südlich wendet, ist bei einer Länge von etwa 500 Fuss am Seestrande ein natürliches Bollwerk von durch den Strom im Laufe so vieler Jahre angeschwemmten entwurzelten Baumstämmen, die bei einer Höhe von manchmal zehn und mehr Fuss so chaotisch durch die Macht der Brandung in einander verschlungen waren, dass es schien, eine gigantische Gewalt oder antediluvianische kolossale Bieber hätten

dieses Bollwerk errichtet. — Um den Weg an diesem Labyrinth vorbei zu finden, wo man stellenweise bis um die Mitte des Leibes im Wasser gehen musste, hatten wir unsere brennenden Stücke Holz hoch überm Kopf zu halten, dass der Schaum der Brandung sie nicht auslöschen konnte. Doch kamen wir glücklich um diese massenhaft angehäuften Baumstämme und hatten nun beinahe ein drei Stunden langes hohes Sandufer, das Innen meist mit Hochwald bewachsen ist. vor uns, ohne wieder durchs Wasser gehen zu müssen. Die Nacht war dunkel und es wehte ein heftiger Wind mit Regenschauern. Wenn unsere Leuchten so weit abgebrannt waren, dass wir sie nicht mehr in den Händen halten konnten, steckten wir damit die Menge kleiner Reiser in Brand, welche die See angespült hatte, und die fusshoch oben am Ufer lagen und brannten dann andere Holzstücke zu neuen Fackeln an. Durstig bis zur Verzweiflung, war ich in Folge des in so kurzer Zeit Erlebten und des Verlustes meines Bootes in der traurigsten und exaltirtesten Stimmung, und immer war es mir, als ob die Brandung mir die Leiche des unglücklichen Bukh vor die Füsse werfen müsse.

Ehe wir den verlassenen Posten Prins Willem Frederik erreichten, stiessen wir auf eine Schildkröte, die, unbekümmert um Wind und Wetter, mit ihren Hinterfüssen ein Loch in den Sand scharrte, um ihre Eier hinein zu legen. Ihre Arbeit klang gerade wie wenn man ein Grab schaufelte, während sie doch für die Fortpflanzung ihrer Rasse sorgte.

Es mochte Mitternacht sein, als wir beim Scheine unserer Fackeln die zwei Tamarindenbäume sahen, die auf dem verlassenen Posten Prins Willem Frederik standen, und die Fluth hatte beinahe ihre Höhe erreicht. Wir mussten, um zum Indianerdorfe zu kommen, wohl eine kleine Viertelstunde lang bis um die Mitte des Leibes, ja oft bis um den Hals, über ein überschwemmtes Parvafeld uns durcharbeiten, bis wir dann endlich wieder auf dem trockenen Ufer und im Dorfe ankamen.

In der Hütte Awarugallis, der mit seinem Sohne Maniofo bei meinem Boote geblieben war, wollte ich übernachten.

Nur die Weiber und der jüngere Sohn Urakane waren zu Hause und schliefen auf der gegen Muskitten mit geflochtenen Palmblättern wohlverwahrten Bühne.

Meine erste Bitte war um Wasser, denn seit wir das Boot verlassen hatten, war kein Tropfen über meine Lippen gekommen.

Ohne ihre Hängematte zu verlassen, zeigte das alte Weib, indem sie das Feuerchen unter ihrer Hängematte anblies, nach der Ecke, wo ich denn auch einen vollen Krug fand. Rasch setzte ich ihn an die Lippen, that einen vollen Zug, aber wie toll warf ich ihn weg, denn statt Wasser hatte ich Dram getrunken.

Auf mein Geschrei und Fluchen bequemte sich die Alte aufzustehen und brachte mir Wasser, und nun konnte ich, nachdem ich mich erst entgurgelt hatte, meinen Durst stillen.

Zum Essen fand ich gar nichts im Hause, desto mehr aber zu Trinken, denn alle Krüge waren mit Dram gefüllt, den die Indianer aus dem gestrandeten Fasse nach Hause gebracht hatten. Durch und durch nass, hatte ich keine Kleider anzuziehen, auch keine Hängematte zum Schlafen. Aber für beides wusste ich Rath, denn ich erinnerte mich, vor einiger Zeit an Maniofo ein paar alte Hosen geschenkt zu haben und fand diese denn auch in seinem Pagal (viereckiger Korb). Urakane musste mir seine Hängematte räumen, und Schwab bettete sich auf dem Fussboden der Bühne.

Mit Sehnsucht erwartete ich am andern Morgen die Indianer mit meinem Boote; doch erst um 10 Uhr kamen sie, aber ohne dasselbe und wieder stark benebelt. Es sei so leck gewesen, dass man es nur mit der grössten Mühe bis zur Gewerimansecke habe bringen können, wo es auf einem kleinen Sandhügel, wohin auch die höchste Fluth nicht reiche, in Sicherheit gebracht sei.

Es blieb mir nun nichts übrig, als so schnell wie möglich nach Albina zurückzukehren, dort meinen Zimmermann John zu holen um das mir so nöthige Boot wieder herzustellen; dann musste ich nach Mana um das höchst Nöthige, als Seife, Salz, Pulver etc. einzukaufen. — Ich entlehnte also bei den Indianern eine Corjal und fuhr nach Hause.

Schwab blieb auf Albina, obgleich er blos einen Urlaub von 14 Tagen hatte, und fand später Gelegenheit in seine Garnison zurückzukehren.

Ich fuhr nun am andern Tage mit John, dem nöthigen Handwerkzeug, Pech, Werg und einigen roh zugehauenen Knien in meiner kleinen Corjal nach Georgsdorf, und von da nach der Gewerimans-Ecke, wo ich denn auch mein Boot im erbärmlichsten Zustande wieder fand. Drei Knien (Courbes) waren gebrochen, und durch das heftige Stossen auf dem Sandboden und in der Brandung alles Werg aus den Näthen gesprungen.

In drei Tagen meinte John, wäre es so weit herzurichten, dass man wenigstens damit nach Albina kommen könne, wo es dann erst gründlich zu repariren sei.

Wir drehten es um, damit John es über Tag kalfatern und des Nachts darunter schlafen könne. Ein junger Karaibe des obern Maroni blieb als Gehülfe bei ihm.

Ohne mir einige Ruhe zu gönnen, fuhr ich in meiner kleinen Corjal sogleich nach Mana, wo ich am andern Abend ankam. Verschimmelte Cassave- und Awarafrüchte waren unsere Nahrung, denn keiner der Indianer dachte in Folge der immerwährenden Betrunkenheit an Fischen oder Jagen, ebenso wenig wie die Weiber sich mit Brodbacken abgaben. Am schlimmsten befinden sich bei solchen Trinkgelagen die armen Kinder, Hunde, Affen und Papageien, um die sich niemand bekümmert; gar häufig lassen betrunkene Mütter des Nachts ihre Kinder aus der Hängematte ins Feuer fallen, so dass

man auf jedem Dorfe Leute mit Brandnarben am Leibe findet, die aus ihrer Kindheit herrühren.

Mein Freund J. der bereits durch Indianer mein Unglück vernommen hatte, bezeugte mir die herzlichste Theilnahme.

Da seit kurzer Zeit ein Detachement Soldaten unter dem Kommando eines Lieutenants sich auf Mana befand, so herrschte auf dem sonst so stillen Dörfchen etwas mehr Leben, und gerade am Abend meiner Ankunft wurde ein Kränzchen (Cercle) im grossen geräumigen Laden J. gehalten, wo fünf bis sechs Herren und die wenigen Damen, welche, ausser Nonnen und Negerinnen sich auf Mana aufhielten, versammelt waren.

Verschiedene Arten französischer Leckereien, feine Weine und Liqueure waren für die Gäste aufgetischt. Nachdem getanzt und gesungen war, schloss ein gutes Souper die Soirée. — An diesem nahm ich um so lieber Theil, als ich in den letzten Tagen mich blos von schlechtem Cassavebrod, Schildkröteneiern und Awarafrüchten hatte nähren müssen.

So hoffnungslos und unglücklich der Mensch sich auch fühlen kann, so ist es stets ein gutes Zeichen und eine Aussicht wieder in die normale geistige Stimmung zu kommen, wenn der Appetit sich einstellt. Dem Kauenden und Verdauenden zeigt sich alles in weniger düsterem Lichte.

Am frühen Morgen verliess ich Mana. Mit Reis, Couac, Salz, Seife und Pulver war meine kleine Corjal geladen. Alles war auf Kredit gekauft, denn Geld hatte ich keines, auch wusste ich nicht, wo ich es in der ersten Zeit hätte hernehmen sollen.

Bei Georg lud ich meine Corjal aus, brachte das Gekaufte in die Hütte Awarugallis zur Aufbewahrung und eilte dann sogleich mit meinen zwei Indianern Gurenaliwa und Apeawalli, die auf einem Dorfe des obern Maroni zu Hause waren, zu Fuss nach der Gewerimansecke, um das Boot abzuholen.

John hatte es nothdürftig hergeflickt, so dass man es wagen konnte, bei stillem Wasser den Fluss zu befahren. Es lag umgekehrt auf dem Sande, und diente bei der Unzahl von Muskitten als ziemlich bequemes Nachtlager, in das man durch ein Loch im Sande, wie durch eine Dachshöhle schlüpfen musste.

Der Letzte der in diese Höhle kroch, häufte dann von innen den Sand wieder auf, um den Muskitten den Zugang zu verwehren. Man begreift, dass die Hitze und der Gestank in dem so gegen allen Zutritt der frischen Luft abgeschlossenen Raum, in welchem fünf Menschen die lange Nacht durchbringen mussten, beinahe unerträglich war. Dazu von Aussen her das zeitweise Schlagen des Regens und das Gebrause der Brandung über die Bänke, so dass ich froh war, als die flötenartigen Töne der über uns hinziehenden Flamingos und Enten das Anbrechen des Tages verkündigten und wir unsern Backofen verlassen konnten.

Das Boot wurde nun umgedreht und mit vieler Mühe von uns allen ins Wasser gezogen. Da aber Februar und März die stürmischsten Monate im Jahre sind, so kostete es unendliche Mühe, das Fass Dram in das Boot zu laden, ohne dass dasselbe auf dem Boden aufstiess, und aus der Brandung herauszukommen. Eine Naht war dabei wieder aufgesprungen, und John musste fort und fort das eindringende Wasser ausschöpfen. Es wurde aber ein Segel aufgespannt und mit schwachem Winde fuhr das Boot längs des Ufers in den Maroni.

Ich war zu Fusse schon lange bei Georg angekommen, hatte meine kleine Corjal in den Fluss gezogen, meine in Mana gekauften Sachen eingeladen und wollte nur noch auf mein Boot warten, um mit ihm nach Hause zu fahren.

Endlich segelte es gegenüber dem Dorfe, und ich verlangte von Georg, der schon seit vielen Tagen nicht nüchtern geworden war, ein Tau das ich in seiner Hütte gelassen hatte, und womit ich ein Segel auf meine Corjal festbinden wollte, aber Georg, der erbittert war, dass ich ein Fass Dram mit fortführte, schlug mich ohne Veranlassung, (denn ich vermeide so viel wie möglich allen Umgang mit Betrunkenen, sie mögen weiss, schwarz oder roth sein), mit dem Tau über den Kopf, er erhielt dafür aber eben so schnell von mir eine Ohrfeige, dass er umtaumelte. Ich hielt nun die Sache für abgemacht und ergriff den Pagai um zu steuern, denn meine Indianer sassen schon in der Corjal, aber eben im Begriffe einzusteigen, packte mich Georg von hinten, warf mich ins Wasser und drückte meinen Kopf mit aller Gewalt in den Seeschlamm, dass ich beinahe erstickt wäre. Kaum war es mir gelungen mich von dem Rasenden loszumachen, wobei mir andere Indianer behülflich waren, als ich ihn mit einem grossen Prügel auf mich losstürzen sah. — Noch immer hatte ich den Pagai in der Linken, während ich mit der Rechten mir den Schlamm aus dem Gesichte wischte, ich parirte also den Schlag, den er mir versetzen wollte, indem ich ihn so auf die Hand schlug, dass der Prügel ihm entfiel, und er mit einem Wuthgebrüll in seine Hütte stürzte, um wie es mir schien, ein Gewehr zu holen.

Ueber und über mit Schlamm bedeckt. sah ich nicht, dass ich ihm die Knochen des linken Armes abgeschlagen hatte und tollkühn wäre es gewesen, ohne jegliche Waffe einer Schaar betrunkener Indianer sich entgegen zu stellen, daher blieb mir, da schon beim ersten Streit meine zwei Indianer mit der kleinen Corjal abgefahren waren, nichts übrig, als, ehe Georg aus seiner Hütte zurück war, das Hasenpanier zu ergreifen und fortzulaufen.

Es war, als unser Streit vorfiel, die Sonne bereits untergegangen, den Pagai, den ich an Georgs Arm abgeschlagen hatte in der Hand, hatte ich wohl einen Vorsprung von etwa zweihundert Schritten, als ich sämmtliche Indianer mit Georg an der Spitze mir nacheilen sah. An der linken Seite hatte ich den Fluss, dessen sandiges Ufer ich bei niedrigem Wasser, denn die Fluth hatte kaum

angefangen, wohl zwei Stunden lang aufwärts begehen konnte, während zur Rechten ein undurchdringliches Gesträuch aus kleinen stachlichten Palmen bestehend, den Saum des Uferwaldes bildete, in den einzudringen nicht möglich war, ohne jeden Schritt vorwärts mit dem Hauer zu bahnen.

Nur die Schnelligkeit meiner Füsse konnte mich retten.

Wie ein gehetztes Wild lief ich den Strand hinauf. Nun aber hatte ich einen Waldbach zu überschreiten, dessen Bett zwar blos 20 Schritte breit, aber mit einem zähen Schlamme ausgefüllt war, in welchem ich beim ersten Schritte bis über die Kniee einsank. Immer näher kam der Haufen und ich hatte keine Hoffnung über den Kreek zu kommen, ehe er mich erreichte. Ich beschlos daher mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, und zurückkehrend flog ich rasch auf den mich verfolgenden Georg zu, der mit der rechten Hand eine Axt emporzuschwingen suchte, während die Linke blutend und zerschlagen herabhing.

Der Schmerz seines gebrochenen Arms hatte ihn etwas entnüchtert, und während ich ihm die Rechte hielt, überhäufte er mich mit Vorwürfen und Drohungen. Inzwischen waren die übrigen Indianer herbeigekommen, und zwar wie ich sah, ohne alle Waffen. Sie hatten alle gesehen, dass ich der Angegriffene gewesen war. Niemand beleidigte mich, und alle versprachen meinem Rathe zu folgen und Georg zu dem französischen Doktor nach Mana zu bringen.

Ruhig kehrten sie nach ihrem Dorfe zurück, und ungehindert verfolgte ich meinen Weg, bis ich eine halbe Stunde später meine Indianer fand. Jetzt erst nahm ich mir Zeit, den reichlichen Schlamm von Leib und Kleidern zu waschen. Zugleich vernahm ich das Rufen Johns, der weit im Fluss mit dem grösseren Boote fuhr. Wir spannten nun ein indianisches Kamis (Lendentuch) als Segel auf und rasch ging es der Heimat zu.

So schnell mich aber der rasche Lauf und die Angst in Schweiss versetzt hatten, so rasch wurde ich in den nassen Kleidern stillsitzend durch den frischen Wind abgekühlt, ja, je näher ich meinem Hause kam, desto mehr schüttelte mich der Frost. Gegen zehn Uhr kamen wir an: weder Feuer noch Licht waren zu finden, denn zwei Tage schon hatte Schwab ohne warmes Essen zugebracht, weil durch die Nachlässigkeit Adams das Feuer ausgegangen war. Schwefelhölzer nnd Pulver hatten wir schon lange nicht mehr gehabt, Indianer waren keine vorbeigekommen, und die Sonne war bei den häufigen Regen meistens zu schwach, um mit dem Glase des Fernrohres Feuer machen zu können. Da ich nun Zündhölzchen in Mana gekauft hatte, so loderte bald ein lustiges Feuer im Hause.

Aber die lange Fahrt in nassen Kleidern, die Aufregung und Angst in der ich mich befunden hatte, riefen bei mir ein so heftiges Fieber hervor, dass weder Feuer noch alle Decken und Mäntel, in welche mich Schwab einhüllte, mich erwärmen konnten; zitternd und zähneklappernd lag ich bis an den Morgen.

Nachdem ich mich am andern Tage wieder erholt hatte, war es meine erste Sorge, mein Boot wieder dauerhaft herrichten zu lassen, denn ich musste nun wieder nach Paramaribo, um auf Kredit einzukaufen, was ich vorerst für meinen Handel am nöthigsten brauchte.

Die gebrochenen Knien wurden durch neue ersetzt, und das Boot durchaus kalfatert. John brauchte zehn Tage dazu, dann machte ich mich zur Abreise fertig. Obgleich wir uns in der kleinen Trockenzeit befanden, regnete und stürmte es doch beinahe unaufhörlich, und nur wenige Indianer besuchten uns, keiner aber konnte mir sagen, wie es Georg gehe, und ob ich von seiner Rache etwas zu fürchten habe.

So reiste ich denn am 21. März mit drei Indianern des obern Maroni ab, um den kürzeren Weg über See einzuschlagen.

Eine kleine Strecke überhalb dem Dorfe von Georg liess ich halten, um mich von der Stimmung der Indianer zu unterrichten, ehe ich es selbst betreten würde. Ich schickte daher einen meiner Indianer in das Haus Awarugallis, um diesen oder seinen Sohn Maniofo zu mir zu entbieten. Bald kam auch der Letztere und ich hörte nun, dass Georg sich nicht nach Mana habe bringen lassen, sondern in seiner Hütte sei und grosse Schmerzen leide, dass übrigens niemand mir einige Schuld an dem Geschehenen zumesse, weil man ja gesehen habe, dass er mich geschlagen und im Schlamme zu ersticken gesucht habe.

Beruhigt fuhr ich nun am Dorfe an und wurde auch sogleich von Weibern und Kindern umringt. Alles war nüchtern, denn das Fass Dram, das sie beim Schiffbruch erbeutet hatten, war bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken; das zweite hatte ich mitgenommen, und dass ich das dritte versteckt hatte, ahnte niemand.

Von allen wurde ich wie ein alter lieber Freund empfangen, und mein erster Gang war in Georgs Hütte. Ich fand ihn in der Hängematte bleich und mager, der kranke Arm war stark aufgeschwollen, aber denn doch mit Palmstäbchen ziemlich kunstgerecht geschindelt. Seine beiden Weiber waren damit beschäftigt, mit einem Decoctum aus Baumblättern den Arm feucht zu halten und die Geschwulst zu vermindern.

Ich hatte herzliches Mitleiden mit dem armen Kerl, und da ich ihm selbst nicht zu helfen verstand, so schlug ich ihm vor, mit mir nach Paramaribo zu gehen, wo ich ihn dann im Hospital auf meine Kosten behandeln lassen werde. Nach langer Unterredung mit seinen Weibern war er bereit, mitzugehen, wenn ich bis zum folgenden Morgen warten wolle, weil man erst das zur Reise nöthige Brod backen müsse. Das war in der That ein triftiger Grund, um mich zum Bleiben zu bewegen, denn ich hatte kaum für mich und die drei Indianer genug, geschweige denn für Georg, den seine jüngere Frau und sein Stiefsohn Situale begleiten sollte.

Da ich nur zu gut wusste, dass es beinahe unmöglich ist, irgend eine Dienstleistung von Indianern zu erhalten, wenn man nicht von

Zeit zu Zeit einen Schnaps giebt, besonders wenn sie wissen, dass man solchen hat, so hatte ich desshalb auch einen Krug von circa sechs Liter Dram mitgenommen und theilte am Abend meinen Freunden davon aus. Vor Schlafengehen hatte ich meine Hängematte auf der Bühne einer neuen Hütte aufgehängt, und zur Vorsicht den Schnapskrug an den Tauen derselben befestigt, so dass es nicht möglich gewesen wäre, etwas daraus zu nehmen, ohne mich zu wecken.

Diese Vorsicht erwiess sich nicht als überflüssig, denn kaum wurde es stille im Dorfe, so kam ganz leise ein Besuch um den andern. Zuerst die Weiber des kranken Oberhauptes, die vornehme Tabali, die als die ältere, mit erwachsenen Söhnen gesegnete, das Hauswesen leitete, schöne Hängematten und gute Wasserkrüge zu verfertigen verstand, nie an Cassavebrod Mangel hatte und manches Tapanafest aus dem Ueberfluss ihres Kostackers veranstaltete, der ächte Typus einer fleissigen Karaibin. Dann die jüngere fette Damomok, etwas faul, sehr liebeskrank und gefällig. Beide versicherten mich, natürlich jede einzeln, wie lieb und werth ich ihnen sei und wie empört jedermann gewesen wäre, dass Georg mich geschlagen habe u. s. w., aber das Ende vom Liede war stets die Bitte um einen Schnaps.

Dann kamen Situale und Proli, die Söhne des Oberhauptes, dann Maniofo mit Vater und Mutter, alle mit Liebkosungen und Versicherungen wie theuer ich ihnen sei, begreiflich um einen Schnaps.

Bei jedem Besuche drang durch die Oeffnung der Palmblätterthüre eine Wolke von Muskitten in die Schlafkammer, so dass trotz des Rauches an Schlaf nicht zu denken war.

Am Morgen wurde das Boot geladen. Georg mit seiner jüngeren Frau bestieg dasselbe, meine drei Indianer, Situale und Maniofo machten die Equipage aus

Es war ein trüber Tag, Regenschauer und ein starker Wind machten die Reise nicht angenehm. Alle Augenblicke schlugen Wellen ins Boot, so dass ich mich, durch und durch nass als die Nacht heran nahte, recht darnach sehnte, in ruhiges Wasser zu kommen, um einige Stunden schlafen zu können. Solche ruhige Plätze finden sich einige längs der Küste; sie wechseln aber je nachdem die Bänke sich versetzen, und sind durch Strömungen zusammen getriebene, manchmal eine Stunde lange Striche schlammigen Wassers, das beinahe wie Rührmilch so dick, bei dem stärksten Winde ruhig bleibt, obgleich es nahe am Lande selbst für kleine Schooner tief genug ist. Es wurde endlich stockfinster, so dass wir weder Sterne noch Land sahen, und nur an der Tiefe merken konnten, dass wir in der Richtung des Landes segelten.

Plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, kamen wir aus den bewegten Wellen in einen dieser stillen Plätze, von den Franzosen „vase molle“ genannt. Hier waren wir in Sicherheit. Das Tent wurde

aufs Boot gesetzt, ich zog frische Kleider an, hing meine Hängematte auf, und bald lag ich warm und angenehm in den Armen des Schlafes.

Als der Morgen anbrach, sahen wir, dass wir ganz in der Nähe der Motkreek waren, und erreichten gegen neun Uhr mit aufkommender Fluth die Baumwollenpflanzung Anna Catharina. Ich erzählte dem Direktor Brakke meinen Streit mit Georg, und bat durch den Dressneger (der die Kranken besorgt) den gebrochenen Arm untersuchen zu lassen. Man fand die Geschwulst sehr bedeutend, und der Neger meinte, dass der Arm amputirt werden müsse. — Georg wurde nun verbunden, sein Arm geschindelt, und wir setzten unsere Reise über See fort.

Abends um sieben Uhr waren wir in Paramaribo.

Am andern Tage war es mein erstes Geschäft, dem Prokureur-General Lisman das Nähere über den Schiffbruch und meinen Streit mit dem Häuptling Georg zu erzählen. Dieser wurde sogleich im Hospitale aufgenommen. Sein Weib, Maniofo und die andern Indianer logirten sich in der Küche des kleinen Häuschens ein, das ich noch immer in Miethe hatte, und worin noch einige Meubles standen, die die Chaluppe nicht hatte mitnehmen können.

Der Tod Bukhs wurde in der ganzen Kolonie aufrichtig bedauert. Es hatte selten ein Mann die allgemeine Achtung in so hohem Grade genossen wie er. Da er wegen seines missglückten Unternehmens tief in Schulden steckte, so wurde ihm kurz vor seinem Tode die Verwaltung mehrerer Plantagen angetragen, wodurch er seine Lage bedeutend verbessert haben würde. Jetzt war gerade die Waisenverwaltung mit der Ordnung seines Schuldenwesens beschäftigt: Ich wurde vor diese berufen, um die Ausgaben, welche Bukh behufs der Unternehmung gemacht hatte, anzuerkennen, und betrug mein Schuldantheil fl. 576. Wohlwollende Personen gaben mir den Rath, gegen diese Schuld zu protestiren, da bei einem Passivstand, von weit über fl. 700 000, die kleine Summe, welche ich schuldete, kaum bemerkbar wäre, auch überdies kein schriftlicher Beweis von mir vorgefunden sei. Aber ich hatte mit dem Gelde, das er mir vorschoss, den alten Adam gekauft, der wie Primo im Sklavenregister auf meinen Namen eingeschrieben war, und andere Ankäufe gemacht, die jedoch mit dem Schooner verloren waren. Ich erkannte daher die Schuld mit dem offenherzigen Bekenntniss an, dass ich nicht wisse, wenn ich sie bezahlen könne, was denn auch die Herren Kuratores sehr gut begriffen, und meinten, dass wohl Niemand es riskiren werde, eine Hypothek auf mein Häuschen am Maroni zu geben. Man liess mich desshalb auch in Frieden ziehen.

Ich blieb nun wieder 14 Tage in Paramaribo, während welcher Zeit ich wie gewöhnlich im Umkreise der Stadt Insekten und Pflanzen sammelte, und Maniofo in der Umgegend jagte und Vögel schoss oder mit den andern Indianern Krabben fieng, die er verkaufte. Mit der fetten Damokmok lebte er in intimen Verhältnissen, und schliefen sie in einer Hängematte miteinander. Wunderbar schnelle gieng es

mit Georg, der schon am zehnten Tage das Bett verlassen und seinen Arm in der Schlinge tragen konnte. Häufig besuchte ihn sein Stiefsohn Situale und die andern Indianer; sie hatten ihm wahrscheinlich von dem zärtlichen Verhältniss seines Weibes zu Maniofo erzählt, denn eines Nachts schlich er sich aus dem Hospital, indem er den Somelsdyker Kreek durchwatete, und überraschte die Liebenden in der Hängematte. Maniofo machte sich blitzschnelle aus dem Staube, aber während das Weib die Vorwürfe ihres Mannes anhören musste, wurde dem entwichenen Kranken eine Militär-Patrouille nachgesandt, die ihn bei seinem Weibe fand und wieder ins Hospital zurückbrachte. Maniofo liess nichts von sich hören und brachte vermuthlich die Nacht im Gesträuche hinter dem Hause zu.

Erst am Morgen vernahm ich die Geschichte, denn die Küche war von meinem Hause etwa 15 Schritte entfernt, und alles war ruhig und stille zugegangen; denn wenn der Indianer nicht betrunken ist, so sind seine Handlungen und Reden so geräuschlos und bedächtig, als die eines Quäckers. Zu meinem Leidwesen hörte ich, dass noch vor Tagesanbruch die reizende Damokmok mit meinem Liebling Maniofo weggelaufen sei, wohin wisse man nicht.

Sie hätten ihre Hängematten mitgenommen und geäussert, dass sie nach dem Correntin gehen wollen, wo bekanntlich mehrere und grosse Karaibendörfer sind.

Ich wusste nun wohl, dass dahin nicht alle Tage Gelegenheit sich findet, aber ich wollte Maniofo nicht verlieren, auch war es nicht leicht, mit blos 3 Indianern nach dem Maroni zurück zu kehren, denn Georg erwartete täglich seine Corjal und hätte dann seinen Stiefsohn mitgenommen.

Maniofo war, wenn sein Liebeshandel ihm nicht den Kopf verrückte, mir sehr ergeben, zu allen Diensten willig, überhaupt viel lebhafter und intelligenter, als alle Indianer mit denen ich bekannt geworden war. Ich wollte ihn daher nicht entwischen lassen.

Sogleich machte ich mich ans Suchen: Während Situale und die drei andern Indianer die Vorstädte Combé und die Freikolonien zu durchspüren hatten, durchkreuzte ich die Stadt in allen Richtungen. Bald entdeckte ich ihn mit seiner Schönen, die in einem Korbe auf dem Kopfe ihre Siebensachen trug. Wie auf einem Diebstahl ertappt, ergriff der Bursche die Flucht.

Ich aber packte die schöne Damokmok beim Arme, und obgleich sie sich sträubte und ein wenig zu heulen begann, brachte ich sie unter dem Zulaufe einer Menge von Negern und anderem müssigen Gesindel nach meinem weit davon entlegenen Hause.

Um ihren Liebhaber bekümmerte ich mich nicht, denn die Angel, womit ich ihn fangen konnte, war ja in meiner Hand.

Damokmok wurde nun im Keller eingesperrt, und auf die ziemlich morsche Fallthüre mein Kanapee gerückt, das seiner Grösse halber, ebenso wie mehreres andere, nicht mit der Chaluppe hatte abgesandt werden können.

Nachdem das Haus abgeschlossen und Situale als Schildwache davorgestellt war, eilte ich nach dem nicht weit entfernten Hospital und bat den Chef desselben, den Häuptling Georg, dessen Armbruch beinahe geheilt war, aus dem Hospital zu entlassen, um sein Weibchen selbst bewachen zu können. Man gewährte gern meine Bitte, gab noch einige Binden und ein Töpfchen Salbe zum Einreiben mit, und bald war Georg wieder im Besitze seines Weibchens, die ihm denn auch willig nach einem andern Theil der Stadt folgte, wo Indianer sich aufhielten, die am selbigen Morgen angekommen waren, ihn abzuholen.

Georg reiste noch denselben Abend ab, nachdem er mir seinen Sohn Proli überlassen hatte, um für den Fall, dass Maniofo nicht mehr zurück käme, mich wieder nach Hause zu bringen.

Ich hatte meine Abreise ebenfalls auf den andern Tag bestimmt, aber den ganzen Tag von Maniofo nichts gehört und gesehen; als ich aber Abends bei offener Thüre las, stürzte ganz unerwartet mein lieber Junge ins Zimmer — und wüthend auf mich los, als wollte er mich ermorden. Aber ebenso schnelle war ich aufgestanden und versetzte ihm einen solchen Stoss, dass er durch das Zimmer, die Veranda und die Stufen hinab in den Hof taumelte. Schnelle kam er aber wieder, weinend und schluchzend fiel er mir um den Hals und warf mir vor, dass ich, den er doch so sehr liebe, ihn um sein Lebensglück bringe, denn ohne Damokmok könne er keine Freude mehr haben.

Da half kein Spott, noch Verweis oder Zürnen. In seinen Augen war Damokmok, die, wenigstens zehn Jahre älter als er, ein wahrer Fettklumpen war, eine Schönheit. — Uebrigens schämte er sich, in der Küche bei den andern Indianern, deren Spott er fürchtete, zu schlafen, und band daher seine Hängematte auf meiner Bühne auf, von wo ich die ganze Nacht sein Weinen und Schluchzen hörte.

Den Verlust Damokmoks hatte aber Maniofo bereits verschmerzt, als wir am dritten Tage, nachdem wir Paramaribo wieder verlassen hatten, auf dem Wohnplatz des Posthouder am obern Cottica angekommen waren. Nur eine Viertelstunde weiter oben auf demselben Ufer liegt ein Buschnegerdorf, aus dem wir, nachdem wir kaum beim Posthouder gelandet waren, eine kleine Corjal mit zwei Indianerinnen auf uns zukommen sahen. Die eine war ein Mädchen von zehn bis eilf Jahren, die andere aber die reizende Gumanadalli, die den viel älteren Guleisi zum Manne hatte.

Dieser sei, so erzählte die Schöne, total betrunken bei den Buschnegern, bei welchen er Dram gegen Schildkröteneiern eingetauscht habe. Sie habe nun mein Boot gesehen und uns besuchen wollen.

Beim Anblick Gumanadallis, die, wiewohl ebenfalls viel älter als Maniofo, doch noch ein recht hübsches Weib war, vergass der feurige Jüngling die fette Schönheit, um die er so viele Thränen vergossen hatte, und ehe die Nacht einbrach, war er in die vollen

Rechte ihres Mannes eingetreten, der noch immer betrunken im Buschnegerdorfe lag.

Gumanadalli blieb nun bei uns, ebenso wie das kleine Mädchen, das eine Tochter Guleisis von einer andern Frau, sich wenig darum bekümmerte, mit wem ihre Stiefmutter liebelte. Als wir nun am andern Morgen die Reise fortsetzten, war Guleisi, wie es schien, entweder noch benebelt oder über den Verlust seiner Frau gleichgültig; denn als wir am Buschnegerdorfe vorbeifuhren, war nichts von ihm zu hören und zu sehen. Als aber wieder zwei Tage und zwei Nächte vergangen waren und wir eben in den Savannen des Wanekreek fuhren, zeigte sich unerwartet und dem Liebespaar höchst unwillkommen Guleisi, der ganz allein in seiner Corjal und nüchtern, obgleich er zwei grosse Krüge Dram bei sich hatte, hinter uns herkam. Er grüsste mich freundlich und wechselte dann blos einige Worte mit seiner Frau, die wahrscheinlich eine Einladung enthielten, in seine Corjal herüber zu steigen, denn als sie zögerte, drohte er ihr mit dem Pagai. — Maniofo sass mäuschenstille und ruderte, als ob ihn die Sache nicht im mindesten etwas anginge, so dass die arme Gumana wohl oder übel zu ihrem Manne einsteigen und ebenso wie das kleine Mädchen den Pagai in die Hand nehmen musste. Bald war er in seiner leichten Corjal uns weit voraus.

Dass wir nun Maniofo tüchtig auslachten, versteht sich von selbst; aber noch hatte die Liebesgeschichte ihr Ende nicht erreicht, denn als wir bei dunkler Nacht eben aus dem Wanekreek in den Maroni fahren wollten, sahen wir Gumana mit einem Feuerbrande am Ufer stehen. Ihr Mann hatte, um ruhigeres Wasser im Maroni abzuwarten, seine Hängematte dort an einigen Bäumen aufgehängt, hatte aber eben wieder einen guten Nachttrunk genommen, so dass er unsere An- und Abfahrt nicht bemerkte. So fuhr nun Gumana wieder mit uns nach Albina und liess ihren Mann mit seiner Tochter im Walde zurück.

Aber Guleisi hatte keineswegs seine Ansprüche auf sein Weib aufgegeben, denn drei Tage später überfiel er auf Albina des Nachts das verliebte Paar, das sorglos in der Hängematte lag. Maniofo nahm schnell Reisaus, und Gumana wurde von ihrem Manne und seinem Bruder, der ihn begleitet hatte, mit den Stricken ihrer Hängematte gebunden und nach ihrem Dorfe gebracht, wo sie ihm nach wie vor dasselbe treue Weib blieb und erst im Jahre 1877 als Mutter mehrerer Mädchen starb, die eben so hübsch und eben so gefällig wie sie waren. Wie so viele Indianer starb auch sie an der Ruhr. Als sie sich krank fühlte, liess sie sich zu mir bringen, aber da Ipecachuana und Opium, das ich ihr eingab, ihr Uebelkeiten erregten, so hatte sie kein Vertrauen mehr in meine Heilkunde und liess sich nach ihrem Dorfe zurückbringen. Beim Abschiede bat sie mich blos ihrem Manne Bretter zum Sarge für sie zu geben, weil sie mich doch schon seit so vielen Jahren kenne. Diesen Wunsch erfüllte ich auch.

Die Abenteuer Maniofos endeten nun bei mir, denn er kehrte wenige Tage nachher nach seinem Dorfe zurück.

Bei meinem langjährigen Umgang mit Indianern habe ich nie einen verliebteren Burschen als ihn kennen gelernt. Er war der Schrecken aller Männer und der Liebling aller Weiber. Ein schlanker Körper im schönsten Ebenmasse, eine einnehmende Physiognomie, kohlschwarze lockige Haare und ein leichter stolzer Gang zeichneten ihn vortheilhaft vor allen andern Karaiben aus. Dabei war er eben so geübt im Jagen als beim Fischen, verfertigte die schönsten Pagale, war sehr wissbegierig, und seine Gespräche hatten nicht das Gleichgültige, Stupide der meisten jungen Karaiben. Kurz nachher nahm er ein junges Mädchen Tjama Aroigama zur Frau und zeugte mehrere Kinder mit ihr, ohne jedoch seine Liebeleien mit andern Weibern aufzugeben; sechs Jahre später sandte ich ihn mit dem Schiffe Albina als Matrose nach Holland, wo er einige Monate blieb und dann mit demselben Schiffe zurückkam. Wenige Tage nach seiner Wiederkehr zog er seine europäischen Kleider aus und hatte bald in seinem Dorfe seine alten Gewohnheiten wieder angenommen.

So sehr ich ihn auch warnte, so ergab er sich doch dem Hauptlaster seines Stammes, der Trunksucht, und wurde im Jahr 1858 im Rausche von seinem Schwager ermordet.

Am Anfange des Mai und einige Wochen nach meiner Zurückkunft aus Paramaribo, kam Herr Monte-Cattini, der, wie ich bereits erwähnte, ebenfalls die Erlaubniss erhalten hatte sich auf dem linken Ufer des Flusses anzusiedeln und mit den Buschnegern Handel zu treiben, am Maroni an. Obgleich ihm ein Stück Landes unterhalb Albina angewiesen war, so suchte er doch eine bessere Stelle oberhalb meines Wohnplatzes aus und schnitt mich desshalb von den höher liegenden Buschnegern ab.

So bekam ich nur das Holz, das er nicht kaufen wollte, oder das einige mir ergebene Buschneger mir zuführten.

Monte-Cattini, ein Korse von Geburt, war viele Jahre lang Direktor auf verschiedenen bedeutenden Zuckerpflanzungen gewesen, und kannte den Holzhandel und die Gewohnheiten der Buschneger ganz genau, während ich mit diesen gar nicht bekannt war und von jenem so viel wie nichts verstand. Was ihm aber eine viel grössere Ueberlegenheit über mich gab, war der Ruf den er verdiente, der Aufspürer und Schrecken der weggelaufenen Sklaven zu sein. Er hatte nämlich in früheren Zeiten, als das Gouvernement es sich noch angelegen sein liess, von Zeit zu Zeit die von den Pflanzungen weggelaufenen Sklaven in den Wäldern aufspüren und ihre dort angelegten Dörfer und Kostäcker vernichten zu lassen, solche Expeditionen, die hier Buschpatrouillen genannt werden, mit grossem Erfolge befehligt, ja zur Anerkennung seiner Verdienste hierin von den Pflanzern der Kolonie einen Ehrensäbel bekommen, er war desshalb von der schwarzen Rasse gefürchtet und geehrt. Da er überdiess eine alte Negerin zur Frau hatte, und stundenlang

das ärmliche Geschwätz der Neger anhören, ja sich ganz in ihre Eigenheiten schicken konnte, war er auch ebenso beliebt.

Dabei hatte er, obwohl nicht reichliche, doch die nöthigen Mittel, um sein Unternehmen zu fördern, und den vortheilhafteren Wohnort, während ich, arm und unbekannt, beinahe alles verloren hatte und in Schulden steckte, von denen ich nicht wusste, ob und wann ich sie bezahlen konnte.

Ein bitteres Gefühl beschlich mich, als ich den Schooner Monte-Cattini's an meinem einsamen Häuschen vorbeifahren sah, ich dachte an meinen Verlust, meine trüben Aussichten und weinte.

Aber bald erinnerte ich mich der schönen Worte Zschokkes: „Man soll nur nie auch unter den schmerzlichsten Lebensverhältnissen an die Unmöglichkeit glauben, dass sie sich jemals wieder heiter gestalten können. Glaube doch niemand, dass die ewigen Sterne selbst erloschen seien, sie leuchten noch über den Wolken, und alles Leiden ist nur Gewölk, es entspinnt sich und zerrinnt." Sie kamen mir immer ins Gedächtniss, wenn ich mich in einer traurigen Lage befand, und ich liess den Muth nie sinken.

Ueber die Schwierigkeiten, meine Naturalien, besonders Pflanzen, nach Paramaribo zu bringen, habe ich schon früher gesprochen, und da dieses nun wieder mein Haupterwerbszweig sein musste, so überlegte ich oft, ob es nicht besser wäre, den mit so vielen Mühseligkeiten angelegten Wohnplatz aufzugeben und mir wieder in Paramaribo ein Häuschen zu miethen, um mich in der bewohnten Kolonie, so wie früher, mit dem Einsammeln von Naturalien zu beschäftigen, statt mich am Maroni in einen Handel einzulassen, zu dem ich keine Mittel hatte, und der mir durch einen Concurrenten beinahe unmöglich gemacht wurde.

Aber den mir so lieben Maroni und meine Indianer zu verlassen, dazu konnte ich mich doch nicht entschliessen.

Monte-Cattini hatte sich eine starke halbe Stunde oberhalb Albina angesiedelt. — Er war 15 Jahre älter als ich, und ausser ihm und seiner schwarzen Haushälterin waren noch ein Geschäftsführer und mehrere Zimmerleute mitgekommen, deren Unterhalt und Lohn schon viel kostete, ehe nur der Geschäftsbetrieb eingeleitet war, und die in Paramaribo, wo er sie gemiethet hatte, schon faul, hier unter viel grösseren Schwierigkeiten ihrem Herrn manche Verdriesslichkeiten machen konnten.

Da beide Ufer des Flusses so ungemein reich an den edelsten Holzarten waren, so bekam mein Nachbar in der ersten Zeit eine Menge schönes Bau- und Meubelholz. Eine Hauptschwierigkeit aber war die Verschiffung desselben, denn der Strom war voller Sandbänke und von Schiffen früher nie befahren worden, die über sechs Fuss Tiefgang hatten, und die auch bei Hochwasser nöthigenfalls über die Bänke wegfahren konnten. Kein grösseres Schiff wollte es wagen, in dem unbekannten Flusse seine Ladung einzunehmen, denn keine Assekuranz-Gesellschaft würde Schiff und Ladung

versichert haben, so lange nicht durch ein Kriegsschiff das Fahrwasser genau bestimmt und eine Karte davon aufgenommen war.

Was nun auch der eifrige Mann that, und welche Mühe er sich gab, so konnte er doch nur in der ersten Zeit kleinere Schooner bekommen, die nur wenige und blos kleinere Stücke Holz laden konnten, so dass der Nutzen sehr gering und weit unter der Erwartung war, die er sich von seinem Unternehmen gemacht hatte.

Erst im dritten Jahre nach seiner Ankunft wagten es grössere bis eilf Fuss tief gehende Schiffe, den Fluss zu befahren, nachdem Monte-Cattini durch den frühern Schoonerkapitän Gregory, der Jahre lang die Lebensmittel nach dem früheren Posten Prins Willem Fredrik gebracht hatte, das Fahrwasser nothdürftig hatte untersuchen lassen, und dieser die Schiffe herein- und hinauslootste.

Ich habe bereits erwähnt, dass der Beamte oder Posthalter, dem ich sozusagen amtlich untergeordnet war, am obern Cotticaflusse wohnte, wo ihm etwa 8 Stunden von der letzten Pflanzung La Paix entfernt, ein kleines Häuschen gebaut worden war.

Die Geschäfte dieses Beamten, der früher bei den Buschnegern im Innern des Landes gewohnt hatte, waren sehr einfach und bestanden hauptsächlich darin, die Vorüberfahrenden zu kontroliren und ihnen Pässe nach der Stadt auszustellen, nach welcher sie bis zu 40 Köpfen kommen durften.

In diesem Passe war Name, Geschlecht, Dorf und Zweck der Reise angegeben.

Andere, welche blos die Pflanzungen besuchen wollten, erhielten schriftliche Erlaubnissscheine, um Bananen, Zucker, Melasse oder Dram gegen Holz, Fische, Schildkröten oder Hunde eintauschen zu dürfen, denn der Buschneger hat den grössten Widerwillen gegen jegliche Art Feldarbeit und zieht andere Arten von Industrie und vor allem den Handel jener vor. Durch diese Erlaubniss beförderte das Gouvernement den Müssiggang und die Dieberei der Buschneger und demoralisirte die Sklaven der Pflanzungen. die heimlich die Produkte an jene verkauften, und gab auf diese Weise zu, dass über 700 Menschen, die zügellos, frei, kräftig und stark in Cottica und Courmotibo einen äusserst fruchtbaren Boden bewohnten und desshalb recht wohl im Stande gewesen wären selbst das zu ihrem Lebensunterhalt Nöthige anzubauen, gewissermassen auf Kosten der Pflanzungen lebten.

Wohl war dieser Missbrauch und dessen nachtheiliger Einfluss auf die Sklavenbevölkerung dem Gouvernement sowohl aus eigener Erfahrung als durch die zahlreichen Bittschriften der Pflanzer um Abschaffung dieses Missbrauches und Abweisung der Kostsucherpässe bekannt geworden, aber energisch einschreiten wollte dasselbe nicht. Von einer Trockenzeit zur andern war den Buschnegern anbefohlen, Kostäcker für sich anzulegen, weil man durchaus keine Erlaubniss mehr ertheilen werde, auf den Pflanzungen Bananen etc. zu kaufen; aber immer gab man wieder nach, und so leben heutzutage noch

Buschneger von den Bananen der Pflanzungen, die sie freilich jetzt nach der Emancipation für baar Geld einzukaufen genöthigt sind.

Solche Pässe auszustellen, war das einzige Geschäft des Beamten, der in dieser einsamen Behausung, die rings von Sümpfen umgeben war, sein Leben in der grössten Langeweile zubrachte.

Dieser Posthalter D. H., schon bejahrt und kränklich, beschloss seine Pension zu nehmen; da er aber seinen vollen Gehalt so lange als möglich behalten wollte und doch im Lande zu bleiben beabsichtigte, so bat er vorläufig um einen Urlaub von sechs Monaten, der ihm denn auch gesetzlich zugestanden werden musste.

Das Gouvernement musste also einen Substituten für denselben ernennen, der während der Urlaubszeit die Stelle versah und den Gehalt bezog und dann später das Amt bekommen sollte. Obgleich ich nun schon seit beinahe zwei Jahren die Stelle dieses Substituten honorär bekleidete und also ein Recht hatte, bei einer Vakatur in dieselbe einzurücken, so trug man sie doch nicht mir an, sondern belehnte meinen Nachbar damit, der nun seinen Gehülfen das Holzgeschäft am Maroni fortsetzen liess und seinen Wohnsitz am obern Cottica nahm. Ich fühlte mich durch diese Zurücksetzung bitter gekränkt, obgleich ich die Stelle, hätte man sie mir auch angetragen, wohl schwerlich angenommen haben würde.

Entfernt von allen gebildeten Menschen, auf ein Plätzchen beschränkt, das noch keinen halben Acker gross von Sümpfen umgeben war und bei einer Besoldung von fl. 1200 bis fl. 1500, denn sie sollte bedeutend vermindert werden, als Einsiedler und ohne Beschäftigung zu leben, blos um in meinem 32. Lebensjahr der Sorge fürs tägliche Brod enthoben zu sein, hätte ich doch meine freie, wenn auch sorgenvolle Existenz nicht aufopfern wollen.

Ich beklagte mich aber doch schriftlich und mündlich bei meinem Chef, dem Procureur-General Lisman, der, in einem höheren Grade der Freimaurerei stehend, dem Bruder Monte-Cattini das Amt um das er bat, nicht verweigern wollte.

Dass die Freimaurerei grosse und erhabene Zwecke verfolgt, wird niemand bezweifeln, denn grosse und rechtschaffene Männer, die von jeher dazu gehörten, bürgen dafür; aber der Unfug der damit in Surinam und wohl auch anderswo getrieben wird, wo so viel geistig Unbedeutende und moralisch Defecte sich bloss desshalb in den Orden aufnehmen lassen, um sich ein Ansehen zu geben oder durch Andere und vor Anderen die keine Freimaurer sind, in Aemtern oder auf irgend eine Weise begünstigt zu werden, ist trotz aller Geheimnisskrämerei am meisten in die Augen fallend.

Als Unteroffizier schon sah ich in Paramaribo an meinem Sergeantmajor, wie wenig man bei der Aufnahme die Vergangenheit und den Charakter der Neophyten prüfte, und als ich später die socialen Verhältnisse der Kolonie besser kennen lernte, kam in mir nie der Wunsch auf, dieser Verbindung anzugehören.

Als mein Nachbar die Stelle angenommen hatte, konnte er noch überdiess sein Holzgeschäft dabei befördern, indem er die am Cottica sich aufhaltenden Buschneger, unter denen er fortan wohnte, bestimmte, am Maroni für seine Rechnung zu arbeiten.

Das für Europa so verhängnissvolle Jahr 1848 hatte wohl auch meine Hoffnungen zerstört, aber mein alter Frohsinn kehrte doch bald wieder, und obschon Monte-Cattini wegen seines besser gelegenen Wohnplatzes und seiner Beliebtheit bei den Buschnegern grosse Massen Holz bekam, so ging ich doch auch nicht leer aus, und mancher grosse Cedernblock wurde zu mir gebracht, denn bald hatte ich von dem Erlöse meiner Naturalien meinen Laden wieder nothdürftig mit dem zum Eintausch nöthigen versehen.

Meine Lebensweise war nicht kostspielig. John musste an einem Magazin und Adam im Kostacker arbeiten. Dabei hatte ich meistens den einen oder andern entlassenen Soldaten in meinem Dienste, der, wenn ich Pflanzen oder Naturalien zur Verschiffung nach der Stadt brachte, die Aufsicht über mein kleines Anwesen führte. Meistens waren diese Leute Trunkenbolde, die hier, wo nichts berauschendes zu bekommen war, denn was ich für Indianer nöthig hatte, war gut verschlossen, eine mässige Lebensweise führen mussten. Dabei blieben sie gesund und waren mir sowohl beim Präpariren von Bälgen und Skeletten als in der Bestellung meines Kostackers von Nutzen. Kamen sie aber in die Lage, von Indianern oder Buschnegern Dram einzutauschen, so hatte ich denn auch meine liebe Noth nnd oft einen Höllenspektakel im Hause.

Obgleich ich ohne feste Einkünfte blos mit zwei Negern und einem alten Soldaten lebte, war doch mein Wohnplatz viel hübscher und zweckmässiger angelegt und unterhalten als der meines Nachbars, der ausser einem Aufseher noch Zimmerleute und Bediente in seinem Dienste hatte.

Nie, er mochte zu Hause oder abwesend sein, herrschte auf seinem Wohnplatze einige Ordnung.

An eine geregelte Arbeit war bei seinen Leuten gar nicht zu denken, denn jeder that was er wollte. Kamen später Schiffe um Holz zu laden, so nahm von den Lebensmitteln und Getränken, welche sie mitbrachten, jeder so viel ihm beliebte, so dass dem Wohlleben bald wieder ein verhältnissmässiger Mangel folgte und ich oft mit Erdfrüchten und andern Lebensmitteln aushelfen musste.

Die Frau, mit welcher Monte-Cattini schon seit vielen Jahren in wilder Ehe lebte, war eine alte freigegebene Negerin, die man „Tante“ hiess, sie sprach nur negerenglisch und war auf Negerweise gekleidet. Die Haushälterin des Aufsehers, eines Holländers, war aber Mulattin, „Miss Kosi,“ die sich städtisch, das heisst nach der Mode kleidete, holländisch sprach, lesen und schreiben konnte und schon ihrer Erziehung nach auf einer höheren Stufe stand als die alte Tante, die früher blos eine Plantagensklavin gewesen war. — Miss Kosi musste nun die alte Tante als die Herrin des Hauses be-

trachten, was für sie keine kleine Kränkung war, da alle Farbigen sich hoch erhaben über dem Neger dünken, wenn sie auch in socialer Stellung und an moralischem Gehalte einander gleich sind.

Solch ein Verhältniss konnte auf die Dauer nicht bestehen, weil es im Widerspruche stand mit den Begriffen der Kolonie. — Es entstanden denn auch später, als Monte-Cattini aus Cottica zurückkehrte, gar heftige Auftritte zwischen beiden Weibern, bei denen sich natürlich die Männer betheiligten, was schliesslich die Entlassung und Abreise des Gehülfen und seiner „Frau" zur Folge hatte.

Ich hatte im Laufe des Jahres 1848 etwa 100 Blöcke schönes Cedernholz von den Buschnegern gekauft, und mit einem auf Mana wohnenden Franzosen Sicard die Absprache getroffen ihm dieses Holz in Parthien von 20 bis 30 Blöcken über See zu bringen, und zwar gegen einen Preis von fl. 1. 50 den Pariser Kubikfuss.

Ich machte also im Oktober einen Floss von 25 Stücken zurecht, band mit Hülfe der Indianer alles mit Lianen fest zusammen, und so verliessen wir mit meinem Boote und dem Flosse, auf dem sich sechs Indianer befanden, Albina.

Es war Springzeit, und der Floss wurde durch das Boot mit Leichtigkeit in einer Ebbe bis in die Mündung der Waragamma oder Seekuhkreek bugsirt, wo wir die Fluth über blieben; um am frühen Morgen mit anbrechender Ebbe längs des französischen Ufers nach der zwischen den Mündungen des Maroni und des Amanobo liegenden Schlammbank zn fahren.

Zu allem was man unternimmt, gehört nicht allein Muth und Eifer, sondern auch, wenn man keine Erfahrung hat, reifliche Ueberlegung. Leider hatte ich weder die eine, noch gebrauchte ich die andere; denn kaum waren wir abgefahren, als der Floss von der Gewalt der Ebbe gepackt, sich nicht steuern noch nach dem Lande zurückbringen liess. Unaufhaltsam und ohne die Möglichkeit entweder nach dem französischen oder dem holländischen Ufer zu kommen, trieben wir mit dem Flosse wohl 2 Stunden weit in die See hinaus und verliessen ihn nicht früher, als bis mit anbrechender Fluth die Wellen die Lianen zerrissen, mit denen die Blöcke aneinander gebunden waren, die dann in allen Richtungen umhertrieben. Fünf Stunden gebrauchten wir um wieder ans Land zu kommen und kehrten, nachdem ich auf diese Weise durch meine eigene Unvorsichtigkeit den vierten Theil meines Holzvorraths verloren hatte, nach Hause zurück.

Nie sah ich wieder ein Stück von diesem Holz, das wahrscheinlich an weit entfernten Ufern ans Land gespült worden ist.

Dennoch gab ich meinen Plan nicht auf und brachte acht Tage später fünfzehn Blöcke nach Mana.

Als mir nun dieses geglückt war, wollte ich versuchen, Flösse über See nach Paramaribo zu bringen, da ich gelesen hatte, dass längs der brasilianischen Küste Bau- und Meubelholz von einem Distrikt nach dem andern auf diese Weise verschifft würde.

Ich hatte mir die Abbildung eines solchen Flosses mit seinem dreieckigen Segel gut in's Gedächtniss geprägt. Einen solchen Floss von Cedernholz zusammen zu stellen und nach Paramaribo zu bringen, schien mir ebenso leicht, ja selbst noch leichter, als der Transport an der brasilianischen Küste, da ja Strom und Wind mit der Küste parallel laufen, was in Brasilien nicht der Fall ist.

Vor kaum einem Jahre hatte ich einen Block Cedernholz, blos mit einer starken Liane an meinem Boote befestigt, glücklich nach Paramaribo gebracht, um Herrn Bukh die Qualität unseres Holzes zu zeigen, jetzt war es mir aber darum zu thun, dieses Holz, das in Hamburg massenhaft zu Cigarrenkisten verwendet wird, selbst nach Holland zu senden. Ich wo lte es also vorerst nur mit drei Blöcken versuchen, wählte aus meinem Vorrathe die grössten und verband dieselben mit drei und vierfach geflochtenen Lianen, doch so, dass zwischen jedem Block ein Zwischenraum sich befand, und befestigte auf dem mittelsten einen Mast mit einem aus alten Reissäcken verfertigten Segel.

Als ich wieder einige Kisten lebender Pflanzen gesammelt hatte, lud ich sie in mein Boot und trat damit nebst dem Flosse, auf den ich drei Indianer gesetzt hatte, die Reise über See an.

Aber auch da hatte ich Unglück, denn da zwischen den Sandbänken gar verschiedene Strömungen laufen, so kann ein Segel bei schwachem Wind nur wenig helfen, der Floss wurde durch die Brandung ans Ufer geworfen und bald von Flugsand überschüttet.

Erst einige Monate später konnte ich meine Blöcke, jeden an ein Boot gebunden, nach Paramaribo bringen.

Diese Reisen waren manchmal mit viel Mühe und nicht geringer Gefahr verbunden. Weder Europäer noch Neger würden je das geleistet haben, was meine guten Karaiben mir für so wenig Geld thaten.

Bei diesen Reisen kommt es hauptsächlich aufs Wetter und den Wind an. So brachte ich einst einen prachtvollen Cedernblock von wenigstens 80 Kubikfuss Inhalt, mit geflochtener Liane an mein Boot befestigt, nach der Stadt. In einer stürmischen Nacht, bei wenig Mondschein, brach in zwei Stunden fünfmal die Liane entzwei. Jedesmal füllte sich durch den Stoss das Boot halb mit Wasser, das ich mit einem Eimer wieder ausschöpfen musste, und obgleich das Segel augenblicklich herabgelassen wurde, trieb der Block doch schon einige hundert Fuss weit hinter uns.

Jedesmal musste dann ein Indianer sich in die See werfen um dem Blocke nachzuschwimmen, während man wieder zurückruderte und die schadhafte Liane aufs neue zusammenknüpfte. Beim letzten Male weigerten sich die armen Kerls den Block wieder aufzufangen, aber auf mein inständiges Bitten halfen sie nochmals. Meine Hosenträger mussten dazu dienen, die Liane zusammen zu halten, und glücklich brachten wir den Block in stilles Wasser und ohne weiteren Unfall nach der Stadt. Obwohl ich immer etwas von der Seekrankheit zu

leiden hatte, so zog ich, wenn das Wetter heiter und günstig war, stets die kürzere Seefahrt der Reise durch den Wanekreek vor, aber immer sorgte ich, dass die Indianer im Essen und Trinken von mir abhängig waren, besonders liess ich nie den Dram in ihren Händen.

Ich hatte desshalb auch auf meinen so häufigen Reisen nie unterwegs ein Unglück oder Unannehmlichkeiten.

Um die gestrandeten drei Blöcke nach der Stadt zu bringen, wartete ich, bis ich wieder mehrere Kisten lebender Pflanzen gesammelt hatte, und fuhr mit drei Booten von Hause ab. — Jedes dieser musste einen Block in's Schlepptau nehmen, und diese Taue waren jedes sechszig Fuss lang und aus den stärksten Lianen geflochten.

Die Blöcke waren in den zwei Monaten, die sie am Strande gelegen hatten, so im Sande begraben, dass wir sie kaum mehr fanden, und nur mit grosser Mühe und Anwendung von starken Stangen, die ich im Walde hauen liess, gelang es, sie aus dem Sande hervorzuheben und nach dem Wasser zu bringen. Auch mein alter Freund Curieli befand sich unter meinen Ruderern, und ihm übergab ich die Leitung des grösseren Bootes, an dem auch der grösste Block angebunden war.

Am Steuer des zweiten sass ein anderer vertrauter Indianer, während ich auf dem kleinsten Boote das grösste Segel hatte und deshalb den zwei anderen immer voraus war.

Wir hatten nur wenig Wind, so dass mein Boot bis zum Motkreek volle 20 Stunden unterwegs war. Obgleich ich immer trachtete, in der Nähe der zwei Boote zu bleiben, so segelte das eine so schlecht, dass ich es bereits an der Wia Wia-Ecke kaum mehr sah.

Nun hatten aber beide Boote weder Essen noch Trinkwasser bei sich, wohl aber Wassermelonen, welche die Indianer zum Verkaufe nach der Stadt mitnahmen. Am Morgen des andern Tages hatten wir beide Boote aus dem Gesicht verloren.

Bei wenig Wind und aufkommender Fluth kamen wir am Mittag an den Motkreek. Dort fand ich zu meinem Verdrusse zwei Corjalen mit etwa 12 Indianern, die in Amanabo zu Hause waren, Wasserkrüge, Pagale etc. nach den Pflanzungen gebracht und dafür Melasse und hauptsächlich Dram eingetauscht hatten. Sie warteten nun die Ebbe des Abends ab, um nach dem Amanabo zurückzukehren. — Diese Indianer waren Verwandte und Freunde der meinigen, und ich konnte nicht verhindern, dass diese mit Dram freigebig traktirt wurden.

Inzwischen erhob sich der Wind und auch die beiden andern Corjalen kamen an; die armen Kerls hatten 24 Stunden lang nichts zu Essen und zu Trinken gehabt und nahmen, nachdem sie erst bei mir Hunger und Durst gestillt hatten, die Einladung ihrer Freunde unverweilt an. — Ehe ich aber diese Zusammenkunft gestattete, sorgte ich, dass Boote und Blöcke in dem Kreek beim Posten so fest-

gebunden waren, dass sie weder durch die Ebbe noch bei Fluth losgerissen werden konnten.

Im luftigen Zimmer des gastfreundlichen May hing ich meine Hängematte auf, nachdem mich seine Haushälterin mit einer Tasse warmen Geträwkes erquickt hatte, über die ich nie in's Reine kam, ob es Thee, Kaffe oder Chocolade gewesen war. Sehr müde und von der Sonne verbrannt schlief ich bald ein, aber ein fürchterliches Geheul erweckte mich aus meinem Schlafe. Ich hörte in den kläglichsten Tönen meinen Namen rufen und fand einen meiner Indianer Araiumanalli, einen 18jährigen Burschen, mit einer tiefen Kopfwunde, die bis auf den Hirnschädel ging, besinnungslos in seinem Blute liegen. Sein Vater, ein Mana-Indianer, hatte mich gerufen, heulte und schrie, war aber ebenso betrunken wie alle übrigen. Wie gewöhnlich hatten die Betrunkenen Streit bekommen, und Araiumanalli war von einem Mana-Indianer, den er vorher geschlagen hatte, so verwundet worden. Grosse Lachen Blut standen auf dem Boden. Ich entfernte zuerst das geronnene Blut aus der Wunde, schor das Haar ab, wusch alles mit warmem Wasser und Essig, befestigte beide Hautlappen durch ein Pflaster aus warmen Maniharz und verband den Kopf, so dass das Pflaster sich nicht verrücken konnte. Bei allem dem half mir die Haushälterin treulich, wie überhaupt Mitleiden ein schöner Zug im Charakter der Farbigen ist.

Wir legten nun den armen Burschen in seine Hängematte, aber bei der Menge Blutes, das er verloren, hatte ich wenig Hoffnung auf seine Rettung.

Unter diesen Beschäftigungen war es Abend geworden; ich sah noch einmal nach meinen Indianern, die ich, den Patienten ausgenommen, sämmtlich um ein grosses Feuer am Seestrande gelagert fand. Sie waren betrunken und schliefen bei den Mana-Indianern am hohen sandigen Ufer.

Gegen sieben Uhr gieng ich mit May nach der Baumwollen-Pflanzung Zeezicht, die kaum 10 Minuten entfernt war, um bei dem Direkteur derselben, einem gastfreien und sehr gebildeten holländischen Juden, den Abend zuzubringen und eine Quadrille oder l'hombreparthie zu machen.

Es war schon über Mitternacht, als wir beim prachtvollsten Mondschein nach dem Posten zurückkehrten, wo ich alle meine Indianer schlafend in ihren Hängematten fand. Blos der einzige Curieli schlief in einem Boote seinen Rausch aus.

Beruhigt legte auch ich mich in meine Hängematte und schlief, bis die Tageshelle durch die Ritzen der Bretter drang. — Kaum war ich aufgestanden und hatte die Fensterläden geöffnet, als Aleifo, ein Karaibenknabe, mir mit betrübter Miene meldete, dass einer meiner Wogrlis (Männer) in der Nacht gestorben wäre. Ich dachte nun sogleich an Araiumanalli, aber diesen fand ich, wiewohl schwach, doch ziemlich munter in seiner Hängematte sitzen, wo er mit grossem Appetite reife Bananen verspeiste. — Ich hörte nun, dass, wie ich

selbst gesehen hatte, Curieli im Boote geschlafen habe, nun aber nirgends zu finden sei, woraus die Indianer schlossen, dass er ins Wasser gefallen und ertrunken sein müsse.

Nun war jedoch der Kreek oder vielmehr Kanal bei hohem Wasserstande kaum vier Fuss tief und fünfzehn breit, Curieli aber, wie alle Indianer, ein vortrefflicher Schwimmer. Ich konnte also nicht an seinen Tod glauben, sondern meinte, er werde in seinem Rausche das Boot verlassen und sich irgendwo in den Savannen zum Schlafen niedergelegt haben.

Aber Stunde auf Stunde verstrich, ohne dass der Vermisste gefunden wurde. Da nun das Wasser schon stark gefallen war, und ich bei längerem Zuwarten fürchten musste, mit den Blöcken nicht mehr über die Bänke in See zu kommen, so bat ich den alten May, im Falle Curieli noch zurückkäme, mir ihn nach der Pflanzung Anna Catharina zu senden, wohin durch Gesträuch und Baumwollenfelder ein kleiner Weg führte.

Wir verliessen um 10 Uhr Brandwacht; kaum waren wir aber aus der Kreek, als wir die Leiche Curielis in den Parvagesträuchen treiben sahen.

Man legte ihn in eines der Boote, und auf der Pflanzung Anna Catharina, wo wir am Nachmittage ankamen, wurde er beerdigt.

Auf diesen Reisen über See wurde ich stets am besten und gastfreundlichsten auf dem kleinen Posten Brandwacht aufgenommen.

Durchaus ohne alle Bedeutung war dieser Posten manchmal mit einigen weissen, meistens aber mit schwarzen Soldaten besetzt, die blos die Flagge aufzuziehen hatten, wenn ein Schiff vorübersegelte.

Der Kommandant des Postens war ein alter Adjutant-Unteroffizier May, ein Elsässer von Geburt, und bei seinem geringen Einkommen so gastfrei und gefällig, wie nur wenige Pflanzer der Kolonie es waren. Von den 36 Jahren seiner Dienstzeit hatte er 28 auf Brandwacht zugebracht und war zu einer Zeit dagewesen, als noch zu beiden Seiten des Kreek sich Pflanzung an Pflanzung reihte, und in der trockenen Zeit, wenn die Bewohner der Stadt ihre „Sommerfrische“ auf den ihnen bekannten Pflanzungen zubrachten, ein lustiges frivoles Leben herrschte, während man jetzt nur noch an verfallenen Schleussen und von Unkraut überwucherten Fruchtbäumen mühsam die Stelle der früheren Pflanzungen erkennt.

Im Laufe der Jahre wurde eine nach der anderen verlassen, bis auf Dageraad und Zeezicht, die, zunächst der See gelegen, mit ihren prächtigen Wohnhäusern und schönen Palmenalleen allein übrig blieben, um auch später ihre Bestimmung als Pflanzungen zu verlieren, und als Viehfokkereien zu endigen.

Auf einer der verlassenen Pflanzungen befand sich ganz allein und stundenweit von andern menschlichen Wohnungen die Hütte eines alten Negers, der das Marmor-Grabmal seines vor vielen Jahren gestorbenen Herrn zu bewachen hatte; aber auch der Wächter starb,

und das prächtige Denkmal des Herrn ist jetzt ebenso mit Unkraut überwachsen, als das Grab des Sklaven.

Der alte 70jährige May führte im luftigen Häuschen, dessen unterer Raum als Kaserne und Magazin diente, ein sorgenfreies und gemüthliches Leben mit einer Haushälterin und drei braunen, schon erwachsenen Kindern, die ihn Vater nannten. Mit Fischen und Wasservögeln versahen ihn meist die Direkteure der beiden Pflanzungen, die bei ihm oder bei denen er die Abende zubrachte. Seine Haushälterin hielt Hühner und Enten in Menge.

Bei ihm war nun jederzeit mein Ruheplatz. Kam ich aus dem Maroni, so war oft alles von Seewasser durchnetzt und musste in Süsswasser ausgewaschen werden; kam ich aber aus der Stadt, um nach dem Maroni zurückzukehren, so wurde das für die Seereise nöthige Essen gekocht, Trinkwasser für die oft drei bis vier Tage dauernde Heimreise mitgenommen, um unterwegs, wo kein Süsswasser zu bekommen ist, keinen Mangel zu leiden.

Stets hatte ich mich gefreut, den guten alten Mann zu sehen, da man sich den Posten Brandwacht ohne ihn gar nicht denken konnte. Als er endlich erblindete, gab man ihm seine Pension und ein Ruheplätzchen im Hospital zu Paramaribo, wo er, beinahe neunzig Jahre alt, starb.

Durch die französische Revolution im Jahre 1848 wurde auch die Sklaverei im französischen Guiana abgeschafft, so dass also Surinam von beiden Seiten an Kolonien grenzte, in denen keine Sklaven mehr gehalten wurden. Obwohl das linke Ufer des Maroni über zwölf Stunden weit von dem Theile der Kolonie abgelegen ist, in dem sich Pflanzungen befinden, der Maroni nie von unsern Sklaven besucht worden war, und auch das rechte, den Franzosen gehörende Ufer, ausser Indianern keine Bewohner hatte, so war doch die Möglichkeit vorhanden, dass unsere Sklaven ebenso gut als sie nach dem englischen Guiana entflohen, jetzt den weniger langen Weg nach dem französischen wählen konnten, um frei zu werden, da weder in Cottica noch am Maroni ein Militär-Posten war, der sie abgehalten hätte.

Der mir stets günstige Gouverneur, der gerne überall half, wo er helfen konnte und bei jedem Kolonisten in dankbarer Erinnerung fortleben wird, ein ächter Edelmann nicht blos dem Namen nach, wie so mancher andere, kannte meine Lage und wusste, wie schwierig es für mich sei, mich an dem mir so lieben Maroni behaupten zu können. Er fand daher in der Emancipation der französischen Sklaven einen Anlass, mir ein bescheidenes aber festes Einkommen zu sichern, indem er mein tituläres Amt zu einem wirklichen erhob und mir einen Gehalt von Fl. 56 per Monat verschaffte.

Viertes Kapitel.

Ich hatte von dem für mich so freudigen Ereigniss keine Ahnung, denn die Verbindung mit der Kolonie war so selten und schwierig, dass besonders in den Trockenzeiten, oder wenn der Wanekreek nicht befahrbar war, Monate vergehen konnten, ehe man Gelegenheit gehabt hätte, Nachricht aus Surinam zu erhalten.

Es war in den letzten Tagen des Januar 1849, als ich von Mana, wo ich gegen getrocknete Fische andere Lebensmittel eingetauscht hatte, zurückkam, und meine Indianer, zwei Arowaken, welche ganz in meiner Nähe wohnten, mit dem Versprechen entliess, sie am andern Morgen zu bezahlen, weil ich zu müde war, um die Waaren, die sie als Bezahlung für die Reise nach Mana verlangten, von der Bühne herabzuholen, wo sie in verschiedenen Kisten eingeschlossen waren.

Kurz vor Sonnenuntergang und kaum nachdem die Indianer weggegangen waren, kamen meine Hühner und Moschusenten zur Fütterung. Erstere wurden eingeschlossen, die Enten aber blieben stets im Freien und hatten ihr Nachtlager vor dem Hause, während sie über Tag den Fluss weit hinauf und hinabflogen, wo sie am Ufer in Krebsen und andern Wasserthieren ein reichliches Futter fanden. Nun kam am selbigen Abend ein Trupp junger Enten ohne ihre Mutter nach Hause, und alles Nachsuchen nach der Alten blieb fruchtlos.

Gegen Mittag des andern Tages kam ein alter Arowake vom Dorfe der Burschen, die mich nach Mana gebracht hatten, um bei mir Angeln zu kaufen. Mir war der Gedanke gekommen, dass wohl einer der beiden Indianer die Ente gestohlen haben könne. Um nun sogleich hinter die Sache zu kommen, beschuldigte ich den alten Arowaken des Diebstahls meiner Ente.

Mit tausend Eiden betheuerte der Mann seine Unschuld, an der ich selbst nicht zweifelte, erzählte mir aber doch zuletzt, als ich ihm durchaus nicht glauben wollte, dass Hadali (Sonne), der Jüngere der beiden, aus Zorn, weil ich ihn nicht sogleich habe bezahlen wollen, meine Ente mit dem Pfeil geschossen und den Tag darauf verspeist habe.

Natürlich durfte so etwas nicht ungestraft hingehen.

Ehe der Tag anbrach fuhr ich mit Prometheus, einem alten französischen Neger, den ich, um mit meinem Adam Bretter zu sägen, auf Mana engagirt hatte, nach dem Dorfe der Arowaken, das eine kleine Stunde von Albina abgelegen, auf einer Sandhöhe im Walde lag. Ein schmaler Pfad von fünf Minuten Länge führte dahin. Ich wollte den Missethäter erwischen, ehe er seine Hütte verliess.

Lautlos landeten wir und schlichen durch den düsteren bethauten Wald bis zur Hütte Hadalis, der gerade aus seiner Hängematte steigen wollte.

Unrath witternd, griff er schnelle zum Hauer, aber beim Anblick eines alten Pistols ohne Hahn und Feder, das ich ihm unter die Nase hielt, wich er entsetzt zurück und liess sich mit den Tauen seiner Hängematte die Hände binden. Die übrigen Indianer nahmen sich um die Sache durchaus nichts an, und so wurde Hadali ohne allen Widerstand in die Corjal gebracht.

Ich hatte nun keineswegs die Absicht, den Delinquenten für seinen Frevel todtzuschiessen oder aufzuhängen, aber doch wollte ich ihm zu Hause mit seinem eigenen Hängemattetau einige Hiebe über sein nacktes Hintertheil versetzen, um ihm einigen Respekt gegen meine Enten und übriges Eigenthum einzuflössen. Als ich aber den strammen zwanzigjährigen Burschen mit dem pompösen Namen in meiner Gewalt hatte und ihn so demüthig in der Corjal sitzen sah, schmolz mein Zorn wie Butter an der Sonne.

Zu Hause angekommen fand ich zwei Buschneger, die mir die Briefe mit der Nachricht von meiner Anstellung gebracht hatten, worin mir zugleich befohlen war, sogleich nach Paramaribo zu kommen, weil der Procureur-General als Chef des Departements der Indianer und Buschneger sich mit mir berathen wolle, wie und wenn man die Geschenke, welche contractmässig alle vier Jahre den Buschnegern gegeben werden müssen, nach dem Maroni bringen und da dem Stamme der Aukaner austheilen könne.

Bei Lesung der für mich so angenehmen Nachricht meiner Anstellung war es mir nun vollends ganz unmöglich, Hadali ein Leid zu thun. Ich löste ihm daher seine Bande und diktirte ihm als Strafe an, sich sogleich bereit zu halten, mich nach Paramaribo zu bringen, wozu er sich denn auch augenblicklich willig zeigte.

Mit ihm und einem älteren Indianer seines Stammes fuhr ich am andern Tage in einer kleinen Corjal, die ich selbst steuerte, von Albina ab, und kamen wir durch den Wanekreek den fünften Tag in Paramaribo an.

Das Gouvernement hatte nemlich beschlossen, den drei Buschnegerstämmen, deren Hauptstamm, die Aukaner, den obern Maroni, den obern Cottica und das Courmotiboflüsschen bewohnte, die Geschenke auszutheilen, die nach dem Frieden, den man vor 80 Jahren mit sämmtlichen weggelaufenen Negern geschlossen hatte, vertragsmässig alle 4 Jahre an sie verabfolgt werden mussten.

Seit etwa acht Jahren war diese Austheilung nicht mehr geschehen, und die drei Stämme hatten sich darüber längst unzufrieden gezeigt.

In früheren Jahren waren diese Geschenke regelmässig nach den jenen Stämmen zunächst gelegenen Militärposten gebracht, und auf dem Posten Armina an die Aukaner, auf dem Posten Victoria an die Saramaccaner und auf dem Posten Saron an die Becu Musinga- und Matuari-Neger ausgetheilt worden. Diese Vertheilung geschah dann unter lächerlichen, die Weissen erniedrigenden Ceremonien, denen ein Oberbeamter der Kolonie, das Grossoberhaupt und

seine Kapitäns beizuwohnen hatten. Man schloss damals nach jeder vierjährigen Vertheilung neue Freundschaft. Es mussten nemlich der Oberbeamte und die kolonialen Räthe, die im Namen des Gouverneurs der Feierlichkeit beiwohnten, sich dazu bequemen, in eine neue Kalebas (Fruchtschale der Cresentia cujete) aus dem rechten Arm sich etwas Blut abzapfen zu lassen, dazu kam nun etwas weisse Pfeifenerde, Pimba genannt, die am Zusammenfluss der Lava und des Tapanahoni gefunden wird. Hierauf wiederum Blut aus dem Arme des Grossoberhaupts und seiner Kapitäne, dann wurde dieses Gebräu mit Wasser gemengt und von Räthen, Granman und Kapitäns unter der Versicherung getrunken, dass man gut Freund bleiben und den bestehenden Kontrakt auch weiter halten wolle. Die Soldaten präsentirten das Gewehr, mit der Flagge wurde salutirt und da man auf Armina 2 Kanonen hatte, so wurde auch damit geschossen, und war somit die Ceremonie auf weitere 4 Jahre erledigt.

Diese lächerlichen, ekelhaften und entwürdigenden Gebräuche dauerten bis Anfangs des Jahres 1842, wo die Geschenke zum letzten Male gegeben und die beiden Posten am Maroni unmittelbar darauf abgebrochen und verlassen wurden.

Die Waaren, welche unter die verschiedenen Stämme vertheilt werden sollten, waren von Holland angekommen, und das Gouvernement wollte dieselben durch den Oberbeamten der inländischen Bevölkerung, den Prokureur-General Lisman austheilen lasssen, und zwar bei dem Hauptstamme der Aukaner anfangen, und war zu diesem Akt mein Wohnort Albina bestimmt.

Herr Lisman, der von seinen Untergebenen augenblickliche Befolgung seiner Befehle gewöhnt war, meinte, dass das Grossoberhaupt, oder wie man ihn gewöhnlich hiess, der Granman, da er so oft und dringend die Auslieferung der Geschenke verlangt hatte, sich auch beeilen würde, diese auf Albina in Empfang zu nehmen, wiewohl der mehr erfahrene Sekretär und ich unserem Chef offenherzig erklärten, dass an ein augenblickliches Kommen des Granmans nicht zu denken sei.

Herr Lisman, der die Buschneger blos kannte, wie sie auf sein Bureau kamen und mit hunderten von Kratzfüssen und Komplimenten ihre Bitten vorbrachten, fand unsere Vermuthungen zu ängstlich und zu übertrieben, frug mich, wie viel Zeit man zum Senden einer Botschaft an das Grossoberhaupt brauche und wie viel Zeit die Buschneger zur Bereitung ihrer zur Herreise und zur Reise nach Albina nöthigen Lebensmittel brauchten, was Summa Summarum 6 Wochen ausmachte.

Nach Ablauf dieser 6 Wochen wollte also Herr Lisman mit dem Sekretär und einigen andern Herren auf Albina eintreffen, da er aber die Reise über See scheute, so sollte der Schooner mit den Geschenken sich um diese Zeit auf Albina befinden, ich aber Herrn Lisman in meinem kleinen Boote am obern Courmotibo abholen, und ihn durch den Wanekreek nach dem Maroni bringen.

Ich kehrte also nach Albina zurück, nachdem ich einen jungen Zimmermann gemiethet hatte, um mein Haus besser in Ordnung zu bringen.

Mein vortrefflicher Primo war auf L'Esperance vergiftet worden, und John wurde desshalb von seinem Herrn wieder zurückgefordert.

Die Nachricht von der Austheilung der Geschenke war bei allen Buschnegerstämmen, von denen sich immer eine grosse Anzahl in der Stadt und auf den Pflanzungen aufhält, bekannt geworden, und so kam ich denn auch auf einer Pflanzung am obern Cottica ins Gespräch mit dem Buschneger Kapitän Kwassi Doi, dem ich anbefahl, sich ja auf die bestimmte Zeit auf Albina einzufinden.

Aber, o weh, dieser Herr behauptete, dass unserem Gouvernement gar nicht das Recht zustehe, die Zeit anzugeben, wenn das Grossoberhaupt kommen müsse, sondern dass allein dieses im Verein mit seinen Kapitäns darüber zu bestimmen habe.

Alle diese Bemerkungen, denen die andern umstehenden Buschneger beipflichteten, waren so insolent, dass ich mich verpflichtet fühlte, dem Chef augenblicklich darüber zu schreiben und ihn von der Stimmung dieses Negerstammes zu unterrichten.

Von Albina sandte ich sogleich zwei Aukaner Buschneger, die Herr Lisman hierzu in Paramaribo gemiethet hatte, zum Granman nach Auka, der eine trug ausser der mündlichen Botschaft eine Schnur, woran sich so viele Knöpfe befanden, als Tage übrig waren bis zur Zeit, wo der Granman sich auf Albina befinden musste; jeden Morgen musste der Träger an dieser Schnur einen Knopf aufmachen, so dass bei Uebergabe der Schnur an den Granman die übrigbleibenden Knöpfe eben so viele Tage bezeichneten bis zu der Zeit, wo, er auf Albina sich einzufinden hatte.

Dem zweiten Neger hatte ich ein Säckchen Bohnen übergeben, genau so viel als Knöpfe in der Schnur waren; jeden Morgen musste davon eine Bohne weggeworfen werden, und bestimmten die Ueberbleibenden wie die Knöpfe den Rest der Tage. So war alles gethan, um jede Irrung zu vermeiden.

Mein Wohnplatz und Haus war in bester Ordnung, und fünf Tage vor der Zeit, in welcher ich den Chef in der Courmotibo abzuholen hatte, machte ich mich mit acht Indianern dahin auf den Weg. — Gute Aexte und Hauers waren mitgenommen, denn es galt die über die Wanekreek gefallenen Bäume und das Strauchwerk so weit wegzuräumen, dass mein Boot mit dem Zelte darauf überall passiren konnte. Der richtige Abstand des Maroni vom Courmotibo-flüsschen kann kaum sieben Stunden betragen, aber die vielen Krümmungen der Kreeken und des Sumpfes oder vielmehr der Seen bringen den Abstand auf mehr als das Doppelte. Es war das Abhauen, Aufräumen, auf Seitebringen der unzähligen Bäume und des Gesträuches, die das Fahrwasser beengten, darüber herlagen, oder über dasselbe hereinhingen, keine geringe Arbeit, und hatte man am Abende des fünften Tages noch eine Strecke von zwei Stunden zu säubern, als

die Nacht anbrach, und ich eilen musste am bestimmten Platze nicht zu fehlen.

Bei stockfinsterer Nacht erreichten wir endlich um neun Uhr die Courmotibo, wo ich beim ersten Buschnegerdorf Mungo (Berg) bereits zwei Tentboote fand, mit denen der Procureur-General und ein Doctor erst angekommen waren.

Der Buschnegerkapitän Kwassi Doi, der sich gegen mich so unverschämt benommen hatte, war durch Herrn Lismann auf ein Jahr lang seiner Stelle entsetzt, und dies mit um so mehr Recht, als er, trotzdem er wusste, dass der Chef sich zur Austheilung der Geschenke nach dem Maroni begeben würde, sich nicht auf seinem Dorfe befand und auch keine Anstalten gemacht hatte, nach dem Maroni zu kommen.

Wir machten uns also am frühen Morgen auf den Weg. Herr Lisman und sein Begleiter, ein surinamischer Doctor, ein dicker, gemächlicher, aufgeblasener Mulatte, nahmen in meinem Boote Platz, wo unter der Zeltdecke eine Matraze und Kissen ein ziemlich bequemes Lager boten.

Sechs kräftige Indianer waren auf meinem Boote, zwei andere hatte ich dem Sekretär, der im Bagageboot folgte, überlassen, und rasch ging es durch die noch ungeputzte Strecke des Kreek, obgleich von beiden Seiten überhängende Zweige vom Regen benetzt ins Boot schlugen. Herr Lisman, ein Mann von der feinsten Erziehung und vielseitig gebildet, ertrug, obgleich manche nasse Zweige ihm übers Gesicht fegten, dieses kleine Ungemach mit Lachen. Der Doktor aber, der als Sklave geboren, durch die Mildthätigkeit seines Herrn freigegeben und zu seinem Fache herangebildet worden war, betrug sich wie ein unartiges Kind, brummte und jammerte in einem fort.

Dazu kam noch, dass Herr Lisman, dem ich gesagt hatte, dass die Hütten, in denen wir die Nacht zuzubringen hatten, nicht vor Abends fünf Uhr zu erreichen wären, nicht früher als im Nachtquartier essen wollte. Es ass also, als es Mittag wurde, niemand; blos die Indianer wurden von Zeit zu Zeit durch einen Schnaps erquickt, und assen, ohne ihre Pagaien aus der Hand zu legen, im Wasser eingeweichten Couac mit Melasse.

Der Doktor aber, dem die Pflege seines Leichnams über Alles ging, und der doch seinen Unwillen wegen Hunger nicht laut werden lassen wollte, betrug sich immer ungeberdiger, und als wir endlich die Savannen erreicht hatten, und ich den Herren anrieth, sich in bereit gehaltene wollene Decken zu hüllen, im Falle wir von ungefähr an ein Wespennest stossen würden, brach er in lauten Jammer aus und rief: „Ein Vater- nnd Muttermörder wäre noch zu gut, solch eine entsetzliche Reise zu machen.

Obgleich die Indianer ihr möglichstes thaten, so ging es doch nicht so rasch vorwärts als wir gedacht hatten, denn das Boot war bedeutend schwerer geladen als auf dem Hinweg; auch war in der

kurzen Zeit von vier Tagen das Wasser, weil es wenig geregnet hatte, um einige Zoll gefallen; so kam es, dass, als wir uns der Wasserscheide näherten, das Boot manchmal im Sande festsass und wir aussteigen mussten, um es flott zu machen.

Bei dem schnellen Strome der an dieser Stelle läuft, machen Indianer und Buschneger, wenn sie bei niederem Wasserstande die kaum sieben bis acht Fuss breite Kreek passiren, hinter oder vor dem Boote, je nachdem es kommt oder geht, Dämme von Erde und Palmblättern, welche das Wasser aufhalten, so dass es schnell um einige Zoll steigt und das Boot um eine gute Strecke weiter gebracht werden kann, bis es wieder festsitzt und ein neuer Damm errichtet werden muss; dieses Dammmachen geschieht so lange, bis man endlich in tieferes Wasser kommt.

Solche Dämme zu machen, ist selbst bei Tage ein mühsames, zeitraubendes Geschäft, jetzt aber, denn die Nacht war schon stark angebrochen, gar nicht mehr auszuführen. Wir waren von der Wasserscheide, in deren Nähe ich einige Tage zuvor die Hütten hatte errichten lassen, in denen wir die Nacht zubringen mussten, noch über eine halbe Stunde entfernt, als ich auf den glücklichen Einfall kam, mit meinem Segel, das bei neun Fuss lang und fünf Fuss breit war, die Kreek zu überspannen.

Auf jeder Seite waren zwei Indianer, die hinter dem Boote das Segeltuch so fest als möglich in die Erde des Ufers eindrückten, während ich und zwei andere dasselbe mit Händen und Füssen auf den Boden drückten, um so viel wie möglich den Durchfluss des Wassers zu verhindern. Diese Art, die ich bei späteren Gelegenheiten häufig anwandte, bewies sich als probat, denn in weniger als einer Minute wuchs das Wasser so an, dass das Boot 150—200 Fuss weiter gebracht werden konnte. Ohne besondere Mühe wurde das Abdämmen so oft als nöthig wiederholt, bis wir Abends acht Uhr den so ersehnten Kamp erreicht hatten.

Er lag auf einer Anhöhe im Hochwald etwas unterhalb der Stelle, wo aus den im Süden gelegenen Sümpfen das Wasser östlich in den Maroni und westlich nach dem Surinam fliesst. — In wenigen Minuten brannten lustige Feuer, und da die Bedienten, junge Mulatten, zu keiner Hülfeleistung zu gebrauchen waren, so liess ich durch meine Indianer die Hängematten der beiden Herren in der besten Hütte aufhängen und trug meinen Chef, der so leicht wie ein Schneider war, durch den kleinen Sumpf in seine Hängematte, dann gab ich meinen Indianern ihr Essen und kochte für uns eine gute warme Suppe.

Herr Lisman war sehr aufgeräumt und beklagte mich wegen der vielen Mühe, die ich bei dieser Reise gehabt hatte. Der Doktor aber sprach kein Wort, denn er fand sich beleidigt, dass ich ihn nicht auch ans Land getragen, sondern dieses Geschäft den Indianern überlassen hatte. — Die vielen Feuer, die in und ausserhalb der Hütten brannten, machten erst die Finsterniss recht sichtbar,

und jedermann fand sich nach beendigter Mahlzeit recht behaglich in seiner Hängematte.

Die vielen grossen Feuerfliegen die durch den Wald schnurrten und rothes und gelbes Licht ausstrahlten, die silberglockenähnlichen Töne des tintins, eines, wie die Indianer sagen, eidechsenartigen Thierchens, das besonders in den Sümpfen des Wanekreek sich aufhält, gaben unserm Nachtlager einen wundersamen Reiz.

Ich erzählte nun Herrn Lisman, dass wir vor vier Tagen dieses Bivouak errichtet und auch darin geschlafen hätten, ferner dass, wie es denn auch Wahrheit war, ein Jaguar ganz in der Nähe gebrüllt habe, ja, dass die Indianer versichert hätten, seine Augen wie die einer Katze leuchten gesehen zu haben.

Kaum hatte ich meine Erzählung, natürlich in holländischer Sprache beendigt, als der Doktor, der obgleich jetzt gesättigt, den ganzen Abend kein Wort gesprochen hatte, mit einem Ausruf des Entsetzens aus seiner Hängematte fuhr und seinem Bedienten, der bei den Indianern schlief, zurief: „Adrian, mi booi, you no jeri, o gado san hedde mi libi fotto en go na so wan sakka sakka plesi; Tai tjosno you hanmaka klosi beh na mi, O, Adrian mi booi, no libi mi:“ das heisst. „Adrian, mein Junge, hörst du nicht? O Gott, was soll ich machen! Warum bin ich doch so dumm gewesen, die Stadt verlassen zu haben und nach einem so elenden Platz gegangen zu sein! Komm geschwinde und hänge deine Hängematte ganz nahe bei der meinigen auf. O Adrian, mein Junge, verlasse mich nicht.“ Da dieses in negerenglischer Sprache gesagt wurde, so brachen die Indianer in ein schallendes Gelächter aus, das den armen Doktor um so mehr ärgerte, als auch Herr Lisman über seine Furcht spöttelte.

Ohne ein Abenteuer erlebt zu haben brach der Tag an, und nach eingenommenem Kaffee waren wir schon um halb sechs Uhr auf dem Weg, und da die Strömung jetzt nach dem Maroni ging, so waren wir bereits Abends vier Uhr auf Albina, wo schon der Schooner Curaçaonaar vor Anker lag.

Eine Stunde später kam auch das Bagageboot an, in dem sich der Sekretär und Herr Monte-Cattini befanden. Von Buschnegern aber war nichts zu hören noch zu sehen.

Herr Lisman wollte nun vier Tage warten und in der Zwischenzeit den französischen Flecken Mana besuchen, wohin ich ihn in meinem kleinen Boote brachte, und wo wir alle durch den Kommandanten sehr freundlich empfangen und bewirthet wurden.

Der gute Doktor, eingedenk der Strapazen in der Wanekreek, schauderte vor jeder neuen Reise unter meiner Leitung, auch hatte sich bei ihm ein Anfall von Gicht eingestellt; er blieb desshalb auf Albina, um sich wieder zu erholen.

Die ganze Gesellschaft reiste, ohne einen Buschneger gesehen zu haben, nach fünftägigem Aufenthalte auf Albina, nach Paramaribo zurück, nachdem der in seiner Würde verletzte Procureur-General mir aufgetragen hatte, dem Granman und seinen Kapitäns, im

Falle sie später kommen sollten, die Unzufriedenheit über ihr ungeziemendes Betragen zu erkennen zu geben.

Wenige Tage nach der Abreise des Schooners kam denn auch ein Kapitän der Buschneger, den der Granman sandte, um dem Herrn Lisman, den man immer noch auf Albina, die Ankunft des Granmans geduldig abwartend vermuthete, zu melden, dass dieser in wenigen Tagen ankommen werde. Krankheit allein hätte ihn verhindert, die Reise früher zu unternehmen.

Ich kannte diese Ausflüchte und wusste, dass in früherer Zeit, wo alle vier Jahre, dem Contracte gemäss, mit grosser Mühe und vielen Unkosten die Geschenke nach dem so weit abgelegenen Posten Armina gebracht worden waren, die damit beauftragten Kommissäre der Regierung oft wochenlang dort warten mussten, bis es dem schwarzen Chef und seinen Kapitäns behagte, die Geschenke, die sie als einen Tribut betrachteten, und im Grunde genommen waren sie auch nichts anderes, in Empfang zu nehmen.

Während dieser Zeit waren die Kommissäre und ihre Diener auf dem zeitenweise so ungesunden Posten Krankheiten und Entbehrungen aller Art ausgesetzt, und der Schooner, der die Herren wieder nach der Stadt zurückbringen musste, blieb, bis alles abgelaufen war, auf Rechnung des Gouvernements vor dem Posten an der Mündung liegen, so dass die Kosten der Sendung sich wegen der Laune des Negers meist viel höher beliefen als der Werth der Geschenke, beziehungsweise des Tributs. Leider hatte das Gouvernement nie Kraft und Consequenz genug, dieser Frechheit ein Ziel zu setzen.

Ich gab nun den Abgeordneten den kurzen Bescheid, dass der Schooner wieder abgefahren und an eine Austheilung vor der Hand nicht zu denken sei.

Zwei Monate verliefen nun ohne weitere Nachrichten, bis ich Ende April von dem Besuche der schwarzen Excellenz überrascht wurde. Tausend Ausflüchte und Entschuldigungen kamen nun aufs Tapet, die die Ursache gewesen sein sollten, warum er nicht habe kommen können, er ersuchte mich nun dringend, das Gouvernement in seinem Namen zu bitten, eine neue Zeit zur Uebergabe der Geschenke auf Albina zu bestimmen, wo er dann unfehlbar bei mir eintreffen würde.

Ich schrieb sogleich, und zwei Buschneger brachten den Brief in der möglichst kurzen Zeit durch den Wanekreek nach Paramaribo.

Zehn Tage später empfing ich vom Chef die Versicherung, dass man, den Entschuldigungen des Granman Glauben schenkend, den Schooner im Juli wieder schicken werde, und dass, um allem Irrthum vorzubeugen, der Tag des Vollmonds zur Austheilung bestimmt sei. Nachdem ich nun dem Granman selbst wiederum eine Schnur mit Knöpfen und seinem Sohne ein Säckchen mit Bohnen zu bekannter Verwendung, und aus besonderem Wohlwollen und Handelsinteresse einige Pfund Speck und Bakkeljauw zur Zehrung auf den

Weg mitgegeben hatte, reiste er mit dem Versprechen ab, sich am bestimmten Tage wieder bei mir einzufinden.

Er hatte nun volle drei Monate Zeit, sich auf diese Reise, die von seinem Wohnplatz am Tapanohoni bis nach Albina blos vier bis fünf Tage dauert, vorzubereiten, und ich zweifelte nicht im Mindesten, dass er dieses Mal zur rechten Zeit erscheinen würde.

Der Monat Juli kam heran, und abermals musste ich nach Paramaribo, um mündlich meinem Chef die Versicherung zu geben, dass ich nicht zweifle, dass der Granman und seine Kapitäns sich zur rechten Zeit einfinden würden. — Der Gouvernementsschooner war den Tag vor dem Vollmond pünktlich auf Albina eingetroffen, aber zur Austheilung war blos der Sekretär des Procureurgenerals mitgekommen, denn dieser hatte sich geärgert über die Unverschämtheit der Buschneger und die mühsame Reise nicht zum zweiten Male machen wollen.

Der Sekretär hatte die strengste Ordre, nicht länger als einen Tag auf Albina zu bleiben, und wenn der Granman nicht angekommen sein sollte, unverrichteter Sache nach Paramaribo zurückzukehren. Aber ausser einem einzigen Buschnegerkapitän, (ausser dem Granman mussten vierzehn dabei sein), fand sich niemand auf Albina ein, doch dieser versicherte heilig und theuer, der Granman sei unterwegs und könne stündlich eintreffen.

Da die Frist und ein weiterer Tag, den der Schoonerkapitän (auf unsern Rath), zu einer kleinen Reparatur an seinem Fahrzeug nöthig hatte, verstrich, und da keine anderen Buschneger sich gezeigt hatten, kehrte der Schooner zum zweiten Male unverrichteter Sache nach der Stadt zurück.

Ich muss gestehen, dass obgleich ich sehr bekannt mit dem Charakter der Neger und dem der Buschneger insbesondere bin, ich nie geglaubt hätte, dass das Grossoberhaupt die Frechheit so weit treiben würde, das ihm so wohlwollende Gouvernement zum zweiten Male zum Narren zu halten. Von Stunde zu Stunde hoffte ich, ihn und seine Kapitäns zu sehen. — Aber wieder verstrich Tag um Tag, und erst eine Woche später kam er mit einigen seiner Kapitäns, um mir in groben Ausdrücken seine Entrüstung darüber zu erkennen zu geben, dass er den Schooner nicht mehr auf Albina träfe.

Als ich ihm nun sein Versprechen vorhielt, auf die bestimmte Zeit sich auf Albina einfinden zu wollen, erklärte er und die Seinigen einstimmig, dass es von jeher Sitte gewesen sei, dass sie, die Buschneger, die Zeit der Austheilung der Geschenke zu bestimmen hätten und nicht das Gouvernement in Paramaribo, dass man aber am folgenden Tage bei mir einen gruttu (palaver) oder Rathsversammlung halten wolle, deren Ausspruch ich dem Gouvernement gekocht oder gebraten senden könne. (Losi effi stofu).

Es wurde demnach diese wichtige Versammlung auf Albina gehalten. Es ist unmöglich für den, der Neger nie in ihrem Volks-

leben oder freier Nationalität gesehen hat, sich einen Begriff zu machen von dem Geschrei, Gebrüll, Geschnatter und Gelächter einer solchen Versammlung; es gehören gute Ohren dazu, um nicht taub, und eine stählerne Nase um von dem eigenthümlichen Negergeruch nicht ohnmächtig zu werden.

Die Würde eines Granman's ist eine rein imaginäre. Jeder Buschneger, ist er auch noch so unbedeutend, ja Weiber und Kinder, sagen oder vielmehr schreien ihre Meinung, widerlegen den Granman und seine Kapitäns, und die absurdesten Vermuthungen finden Glauben oder werden wenigstens in Berathung genommen. Man muss starke Nerven und einen gewissen Stumpfsinn haben, das Resultat abzuwarten.

Sehr treffend sagt Lander in seinen Reisen am Niger: Würde Hiob bei seinen Prüfungen noch dem Schrecken eines nie endenden afrikanischen Palavers ausgesetzt gewesen sein, er würde gewiss die Geduld verloren haben.

Grosse Zubereitungen machte ich eben zu diesem Gruttu nicht: Die vier bis fünf Stühle, welche ich besass, waren durch mich, den Granman und einige Kapitäns eingenommen; die übrigen daran theilnehmenden sassen auf dem Fussboden, in den Fenstergesimsen, oder vor dem Hause, so dass gross und klein etwa 120 Menschen dabei gewesen sein konnten.

Blos ich als Berichterstatter hatte ein Tischchen zum Schreiben vor mir.

Die Hauptsubstanz des Gruttu war die Unzufriedenheit der Neger, dass man nicht auf sie habe warten wollen, und dass man die Geschenke auf eine andere Weise und auf einem andern Platze verabreichen wolle, als dieses früher gebräuchlich gewesen war, und dass sie darauf beständen, dass der Posthalter, wie früher, wieder in Auka unter ihnen wohnen müsse.

Nach beinahe zwei Stunden langem Geschwätze wurde nun der Beschluss gefasst, dem Gouvernement erklären zu lassen, dass das Grossoberhaupt und seine Kapitäns, tief beleidigt davon, dass der Schooner nicht auf sie gewartet habe, peremtorisch verlangen, dass derselbe wieder auf den Vollmond des Monats September nach Albina gesandt werde, widrigenfalls sie durch das Verbrennen von Plantagen in Cottica und Wegführen der Neger sich rächen werden.

Als ich dieses Ultimatum zu Papier gebracht und in der Landessprache den Anwesenden vorgelesen hatte, warnte ich den Granman vor den Folgen dieser brutalen Botschaft, aber es war der Wille aller, und der Gruttu war somit beendigt.

Während ich nun wieder allein war und den Brief, den zwei Buschneger und ein Kapitän nach der Stadt bringen sollten, in's Reine schrieb, kam der Granman mit zwei seiner Kapitäns und sagte mir im Vertrauen, wie leid es ihm gewesen sei, so auftreten zu müssen, aber gegenüber den andern habe er nicht anders handeln können. Man sieht schon hieraus, wie wenig das Grossoberhaupt

bedeutet, und wie uneinig sie unter sich selbst sind; dass ich auch davon Meldung machte, ist begreiflich.

Bis zur Zurückkunft des Kapitäns, der die Antwort auf das Ultimatum in Paramaribo zu erwarten hatte, richtete der Granman sein Bivouak auf holländischer Seite auf; ich und Monte-Cattini, oder vielmehr dessen Leute, denn er selbst war nicht im Lande, wurden in Belagerungszustand versetzt.

Kein Buschneger durfte, so lange die Antwort des Gouvernements noch nicht angekommen war, weder zu mir noch zu meinem Nachbar kommen.

Sowohl auf dem französischen Ufer als in der Nähe meines Wohnplatzes waren in verschiedenen Bivouaks etwa achtzig Buschneger vertheilt, vermuthlich um mich an dem Entfliehen zu verhindern oder um mir die Meinung beizubringen, dass es mit ihrer Drohung Ernst sei. Ich lachte über das eine und andere, denn wer wäre, wie ich ihnen so oft schon gesagt hatte, unglücklicher als sie, wenn die Blanken das Land verlassen und die Neger sich selbst überlassen würden. Das sahen die Buschneger selbst sehr gut ein, ebenso dass die Emancipation der Sklaven, von der man viele Jahre vorher sprach, ehe sie proklamirt wurde, allen ihren Einfluss auf dieselben vernichten und ihnen selbst zum grössten Nachtheil gereichen würde.

Nach einer Abwesenheit von wieder zehn Tagen kam der Bote, der als Kapitän mit Stock und Ringkragen versehen war, von Paramaribo zurück. Noch ehe ich den Brief öffnete, sah ich bereits am Gesichte des Ueberbringers, dass was er in der Stadt vernommen, nicht nach seinem Geschmack gewesen war.

Und so war es denn auch, ich bekam den Befehl, dem Grossoberhaupt und seinen Kapitäns mitzutheilen, dass auf eine solche unverschämte Aeusserung das Gouvernement beschlossen habe, dem Stamme der Aukaner gar keine Geschenke auszutheilen, es sei denn, dass das Grossoberhaupt selbst nach Paramaribo komme und den Gouverneur um Verzeihung bitte.

Denselben Abend noch kam der Granman mit einigen Kapitäns und seinem Fiskal oder Justizminister, um die Antwort auf sein Ultimatum, die er aus dem mündlichen Berichte seines Boten zum Theil schon wusste, abzuholen. Es machte mir ein wahres Vergnügen, sie ihm auf die kräftigste Weise zum Verständnisse zu bringen.

Er und die Seinen schienen niedergeschlagen zu sein, um so mehr da sie vernommen hatten, dass die andern Buschnegerstämme am Surinam- und Saramaccafluss ihren Theil schon empfangen und neue Freundschaftsbündnisse eingegangen hatten, ohne dass dieses Mal die ekelhaften Ceremonien, in die man sich früher fügte, vorgenommen worden wären.

Ohne neuen Gruttu halten zu wollen, theilte er mir am andern Morgen mit, dass er bereue, das Gouvernement durch eine so grobe

Botschaft beleidigt zu haben, er sei eben ein Neger und wisse es nicht besser, wünsche aber, dass man ihm die Geschenke nicht vorenthalte; aber selbst nach Paramaribo zu gehen und dort den Gouverneur um Verzeihung zu bitten, dazu könne er sich nicht entschliessen.

Ich wusste indessen, dass es dem Gouvernement angelegen war, die unangenehme Sache zu beendigen, um nicht das Ministerium von diesen Vorfällen unterrichten zu müssen; ebenso gut war mir bekannt, dass dem Gouverneur wenig daran liege, den Granman mit seinen Kapitäns in Paramaribo zu empfangen, wo man Wohnung für sie miethen und ein tägliches Kostgeld bezahlen musste, also nicht unansehnliche Unkosten hatte, die bei einer schriftlichen Entschuldigung wegfielen.

Ich meinte daher die Sache kurz abmachen zu können, und sagte dem Granman, dass ich es auf mich nehme, ihn von der Reise nach Paramaribo zu absolviren, wenn er in Gegenwart seiner Kapitäns und der fünf europäischen Bewohner von Albina und Monte-Cattinis mir als Beamten auf solenne Weise sein Bedauern über das Vorgefallene zu erkennen gebe und um Verzeihung bitten wolle, worein er denn auch mit Freuden willigte.

Zu diesem feierlichen Akte war der andere Morgen bestimmt, ich bat nun die drei in Monte-Cattinis Dienst stehenden Europäer, wovon zwei Korsen und einer ein Holländer war, nach Albina zu kommen und der Feierlichkeit beizuwohnen. Dem Granman hatte ich anbefohlen in seiner Generalsuniform zu kommen, den Kapitäns ihre Stöcke und Ringkrägen mitzubringen, auch hatte ich dem einen von Monte-Cattinis Abgeordneten, Herrn Benecia, der unter Napoleon Kapitän gewesen war und den Orden der Ehrenlegion im Knopfloch trug, ein paar meiner Schuhe gelehnt, weil ich nicht gerne sah, dass der alte Mann der Ceremonie barfuss beiwohnte.

Am Morgen hatte ich die holländische Flagge aufgezogen, mich tadellos in Schwarz gekleidet und erwartete nun den Granman und die Zeugen, die denn auch um acht Uhr ankamen. Die Abbitte hatte ich in negerenglischer Sprache zu Papier gebracht, und unter der Flagge, deren Mast wir umstanden, las ich sie ihm vor und liess ihn jede einzelne Phrase nachsprechen.

Hierauf setzte er ein Kreuz unter seinen Namen, den ich durch den meinen legalisirte; sodann liess ich das ganze Document durch die andern Unterschriften bekräftigen.

Nach dem Ende dieser Posse tranken wir zusammen einen vaterländischen Genever; auch versprach ich dem Granman, sogleich an den Chef in Paramaribo zu schreiben und ihn die Antwort wissen zu lassen. Hierauf besprachen wir unsere Privatinteressen, und nachdem ich ihm wieder Speck, Fleisch und Bakkeljauw auf die Reise mitgegeben hatte, schieden wir als gute Freunde.

Der Gouverneur und mein Chef waren mit der Weise, wie ich die Sache behandelt hatte, ganz zufrieden, und liessen mich wissen,

dass man, um die verdriessliche Geschichte zum Abschluss zu bringen, im December nochmals den Schooner senden werde, aber blos dann, wenn das Grossoberhaupt mit seinen Kapitäns sich auf Albina befände, wovon ich den Gouverneur persönlich zu unterrichten habe.

Es kam also Anfangs December die schwarze Excellenz wieder nach Albina, während ich über See nach der Stadt reiste, um den Gouverneur davon zu benachrichtigen. Ich hatte diesmal bei Sturm und Regen die gefährlichste Rückreise längs der Küste. Da nun auch der Schooner zu gleicher Zeit wie ich ankam, so wurden am Christtage die Geschenke ausgetheilt.

In der langen Zeit von einem Jahr, in welchem die Waaren dreimal hin und her geschleppt wurden und verwahrlost in den Magazinen lagen, waren Leinwand und Zeuge arg von den Termiten beschädigt, alle Eisenwaaren verrostet und manches abhanden gekommen, so dass bei der Vertheilung bitter wenig auf den einzelnen Mann kam. So hatte also der Trotz und die Unverschämtheit der Aukaner durch die Festigkeit des Gouvernements einen gewaltigen Stoss erlitten, und sie begriffen wohl, dass die Geschenke die letzten sein würden, die das Gouvernement ihnen austheile.

In der langen Zeit meines Aufenthaltes am Maroni, sowohl früher in amtlichen als später blos in Handelsbeziehungen habe ich gefunden, dass Inkonsequenz und Nachgiebigkeit bei Behandlung der Neger schlechte Früchte tragen. So verlassen ich auch auf meinem einsamen Wohnorte war, nie gab ich ihnen nach und wusste stets meinen Willen durchzusetzen. Bei ihren Diebereien und Unverschämtheiten, worunter ich so manchmal zu leiden hatte, schob ich manchen Kapitän oder sonstige Standesperson zur Thüre hinaus, wenn er nicht freiwillig gehen wollte. — Obgleich keineswegs beliebt bei ihnen, hatten sie doch grosses Vertrauen zu mir, weil ich nie schmeichelte und stets nur die Wahrheit sagte: dass meine Handelsweise die richtige war, beweisst die Menge Holz, die ich von ihnen kaufte und nach Holland verschiffte.

Durch das Wohlwollen des Gouverneurs hatte ich nun, wenn auch keine glänzende, doch eine sorgenfreie Existenz, und das schönste bei der Sache war, dass meine Sammlungen nicht beeinträchtigt wurden, und ich in jedem andern Unternehmen freies Spiel hatte.

Ich hatte bis jetzt so eingeschränkt als möglich gelebt, meine Haushaltung selbst besorgt, jetzt aber konnte ich schon die Auslage bestreiten, eine Negerin zum Versehen meines Hauswesens zu miethen.

Schwer hielt es, eine solche zu finden, deren Meister sie an einen Platz vermiethen wollte, in dessen Nähe die Sklaverei abgeschafft war; doch verstand sich endlich einer meiner Freunde dazu, mir eine junge Negerin, die er wegen zahlloser Liebeshändel gerne aus der Stadt entfernt haben wollte, für die Summe von hundert Gulden jährlich zu vermiethen.

Polly, so hiess diese Sklavin, hatte nur Feldarbeit verrichtet, und musste nun erst kochen und waschen lernen, was sie unter meiner Leitung auch bald begriff, doch machte ich keine grossen Ansprüche an ihre Geschicklichkeit, denn wenn ich einen gut zubereiteten Fisch, Braten oder sonst ein leckeres Gericht haben wollte, so machte ich selbst den Koch.

Obgleich Polly ausser der Haushaltung noch Feldgeschäfte verrichten musste, denn unbeschäftigt durfte bei mir niemand bleiben, so gefiel es ihr nicht schlecht in meinem Dienste, denn sie fand stets in den alten Soldaten die ich bei mir hatte, einen Galan, ohne den sie schlechterdings nicht leben konnte. Verliess mich der eine, so fand sich bald wieder ein anderer, der dann auch bei Polly in die Stelle des abgezogenen einrückte.

So grosse Lumpen auch meistens diese alten Soldaten waren, so konnte ich mich doch besser mit ihnen zurecht finden als mit Negern oder Mulatten, wie Monte-Cattini sie in seinem Dienste hatte. Die Mühe und der Verdruss, welche man an einem so ganz ausser der bebauten Kolonie liegenden Orte, wie der Maroni, mit solchen Leuten hat, wenn man Arbeit und Ordnung verlangt, ist unbeschreiblich. Selten vergeht eine Woche ohne die eine oder andere Krankheit, bei der man nicht arbeiten kann, und wo sie dann in alte Fetzen gehüllt, als Jammergestalten einherschleichen, um die Grösse ihrer Leiden anzudeuten, wobei ein europäischer Arbeiter sich kaum beklagt haben würde.

Kommen Indianer oder Buschneger, so wird mit diesen gescherzt und geplaudert, anstatt gearbeitet, und ist der Herr darüber ungehalten, so bekommt man Heimweh nach der Stadt und läuft, wenn der Herr eine Gelegenheit nicht herbeiführt, mit dem ersten besten Indianer oder Buschneger weg.

Dabei muss die Familie in Paramaribo wenigstens dreimal im Jahre besucht werden, welche Hin- und Herreisen selten in weniger als drei Wochen abzumachen sind und meistens auf Rechnung des Herrn gehen.

So war denn auch mein Nachbar, der, da der alte Posthalter in Cottica statt sich pensioniren zu lassen, wieder in sein Amt eingetreten war, sich schon längst wieder am Maroni befand, mit seinen acht bis zehn Arbeitern noch nicht so weit gekommen, für sich ein wohnliches Haus aufrichten zu lassen, und nie konnte er so viel Erdfrüchte pflanzen als er zu seinem eigenen Unterhalte nöthig hatte. Wegen seiner grossen Nachgiebigkeit war er denn auch bei seinen Leuten viel beliebter als ich bei den Meinigen, und wenn, was gar oft geschah, ich meine alten Soldaten wegschickte, oder sie selbst wegliefen, so posaunten sie mein Lob auf eine Weise aus und machten mir in Paramaribo ein solches Renommé, dass die Concurrenz um eine Stelle bei mir, obgleich in der Stadt viele solcher alten Lumpen herumliefen, eben nicht sehr gross war.

So wenig Eifer und Fleiss man auch bei Negern und Farbigen findet, so ist doch das Gute an ihnen, dass, nachdem sie ihre Herrschaft verlassen haben, sie derselben nichts Schlechtes nachsagen, oder wie manche Europäer ihr zu schaden suchen, und dass sie überhaupt mehr Gemüthlickheit und ein besseres Herz als manche blanke Dienstboten besitzen, auch selten genossene Wohlthaten vergessen.

Kurze Zeit nach dem Austheilen der Geschenke kam zu meinem Nachbar ein Schiff, um eine Ladung Holz abzuholen, und der mir aus meiner Korporalzeit so bekannte Gregory, dem allein die Bänke des Maroni bekannt waren, hatte es hereingelootst. — Gregory, ein Schotte, war schon ein Siebenziger und liebte das geräuschvolle Leben bei Monte-Cattini nicht. Er kam also, um, während das Schiff beladen wurde, bei mir zu wohnen. Ich hatte nun eine angenehme Unterhaltung und konnte mich recht im Englischen üben, denn trotzdem dass Gregory schon viele Jahre in Surinam lebte, sprach er doch kein Wort holländisch.

Da ich während seines Aufenthaltes bei mir Geschäfte auf Mana hatte, so begleitete er mich dahin. — Auf Mana befand sich gerade der Gouverneur des französischen Guiana, Mr. Maisin, der zwei Tage vor uns mit dem Dampfboote Voyageur zum Besuche dieses Grenzdistriktes angekommen war.

Ich machte ihm noch denselben Morgen meine Aufwartung, und da er den Wunsch äusserte, auch den Maroni zu sehen, so empfahl ich ihm den alten Gregory als Lootsen. Der Gouverneur, ein Capitain de Vaisseau, war ein sehr liebenswürdiger Mann in den besten Jahren, wusste besonders von den Südseeinseln, auf denen er mehrere Jahre gewesen war, viel zu sprechen, und erwartete in kurzem seine Anstellung als Contre-Admiral.

Ich war zum Dejeûner in seiner Wohnung und zum Diner an Bord des Voyageur eingeladen. Dabei fiel mir besonders auf, als der Gouverneur mit mir an's Land zurückkehrte, und die Matrosen im Boote mit in die Höhe gehaltenen Rudern salutirten, dass er das Boot mit den Worten verliess: „Bon soir, mes enfants,“ und sie „bon soir, Gouverneur“ antworteten. Welch ein anderes Verhältniss zwischen den Matrosen und den Offizieren in der holländischen Marine, wie ich es im Jahr 1835 kennen lernte, und welch ein Unterschied in der Behandlung des französischen Militärs durch Napoleon und des Preussischen durch Friedrich den Grossen, der seine Soldaten mit den Worten: „Hunde, wollt ihr denn ewig leben,“ zur Tapferkeit ansporute.

Es wurde nun Absprache genommen, dass am dritten Tage der Voyageur in den Maroni kommen solle um vor Albina zu ankern. Ich verliess Mana am frühen Morgen, nachdem ich meine Fische und Eier an Freund J. verkauft und das Nöthige dafür genommen hatte.

Grosse Gedanken beschäftigten mich, denn ich hatte im Sinne, den Gouverneur und seine Gesellschaft, die aus den ersten Beamten des französischen Guiana bestand, zum Souper einzuladen.

Nachdem ich kaum zu Hause angekommen war, wurden die Zubereitungen dazu gemacht, und ich strengte mich die ganze Nacht an, zwölf Servietten zu säumen, wozu ich den Baumwollenzeug von Mana mitgebracht hatte.

Zu dieser Zeit hatte ich gerade einen gewesenen Militär, Bont in meinem Dienste. Er war ein Holländer und wegen Subordinationsvergehen und anderer schlechten Streiche zu Festungsstrafe verurtheilt gewesen, und hatte nach Ablauf seiner Strafzeit sich mir angeboten.

Er war etwas jünger als ich, gar nicht dumm und zu allem anstellig. — Dieser half mir nun bei allen Arbeiten, so dass wir lange nach Mitternacht uns erst schlafen legten.

Ich hatte, damit ja im Hause alles fein säuberlich aussehe, die beiden Zimmerböden aufgewaschen, und die Zimmer schon am Abend in Ordnung gebracht, um mich am andern Tage den kulinarischen Arbeiten ganz widmen zu können. So setzte ich die zwei Damejeannen (Korbflaschen, je 15 Liter enthaltend) Bordeauxwein, den ich für meine Gäste gekauft hatte, in die Seitenkammer des Magazins, wo Bont schlief.

Als ich am andern Morgen denselben so lustig und aufgeräumt sah, schrieb ich diese Fröhlichkeit auf Rechnung des zu erwartenden Divertissements, kam aber bald hinter die wahre Ursache, als ich den Wein in Flaschen füllen wollte; denn der Spitzbube hatte in der Nacht über vier Flaschen davon getrunken. Er war mir nun auch den ganzen Tag über von keinem Nutzen mehr, ich und Polly mussten die Mahlzeit allein besorgen.

Ich hatte bei 200 Hühner, Moschusenten, Eier und fette Landschildkröten. Auch brachten die Indianer, denn ich hatte beinahe alle im Umkreise liegenden Dörfer zum Tanze eingeladen, einen Hasen (paca), zwei fette Pingoschlegel und mehrere sehr feine Fische, so dass ein geschickter Koch wohl ein fürstliches Mahl daraus hätte bereiten können. Aber für Feinschmecker, wie Franzosen, war meine Kochkunst nicht berechnet, das wusste ich wohl, doch wollte ich mein Möglichstes thun, um auch in diesem Fache zu glänzen.

Leider fehlte es am nöthigen Geschirr und überhaupt an manchen Utensilien, so musste ich z. B. den Teig zu Nudeln und zu einer Ananastorte mit meinem Fernrohre auswellen. Es war denn ausser den Fischen alles bereit und im Nebenzimmer säuberlich aufgestellt, um am Abend wieder aufgewärmt auf der Tafel zu erscheinen. Aus zwei fetten Hennen war eine Nudelsuppe bereitet, so dick, dass man darauf hätte tanzen können, gebratene Hühnchen, Hasen- und Pingoschlegel nebst einer geschmorten Schildkröte, an der Gewürz und spanischer Pfeffer nicht gespart war, bildeten die ersten Gänge, auf welche geschmorte und gebackene Fische nebst einem guten Palmkohlsalat folgten. — Die Krone des Desserts war die Ananastorte, umgeben von Ananas au naturel, die in höchster Vollkommenheit in meinem Kostacker zu finden waren, mehrere

Arten reifer Bananen, mit dem köstlichen Parfum der tropischen Früchte, der kleinen, taubeneiergrossen Frucht einer Passiflora, bei uns Marcusa, bei den Franzosen Maritambour genannt.

Nach und nach kamen die Indianer, Männer, Weiber und Kinder mit ihren Trommeln und Pfeifen versehen, denn ich wollte diese Eingeborenen Guianas dem Gouverneur, dem ersten der je den so einsamen Maroni besuchte, in ihrer ganzen Nationalität zeigen und ihre Tänze vor ihm aufführen lassen. Wohl 100 waren versammelt, als Abends vier Uhr der Voyageur um die Ecke dampfte und eine Stunde später vor Albina vor Anker ging.

Kaum war dieser gefallen, als ich mit der Flagge salutirte und 13 Gewehrschüsse in regelmässigen Tempos abfeuern liess; dieses Salut wurde von den Kanonen des Dampfers und der Flagge zurückgegeben; überdies kam der Adjutant ans Land, um sich im Namen des Gouverneurs zu bedanken. Ich fuhr nun an Bord, um den Gouverneur und seine Begleitung zum Abendessen einzuladen, und wurde mir sein Besuch auf sieben Uhr zugesagt.

In meinem Hause sah es nett und wohnlich aus: Zwei Tische welche ich zusammengerückt hatte, waren gerade gross genug, dass zwölf Personen, denn so viel waren wir in Allem, Platz fanden. — Kanapee und Stühle die mir der letzte Schooner mitgebracht hatte, reichten ebenfalls aus. Auch an Gläsern, Tellern und Schüsseln war kein Mangel, denn mein Laden lieferte irdene Geschirre verschiedener Art an Buschneger und Indianer. Aber die nöthigen Messer, Löffel und Gabeln zusammenzubringen ging nicht so leicht, denn ausser zwei silbernen Löffeln besass ich nichts für eine solche Gesellschaft passendes. Doch brachte ich am Ende alles zusammen, freilich in ziemlich abgeschliffenen Blechlöffeln, Gabeln und Sackmessern verschiedenen Kalibers, aber aufs beste geputzt. So war Alles bereit, als der Gouverneur mit seiner Suite ankam.

Polly war zu ihrem Dienste eingeschult wie ein Kunstreiterpferd und hatte sich, denn sie musste die Speisen auftragen, aufs Beste aufgeputzt, ein schönes farbiges Tuch war um ihre Lenden gebunden, ein seidenes um den Kopf, Goldperlen und unechte Korallen waren ihr Halsschmuck, und Hand- und Fussknöchel waren mit weissen Perlen umschlungen. So sah sie trotz ihrem platten Gesichte gar nicht übel aus. Zum Mundschenken hatte ich einen hübschen Karaibenburschen ausgesucht, der sein Amt mit vielem Anstande wahrnahm. Ich hatte dem Gouverneur den Ehrenplatz oben an der Tafel angewiesen, wo für ihn das bessere Besteck lag, aber er verwechselte seinen Platz mit einem Sitze neben mir, wodurch er den schlechtesten Löffel bekam; er nahm jedoch keinen Anstand, sich desselben zu bedienen. Unter Scherz und Lachen erhob man sich nach neun Uhr von der Tafel.

Meine Gäste waren erstaunt über die Massen der verschiedenartigen Gerichte die ich ihnen anbot, und konnten nicht begreifen, wie man in so kurzer Zeit alles habe zubereiten können; doch so

viel Mühe ich mir auch gegeben hatte, so frug mich doch niemand um das Recept zu meiner Nudelsuppe oder der Ananastorte, um sie in der französischen Küche einzuführen.

Der herrlichste Mondschein begünstigte meine Soirée, und während man im Hause lachte und scherzte, tanzten vor demselben die Indianer ihre langweiligen Tänze, und machten die Matrosen des Voyageur ihre Spässe mit den Indianerinnen, denen ich ebenfalls reichlich einschenken liess.

Nach dem Essen, und so lange die Gesellschaft dem Indianertanze zusah, spazierte ich mit dem Gouverneur und Ordonnateur in einer Allee von Bananen, die nach meinem Kostacker führte und ergötzten sich beide Herrn an den Sprüngen meiner Katze, die mir überall hin folgte.

Nach 10 Uhr begaben sich die Gäste an Bord, und frühe am Morgen verliess der Voyageur den Fluss um nach Cayenne zurückzukehren. Einen Monat später erhielten wir über Mana die Nachricht, dass der Gouverneur und vier seiner Begleiter am gelben Fieber gestorben seien, und als ich achtzehn Jahre später zum ersten Male nach Cayenne kam, fand ich sein Grabmal am Eingang des Kirchhofs, eine aufrecht stehende abgebrochene Säule, schon arg von der Zeit mitgenommen. Nur ältere Leute erinnerten sich seiner kurzen Regierung, aber alle mit Achtung und Dankbarkeit.

So waren denn 1849 und 1850 für mich an Ergebnissen reiche Jahre gewesen, und ich dachte jetzt mit Ernst daran, mich auf den Holzhandel zu legen, um so mehr, da auch Monte-Cattini grosse Thätigkeit darin entfaltete und Schiff auf Schiff mit Bauholz nach den Antillen sandte. Aber während er dieses selbst auf den Markt brachte und oft Monate lang abwesend blieb, wurde, trotzdem Sohn und Neffe in seinem Geschäft waren, dasselbe saumselig und nachlässig betrieben, so dass, wenn er von seinen Reisen zurückkam, auf denen er ebenfalls nicht sparsam lebte, er blos Streit zu schlichten hatte oder Löhne bezahlen musste für Arbeit die nicht gethan war.

Mein Nachbar wäre bei seinem Holzhandel gewiss ein reicher Mann geworden, wenn er Ordnung, Sparsamkeit und Einsicht gehabt und bei seinen Holzeinkäufen nicht alles seinem Sohne, einem dummen und faulen Mulattenjungen überlassen hätte, denn beim Handel mit Buschnegern ist grosse Vorsicht nöthig, da sie keinen Anstand nehmen, auch ihren besten Freund zu betrügen.

Unter allen Bäumen, die die unermesslichen Waldungen liefern, ist gewiss die Hälfte jeder Gattung wo nicht ganz unbrauchbar, so doch theilweise fehlerhaft und zwar in einer Weise, dass man den Baum so lange er steht, für kerngesund hält, und erst wenn er gefallen, und manchmal nicht eher als bis er viereckig behauen ist, die Risse, faulen Stellen, Löcher oder dergleichen bemerkt.

Der Buschneger will nun in diesem Falle die schwere Arbeit nicht umsonst gethan haben, richtet den behauenen Block her so gut er kann, treibt in jedes Loch oder Riss einen Speitel von dem-

selben Holze und macht alles so dicht und glatt, dass selbst ein geübtes Auge die Fehler nicht leicht entdeckt, oder er legt die schadhaften Stellen auf die Unterseite, in der Hoffnung, dass man die Mühe scheue den schweren Block umzudrehen. Bemerkt der Käufer den Fehler nicht und bezahlt das Holz gleichwie tadelloses, so lacht sich der Buschneger in die Fäuste, wenn ihm der Betrug gelungen ist.

Glücklich ist der Käufer, wenn er den Schaden noch vor der Verschiffung bemerkt, denn dann verliert er blos den Ankaufspreis. Ist aber das defecte Stück verschifft, so wird der Fehler auf den Antillen oder da, wo das Holz hinkommt, beim Wägen oder Messen entdeckt, wo es dann ausgeschossen oder als Brennholz verkauft wird, und Abzüge gemacht werden, dass man schaudert.

Die tausende von Blöcken, welche ich in der langen Zeit meines Aufenthaltes am Maroni von den Buschnegern kaufte, habe ich stets zum grossen Aerger der Verkäufer auf allen Seiten nachgesehen, und bin desshalb auch nur selten betrogen worden.

Ein anderes Uebel ist das Springen des Holzes, das, weil es sogleich nachdem es gefällt ist, viereckig behauen und eben so schnell abgeliefert wird, durch zu schnelles Austrocknen Risse bekommt, so dass das gesprungene abgesägt werden muss und für den Verkäufer verloren ist. — Man meint, dass dieses Reissen vermieden werden könne, wenn man die Bäume bei neu- oder starkabnehmendem Monde fällen lässt, weil da der Saftandrang viel geringer sei, als bei Voll- oder wachsendem Monde. Aber daran hält sich kein Neger. An eine rationelle Behandlung des Holzes und Schonung der Waldungen oder gar Anpflanzung von Nutzbäumen ist überhaupt gar nicht zu denken, und doch wachsen die Bäume viel schneller als in Europa. In der Wagenstrasse in Paramaribo ist vor höchstens 25 Jahren eine Allee von Mahagonibäumen angepflanzt worden, die jezt schon fussbreite Bretter geben könnten. Je weicher das Holz, desto rascher wächst der Baum.

Ein zweiter Uebelstand bei dem Holzgeschäfte meines Nachbars war, dass er auf die Arbeit der Buschneger sich nicht verlassen konnte, denn obschon ihre Bedürfnisse viel manchfaltiger sind als die der Indianer, so ist ihre Arbeit nicht geregelt, und hängt der Käufer ganz von ihren Launen ab.

So kam es denn, dass mein Nachbar, der auf so gutem Fusse mit den Buschnegern stand, manchmal in bittere Verlegenheit gerieth, wenn er die auf den Antillen verlangten Holzarten und Dimensionen nicht liefern konnte. — Auch war der Buschneger mit dem Preise, den wir ihm bezahlen konnten, nie zufrieden, weil man auf den Pflanzungen oder in Paramaribo für dieselben Sorten und Dimensionen mehr bezahlte. Die Neger liessen es sich nicht begreiflich machen, dass während sie am Surinam- oder am Cotticaflusse in den schon seit vielen Jahren ausgehauenen Waldungen manchmal stundenweit landeinwärts die tauglichen Sorten aufsuchen, dieselben mit

grösster Mühe ans Wasser ziehen mussten und dann noch viele Tage lang mit ihren Flössen zu reisen hatten, ehe sie die Pflanzungen oder die Stadt erreichten, sie am Maroni, wo sie am Ufer oder auf nur kurzem Abstand vom Flusse die Bäume zu fällen hatten, bei weniger hohen Preisen doch bedeutend höheren Nutzen hätten.

Viele zogen desshalb doch vor, in den andern Flüssen Holz zu bearbeiten und nach der Stadt zu bringen, auch wohl desshalb, um für das erlöste Geld so wohlfeil als möglich einzukaufen, da weder Monte-Cattini noch ich unsere Waaren so billig geben oder eine solche Auswahl bieten konnten, als die Kaufleute in Paramaribo, daher hatte auch mein Nachbar manche Schwierigkeit, an die er nicht gedacht hatte, und der Wohlstand kam nicht so rasch, als er hoffte.

So waren unter Beschäftigungen aller Art zwei Jahre verflossen, in welchen ich an gutem, fehlerfreiem Bauholz und an grossen Cederblöcken etwa eine Schiffsladung zusammen gekauft hatte.

Hierzu suchte ich nun einen Käufer. Aber anstatt, wie Monte-Cattini, auf den Antillen mich umzusehen, hatte ich grosse Hoffnung in Europa Absatz zu finden. Die Blöcke Cedernholz, welche ich zu verschiedenen Malen über See nach Paramaribo gebracht hatte, waren zugleich mit Mustern anderer surinamschen Holzarten an ein Handelshaus in Amsterdam gegangen, und die Nachrichten die ich darüber erhielt, machten mir grosse Hoffnung, diese Hölzer mit Vortheil in Europa einzuführen.

Herr B., der Chef dieses Hauses, kannte mich persönlich und interessirte sich für das Unternehmen, das ich beabsichtigte. In manchen Briefen hatte ich ihn von meinen Hoffnungen und Widerwärtigkeiten unterrichtet, auch besorgte er mir die Spedition meiner Naturalien und die Einkäufe der mir nöthigen Tauschwaaren, obgleich sein Geschäft mit dergleichen sich sonst nicht befasste.

Bei dem grossen Reichthum an Holz, den die Kolonie besitzt, schien es auch ihm, dass wenn die besseren Arten erst einmal in den europäischen Handel eingeführt sein würden, und ihre grosse Dauerhaftigkeit bekannt wäre, der Verbrauch in Europa von höchster Bedeutung werden könne.

Versuche waren damit schon bei der Marine gemacht worden, aber man hatte die Hölzer zu schwer und ihrer Härte wegen zu mühsam für die Bearbeitung gefunden.

Es schien überhaupt bei den Proben, die man in Holland damit angestellt hatte, kein Eifer, vielmehr ein gewisser Widerwillen gegen die Einfuhr des surinamschen Holzes geherrscht zu haben.

Holland selbst hat kein Holz, die Marine und das Kriegsministerium haben ihre Lieferanten oder Zwischenhändler, die den Ankauf im Ausland besorgen und wohl nebenbei als Usantie einen guten Schnitt machen mögen. Es ist also sehr natürlich, dass wenn das Eigenbelang leidet, die andern Interessen, hier aber die der Kolonie, nicht berücksichtigt werden.

So war der Gebrauch an surinamschem Holz blos in einer Sorte, dem Cedernholz von einiger Bedeutung. Dieses wurde aber meistens von der Insel Cuba angeführt und ausschliesslich zu Cigarrenkistchen gebraucht, während andere feine Holzarten, zu Meubles- oder Drechslerarbeiten geeignet, beinahe gar keine Verwendung fanden. Auch die Ausfuhr von Bauholz nach den Antillen war verhältnissmässig nicht beträchtlich und ausser den Brettern, die in Paramaribo auf einer Dampfsägemühle oder sonst von Hand gesägt und in der Kolonie selbst gebraucht wurden, war die Einfuhr von nordamerikanischen Dielen, die billiger aber auch weniger dauerhaft waren, von viel grösserer Bedeutung als die Ausfuhr, so dass also der einzige und unermessliche Reichthum des unkultivirteu Landes beinahe gar nicht ausgebeutet wurde.

In jeder der drei Kolonien von Guiana, dem französischen, holländischen und englischen, waren wieder andere specielle Arten im Gebrauch und obwohl in Surinam nur etwa zehn Arten zu Gebäuden und Brettern verwendet wurden, so waren wohl zehnmal mehr ebenso gute, welche beinahe gänzlich unbekannt waren und unbenützt blieben.

Herr B., der als Chef eines bedeutenden Handelshauses in Amsterdam und Rotterdam in manchen Spekulationen glücklich gewesen war, hatte grosse Lust sich in ein derartiges Geschäft einzulassen, nur wollte er die Sicherheit haben, dass der Absatz verbürgt sei und ebenso die, immer die verlangten Arten in tadelloser Waare erhalten zu können.

Dieses letztere konnte jedoch nur geschehen mit Arbeitern, die regelmässig das Geschäft, das man verlangte, besorgten. Da man aber wegen der Nähe des französischen Guiana nicht wagen konnte, Sklaven zu dieser Arbeit nach dem Maroni zu bringen, da ferner auf eine bestimmte Arbeit der Buschneger nicht zu zählen war, diese überdiess die Blöcke schlecht und unzweckmäsrig bearbeiteten, so kamen wir vorläufig brieflich überein, dass, wenn das Unternehmen zu Stande käme, erfahrene europäische Holzhauer engagirt werden müssten, um die verlangten Holzwaaren besser und zweckmässiger zu liefern.

Herr B., der nach allen Ländern Europas Muster unserer Holzarten gesandt und meinen Vorrath zum Verkauf angeboten hatte, versprach sogleich ein Schiff zu senden, sobald er einen Käufer hätte, aber leider wollte sich dieser nicht finden.

Es giebt zwar im Leben vielerlei Sorgen und Kummer, aber über alle konnte ich mich eher beruhigen als über Schulden, und nie bin ich leichteren Herzens gewesen, als wenn ich mich dieser entledigt hatte. — So war ich denn an Herrn B. nach und nach bei tausend Gulden und beinahe ebenso viel an Kaufleute in Paramaribo schuldig geworden.

Wohl hatte ich den doppelten Werth dafür in meinem Holzvorrath aber leider keinen Käufer dafür, so dass ich bei jedem Briefe

aus Amsterdam trostloser wurde. Ich hatte nun meinen Gehalt schon über zwei Jahre lang bezogen, aber von diesem waren die der Verlassenschaftsmasse des Herrn Bukh schuldigen fl. 576 vom Waisengerichte in Beschlag genommen worden, so dass ich von meiner kleinen Besoldung wenig abzahlen konnte; aber doch war ich stets darauf bedacht, mich meiner Schulden zu entledigen.

Mein Nachbar hatte schon seit einiger Zeit sich ein Schiff gekauft, das zwar alt war, aber doch noch leicht manche Ladung Holz nach den Antillen bringen konnte; er nannte es Maroni, und hatte einen Franzosen zum Kapitän und Farbige von Martinique zu Matrosen engagirt.

Monte-Cattini und sein Neffe, ebenfalls ein Korse, brachten abwechslungsweise die Holzladungen nach Guadeloupe, Martinique oder Barbados, während der eine oder andere nebst dem Sohne den Ankauf am Maroni besorgte. So kam, gerade als ich eben wieder Briefe aus Amsterdam erhalten hatte, welche die Hoffnung, mein Holz dort zu verkaufen, wieder in weite Ferne rückten, mein Nachbar, der eben damit beschäftigt war, seinen ganzen Holzvorrath in ein holländisches Schiff, das er geschartert hatte, zu laden, und das in einigen Tagen mit ihm nach Martinique abgehen sollte, zu mir, und machte mir den Vorschlag, meinen Vorrath hartes Holz, das etwa 4000 Kubikfuss betrug, zu übernehmen, da er jeden Tag seinen Neffen mit seinem Schiffe Maroni zurück erwarte und bis dahin von den Buschnegern, von denen sich schon seit zwei Monaten keiner sehen liess, wahrscheinlich nicht so viel Holz angebracht werde, um eine Ladung für sein Schiff auszumachen. Ich sagte es ihm zu, wenn er es mir nach der Ablieferung sogleich bezahlen werde, und überliess ihm den sämmtlichen Vorrath beinahe um den Ankaufpreis.

Während er nun mit dem gescharterten Schiffe die Reise antrat, begab auch ich mich nach Paramaribo, wo ich Briefe von Herrn B. fand, der weil ihm annehmbare Anerbietungen gemacht worden waren, sich denn doch endlich entschlossen hatte mir ein Schiff zu senden, um den sämmtlichen Holzvorrath, hartes Holz sowohl als Ceder, abzuholen.

Obgleich die Absprache mit Monte-Cattini blos mündlich gewesen war, so wollte ich doch mein Wort nicht brechen und schrieb desshalb Herrn B. mit der Absendung eines Schiffes noch so lange zu warten, bis ich das nöthige harte Holz wieder eingekauft haben würde.

Als ich vierzehn Tage später nach Albina zurückkam, fand ich ein grosses Dreimasterschiff mit amerikanischer Flagge, „Cuba“ schon seit drei Tagen beschäftigt, mein hartes Holz einzuladen: der Neffe Martino, der bei der so seltenen Verbindung mit Surinam von seinem Onkel, der sich überdiess mit Schreiben nicht gerne abgab, gar keine Nachrichten bekommen hatte, glaubte, dass dieser Holz in Hülle und Fülle habe und hatte ausser dem eigenen Schiffe Maroni das später kommen sollte, auch noch den Amerikaner geschartert, der allein

zweimal so viel laden konnte als mein Vorrath war, während bei Monte-Cattini auch nicht ein Stück übrig geblieben war.

Nun war aber in der Charterparthie ausgemacht, dass das Schiff eine volle Ladung einnehmen müsse, und diese nach dem Kubikfuss zu bezahlen sei, — der Kapitän bestand also darauf und drohte mit dem Gerichte.

Um nun meinen Nachbar aus der Verlegenheit zu retten, gab ich den Vorstellungen des Kapitäns und den Bitten des Neffen nach und verkaufte letzterem noch 3000 Kubikfuss Ceder, wovon der Kapitän die Hälfte für eigene Rechnung übernahm, und wofür der Betrag ihm an der bedungenen Fracht abgezogen werden sollte.

Als nun die Cuba geladen war, schrieb ich die Wechsel in englischer Sprache, ausgestellt auf den in St. Pièrre auf Martinique weilenden Monte-Cattini, und liess sie vom Neffen und Kapitän unterschreiben, im vollen Vertrauen auf die Solidität und Probität meines Nachbars.

Noch hatte die Cuba nicht die Hälfte ihrer Ladung eingenommen, als das Schiff „Maroni" ankam; da aber keine Ladung für dasselbe vorhanden war, und Martino auch kein Geld hatte, die Matrosen zu bezahlen, so verliessen sie und der Kapitän das Schiff und fuhren mit dem Boote nach Paramaribo, das Schiff aber, ohne alle Aufsicht und blos vor einem Anker liegend, riss bei hohem Wasserstand los und stiess, nachdem es mit Ebbe und Fluth ganz herrenlos einige Male den Fluss auf- und abgetrieben war, in der Nähe von Monte-Cattinis Wohnplatz auf einen im Fluss liegenden Felsen und brach mitten entzwei.

Ich hatte nun den grössten Theil meines Holzvorrathes verkauft und für mehr als fl. 3500 Wechsel in Händen.

So war ich also meiner Meinung nach schuldenfrei und hatte die grösste Sorge vom Halse. Wie unvorsichtig ich aber bei diesem Verkauf zu Werke gegangen war, erfuhr ich erst später.

Bezahlen war nun mein Erstes. Ich belud also mein grosses Boot mit gehauenen Cederbrettern und sandte einen freien Mulatten, der mir meine Pflanzenkisten verfertigt hatte, nach Paramaribo. Er musste die Wechsel meinem Correspondenten überbringen, dass dieser sie zu Geld mache und meine Schulden bezahle.

Das Boot, worauf sich noch drei Indianer befanden, fuhr am Abend ab und musste nach meiner Meinung schon längst in See sein, als ich den Mulatten und die Indianer in einer fremden Corjal zurückkommen sah und zu meinem Entsetzen vernahm, dass das Boot mit allem was darin war, also auch meinen Wechseln, als er mit den Indianern auf einem Arowakendorfe geschlafen habe, weggetrieben und durch die Ebbe, Gott allein wisse wohin, vermuthlich in See geführt worden sei. Nun war ich wirklich rathlos. Der Neffe Martino war mit der Cuba nach Martinique und Sekundawechsel hatte ich in meiner Sorglosigkeit zu nehmen nicht für nöthig erachtet.

Während ich nun über meine Wechsel jammerte, und der Mulatte um seine verlorene Kleiderkiste heulte, die er im Boote gelassen hatte, sahen wir in der Ferne ein grosses Boot mit drei Indianern den Fluss herauffahren, und Gott lob, es war das meinige, das Indianer vom Georgsdorfe treiben sahen, als das meinige erkannten und mir zurück brachten. Nicht das Mindeste fehlte darin.

Das Boot sandte ich nun sicherheitshalber durch den Wanekreek, und kam solches auch wohlbehalten in Paramaribo an. Aber die Nachricht meines Correspondenten war nichts weniger als beruhigend; Niemand wollte die Wechsel kaufen, denn der Credit meines Nachbars sei trotz seines anscheinend vortheilhaften Geschäftes nicht gross, überdies hätte ich die Wechsel in einer Form ausgestellt, dass Monte-Cattini, wenn er kein ehrlicher Mann sein wolle, gar nicht nöthig habe sie in Surinam zu bezahlen. Das Beste sei, selbst zu kommen, und zwar mit Geld.

Da war guter Rath theuer; das Holz war verkauft, die Wechsel nicht zu verwerthen, Geld hatte ich nicht, beide Monte-Cattini waren nach den Antillen, und Niemand wusste zu sagen wenn sie zurück kämen.

Einige Wochen später war ich eben beschäftigt, mich zu einer abermaligen Reise nach Paramaribo zu rüsten, denn ich hatte berechnet, dass jetzt Monte Cattini wohl in der Kolonie zurück sein könne, als im ärgsten Regenwetter und pudelnass die alte Tante, die schwarze Haushälterin meines Nachbars zu mir ins Zimmer trat und unter einer Fluth von Thränen und Seufzern mich bat, ihr doch sogleich die Gelegenheit zu verschaffen nach der Stadt zu kommen, weil sie unter dem tollen Haufen der Arbeiter ihres „Mannes“ des Lebens nicht mehr sicher sei; es habe sogar Monte-Cattinis eigener Sohn gedroht, ihr die Leber heraus zu schneiden, weil er in Folge des Genusses eines Pakirschleges, den sie gebraten hatte, unpässlich geworden sei und sich durch sie vergiftet glaubte. Sie sei in einer kleinen Corjal heimlich entflohen und flehe mich nun um meinen Schutz an.

Ich besorgte ihr drei Indianer mit einer grösseren Corjal, und so reiste die alte Frau, versehen mit den nöthigen Lebensmitteln, noch am selben Abend ab, in der Hoffnung ihren Mann in Paramaribo zu finden.

Auch ich, von derselben Hoffnung beseelt, reiste ab und musste in Paramaribo die wohlverdienten Vorwürfe meiner Freunde über meine Unvorsichtigkeit hören, bis dann glücklicher Weise wenige Tage später mein Nachbar mit dem Dampfboot von Demerara ankam.

Ich besuchte ihn gleich am andern Morgen.

Er hatte, als ich ihn sah, eben erst durch die alte Tante den Schiffbruch des „Maroni“ und den Skandal mit seinen Leuten vernommen, und war desshalb in keiner angenehmen Stimmung, um so mehr, als er aus meinem Besuch wohl merken konnte, um was es mir zu thun sei.

Unter vielen Bitten und Drohungen erhielt ich denn auch endlich das Geld für mein ihm verkauftes hartes Holz und für das dem amerikanischen Kapitän der Cuba gelieferte Cedernholz, während er sich durchaus weigerte, das an seinen Neffen abgegebene Holz zu bezahlen, da derselbe keine Vollmacht gehabt habe, für Rechnung seines Onkels Schiffe zu miethen. So erhielt ich statt fl. 3500 — nicht viel über fl. 2000 — und habe für meine Dienstfertigkeit meinem Nachbar gefällig zu sein und ihn vor Schaden zu bewahren, nie mehr einen Cent weiter erhalten.

Aber meine Schulden waren bezahlt, und blieb mir noch so viel übrig, die nöthigen Waaren für meinen Handel einzukaufen, und es dauerte auch nicht lange, bis ich an hartem Holz und Ceder wieder eine Ladung bei einander hatte.

Herr B . . . . der jetzt bessere Aussichten für Holz hatte, lud mich ein selbst nach Europa zu kommen, damit wir uns mündlich über die Sache berathen könnten. Es war vorläufig brieflich bestimmt einige geschickte Zimmerleute und Holzhauer aus dem Schwarzwalde zu engagiren, mit denen der Holzhau besser und zweckmässiger betrieben werden könnte, als mit Buschnegern. Dabei wurde mir von Herrn B. in Aussicht gestellt, dass er ein Schiff kaufen wolle, das einzig für das Unternehmen bestimmt sei, und mit dem ich zugleich mit den neu anzuwerbenden Arbeitern nach Surinam zurückkehren könne.

Das erste Unternehmen mit Bukh hatte, ehe so zu sagen nur der Anfang gemacht war, schon einen traurigen Ausgang genommen. Jetzt stand mir ein ungleich grossartigeres in Aussicht. Zum zweiten Male wurde mir die Gelegenheit geboten, nicht allein zu Wohlstand zu kommen, sondern auch eine Kolonisation zu begründen, die für die Kolonie selbst von grosser Wichtigkeit werden konnte. Kein Wunder also, dass ich mit dem grössten Eifer auf die Pläne des Herrn B. einging, in dem Glauben, dass sich mit redlichem Willen und Beharrlichkeit alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumen liessen. Aber ich übersah meinen gänzlichen Mangel an Menschenkenntniss. In den eigenthümlichen Verhältnissen, in denen ich so viele Jahre gelebt hatte, schuf ich mir Ideen, die bei der Menschenklasse, mit der ich von nun an umzugehen und die ich zu leiten hatte, nicht anzuwenden waren; dabei verdarb mein heftiger Charakter vieles, was bei Gleichmuth und Geduld vielleicht eine andere Wendung genommen hätte, und als ich am Ende sah, dass ich bei aller Sorge für das Wohl der Leute bloss Misstrauen und Undank erntete und dabei aufs schamloseste verleumdet wurde, so nahm auch mein Wohlwollen ab, Gleichgültigkeit und Widerwillen traten an dessen Stelle, die, wenn den grossen Mängeln, unter denen das Unternehmen schon von Anfang an litt, nicht abgeholfen werden konnte, seinen Untergang herbeigeführt haben würden, wenn nicht andere Ursachen materieller Art denselben früher beschleunigt hätten.

Um die Reise nach Europa machen zu können, hatte ich die Erlaubniss des neuen Gouverneurs nöthig, denn der alte, mir gewogene

Baron van Raders war in Ruhestand versetzt. Ich erhielt denn auch, nachdem ich dem jetzigen Baron von Schmid auf Altenstadt unsere Pläne mitgetheilt hatte, ohne Schwierigkeit einen Urlaub mit der Bedingung Jemanden zu engagiren, der während meiner Abwesenheit meine Stelle als Beamter versehen könne. Ich fand diesen Stellvertreter in der Person eines früheren Plantagen-Direktors, der ein verständiger und mässiger Mann war.

So verliess ich also Albina, auf dem ich in den letzten 2 Jahren ein besseres Wohnhaus und Magazin hatte errichten lassen, und das mit seinen weissen Gebäuden, jungen Kokosalleen und gut unterhaltenem Garten einen freundlicheren Anblick bot, als der Wohnort Monte-Cattinis mit seinem schlecht unterhaltenen Hause, umgeben von Buschnegerhütten, Bambusdikicht und wildem Gesträuch.

Es war Anfangs September 1852, als ich mit meinem kleinen Boote auf Brandwacht ankam, um durch die Motkreek nach Paramaribo zu gehen.

Der freundliche May war nicht zu Hause, wurde aber denselben Abend erwartet.

Wenige Monate bevor ich meine Reise antrat, waren die ersten politischen Deportirten von Frankreich in Cayenne angekommen, und in den englischen, wie in den holländischen Kolonien beklagte man das Loos der armen Verbannten, die in ihren Briefen und Erzählungen nicht unterliessen, das französische Guiana so schrecklich als möglich zu schildern.

Kaum eine Stunde nach meiner Ankunft auf Brandwacht sahen wir mit aufkommender Fluth ein sonderbares Fahrzeug sich dem Lande nähern, das, weder Schooner noch Chaloupe, zwei grosse lateinische Segel führte, und worauf sich eine Menge Leute befanden, von denen, da das Fahrzeug in der Schlammbank festsitzen blieb, zwei über Bord sprangen und mit unsäglicher Mühe sich über die Schlammbank bis ans feste Land durcharbeiteten.

Ueber und über mit Schlamm bedeckt, kamen sie auf dem Posten an, und ihr erstes Wort war: „De l'eau, Messieurs, de l'eau“. Man gab ihnen zu trinken, und nun hörte ich, denn der Korporal und die schwarzen Soldaten verstanden kein französisch, dass sie zum ersten Transport der vom französischen Präsidenten nach Cayenne verbannten Deportés politiques gehört hätten, und dass es ihnen gelungen wäre, sich eines Lootsenbootes zu bemächtigen, mit dem sie von Iles du salut geflüchtet wären. Ausser einigen Flaschen Wein und etwas Brod hätten sie, 12 Männer, in den 2 Tagen der Reise keine Lebensmittel gehabt, weniger vom Hunger, aber bei der grossen Hitze um so mehr vom Durste gelitten; und bäten nun inständig, ihren Kameraden Wasser zu senden; sie flehen nun die holländische Regierung um Schutz an. Ich schickte sogleich mein Boot, das blos einen Fuss tief ging, an Bord, und die Leute kamen ans Land.

Keiner hatte ausser dem, was sie eben am Leibe trugen, als sie das Lootsenboot überrumpelten, etwas anderes bei sich; auch

waren sie arg von der Sonne verbrannt. Ich theilte das wenige, was ich bei mir hatte, mit ihnen, und als bald darauf der brave May ankam. erquickte er die armen Flüchtlinge so gut er konnte.

Es waren sowohl Handwerker, als Künstler, auch ein Professor der Mathematik darunter.

Mit einem Plantagenfahrzeug wurden sie noch in derselben Nacht nach Paramaribo gesandt, wo der Gouverneur, den ich, weil ich in meinem leichten Boote viel früher als sie die Stadt erreichte, sogleich davon benachrichtigte, ihnen volle Freiheit liess, in der Stadt zu bleiben oder zu gehen wohin sie wollten.

Der Gouverneur war von meinen Plänen sehr eingenommen, um so mehr, als sich ein bedeutendes Handelshaus dabei betheiligte, und das Ministerium neuerdings wieder daran dachte, ob sich wohl die Kolonie mit europäischen Landleuten kolonisiren liesse. Er versprach mir, unsere Sache beim Ministerium kräftig zu unterstützen und nach meiner Zurückkunft in die Kolonie alle Concessionen zu verleihen, die in seiner Macht ständen.

Ich trat meine Reise nach Holland am 21. September 1852 auf der Schoonerbrigg „Thetis" an. Ausser einem alten Plantagendirektor T., der sich gut mit Rum verproviantirt hatte, war noch ein junger lustiger Amerikaner aus Boston an Bord, der sein Land zum ersten Male verlassen hatte, um über Surinam nach Europa zu gehen.

Spekulativ, wie seine Landsleute alle, hatte er Surinam nicht besucht, um die tropische Natur kennen zu lernen, sondern blos um das Geld, das ihm sein Vater, ein „Marble Cutter", zur europäischen Reise mitgegeben hatte, vortheilhaft umzutreiben, indem er Seife, Lichter, Axen, Stühle, kurz solche Waaren nach der Kolonie mitgebracht hatte, an denen er einen sichern und schnellen Gewinn machen konnte. Das war ihm denn auch gelungen, und er hatte mehr als sein Aufenthalt in Surinam und seine Ueberfahrt nach Amsterdam ihn kostete, heraus geschlagen.

Uebrigens war er ein fröhlicher und wohlunterrichteter junger Mann, und da auch der Kapitän gebildet und gefällig war, so hatten wir ungeachtet der kleinen Kajüte eine angenehme Ueberfahrt. Viel Spass machte uns unser Reisegefährte T., der in seinem Tagebuche pünktlich aufzeichnete, wo sich jeden Mittag das Schiff befand. Wir liessen ihn nun die wunderbarste Reise in seinem Tagebuch notiren; bald waren wir in der Nähe der Bahamas, die wir vor den Wolken nicht sehen konnten, dann hatten wir in der Nacht die Bermuden passirt, endlich mussten wir gar an Madeira vorbeikommen, wo der Kapitän versprach, wenn die See nicht zu unruhig sei, ein Boot ans Land zu senden, um neuen Wein, Trauben und Kartoffeln zu kaufen, wozu jeder von uns seinen Theil an Geld beitrug.

So trieben wir unsere Possen bis wir an den Kanal kamen, wo uns ein Sturm aus Nordost am Einlaufen verhinderte, wodurch unsere gute Laune auch etwas abnahm. Haushohe Wellen warfen das kleine Schiff umher, das das Schicksal von wenigstens fünfzig andern grösseren

und kleineren Schiffen theilen und kreuzen musste, bis endlich am vierten Tage der Sturm nachliess und der Wind günstig wurde. So kamen wir denn am 46. Tag der Reise wohlbehalten in Amsterdam an.

Ich übergehe den Aufenthalt in dieser Stadt, wo ich mit Herrn B. die nöthige Absprache nahm, und beim Minister im Haag die Erlaubniss und Zusagen weiterer Begünstigungen erhielt. Dieses rein partikuliäre Unternehmen erweckte dadurch hauptsächlich Interesse, als es in eine Zeit fiel, wo gerade die Regierung daran dachte, durch europäische, beziehungsweise deutsche Einwanderung der Kolonie deren schwarze Bevölkerung doch über kurz oder lang frei gegeben werden musste, Arbeitskräfte, und wo möglich europäische Elemente zuzuführen.

Zu diesem Zweck war von der holländischen Regierung eine Kommission ernannt, wozu Württemberg den Arzt, Hessen den Geologen, Hannover den Agronomen und Preussen den Berichterstatter stellte.

Diese vier Herren waren bereits in Holland angekommen und wurden auf Kosten der holländischen Regierung nach Surinam gesandt.

Es war vorerst die Aufgabe dieser Kommission, das der Seeküste näher gelegene Land zu bereisen, von den klimatischen, landwirthschaftlichen und socialen Verhältnissen sich genau zu unterrichten und ein Gutachten abzugeben, in wie ferne die Kolonie für europäische Ansiedler, die den Landbau betreiben würden, geeignet sei.

Alle Unternehmungen mit Europäern, die man seit hundert Jahren in grösserem oder kleinerem Maasstabe betrieben hatte, waren, obgleich sie grosse Summen gekostet hatten, total missglückt. Aber die allgemeine Stimme in Holland war dafür, dass dieser für den Handel und die Schifffahrt so vortheilhaft gelegenen Kolonie, die bei ihrer so grossen Fruchtbarkeit durch fleissige Hände zu unberechenbarem Nutzen des Mutterlandes gebracht werden könnte, der möglichste Vorschub geleistet werde.

Wie dieses Bestreben des Mutterlandes, der Kolonie durch eine europäische Ansiedlung aufzuhelfen, von dieser anerkannt wurde, und welches das Resultat der Kommission gewesen ist, werde ich im Laufe der Erzählung berühren.

Nachdem wir vom Kolonial-Ministerium die Zusage bedeutender Ländereien, auch Befreiung von Abgaben auf eine Reihe von Jahren erhalten und die Punkte des Unternehmens festgestellt hatten, verliess ich Amsterdam und brachte den Winter im Kreise meiner Familie und meiner Freunde in Stuttgart zu. Auch verehlichte ich mich mit einer Jugendgenossin gleichen Alters, deren Namen Albina ich schon früher meinem Wohnplatze am Maroni gegeben hatte.

Sie theilte mit mir alle Sorgen und die namenlosen Widerwärtigkeiten, die später das neue Unternehmen in so reichem Masse mit sich bringen sollte, ohne je Theil zu nehmen an den Genüssen, die mir meine Geschäftsreisen nach Europa und nach den Antillen boten.

Um mich vom Holzhandel selbst zu unterrichten, besuchte ich anfangs 1853 Hamburg, wo der Verbrauch südamerikanischer Holzarten, zumeist aber der bei uns in Surinam so häufig vorkommenden Ceder zu Cigarrenkisten und der Palmlatte zu Regenschirmstöcken sehr bedeutend ist. Beides konnten wir in Menge liefern.

Auch andere feine Hölzer unserer Waldungen wurden da zu Stöcken, Fourniren oder Meubeln verwendet, und so schien auch mir der Absatz gesichert.

Herr B. hatte inzwischen ein Schiff von 200 Tonnen gekauft. Es war eine Koff, und wiewohl alt, doch sehr stark und vorzüglich zum Transport von Holz geeignet. Es wurde meinem Wohnorte zu Ehren ebenfalls Albina genannt und in Stand gesetzt, Anfangs Mai segelfertig zu sein.

Mit einem Agenten auf dem Schwarzwalde hatte ich inzwischen abgesprochen, die nöthigen Holzhauer zu engagiren.

Ich wählte dazu Schwarzwälder, weil diese, inmitten grosser Forste lebend, schon von Jugend auf mit Fällen, Beschlagen und Sägen des Holzes bekannt, sich bälder in unseren Waldungen heimisch fühlen würden, als Zimmerleute, die an Arbeit in den Städten gewöhnt sind.

Ich wollte blos ledige Männer mitnehmen, weil Frauen und Kinder nicht allein die Kosten unverhältnissmässig erhöhten, sondern auch Einrichtungen nöthig machten, die der Sache mehr das Ansehen einer bleibenden Kolonisation gaben, die vorerst noch nicht in unserem Zwecke lag; doch Herr B. glaubte, dass bei häuslichem Familienleben grössere Eintracht und Zufriedenheit unter den Leuten herrschen würde.

Beim ärgsten Schneegestöber und Glatteis kam ich nach dem Dobel, um die Leute, die der Agent zusammen gebracht hatte, persönlich kennen zu lernen. Ich fand hier die meisten im Wirthshause versammelt; ich setzte ihnen nun die Arbeit, wozu ich sie gebrauchte, so gut als möglich auseinander und übergab jedem in Gegenwart des Schultheissen eine durch mich aufgestellte genaue Beschreibung des Landes und besonders des Maroni, worin ich sowohl die manchfaltigen Beschwerden der Arbeit, den Mangel an Geselligkeit gewissenhaft, selbst in grellen Farben, auseinandersetzte, als sie auch auf den Umstand aufmerksam machte, dass hier eine ganz andere Lebensweise als in Nordamerika sei, sie also auf vieles verzichten müssten, woran sie von Jugend an gewöhnt seien. Diese Beschreibung las ich erst langsam vor, erklärte jeden einzelnen Punkt und gab jedem eine Abschrift davon.

Es waren im Ganzen 8 Männer, wovon 6 Holzhauer und 2 Zimmerleute, zwei waren verheirathet und hatten je zwei Kinder, und zweien der Holzhauer hatte ich zugestanden, ihre Mädchen mitzunehmen, unter der Bedingung, sich in Surinam sogleich mit ihnen zu verheirathen.

Da wir genau berechnet hatten, wie viel jeder Arbeiter bei mässiger Arbeit täglich Holz fällen, behauen und an das Wasser

schaffen könne, und es sich auch später durch Erfahrung zeigte, dass unsere Berechnungen nicht übertrieben waren, so konnte man die Bedingungen für die Leute ungemein vortheilhaft stellen. — Natürlich war die Grundlage dieser Berechnungen der Preis, den das Holz derzeit auf dem europäischen Markte erzielte, und dass dieser bei Anfuhre besserer Waare sich noch bedeutend erhöhen werde, bezweifelte Herr B. keineswegs.

Die Leute hatten mit ihren Familien von ihrem Geburtsort bis nach Albina freie Reise nebst Schiffskost. Am Ort der Bestimmung angekommen, hatte der Arbeiter für eine eilfstündige Arbeit einen Gulden täglich nebst zwei fünftel Liter guten französischen Weines, die Nahrung, die sie ebenfalls frei hatten, bestand für den Mann täglich aus 1 Pfund Fleisch, Speck oder Fisch, $^{3}/_{4}$ Pfund für die Frau und $^{1}/_{4}$ Pfund für jedes Kind. Brod oder Biscuit hatten Mann und Frau je $^{3}/_{4}$ Pfund, ein Kind aber $^{1}/_{4}$ Pfund. Erdfrüchte, Mehl oder Reis waren 1$^{1}/_{4}$ Pfund für die Erwachsenen und $^{1}/_{2}$ Pfund für die Kinder gerechnet. Dabei wurden Kaffee, Zucker, Schmalz, eingemachte Gemüse als Sauerkraut, Bohnen, Blumenkohl, Zwiebel, Zwetschgen ausgegeben, so dass sie kaum im Stande waren, alles aufzuessen.

Der Kontrakt war auf drei Jahre festgestellt; jeden ersten des Monats wurde der Lohn ausbezahlt und zwar zwei Drittel in baarem Gelde, während ein Drittel bis zum Ablaufe der Kontraktzeit zurückgehalten wurde als Garantie für Einhaltung des Vertrages von Seiten des Arbeiters.

Als das Schiff segelfertig war, verliess ich Stuttgart am 23. April 1853 mit meiner Frau, einer Dienstmagd und einem jungen Manne, den ich zum Einsammeln von Naturalien engagirt hatte.

Schwer fiel meiner Frau der Abschied von ihren hochbejahrten Eltern und ihrer Schwester, die sie nie wieder sehen sollte.

In Mannheim fanden wir die Leute mit dem Agenten, aber einige der Arbeiter waren zurückgetreten und hatten durch andere ersetzt werden müssen; statt eines kräftigen Mannes, mit dem ich den Kontrakt abgeschlossen hatte, fand ich einen 17jährigen Burschen, der kein Handwerk konnte und doch ebenso viel Lohn haben sollte wie die älteren Arbeiter, aber es war zu spät, um noch Veränderungen vorzunehmen, und so liess ich es gut sein. Die Leute waren alle so mittellos, dass ich selbst die kleinen Unkosten für das Ausstellen ihrer Pässe bezahlen musste.

Frühe am andern Morgen schifften wir uns auf dem Dampfboote ein und kamen zwei Tage später beim abscheulichsten Wetter in Amsterdam an, wo die Leute sich sogleich an Bord der Albina begaben und bei gutem warmen Essen sich bald behaglich fühlten.

Das Schiff war aufs Beste eingerichtet. Auf der Ladung, die ausser Backsteinen, Brettern und Ziegeln zum Häuserbau meistens aus Lebensmitteln aller Art und Waaren zum Tauschhandel mit den Indianern und Buschnegern bestand, lag aus rohen Brettern ein Fuss-

boden, und waren längs den Seiten zwölf zweischläfrige Kojen angebracht. die mit guten Seetang-Matrazen, Decken und Kissen versehen waren.

Zum Kapitän des Schiffes hatte Herr B. einen in seinem Fache wohl erfahrenen Seemann angestellt, der früher grosse Reisen gemacht hatte, aber, weil er sich häufig betrank, seiner Stelle als Kapitän entsetzt worden war. Verheirathet und in kümmerlichen Umständen, schien er jetzt von diesem Laster gänzlich geheilt, und auf die heiligste Versicherung, niemals mehr Branntwein zu trinken, hatte ihm Herr B. das Schiff übergeben. Auch der Steuermann und die Matrosen mussten auf die übliche Geneverration verzichten, an deren Statt sie mehr Kaffee erhalten sollten. So war also in facto die ganze Equipage der temperance society einverleibt.

Ich war ganz gegen diese extreme Massregel; denn obgleich ich kein Laster mehr verabscheue als Trunksucht, durch die ich schon so manche herbe Erfahrung gemacht und grosse Verluste erlitten habe, so missbilligte ich doch, jemand zur Mässigkeit zwingen zu wollen, denn den an einen Schnaps gewöhnten Matrosen genügt der Kaffee bei rauhem und kaltem Wetter nicht. Erhält aber der Seemann seine Ration Branntwein regelmässig und auf eine Weise, dass auch der Trunkenbold keinen Missbrauch davon machen kann, so wird unter einem verständigen Kapitän alles ebenso gut oder besser an Bord gethan, als auf Schiffen, die der temperance society einverleibt sind. Bietet sich aber einmal die Gelegenheit dar, so werden Matrose und Soldat sich um so gieriger betrinken, je länger sie ihren Lieblingstrank entbehren mussten.

Schon den 27. April war die Albina auf dem nordholländischen Kanale, und bei günstigem Winde traten wir bereits am 2. Mai die Seereise an. Obgleich ein Koffschiff, segelte die Albina sehr gut, und von Wind und Wetter begünstigt, sahen wir schon am 6. Juni die Hügel am Iracoubo und kamen am folgenden Tag an die Mündung des Maroni. — Ausser mir kannte niemand die Küste, aber auch ich traute nicht, das Schiff durch die vielen Bänke der Einfahrt zu bringen. Im Süden sah man an der Ecke des französischen Ufers die Hütten des Karaibendorfes von Jean Pièrre, die etwa auf einen Abstand von zwei Stunden klar und deutlich vor uns lagen.

Wir ankerten in der Mündung, und um Indianer zu holen, die uns vielleicht das Fahrwasser zeigen konnten, fuhr ich am andern Morgen mit dem Steuermann und zwei Matrosen ab, als die Ebbe schon begonnen hatte. Erst nach sechs Stunden anhaltenden Ruderns kamen wir ans Dorf, in dem sich aber niemand befand als der alte Jean Pièrre und ein jüngerer Indianer Kabalwiawa. — Beide waren bereit mit mir an Bord zu gehen. — Es war aber unterdessen die Fluth eingetreten, und wir konnten desshalb nicht vor 8 Uhr Abends die Zurückfahrt antreten.

Bei dunkler Nacht fuhren wir ab. Vom Schiffe konnte man bei der grossen Entfernung vom Lande nichts sehen, und nur

mit Mühe fanden wir die Richtung auf dem Kompass durch den Schein der Cigarren, die die Indianer in Brand erhielten. Wir waren schon über drei Stunden lang gefahren und verzweifelten das Schiff aufzufinden, als wir plötzlich ganz nahe bei uns ein helles Licht sahen, das aus den Kajütfenstern uns zustrahlte. Zu unserer freudigen Ueberraschung befanden wir uns ganz nahe am Schiffe. Ich liess sogleich die Indianer auf ihren Flöten, die sie mitgenommen hatten, blasen, und bald hörten wir ein Schreien, Rumoren und Hin- und herlaufen an Bord. Als wir anlegten, sahen wir Matrosen und Passagiere mit Beilen, Handspaken und Gewehren bewaffnet, bereit uns den Eintritt ins Schiff zu verwehren.

Der Kapitän hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, dass die freilich nicht sehr harmonischen Töne der Flöten das Kriegsgeheul von Wilden wären, die das Schiff überfallen wollten. Als man aber meine Stimme erkannte, beeilte man sich die Treppe herauszulassen, um mir das Aufsteigen zu erleichtern.

Es war etwa 1 Uhr Morgens, ich liess nun die nackten rothen Indianer ans Bett meiner Frau treten, um ihr die ersten Früchte des Landes, Ananasse und Wassermelonen, zu überreichen.

Aber auch die Indianer waren uns von wenig Nutzen, denn da sie nie so weit in See und stets in Corjalen fahren, die nicht über 1 bis 1½ Fuss tief gehen, so bekümmern sie sich wenig um Bänke und Untiefen, sondern fahren darüber hin.

Leider war die sogenannte todte Zeit eingetreten, und da wir uns in der grossen Regenzeit befanden, wo manchmal tagelang kein Wind weht, so kamen wir von einer Bank auf die andere, ich beschloss daher nach Albina zu fahren und Herrn Monte-Cattini, der das Fahrwasser besser als ich kannte, zu bitten, das Schiff hereinzulootsen.

Mit meiner Frau und Magd verliess ich in meinem Boote das Schiff. Ich hatte zwei Zimmerleute als Ruderer mitgenommen und miethete bei Georg noch eine Corjal für mein Bettzeug und meine Lebensmittel, und unter furchtbaren Regengüssen kamen wir um 10 Uhr Nachts auf Albina an.

Fünftes Kapitel.

Am andern Tage, als ich mit Monte-Cattini mich an Bord begeben wollte, fanden wir das Schiff bereits gegenüber dem Dorfe von Georg und innerhalb der gefährlichen Bänke; aber bei gänzlicher Windstille und sehr wenig Fluth hatte es noch volle 8 Tage nöthig, um die kurze Strecke von 5 Stunden bis Albina zurückzulegen.

Die beiden Zimmerleute giengen nun sogleich an die Arbeit zunächst bis bessere Häuser gebaut werden könnten, einige Hütten aufzustellen, wozu ihnen Indianer die Dächer aus Pinablättern flechten mussten.

Ausser meinem Wohnhaus, in dem ausser mir, meiner Frau und Magd auch mein Stellvertreter mit seiner Haushälterin und Sohn logirte, stand blos noch ein Schuppen, dessen Bühne ich zur Wohnung der ledigen Männer bestimmt hatte, während der untere Raum zur Aufbewahrung der Waaren und Lebensmittel dienen musste.

Noch ehe das Schiff auf Albina angekommen war, standen bereits zwei Hütten mit je zwei Kammern für die Verheiratheten fertig, und die nöthigste Arbeit für ein besseres Magazin wurde sogleich in Angriff genommen.

Ich hätte die Leute schon längst vom Schiffe abgeholt, wenn ich ein Obdach für sie gehabt hätte, bei den schweren Regengüssen aber, die besonders im Juni fallen, hatten sie an Bord eine bessere Wohnung als ich ihnen bieten konnte.

Den 14. Tag, nachdem wir die Küste zuerst gesehen hatten, kam denn endlich das Schiff, von ein wenig Wind begünstigt, um die Ecke des französischen Ufers.

Es war gerade ein Sonntag; der Kapitän, der nun keine Gefahr mehr sah, hatte die weitere Leitung dem Steuermann anvertraut und war mit zwei Matrosen in seinem kleinen Boote gekommen, um bei mir den Sonntag zuzubringen.

Ich hätte zwar lieber gesehen, wenn er an Bord geblieben wäre, bis das Schiff vor Albina geankert hätte.

Wir sassen eben beim Essen, als beim besten Wind und Fluth das Schiff auf einmal stille lag.

Rasch nahm ich das Fernrohr und sah, dass die Raa des Vordermastes mit dem Segel und der daran hängenden Tauen in den Zweigen eines überhängenden Baumes sich verwickelt hatte. Ich witterte Unrath, und jetzt erst machte ich dem Kapitän Vorwürfe und befahl ihm an Bord zurück zu kehren; auch fuhr ich selbst sogleich mit meiner kleinen Corjal dahin ab.

Wir hatten Wind und Strom gegen uns und brauchten eine gute Stunde, ehe wir am Bord waren. Da sah ich nun mein Wunder; Steuermann, Koch und einer der Matrosen waren total betrunken und kaum fähig mir eine Auskunft zu geben, auch einige meiner Leute taumelten auf dem Verdeck umher. Da der Kapitän noch nicht angekommen war, so sandte ich sogleich einen Indianer mit der Axt in die Raa, um den überhängenden Baum herauszuhauen, was keine leichte Arbeit war, denn man musste zuerst verhüten, dass er nicht aufs Verdeck fallen und durch seine Schwere die Kombüse oder Küche, die gerade darunter lag, beschädigen konnte.

Da durchaus kein berauschendes Getränk sich an Bord befand ausser 24 Kisten Genever, die für meinen Handel bestimmt waren, so liess ich diese sogleich aufs Verdeck bringen; da fand ich nun

dass nicht weniger als 54 Flaschen oder der Inhalt von $4^1/_2$ Kisten fehlten.

Jetzt konnte ich mir leicht den schweren Schlaf des Kapitäns erklären, der, wenn er in der Nacht vom Steuermann die Wache zu übernehmen hatte, erst eine Viertelstunde lang gerüttelt werden musste, ehe er erwachte.

Als der Kapitän wieder am Bord war, erklärte ich ihm, dass ich den Vorfall dem Herrn B. mittheilen werde; unser Verhältniss war desshalb fortan kein angenehmes, denn er konnte begreifen, dass er sogleich seine Entlassung bekommen werde.

Das Schiff war, nachdem die Zweige abgehauen waren, wieder frei und kam mit Ende der Fluth auf Albina an.

Gleich am andern Morgen hielten die Leute ihren Einzug in die fertigen Hütten; ein grosser, von allen Seiten offener Schuppen, an dessen Ende das Essen zubereitet wurde, war das Refectoir, wo täglich Frühstück, Mittag- und Abendessen von sämmtlichen Arbeitern und ihren Angehörigen genossen wurde.

Ich hatte die Einrichtung so getroffen, dass von den vier Frauen jede eine Woche lang für sämmtliche Leute kochen musste, wozu sie jeden Morgen die nöthigen Lebensmittel nach einem Tarif erhielt, welcher der Kochfrau übergeben war. Zu den Gemüsen die aus Holland mitgebracht waren, kamen nun die inländischen, süsse Bataten, Taiers und süsse Cassave, die während meiner Abwesenheit in ziemlicher Menge angepflanzt worden waren, und auf deren weitere Anpflanzung ich, sobald die trockene Zeit anfieng, hauptsächlich bedacht sein wollte. Zum grossen Vortheil meiner Provisionsrechnung war ich im Stande, von den Indianern Wild und Fische einzutauschen, wodurch, da diese beträchtlich wohlfeiler waren als Salzfleisch und Speck, die Unterhaltkosten nicht so hoch kamen, als wir berechnet hatten. So kam, da ich den Indianern den Pakir oder Pingo, (kleines Wildschwein von ca. 20—25 Kilo Fleisch) mit fl. 2.50 bezahlte, das Pfd. auf 6 Cents oder etwa 4 Kreuzer zu stehen, während gesalzenes Fleisch von Hamburg 26 Cents und der Speck gar 40 Cents das Pfd. kostete. Meine erste Sorge war, das Schiff zu laden, wobei mir vier meiner Arbeiter helfen mussten, während die andern Bretter sägen oder Holz zum Bau der nöthigen Häuser zu behauen hatten.

Die Arbeit ging von beiden Seiten überraschend gut; die Leute die das Schiff laden mussten, griffen alles besser und zweckmässiger an als Neger, und obgleich den Zimmerleuten die verschiedenen Holzarten fremd waren, so wussten sie doch beim behauen und Sägen manchen Kunstgriff anzuwenden, der die Arbeit ungemein förderte.

Vier Wochen nach unserer Ankunft hatte die Albina mit einer vollen Ladung den Maroni verlassen, und ich befand mich nun mit meinen Landsleuten allein.

Da fand ich nun gar bald, dass weder sie noch ich für ein patriarchalisches Leben passten, wie ich mir es früher vorgestellt hatte.

Obgleich ich mit der Arbeit, da wo ich sie beaufsichtigen konnte, oder wo sie im Accord vergeben war, Ursache hatte zufrieden zu sein, und desshalb alles that, ihr Wohlsein zu befördern, so war doch ihrerseits weder Anhänglichkeit noch Vertrauen zu mir sichtbar. Tausend Verdruss und Sorgen machten mir die ewigen Klagen über das Essen; dieselben Leute, welche in ihrem Vaterlande froh gewesen sein würden, wenn sie nur jeden Sonntag ein Stückchen Fleisch bekommen hätten, wollten jetzt Fleisch, das sie zweimal täglich bekamen, nur gebraten essen.

Meiner Frau lag das peinliche Geschäft ob das gesalzene oder frische Fleisch jeden Abend auszutheilen. Nie konnte sie es recht machen: stets wollte man es knochenlos oder fetter, und jeden Abend war dasselbe Gezänke.

Zum Brode, das man am Morgen zum Kaffee ass, sollte Butter gegeben werden, weil das am Schiffe der Brauch gewesen war, wo die Grütze mit Butter geschmälzt wurde, auch der gewöhnliche braune Zucker, wie ich ihn selbst in meiner Haushaltung gebrauchte, war nicht gut genug, es sollte weisser sein.

Mit Fischen, die der Maroni in so verschiedenen und wohlschmeckenden Arten liefert, durften wir gar nicht kommen, oder höchstens einmal in der Woche gebacken. Wohl ist es wahr, dass in Württemberg der gemeine Mann kaum weiss wie ein Fisch schmeckt, aber es ist eine Thatsache: je gebildeter der Mensch ist, desto leichter schickt er sich in die Verhältnisse, und um so weniger Vorurtheile beherrschen ihn. Obgleich ich in meiner Jugend in keinen glänzenden Verhältnissen lebte, hatte ich doch nie Gelegenheit, den Charakter der Menschenklasse kennen zu lernen, mit der ich jetzt umgehen musste. Nie hätte ich gedacht, dass in einem Staat wie Württemberg, das wegen seiner guten Schulen so allgemein gerühmt wird, so viel Unwissenheit, solcher Aberglauben und Misstrauen unter sich selbst und gegen alles das auf einer höheren Bildungsstufe steht, herrschen könne. Oft machte ich bei mir selbst die Bemerkung, was würde ich erst mit Preussen oder anderen Norddeutschen auszustehen haben, wenn meine eigenen Landsleute, die gutherzigen Schwaben, mir es so machen können.

Kaum waren die Arbeiter nothdürftig unter Dach, als sich eine bis jetzt auf Albina unbekannte Plage einstellte nämlich blutsaugende Fledermäuse oder Vampire.

Es verging keine Nacht, wo nicht ein oder der andere der Leute, und meistens die ledigen, welche die Bühne des Schuppens bewohnten, gebissen wurden, jeden Morgen waren Lachen Blutes auf den Matrazen oder in den Hängematten, worin sie schliefen.

Ich liess sie von nun an auf der Bühne meines Wohnhauses schlafen, aber auch da wurden sie von dem unheimlichen Geziefer verfolgt, und einmal so sehr, dass durch den Bühnenboden das Blut in die Wohnstube träufelte. Alles was ich und meine Frau an überflüssigen Strümpfen hatte, theilten wir aus, aber dann machten sich

die Thiere an Nacken, Finger und Nase ihres Opfers, so dass ich diejenigen, welche am häufigsten gebissen wurden, in meiner eigenen Wohnstube schlafen liess.

Als die Trockenzeit eintrat, verliessen uns glücklicher Weise die bösen Gäste.

Vermuthlich waren sie durch die Ausdünstung der eben erst ins Land gekommenen Europäer angezogen, wie ich denn auch häufig bemerkte, das die Muskitten den Ankömmling mehr plagen, als den schon acclimatisirten. Dasselbe gilt auch von den Sandflöhen, die sich mehr in den Zehen der Neuangekommenen einnisten, bei denen vermuthlich die weiche Haut, des Barfussgehens noch ungewöhnt, mehr ausdünstet. Auch von dieser Plage hatten die Leute, mehr aber noch die Kinder zu leiden, und scheute ich keine Mühe, ihnen dieselben herauszuziehen, ihre Wunden zu untersuchen und zu heilen.

Da Bauholz und Bretter in Menge vorhanden waren, so standen in kurzer Zeit die nöthigen Gebäude so weit fertig, dass sie bezogen werden, und die Leute sich in denselben bequem einrichten konnten. Häuser und Magazine waren mit Brettern beschlagen, hatten Fuss- und Bühnenböden und Dächer mit Schindeln bedeckt. Von aussen wurden sie mit Bleiweiss angestrichen und hatten ein nettes, freundliches Aussehen. Unter diesen Arbeiten war die Trockenzeit herangekommen, in der ein grosser Kostacker angelegt werden musste, um mit den ersten Regen, die gewöhnlich im November fallen, die nöthigen Erdfrüchte für den Gebrauch des Etablissements anzupflanzen. Auch bei dieser neuen Arbeit thaten die Leute viel mehr als die surinamischen Sklaven, und auch die Weiber halfen gegen eine geringe Bezahlung.

Kurz nach meiner Ankunft auf Albina ernannte mich der Gouverneur zum Beamten des Bürgerlichen Standes in der neuen Ansiedlung. Ich übernahm damit die Verpflichtung, Geburt- und Sterbefälle amtlich einzuschreiben, Verheirathungen und Scheidungen vorzunehmen, kurz alle Funktionen eines Bürgermeisters zu verrichten, wozu eine kurze Anweisung und die nöthigen Formulare gesandt wurden.

Ich reiste nun Ende August über See nach Paramaribo, um mich nach den Verpflichtungen meiner neuen amtlichen Stellung zu erkundigen und erhielt vom Gouverneur die Zusage, dass er baldigst nach dem Maroni kommen und die neue Niederlassung, auf welche die Aufmerksamkeit des Ministeriums gerichtet war, besuchen wolle.

In Paramaribo fand ich die Mitglieder der deutschen Kommission, die schon vor 7 Monaten in der Kolonie angekommen waren und bereits verschiedene Theile derselben bereist hatten. Der Empfang, der ihnen vom Gouvernement und den Pflanzern zu Theil geworden war, bewies ihnen genugsam, dass man weder von der Kolonie aus deutsche Einwanderung wünsche, noch, wenn je eine solche zu Stande käme, schon der wenigen Theilnahme wegen, viel gutes davon zu erwarten sei.

Der früheren im Jahr 1845 unternommenen, total missglückten Kolonisation am Saramacca war ebenfalls keine Sympathie entgegengebracht worden, obgleich sie an Vorgesetzten und Untergebenen nur aus Holländern bestand und auch später aus solchen bestehen sollte.

Das Wohl der Kolonie in ihrer Beziehung zum Mutterlande liegt dem Pflanzer ebenso wenig am Herzen als das Interesse, das dieses dabei hat, durch neue, vom alten System abweichende Mittel der so herabgekommenen Kolonie neue Lebenskraft zu geben. Obwohl die freie Bevölkerung zum guten Theil holländischen Ursprunges ist, so ist sie doch im Laufe der Jahre so vermischt mit andern Rassen, vorab der Negerrasse, überdiess wohl der Hälfte nach dem semitischen Stamme angehörend, dass man sie dem urkräftigen, sein Vaterland und die Freiheit liebenden, auf seine Abkunft stolzen Holländer Südafrikas nicht vergleichen kann.

Kann der Surinamsche Pflanzer für seine Kultur wohlfeile Arbeiter bekommen, die in gesellschaftlicher und geistiger Beziehung weit unter ihm stehen müssen, mit denselben viel Produkte erzielen und diese gut verkaufen, so ist dies für ihn die Hauptsache, und ist es ihm vermuthlich ziemlich gleichgültig, ob die holländische, amerikanische oder englische Flagge im Lande weht. Dieser Pflanzer weiss recht gut, dass er zu seiner Kultur keine Europäer brauchen kann, denn würden sie auch, woran nicht zu zweifeln ist, dieselbe Arbeit wie der Neger verrichten, so kommt, wenn jene gesund und arbeitsfähig bleiben sollen, ihr Unterhalt viel höher zu stehen, als die einfache Nahrung etc. mit der sich der an ein tropisches Klima gewöhnte Chinese, Kuli oder Neger begnügt. Wir sehen ja in Kalifornien, dass beim Landbau kein Europäer mit den Chinesen konkurriren kann. — Es war wohl nicht der Zweck der niederländischen Regierung, den besitzlosen deutschen Landmann nach Surinam zu bringen, um die Arbeitskräfte auf den Pflanzungen zu ersetzen und ihn, gleichstellenden freien Negern, Kulis und Chinesen, mit welchen er zu arbeiten verpflichtet wäre, einem sichern Untergang zu weihen.

Mehrere Jahre nach der Emancipation der Sklaven 1872 und 73 wurde durch einige Pflanzer der Versuch gemacht (das Gouvernement war dabei nicht betheiligt, ja selbst dagegen) Europäer, nämlich in Amsterdam ohne Beschäftigung herumlaufendes Gesindel für Plantagearbeit mit der gebräuchlichen Lohntaxe zu engagiren. — Die meisten giengen zu Grunde.

Der Pflanzer hat also bei einer europäischen Kolonisation mit für sich selbst arbeitenden Landleuten, (und eine solche war sowohl bei der im Jahr 1845 mit Holländern missglückten der Zweck, als die Aufgabe der deutschen Kommission eine derartige mit Deutschen einzuleiten), kein Interesse, höchstens der Kaufmann durch vermehrten Absatz und Umtrieb.

Aber für Holland wäre sie von unberechenbarem Nutzen, denn die Zeit war nicht mehr ferne, wo man durch die Freigebung der Sklaven, deren Arbeit dann von ihrem guten Willen abhing, und auf

den man wenig Vertrauen haben konnte, genöthigt sein wird, durch Einfuhr anderer Arbeiter, als Bengalesen, Chinesen und Madeiraner die Arbeiten der Freigegebenen fortsetzen zu lassen. Desshalb würde das europäische Element mehr und mehr verschwinden und eine Bevölkerung sich bilden, welcher das Mutterland ganz fremd wäre, weil sie kein Band an dasselbe fesselte. Wäre aber in irgend einem gesunden und fruchtbaren Theile der Kolonie eine für sich selbst arbeitende mehr oder weniger von der inländischen Bevölkerung abgeschiedene, blos administrativ unter dem Gouvernement stehende, den holländischen Gesetzen unterthane europäische Bevölkerung, so würde, wenn dieselbe gelänge (und warum sollte man bei verständiger Leitung und der nöthigen Vorsorge an einem guten Erfolge zweifeln), durch Uebersiedelung anderer Holländer oder Stammesverwándten sich nach und nach eine Bevölkerung bilden, die an Eifer und Intelligenz die schwarzen und farbigen Bewohner des Landes überragen und die so vielen noch unbenützten Hilfsquellen der Kolcnie zum Vortheil des Mutterlandes und eigener Wohlfahrt ausbeuten würde.

Dieses sah nun auch das Ministerium ein, als es die nicht unbedeutenden Summen daran rückte, die deutsche Kommission nach der Kolonie zu senden. Aber was die Regierung in den Niederlanden für gut und zweckmässig hält und wünscht, hat nicht immer den Beifall der Kolonien, und wenn nicht beide Hand in Hand gehen und zum gleichen Zwecke mit demselben Eifer vereint sind, kommt selten etwas Gescheites heraus.

Die deutsche Commission bestand, wie bereits erwähnt, aus 4 Mitgliedern; eine genaue Instruktion ihrer Verpflichtungen, ihrer Arbeiten, ihrer Beziehungen zu einander, ebenso wie ein bestimmter Plan und Zusammenwirkung scheint entweder nicht bestanden zu haben oder nicht genau befolgt worden zu sein. Keiner war dem andern untergeordnet, und auch das Gouvernement schien in Verlegenheit zu sein, zu bestimmen, was die Kommission eigentlich ausführen solle. So handelten also die Mitglieder meist jedes für sich.

Es waren zu ihrem Unterhalte und zu ihren Untersuchungen keine Kosten gespart, dennoch verlangten sie manchmal ausser Instrumenten zu dem die Sache fördernden wissenschaftlichen Zweck auch solche (z. B. Waffeleisen), aus denen man schliessen konnte, dass ausser dem Zweckdienlichen, Nützlichen, auch das Angenehme, Culinarische nicht vernachlässigt werden solle, wodurch sie sich lächerlich machten. In Folge von Uneinigkeiten unter sich selbst, die durch mangelhafte Instruktion entstehen mussten, der geringen Theilnahme, die sie bei den Bewohnern der Stadt und der Pflanzungen fanden, der Gleichgültigkeit des Gouvernements und der höheren Beamten reisten 3 der Mitglieder schon im zweiten Jahre nach Europa zurück; ihr Vorschlag oder Rapport war ein für Kolonisation mit Europäern in jeder Beziehung ermuthigender. Der Geologe aber, der eifrige, in seinem Fache so wohl erfahrene Doktor Volz, wurde in Paramaribo, wenige Tage vor seiner vorgehabten Abreise, vom gelben Fieber hin-

weggerafft. Welches Interesse das Gouvernement an der deutschen Commission bezüglich ihrer Mitglieder nahm, und welche Achtung es ihr bewiess, geht daraus hervor, dass dieser Mann, dessen sittlicher Charakter eben so viel Achtung verdiente, als seine Kenntnisse, auf dem Kirchhof begraben wurde, der für die ärmere Klasse der Bevölkerung bestimmt ist, während jedem Unterlieutenant die Ehre des Nieuwen Oranje tuins zu Theil wird.

Nach Albina brachte ich einen Maurer mit, der die Grundmauern der Häuser, Backöfen etc. zu machen hatte, denn keiner unter den Leuten verstand das Maurerhandwerk, und ein Backofen war uns höchst nöthig.

Die Papiere der zwei heiratslustigen Paare hatte ich nach Surinam mitgenommen, dort Alles in Ordnung gebracht und waren die Ankündigungen auf dem Rathhause in Paramaribo angeschlagen, begreiflicherweise ohne alle Einsprache abgelaufen, so dass die Heiraten sogleich nach meiner Zurückkunft vollzogen werden konnten.

Mit Schreibereien und Weitläufigkeiten waren aber mehrere Monate verflossen, und beide Bräute in die Wochen gekommen, ehe der Brautkranz sie schmückte.

Es kam den Leuten ebenso sonderbar vor wie mir, als sie und ihre Zeugen in meiner einfachen Wohnstube, ohne jegliche Feierlichkeit, die Heiratsakten zu unterschreiben hatten, und ich die Trauungsformel, die ich vorher ins Deutsche übersetzte, den Brautleuten vorlas, und sie ihr Ja aussprechen mussten.

Ich bekenne gerne, dass es nicht nur mir an Würde fehlte, sondern auch der ganze Akt so einfach war, dass er nicht imponiren konnte.

Bürgerliche Heiraten können überhaupt nie den Eindruck machen, den eine Einsegnung im Hause Gottes und durch Priesters Hand hervorbringt, aber die Eheschliessung musste denn doch ganz ins Triviale herabsinken, wenn der sie vollziehende Beamte, wiewohl bei dem Akte feierlich in Schwarz gekleidet und mit einer dem Ernste der Sache entsprechenden Miene auftretend, doch eine halbe Stunde vor der Trauung noch Geschäfte verrichtete, die gar nicht im Einklang standen zu dem wichtigen Amte, in dem er jetzt fungiren musste.

Mit Arbeit und Gesundheit war es bis jetzt nach Wunsch gegangen. Da wir noch mit Häuserbau und Anlagen von Kostäckern beschäftigt waren und Holz von den Buschnegern kaufen konnten, so verschob ich den Holzhau bis auf spätere Zeiten.

Inzwischen war die Ladung der Albina in Amsterdam ziemlich vortheilhaft verkauft, und schien also das Unternehmen in dieser Beziehung gesichert. Leider litt es aber an andern Gebrechen, denen nicht so leicht abzuhelfen war, und die ich in meiner Sorglosigkeit und meinem Mangel an Menschenkenntniss ganz übersehen hatte; nämlich an einer mit Macht bekleideten Autorität, einem Arzt, der bei Krankheiten an dem so weit abgelegenen Platze helfen und rathen konnte, und besonders an einem Assistenten für mich, der im Falle

von Krankheit oder Tod meine Stelle einnehmen und das Unternehmen fortsetzen konnte. Ich hatte diesen wichtigen Punkt mit Herrn B. schon mündlich besprochen, und die Wahl dieses Assistenten war mir durch Herrn B. freigestellt.

Auf dem Schwarzwalde hatte ich einen jungen Mann kennen lernen, der, Forstmann von Beruf, sowohl mit dem wissenschaftlichen als praktischen Theile des Forstwesens bekannt war. Mit diesem trat Herr B. in Unterhandlung; er sollte noch einige Zimmerleute und Landbauern zum beständigen Betrieb der Kostäcker engagiren und mit denselben im Monat März 1854 auf der Albina zur Reise nach Surinam sich einschiffen.

Das Gouvernement bezeigte, durch den Minister der Kolonien dazu beauftragt, dem Unternehmen ein lebhaftes Interesse, denn vom Resultate der Unternehmung hing mehr ab als vom Urtheil der deutschen Kommission, das jedenfalls nur theoretisch sein konnte. So war denn für Oktober der Besuch des Gouverneurs mir zugesagt.

Der einzige Umgang meiner Leute, die jetzt schon ziemlich ordentlich logirt waren, beschränkte sich entweder auf Indianer und Buschneger, oder, was ich sehr ungern sah und leider nicht verhüten konnte, auf die Arbeiter meines Nachbars Monte-Cattini, die, wie ich bereits anführte, ein zügellos freies Leben führten, im grellen Gegensatz zu der Ordnung und Arbeit, die ich von den meinigen verlangte.

Ein kleiner Waldweg von anderthalb Stunden Länge führte von Albina zum Wohnplatze meines Nachbars, und jeden Sonntag kamen so die Arbeiter zusammen. Die armen Europäer, die kontraktmässig viel mehr zu arbeiten verpflichtet waren als ein Negersklave, wurden bemitleidet, ihnen das lascive Leben Paramaribos und der schöne Verdienst, den solche fleissige Blanke dort haben könnten, angepriesen, und so durch Lügen und Aufhetzereien eine Unzufriedenheit erregt, die ich durch alle Vernunftgründe nicht zu tilgen vermochte.

Was ich auch sagte, wie getreu und wahr ich das Leben der arbeitenden Klasse in Paramaribo auch schilderte, ich fand keinen Glauben und Vertrauen. Doch hatte ich auf Liebe und Dankbarkeit gerechnet und gewiss sie auch verdient. Denn wenn ich auch manchmal meine Unzufriedenheit derb ausdrückte, so war ich doch nur auf ihr Wohl bedacht. Bei jedem noch so kleinen Unfall sprang ich bei, machte, trotz meines Ekels, den Wundarzt bei Geschwüren und Verwundungen und befreite Kinder und Alte von Sandflöhen, die durch Nachlässigkeit und Unreinlichkeit sich in ihren Zehen eingenistet hatten.

Tief schmerzte mich das Betragen von vielen meiner Leute, und von jeher unfähig meine Gefühle zu verbergen, wurde mein Benehmen auch kälter, und das verbesserte die Sache nicht.

Meine Frau hatte bei der Behandlung unserer Arbeiter viel mehr Takt als ich. Sie hatte mehrere Jahre auf einem Dorfe

in der Nähe Stuttgarts zugebracht und kannte den Charakter unserer niederen Volksklasse besser.

Aber auch sie hatte einen guten Theil der Unannehmlichkeit zu tragen, denn selten verging, als man später die Lebensmittel wöchentlich den Familien austheilte, der Samstag ohne Streit und Reklamen, weil die Weiber das, was sie in der Woche an frischem Fleisch empfangen hatten, nicht gerne sich abziehen lassen wollten. Dabei waren die Weiber heimtückischer als die Männer, deren Grobheiten ich zu kosten hatte, und suchten auf alle Weise uns zu schaden. So fand man eines Morgens, dass über unsere weisse Leibwäsche, die in einem Waschzuber eingeweicht stand, ein grosser Hafen mit Kaffeesatz ausgegossen war.

Hühner und Enten wurden weggestohlen und zwei zahme Agamis, die ich schon über drei Jahre lang hatte, todtgeschlagen. Natürlich erfuhren wir nicht von wem?

Ende Oktober kam denn der Gouverneur der Kolonie, Baron von Schmid auf Altenstad, bei uns an. Er war der erste holländische Gouverneur, der je diesen so abgelegenen Grenzfluss besuchte. In seiner Gesellschaft befanden sich ausser seinem Adjutanten, Herr Wullschlägel, der Vorstand der Moravischen Brüdergemeinde, und Herr N., Mitglied der deutschen Kommission, so dass wir kaum Platz hatten die Gäste zu logiren, und meine Frau und ich im Dachkämmerchen uns betten mussten.

Kaum war der Gouverneur ans Land gekommen, als er auch schon von den Leuten mit Klagen über zu viel Arbeit, zu wenig Ruhezeit und zu geringe Kost angegangen wurde, und dies von einigen derselben auf so freche und unverschämte Weise, dass er sie wegjagen liess.

Er sowohl als alle Mitglieder der Gesellschaft fanden, dass alle Lebensmittel in bester Güte und die Austheilung, die die Weiber selbst bezeugen mussten, mehr als zureichend war. Meine Verwaltung und Ordnung wurde allgemein gepriesen. Nur bei der Arbeit meinte man, dass Eine Ruhestunde des Mittags nicht hinreichend wäre, und dass beim Sägen die Aufgabe von 100 laufenden Fussen viel zu viel sei.

Umsonst bewies ich, dass unsere Berechnungen keine Arbeitsverminderung zuliessen, dass ich aber gerne geneigt sei den beantragten Arbeitsabschlag zu gestatten, wenn dieser am Lohne abgezogen werden dürfe. Damit waren aber die Leute nicht einverstanden, der Gulden Taglohn müsse bleiben, die Arbeit aber vermindert werden. — Da denn auch der Doktor, der mit dem Gouverneur gekommen war, sehr gelehrt bewies, welche Muskeln beim Sägen in Bewegung kämen, und wie ungerecht es sei, eine Arbeit zu verlangen, die die Gesundheit beeinträchtige, so war ich schwach genug mich überreden zu lasssen, die Arbeit beim Sägen auf 80 Fuss täglich herabzusetzen, bereute aber später meine Nachgiebigkeit, da

statt 80 Fuss jetzt täglich bis 130 gesägt wurden, und ich den Ueberschuss den Leuten zu vergüten hatte.

In späteren Jahren, als die französischen Strafanstalten auf dem linken Ufer des Maroni errichtet wurden, hatte ich häufig Franzosen in meinem Dienste, die nie unter zehn Brettern à 4 Meter Länge und 0,32 Breite sägten, und zwar dieselbe Arbeit Monate lang verrichteten, während ich stets Sorge trug, dass meine Leute nie länger als zwei Wochen sägten, ohne von andern darin abgelöst und zu einer andern Arbeit angewiesen zu werden.

Freilich sind dem Neger nur 60 Fuss täglich vorgeschrieben, und wird diese Arbeit mit dem Prädikat „Sklavenarbeit“ belegt.

Nun lässt sich aber Arbeit des Europäers nie mit Negerarbeit vergleichen, dieser gebraucht seine physische Kraft ohne alle Ueberlegung, wie ein Stück Vieh, und oft noch mit weniger gutem Willen als dieses, ist gleichgültig gegen jeden kleinen Vortheil, der ihm die Arbeit erleichtern oder verkürzen würde, und meistens zu faul, seine Säge in gutem Zustande zu halten oder sie zur nöthigen Zeit zu schärfen. Ueberall bei allen Arbeiten, die ich durch meine Leute ausführen liess, vollbrachten sie mit Leichtigkeit das ihnen aufgegebene Tagewerk, das in Holzarbeit grösser, im Anlegen von Kostäckern aber dasselbe war, das das Gouvernement den Sklaven vorgeschrieben hatte. Als ich später eine Fläche von 8 Hektar Wald fällen liess, auf welcher grosse Bäume der härtesten Holzarten sich befanden, und dieses Geschäft an sechs der Arbeiter im Akkord vergab, lieferte jeder mehr als die bestimmte Taxe, ja einer selbst $2\frac{1}{3}$ derselben täglich, wodurch sein Lohn mehr als das Doppelte betrug.

Bei den Untersuchungen über die Unzufriedenheit der Leute, die der Gouverneur dem Vorstande der Herrnhuter aufgetragen hatte, fand man bald den nachtheiligen Einfluss der Untergebenen Monte-Cattinis und eines gewissen Z. eines meiner Arbeiter, der, ein roher brutaler Kerl, erst aus einem württembergischen Gefängnisse entlassen worden und mit nichts zufrieden war. Ich wollte diesen Mann aus meinem Dienste entlassen, aber der Gouverneur machte die grössten Schwierigkeiten, indem er mir auseinandersetzte, von wie grosser Wichtigkeit dieses Unternehmen sei und wie nothwendig es wäre, dass alles bei einander bliebe, und so liess ich mich bereden, den brutalen Burschen zu behalten. — Daran schon sahen meine Leute, welchen Werth der Gouverneur darauf legte, dass sie zusammenblieben, ihr Hochmuth und ihre Insolenz wurde dadurch um so mehr gesteigert.

Obgleich Herr Wullschlägel, der die zwei neugeborenen Kinder taufte, alles that, die Leute über die Zustände in Paramaribo zu belehren, fand er doch so wenig Glauben als ich, und die Unzufriedenheit blieb dieselbe. Nach einigen Tagen Aufenthalt reiste der Gouverneur wieder ab, nachdem er vollkommen eingesehen hatte, wie schwierig es sei, an einem so abgelegenen Platze, ohne mit Macht

bekleideter Autorität, ohne Seelsorger, Arzt, Hebamme etc. ein Häuflein Europäer zufrieden zu stellen und zum Vortheile einer Unternehmung zu verwenden, die jenen Mängeln, obgleich sie fürs materielle Wohl nach Kräften gesorgt hatte, abzuhelfen nicht im Stande sei.

Gegen Ende des Jahres waren Wohnhäuser und ein Kostacker angelegt, aber die Lebensmittel, die wir mitgebracht hatten, gingen zur Neige, und es war äusserst schwierig, das Nöthige in meinen kleinen Booten über See herbeizuschaffen. Manchen Streit und Zank gab es, wenn nicht zur Stunde alles da war, worauf man Anspruch zu machen glaubte. So fehlte einmal drei Tage lang das Brod, weil das Boot, das ich zur Abholung von Mehl nach Paramaribo geschickt hatte, nicht zur Zeit zurückkam. — Vier der Arbeiter nahmen, ohne zu fragen, mein Boot weg und fuhren nach Mana, wo aber zufälligerweise ebenfalls weder Brod noch Mehl zu haben war. Freundlich liess der Kommandant, der sich durch einen elsässer Soldaten mit ihnen verständigte, ihnen einen Sack Reis anbieten, den sie aber nicht annahmen, weil sie keinen Reis essen könnten. Sie wurden hierauf weggejagt und kamen nach Albina zurück, wo inzwischen das Mehl angekommen war. So gab es immerwährend kleine Intermezzos von Verdruss und Händeln, unter denen ich und meine Frau am meisten litten.

Herr B. hatte für die Sache mehr Muth als ich, und da, wie es schien, das Kriegs- und Marine-Departement Bestellungen machen wollte, so sollte das Geschäft ausgedehnt werden. Von den grossen Gebrechen, an denen es litt, war der Minister bereits durch den Gouverneur unterrichtet und hatte dem Herrn B. die schriftliche Versicherung gegeben, dass das Ministerium gerne dazu beitragen wolle, demselben abzuhelfen, wie aber? das war eben die Frage.

Um wegen eines particulären Unternehmens das, wenn es nicht reussirte oder wegen anderer Ursachen aufgegeben werden konnte, einen eigenen Beamten, Arzt und Pfarrer anzustellen, und diese waren doch nöthig, wenn die Leute nicht verwildern (und ein Zutrauen in die Sache haben sollten), das musste der Minister wohl in Ueberlegung nehmen. Es wurde auch darüber solange berathen, versprochen, geschrieben, dass, wie es meistens geht, nie etwas davon geschah.

Endlich war der Winter vorüber, und die Albina konnte ihre zweite Reise nach dem Maroni antreten. — An Bord dieses Schiffes befand sich als Kapitän ein alter tüchtiger Seemann, der wie alle seine Matrosen und der Steuermann, auf dem Fischerdorf Katwyk zu Hause war. Von dem Abgang der Albina mit dem neuen Transport unter der Leitung des Assistenten B. der die Leute engagirt hatte, war ich sogleich durch die Mailpost unterrichtet, und konnte sie also besser empfangen und logiren, als dieses beim ersten Transport der Fall gewesen war.

Den 23. April 1854 kam das Schiff ohne alle Schwierigkeit in den Fluss. Als ich von Indianern vernahm, dass es am Georgsdorf läge, um die Fluth abzuwarten, fuhr ich ihm entgegen und fand es bereits bei der ersten Inselgruppe und blos zwei Stunden von Albina entfernt.

Kaum war ich an Bord, als ich sogleich einen heftigen Zwist zwischen dem Kapitän und Herrn B. dem Assistenten, zu schlichten hatte. Dieser beschuldigte den Kapitän und den Steuermann, schlechte und unzureichende Nahrung gegeben zu haben, und der Streit desshalb hatte die ganze Reise über gedauert. Auf einer selbstgemachten Wage hatte B. die Lebensmittel nachgewogen und war mit den Leuten, die er dazu aufreizte, so unverschämt gegen den alten erfahrenen Seemann gewesen, dass dieser entschlossen war, wenn er ein holländisches Kriegsschiff unterwegs getroffen hätte, den Herrn B. als Aufruhrstifter an dasselbe zu übergeben. Das waren nun wieder traurige Aussichten.

Ohne mich weiter in die Sache einzulassen, schickte ich Herrn B. mit meinem Boote voraus, um die Briefe meiner Familie an meine Frau zu überbringen, hauptsächlich aber darum, um ohne ihn der Ursache des Zwistes auf die Spur zn kommen.

Die neuen Arbeiter waren ein anderer Schlag Leute, als die, welche ich selbst mitgebracht hatte; sie gehörten sämmtlich dem Handwerkerstande an, und hatten alle in Stuttgart als Gesellen gearbeitet; die drei Mädchen aber, die ich später verheirathen musste, waren Dienstmägde gewesen. Es waren im Ganzen 11 Männer, 4 Frauen, 4 Knaben und 1 Mädchen, so dass mit den früheren die Bevölkerung von Albina sich jetzt auf 42 Seelen belief.

Während mit aufkommender Fluth das Schiff langsam nach Albina segelte, sah ich in Gegenwart der Leute die Lebensmittel nach und fand, was ich denn auch zum Voraus vermuthet hatte, dass alles in bester Beschaffenheit und genau nach Vorschrift ausgegeben war. Alles bewies, dass B. die Anleitung zur Unzufriedenheit gegeben und sich selbst in Sachen gemischt hatte, die blos den Kapitän und das Schiff betrafen.

Ich hatte dadurch schon ein Vorgefühl der Unannehmlichkeiten, die ich später in so reichem Masse mit ihm hatte.

Am Nachmittag kamen wir auf Albina an. Die Leute des ersten Transportes, die ich mitgebracht hatte, waren, zwei ausgenommen, alles Schwarzwälder, von denen die Männer Wämser, die Weiber aber Kittel und Hauben trugen. Der zweite aber, durch B. engagirt, war städtisch gekleidet, die Herren in leichten Paletots, die Damen in wohlfeilen Mantillen und dito Federhüten. Aber trotz der verschiedenen Tracht waren die Neuen mit den Alten bald verbrüdert.

Herr B. der, seiner Ansicht nach, bei seinem Zwiste mit dem Kapitän meine Zustimmung nicht fand, forderte alle Männer auf, ihm behülflich zu sein, den wackeren 65jährigen Kapitän und seinen

Steuermann recht durchzuklopfen, was ich aber doch durch ernstliche Vermahnungen zu verhindern wusste. Das Schiff wurde so schnell als möglich beladen und hatte nach 14tägigem Aufenthalt Albina wieder verlassen.

Der neue Transport bestand aus 6 Zimmerleuten und drei für den Landbau bestimmten Handwerkern, als Schneider, Schuhmacher und Maurer, die, wenn sie keine genügende Beschäftigung auf ihrem Handwerk hatten, zum Landbau und auch wohl zum Holztransport verwendet wurden. Während nun die Zimmerleute täglich einen Gulden verdienten, waren die Handwerker blos mit etwa 50 Cents per Tag bezahlt, und obgleich sie diesen Kontrakt in Holland eingegangen und unterschrieben hatten, so waren diese ungleichmässigen Kontrakte doch wieder eine neue Quelle von Verdruss für mich, denn jeden Sonntag an dem nicht gearbeitet wurde, kam dieses Thema aufs Tapet, und hatte ich Grobheiten einzunehmen oder Streit und Händel, worin sich dann stets die Weiber mischten, zu schlichten.

Nachdem die nöthigen Gebäude hergerichtet waren, wurde nun das Hauptgeschäft, der Holzhau, begonnen. In den Waldungen hinter meinem Hause waren eine Menge Nutzhölzer, die ich theils zu Bretter sägen, theils zu Blöcken behauen liess. — Am Abhange eines Hügels, eine kleine Stunde von Albina entfernt, wurde eine grosse Hütte aufgeschlagen, wo Zimmerleute und Holzhauer die Nacht über in Hängematten zubrachten, während sie bei Tag in der Nähe ihre Arbeit verrichteten. Eine der Frauen besorgte abwechslungsweise die Küche und wurde je nach einer Woche durch eine andere abgelöst.

Der Holzhau in den tropischen Waldungen ist von dem in Europa durchaus verschieden; während hier das Nutzholz familienweise wächst, man also Eichen-, Tannen- und Buchenwaldungen hat, wachsen in den Tropen alle Holzarten, die im Gebrauche sind, blos vereinzelt, so dass man diese erst aufsuchen und, wenn sie gefällt sind, für jedes einzelne Stück einen Weg ans Wasser anlegen muss, auf dem die Blöcke, die der Baum liefert, fortgeschafft werden können. Während man in europäischen Ländern auf gutgebahnten Wegen Ochsen, Pferde und Wägen zum Transport verwenden kann, muss hier, wo solche Wege erst mit schweren Kosten in meistens sumpfigem Boden angelegt werden müssten, der Mensch die Blöcke ans Wasser ziehen, so dass ein Block von 100 Kubikfuss schwerem Holz, der eine Stunde weit ans Wasser zu transportiren ist, wohl einen Tag lang die Kraft von zwanzig Männern erfordert.

Da das meiste Holz viel schwerer als Wasser ist und desshalb sinkt, so mussten die Blöcke zum Transport im Wasser auf sogenannte Kokrokos verladen werden, dieses sind grosse Corjalen, an denen auf starken unter denselben laufenden Stangen die Blöcke liegen, die dann wieder an über die Corjalen liegenden Querstangen befestigt werden. — So tragen die Corjalen die Gewichtsdifferenz des Holzes mit dem Wasser.

Statt der Corjalen gebrauchte ich meistens leere Weinfässer, wovon 8 etwa 800 Kubikfuss schweres Holz schwimmend erhalten konnten. — Es ist desshalb der Transport aus dem Walde nach dem Bewahrplatze oder dem Schiffe schwieriger und kostspieliger, als das Fällen und Behauen, und vertheuert das Holz um mehr als das Doppelte.

Zwischen mir und meinem Assistenten B. bestand schon seit seiner Ankunft auf Albina kein angenehmes Verhältniss. Er gehörte seiner Gesinnung nach zu den Rothradicalen, aller gesellschaftlichen Ordnung feindlichen jungen Leuten, die in den Jahren 1848 und 1849 die socialen Verhältnisse Deutschlands bedrohten. Mir an Kenntnissen im Holzfache, wie es in Europa betrieben wird, weit überlegen, war ihm nichts mehr zuwider, als mein Untergeordneter sein zu müssen, und so zeigte er schon in den ersten Tagen eine Unzufriedenheit, die mich das Aergste fürchten liess.

Statt seine Abende bei mir zuzubringen, suchte er sich jetzt den älteren Arbeitern anzuschliessen, Leuten, die er in der ersten Zeit mit souverainer Verachtung behandelt hatte. Es wunderte mich denn auch nicht, dass er nach kaum drei Monaten seines Hierseins mit der Meinung herausrückte, dass in einem so einsamen Lande, wo man alle geselligen Genüsse entbehren müsse, die Arbeiter viel zu wenig Lohn bekämen, dass die Nahrung besser sein müsse und es nicht mehr als billig sei, jedem Arbeiter statt einem täglich zwei Schoppen Wein zu geben. Diese Ansichten fanden bei den Leuten ein geneigtes Ohr, wiewohl manche unter ihnen daran zweifelten, dass Herr K. in Amsterdam die Vorstellung des Herrn B. günstig aufnehmen werde. — Auch die Frauen, denen das herrische Wesen B.'s schon von Anfang an nicht gefallen hatte, gehörten nicht zu seiner Partie, wenn gleich höherer Lohn, mehr Wein und weniger Arbeit auch ihnen behagt hätte.

So gab es nun alle Tage Händel und Zank, die meisten der Arbeiter waren in ihren Forderungen, trotz deutlich ausgesprochener Contractbedingungen, unverschämt, und wenn andere ihre Pflicht thun wollten, so hatten sie die Partie B. gegen sich.

Auf meine Klagen bei Herrn K. erhielt ich den Vorwurf, dass ich ja selbst den Assistenten vorgeschlagen und gewählt habe und eben mit ihm auskommen müsse, während mich dieser sowohl bei den Arbeitern als in Briefen an Herrn B. zu verdächtigen suchte, als beute ich das Unternehmen in meinem Vortheile aus.

So standen die Sachen, als mich dringende Angelegenheiten im September nach Paramaribo riefen.

Ich reiste mit bangem Herzen ab. Inständig bat ich den Assistenten, doch das Interesse des Unternehmens zu beherzigen, und zunächst der Unzufriedenheit der Arbeiter durch verständige Ermahnungen zu steuern.

Nach vierzehntägiger Abwesenheit kam ich zurück und hörte sogleich, dass B. meiner Frau, die beim Austheilen der Lebensmittel

meiner Vorschrift folgen wollte, Schläge angetragen und vor den zusammengerufenen Arbeitern erklärt habe, nicht mir habe man Gehorsam zu leisten, sondern ihm, da er von Herrn K. zum Verwalter des Unternehmens angestellt sei. — Ich hatte nun genug und kündete vom ersten Monatstage an Herrn B. den Vertrag, mit dem Anerbieten, ihn nach Paramaribo zu senden, um da seine etwaigen Klagen bei dem Gerichte anzubringen. Er aber lachte mir ins Gesicht, indem ich nicht befugt sei, ihn aus dem Dienste des Herrn K. zu entlassen.

Von nun an waren unsere Beziehungen zu einander nicht mehr gespannt, sondern so deutlich als möglich ausgesprochen.

Er verliess mein Haus und trieb sich im Walde bei den Arbeitern oder bei meinem Nachbar Monte-Cattini herum. Nur des Abends konnte ich seine Anwesenheit spüren, denn er dirigirte, ohne sich dabei zu zeigen, Katzenmusiken, die mir meine Arbeiter brachten.

Bei den alle Tage vorkommenden Händeln litten ich und meine Frau unaussprechlich. Wenige der Leute grüssten uns, und ihre Forderungen wurden mit der grössten Unverschämtheit gestellt. Ich hätte vielleicht bei ruhigerem Betragen manche Widerwärtigkeiten vermeiden können, wiewohl ich überzeugt bin, dass selbst ein Quäker oder ein Herrnhuter über meine rohen Landsleute nichts vermocht hätte; aber mein Temperament ist nicht derart, dass ich nach der Vorschrift der heiligen Schrift den linken Backen hinhalte, wenn ich auf den rechten einen Streich erhalte, und wenn ich Recht habe, so verfolge ich es aufs äusserste.

Ein Zustand wie dieser konnte jedoch nicht lange dauern, und da der Ruhestörer nicht freiwillig gehen wollte, so war ich genöthigt die Hilfe des Gouvernements anzurufen.

Selbst nach Paramaribo zu gehen, fand ich nicht rathsam, denn ich konnte meine Frau und mein Eigenthum nicht in den Händen des tollen Haufen lassen. Jeder noch so dringende Brief aber hätte nicht die Wirkung gehabt als eine mündliche Schilderung des Skandals; so beschloss ich denn, meine Frau über See nach der Stadt zu senden, um dem Gouverneur selbst meine missliche Lage begreiflich zu machen. So reiste also meine Frau, die nie in Paramaribo gewesen und der holländischen wie der Landessprache noch unkundig war, in einem kleinen Boote über See. Am dritten Tage kam sie an und erhielt von dem Gouverneur die Versicherung, dass er in 14 Tagen sie mit dem Dampfboote zurückbringen und wo möglich Frieden stiften werde.

Während der Zeit, dass meine Frau in Paramaribo war, ging es auf Albina wo möglich noch toller her; manche wollten nicht arbeiten ohne mehr Lohn oder Wein, aber dann erhielten sie auch kein Essen und mussten eben doch wieder an die Arbeit, denn trotz ihrer Drohungen brach doch keiner in das Magazin ein. B. hatte stets zwei scharfgeschliffene Messer im Gürtel stecken, that mir aber doch nichts zu leide, obgleich ich nach Gewohnheit nie eine Waffe bei mir führte. Dass ihm aber der Zustand, dessen Urheber er war,

selbst nicht wohl bekam, merkte man an der Abnahme seiner Leibesfülle und seiner erkünstelten Lustigkeit.

Endlich nach 16 Tagen dampfte das ersehnte Dampfboot Paramaribo den Fluss herauf. Ich fuhr sogleich an Bord, um den Gouverneur zu begrüssen und meine Frau abzuholen. Ausser einem Herrnhuter Missionär, der die neugeborenen Kinder zu taufen hatte, fand ich noch den Herrn N. einen Deutschen, den der Gouverneur gewählt hatte, um die Streitigkeiten zu hören und zu untersuchen, denn amtlich konnte dies nicht geschehen, und der trachten sollte, die Gemüther wieder zu beruhigen. Ich hatte dringend gebeten, dass der Gouverneur jemanden beauftrage, meine Bücher zu untersuchen, weil B. mich beschuldigt hatte, dass ich das Unternehmen in meinem Vortheile ausbeute, auch diese Bitte musste mir der Gouverneur abschlagen, weil er keine Befugniss dazu besitze.

Kaum hatte das Dampfboot Anker geworfen, als auch schon mehrere der Arbeiter, ohne mich zu fragen, ein Boot wegnahmen um an Bord zu gehen. Ohne eine schriftliche Erlaubniss von mir wurden sie aber nicht zugelassen und ihnen bedeutet, dass der Gouverneur, wenn er sie sprechen wolle, sie schon rufen lassen werde. — Herr B. wurde auf eine Audienz am Abend des andern Tages verwiesen.

Diese Anordnungen stimmten den Ton der Leute bedeutend herunter.

Am andern Morgen gab der Gouverneur an Bord der Paramaribo den Arbeitern die Gelegenheit, ihre Klagen vorzubringen, indem jeder einzelne in die Kajüte gerufen wurde, wo sich ausser dem Gouverneur noch Herr N. und ich befanden. Wie nichtig und albern waren die Klagen, die sie vorbrachten, wie ganz unberechtigt ihre Unzufriedenheit über nicht zureichende Nahrung und zu viel Arbeit! In allem sah man die Aufhetzereien des Assistenten, die sie auch gar nicht in Abrede stellten. Ausserdem, dass ich mich einiger Scheltworte bedient hatte, die, wenn auch noch so wahr und bezeichnend, das feine Gefühl meiner Schwarzwälder verletzt hatten, war mir auch nicht das mindeste vorzuwerfen, besonders nicht in sofern, dass ich dem zwischen uns bestehenden Contract nicht nachgekommen wäre. Aber noch mehr als früher trat jetzt die Wahrnehmung zu Tage, dass an einem so einsamen und von dem bewohnten Theile der Kolonie so weit abgelegenen Orte unmöglich ein Unternehmen fortdauern könne, bei dem weder Autorität noch ärztliche Hülfe. Seelsorge nnd Unterricht bestand. — Je mehr sich ihr Wohlstand mehrte, und manche meiner Arbeiter hatten, da sie keine Gelegenheit hatten es auszugeben, in den 16 Monaten ihres Hierseins schon 200—300 fl. baares Geld sich erspart, desto mehr fühlten sie, dass auf die Dauer das Unternehmen so wie jetzt keinen Bestand haben könne; das sah ebenso gut auch der Gouverneur ein. Er gab nun wiederum die Versicherung den Uebelständen abzuhelfen, aber ich wusste, dass er auch mit dem besten Willen sein Versprechen nicht erfüllen konnte.

Nachdem die Arbeiter sich entfernt hatten, stieg auch der Gouverneur ans Land, und nicht wie bei seinem ersten Besuch, in leichter ostindischer Kleidung, wodurch er meinen Schwarzwäldern nicht imponiren konnte, sondern dieses Mal im goldgestickten Frack.

Herr B. hatte nun seine Audienz, und was der Gouverneur den Arbeitern bereits gesagt hatte, wiederholte er auch jetzt, nämlich dass das Gouvernement den Herrn K. in Amsterdam gar nicht kenne, blos mit mir zu thun habe und mich allein als Chef des Unternehmens betrachte, dass ich ganz in meinem Rechte sei, ihn aus meinem Dienst zu entlassen, er aber bei der Firma in Amsterdamm seine Einwendungen machen könne, dass er übrigens augenblicklich sich nach Paramaribo zu begeben habe, um sich bei der Behörde, bei der er durch mich verklagt sei, zu verantworten.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte der Gouverner wiederum den Lebensmitteln, die für jede Familie vorgewogen und für eine Woche bestimmt zur Besichtigung bereit lagen. Jede Frau wurde gefragt, ob sie jederzeit so viel bekomme, und keine konnte es in Abrede stellen. Ebenso wurden die Wohnungen untersucht, und war der Gouverner, indem er mir anrieth weniger hitzig zu sein, erstaunt, wie ich mit bezüglich wenig Mitteln und bei solchen Schwierigkeiten das Unternehmen so führen konnte.

Noch am selbigen Abend schickte ich Herrn B. nach Paramaribo, und er verliess Albina, ohne dass sich die Arbeiter die Mühe gegeben hätten, ihn ans Boot zu begleiten; das war ihr Dank für seine Rathschläge.

Die Ruhe war nun wieder hergestellt, aber die Lust und Liebe, welche mich früher beseelt hatten, das Wohlwollen und der Eifer für das Wohlergehen meiner Landsleute war nicht mehr dasselbe wie im Anfang. Auch meine Frau, die so manchen ärgerlichen Scenen beiwohnen musste, war längere Zeit kränkelnd.

Ich reiste mit dem Gouverneur nach der Stadt, wo dann Herr B. die Weisung erhielt, die Kolonie zu verlassen, im Falle ich für seinen weiteren Aufenthalt nicht gutsprechen wolle. Es war gerade ein Schiff segelfertig, auf dem er Passage hätte erhalten können, da er aber die verschiedenen Pflanzungen im Umkreise der Stadt noch zu sehen wünschte, ehe er die Kolonie verliess, so bestimmte ich die Ueberfahrt am Bord des Triton für ihn, der erst in 14 Tagen abgehen sollte, und kehrte über See nach dem Maroni zurück.

Das Schiff Albina war inzwischen dort angekommen und hatte eine Familie holländischer Fischer mitgebracht, denen später noch andere folgen sollten, um an der Mündung des Flusses eine Fischerei und Viehfokkerei für die Unternehmung anzulegen, Auch erhielt ich ein grösseres Segelfahrzeug, (barkass), zur Verbindung mit Paramaribo über See.

Der Fischer Sloot war aus Egmont aan Zee, hatte Frau und 5 Kinder bei sich und sollte, wenn erst die nöthigen Gebäude auf-

gerichtet sein würden, mit den noch zu erwartenden Familien diese bewohnen. —

Zum Zweck einer Fischerei und Viehfokkerei hatten wir vom Ministerium der Kolonie den ganzen Küstenstrich bekommen, der vom verlasssenen Posten Prins Willem Frederik Hendrik bei einer Breite von einer halben Stunde drei Stunden lang nach Westen sich erstrekt.

Es besteht dieses Land aus hochgelegenem sandigen Ufer, an dem stellenweise ein dichter Wald von Locus, (hymenaea courb.) Amyris (Icica) und Spondiasbäumen (Myrobalanus lutea) sich so nahe längs der Küste zieht, dass bei Fluth die Wellen der See ihn bespülen; andere Striche sind entblösst vom Hochwald, aber bewachsen mit Gruppen der Awara Palme, des Kaschubaumes (anacardium) und der riesigen Fackeldistel (cereus sexagonus).

Hinter diesen Waldungen die blos zwei bis dreihundert Meter breit sind, ziehen sich beinahe parallel mit der Küste Süsswassersümpfe hin, die auch in den heissesten Trockenzeiten nicht ganz austrocknen, und in denen das Vieh, wie auf Mana stets Wasser und reichliche Nahrung finden kann. Ebenso vortheilhaft ist der ganze Landstrich für die Schweinezucht, da Awarra, Spondias, wilde Anonen, Kaschus, und noch andere Früchte in Menge wachsen.

Was nun die Fischerei angeht, so sind die Schlammbänke an der Geweriman Ecke und an der Wia Wia überreich an dem köstlichen Geweriman, (mugil brasiliensis) einem zwei Fuss langen Schuppenfisch, der in Paramaribo meistens mit 2 ½ bis 3 fl. bezahlt wird. Dieser Fisch, den die Franzosen Mulet nennen, ist so häufig, dass einer meiner französischen Freunde mit einem Zug seines grossen Netzes bei 700 fing, die er, weil es ihm unmöglich war, sie alle einzusalzen, grösstentheil wegwerfen musste.

Gesalzen, und im Winde getrocknet, könnte der Geweriman den in der Kolonie aus Neufoundland massenhaft eingeführten Bakkeljauw vertreten, und wird er auch von den Franzosen in Cayenne an dessen Statt gebraucht. — Ich spreche nicht von andern Seeschuppenfischen, die, wenn auch nicht so häufig, wie der Geweriman, doch ebenfalls in Menge vorkommen.

An der Mündung wird in den Trockenzeiten ein grosser orangegelber Wels gefangen, den wir Geelbakker, die Franzosen aber Majoran heissen; er wird bis 80 Pfund schwer, und sein Fleisch wird gesalzen und im Winde getrocknet; er enthält eine Schwimmblase von oft einem Kilogramm Gewicht, die als Brasilianischer Fischleim in den Handel kommt. Diese Fische werden an langen starken Schnüren mit Angeln gefangen, und kann, wenn man gerade eine Stelle über dem Zug der Fische trifft, ein Boot mit zwei Personen besetzt 8—12 Stücke in der Nacht fangen, die in einander das Stück zu fünf Franken gerechnet, (der Leim kostet in Cayenne fr. 6—7, in Marseille fr. 8—10 per kg.) schon einen hübschen Verdienst geben.

Bei diesem Reichthum an Fischen, die getrocknet und gesalzen sich in Surinam und Cayenne sehr gut verwerthen lassen, bei dem Vor-

theil, den mit wenig Pflege, wie meistens überall an den in der Nähe der See gelegenen Pflanzungen die Viehzucht, und hier noch besonders die Schweinezucht liefert, gepaart mit der gesunden Lage, war der Plan dieses Unternehmens durchaus nicht das Produkt eines Hirngespenstes, sondern wohl überlegt und auf Erfahrung gegründet.

Aber ehe die Sache in Gang gebracht werden konnte, waren Vorarbeiten nöthig und Vorrichtungen zu treffen, die noch nicht vollendet waren, als Herr B. starb, und das Unternehmen auf Albina in eine andere Kolonisation übergehen sollte.

Mein Nachbar Monte-Cattini hatte trotz der besseren Lage seines Wohnortes jetzt an mir eine bedeutende Konkurrenz, da ich alles was zum Handel mit den Buschnegern nöthig war, direkt aus Holland beziehen konnte. Je mehr sich unser Holzhandel ausbreitete, desto mehr war das französische Gouvernement besorgt, dass die Buschneger das Holz, das sie uns verkauften, nicht allein auf dem holländischen, sondern eben so gut auf dem französischen Ufer fällten; und mehrere Male hatte sich bei mir auf amtlichen Wege der Maire von Mana, unter dessen Distrikt das ganze rechte unbewohnte Ufer des Maroni gehörte, beschwert, dass die Buschneger „sousmis à la Hollande“ die französischen Waldungen ausbeuten, und das Holz an uns verkaufen. Ich konnte ihm nichts darauf antworten, als dass ich ebensowenig unser Ufer wie das französische bewachen könne, daher auch nie wisse, woher das Holz angebracht werde.

Mein Nachbar machte sein Recht als Franzose geltend und erhielt mit leichter Mühe vom französischen Gouvernement die Erlaubniss, auf dem rechten Ufer gerade gegenüber Albina mit den Buschnegern Handel zu treiben und Holz bearbeiten zu lassen. Diesen Platz bezog einer seiner Untergebenenen, D. ebenfalls Korse, der dann, wenn ein Floss Holz, von dem er glaubte dass es von dem französischen Ufer herrühren könne, denselben in Beschlag nahm und die Neger zwang ihn an Monte-Cattini zu verkaufen. Grösserer Nachtheil aber bestand für mich darin, dass dieser Korse an meine Arbeiter Wein und Schnaps verkaufte, wodurch besonders an Sonntagen regelmässig Händel entstanden. Schon lange ehe B. gekommen war, befand sich dieser Schnapsladen gegenüber Albina, und leider konnte ich dagegen nichts thun, denn einem militärischen Zwang waren die Leute nicht zu unterwerfen.

So fand ich denn eines Tages einen meiner Schwarzwälder Zimmerleute während der Arbeitszeit betrunken und ganz unfähig, sein Geschäft zu verrichten. Als ich ihm drohte den Lohn und ein Kostgeld für die versäumte Zeit abzuziehen, wurde der Mann grob und wollte sogleich mit seinem Bruder, einem faulen jungen Burschen, meinen Dienst verlassen.

Sogleich erfüllte ich seinen Wunsch, und da gerade Gelegenheit war, sandte ich beide nach der Stadt.

Nachdem die Albina wieder abgegangen war, machte ich meine Pläne für das an der Mündung zu erbauende Fischerhaus. — Es

waren Wohnungen für vier Familien, Stallung für Vieh- und Bewahrplätze, für Netze und getrocknete Fische nöthig, und sollte dazu ein 75 Fuss langes Gebäude errichtet werden, dessen Mitte zwei Stock hoch sein und vier geräumige Wohnungen enthalten musste. — Auf beiden Seiten waren einstöckige, schuppenartige Häuser für Stall und Magazin. — Es kostete mehrere Monate Arbeit, bis es auf Albina fertig da lag und die nöthigen Bretter und Singels bearbeitet waren.

Während der Zeit, dass die Zimmerleute das Haus im Accord bearbeiteten, traf ich auf dem verlassenen Posten mit den andern Arbeitern und Indianern Anstalten, es später aufrichten zu können; durch den Awarrawald, der die Stätte eingenommen hatte, wo früher der Militär-Posten stand, wurden strahlenförmige Alleen gehauen, Kokosnüsse wurden gepflanzt, der alte Brunnen ausgegraben und viel tiefer und grösser gemacht, und zuletzt die Pfeiler errichtet, auf denen das ganze Gebäude zu stehen kam.

Während ich diese Arbeiten verrichten liess, harrte ich jeden Tag auf die Zurückkunft meiner Barkasse, des neuen Fahrzeuges, das Herr K. geschickt hatte, um die Verbindung mit Paramaribo zu unterhalten und die schon seit beinahe einem Monat abgefahren war.

Der Wanekreek war noch nicht befahrbar, und ich befand mich wirklich in nicht geringen Sorgen, denn der neue Fischer war mitgegangen, und seine Familie heulte mir beständig über seine lange Abwesenheit den Kopf voll. Schon waren zwei Monate verflossen, seit ich aus der Stadt zurückgekommen und ohne alle Nachricht von da geblieben war, da gelang es endlich meinem Correspondenten in Paramaribo einen Buschneger zu finden, der für die Summe von 32 fl. mir durch den Wanekreek in einer winzigkleinen Corjal einen Brief bringen sollte, dessen Inhalt war, dass die Barkasse unmöglich über See zurückfahren könne, wenn nicht ein Verdeck auf dieselbe gemacht werde. In einem andern Briefe des Herrn K. aus Amsterdam vernahm ich, dass B. in Paramaribo am gelben Fieber gestorben sei. Der Fischer aber befand sich ganz wohl, hatte von meinem Correspondenten Kost und auf meine Rechnung ein Tagegeld, wodurch sich denn die Familie beruhigen liess.

Am andern Morgen schon reiste ich mit meinem geschicktesten Zimmermann über See nach Paramaribo, ich wusste genau die Länge und Breite der Barkasse und nahm im Boote die nöthigen Bretter mit, mit denen sogleich ein Verdeck gemacht wurde, so dass am dritten Tag nach unserer Ankunft schon wieder alles bereit zur Rückreise war.

In Paramaribo fand ich den Zimmermann Kl. mit seinem Bruder, die mich dann dringend baten, sie wieder in Dienst zu nehmen; da nun auch der Gouverneur mich dazu ermahnte, so nahm ich sie unter der Bedingung wieder mit, dass jeder von dem bei mir deponirten, ihnen gehörigen Gelde der armen Mutter in Kalmbach 50 fl., also zusammen 100 fl. sende, welches Geld ich ihr denn auch durch den Herrn B. zukommen liess.

Während der häufigen Abwesenheit in Folge meiner so beschwerlichen Reisen übertrug ich den Leuten, da ich sie nicht selbst überwachen konnte, Accordarbeiten, die im Brettersägen und Singelspalten bestanden, so dass ich sicher war, durch Faullenzen nicht benachtheiligt zu werden.

Jetzt, da die Barkasse um vier Zoll erhöht ein zweckmässiges Verdeck hatte und ohne Gefahr die Reise nach Surinam machen konnte, ging es ernstlich an den Transport des Fischerhauses nach dem verlassenen Posten. — Das Gebälke und die Bretter wurden auf aus leeren Fässern verfertigte Flösse geladen und so nach der Mündung gebracht. Ununterbrochen fuhren der Floss und die Barkasse zwischen Albina und dem alten Posten Prins Willem Frederik und brachten Gebälke, Singels, Thüren, Fenster und alles zur schnellen Vollendung des Gebäudes nöthige. — Noch nie wird in Surinam ein so grosses Gebäude in so kurzer Zeit aufgesetzt, mit Singeln bedeckt und mit Brettern beschlagen worden sein, als das neue Fischerhaus, denn diese Arbeit war innerhalb eines Monats beendet. Nun konnte unsere Flagge über einem schönen stattlichen Gebäude, das sich aus der Ferne wie ein Schloss ausnahm, flattern, während sie sich früher schämen musste über den elenden Pinahütten des alten Postens zu wehen.

Jetzt war wohl das Haus so weit fertig, um bewohnt zu werden, eine andere nöthige Arbeit aber verschob ich bis auf gelegenere Zeit, nämlich ein Bollwerk gegen das Abspülen des Ufers zu errichten und den Wellenschlag zu brechen. Es wäre eine Kurbe von etwa 200 Fuss Länge und 1 bis 2 Meter Höhe nöthig gewesen, aus schweren Holzstämmen und Zweigen, in denen sich Schlamm und Sand festgesetzt und so zuletzt das Ufer hinter derselben unmerklich erhöht haben würde. Zu dieser Arbeit kam es aber nie, auch wurde das schöne, mit so vieler Mühe hieher gebrachte Haus nie bewohnt, denn ehe ich in die Lage kam, den Wellenbrecher machen zu lassen, hörte das Unternehmen auf.

Bretter und Singels liess ich später wieder nach Albina zurück bringen, das Haus aber wurde zuletzt von der See unterspült und ein Balken um den andern von den Wellen weggeschwemmt.

Auch dem Leuchtthurm, den das französische Gouvernement im Jahr 1872 auf dem holländischen Ufer und in der Nähe des früheren Postens errichten liess, droht dasselbe Schicksal, wenn nicht die nöthige Vorsorge getroffen wird; denn seit dem Jahre 1840, wo ich als Korporal auf diesem Posten war, sind über 130 Fuss Breite abgespült und jede Springfluth macht neue Verheerungen.

Herr B. that das Möglichste, unsere Holzarten in den Handel einzuführen. Unter diesen ist das sogenannte Wane, bei den Franzosen Crignon, bei den Engländern Determa (Nectandra?) genannt, am Maroni besonders häufig. Von Farbe wie das Cedernholz, ist es beinahe so hart wie das Eichenholz, sehr dauerhaft und kommt in grossen Dimensionen vor. Herr B. hatte Aussicht, eine Schiffsladung

dieses Holzes an einen Schiffsbaumeister zu verkaufen. Ebenso waren vom Ministerium der Marine Bohlen von sehr hartem Holz bestellt. Wir hatten nun wohl auf vier Monate Arbeit, und wählte ich dazu die Waldungen an dem Aranduinikreek, der fünf Stunden oberhalb Albina hinter der Insel Blakerebo in den Maroni mündete.

Eine gute Stunde landeinwärts und auf einem Hochplateau neben dem Kreek wurde eine 100 Fuss lange Hütte errichtet, geräumig genug, dass 20 Menschen darin schlafen und essen konnten. Für die Küche war ein eigener Schuppen bestimmt, und auch mir liess ich eine kleine Hütte bauen und führte meine Haushaltung selbst. Der Platz war äusserst günstig gelegen, denn eine Menge kleiner Kreeken durchzogen die Hochebene, so dass man bei Springfluthen wenig Mühe hatte, die Blöcke in den Hauptkreek zu bringen. So wurde mehrere Monate gearbeitet. Jeden Samstag kehrten mit Ausnahme zweier Männer, die die Aufsicht über das Zurückgelassene hatten, die Arbeiter nach Albina zurück, um am Montag früh, wie es eben die Fluth mit sich brachte, am Aranduini die Arbeit fortzusetzen.

Obgleich es wenig Streit oder Unannehmlichkeiten gab, weil der Hauptstörer, der Wein oder Branntwein, fehlte, so lernte ich doch auch hier den schmutzigen Charakter der Leute kennen. An Lebensmittel wurde jeden Montag so viel von Hause mitgenommen, als nach dem Tarif gegeben werden musste, während ich mein Essen besonders bewahrte.

Nun fand ich eines Tages in der Nähe der Küche frisch aufgewühlte Erde; neugierig was dahinter stecke, grub ich nach und fand ein Loch mit Reis vollgefüllt. Die Köchin hatte ihn am Ende der Woche übrig gehabt, aber vergraben, weil ich nicht wissen sollte, dass die Lebensmittel zu reichlich seien.

Mein Nachbar Monte-Cattini hatte statt durch seinen Holzhandel reich zu werden, sein kleines Vermögen dabei eingebrockt. Er war mit einer Ladung Holz abgereist, um nie wieder zurückzukommen. Die mir schuldige Summe für Cedernholz bekam ich ebensowenig, als 3000 Kubikfuss hartes Holz, das ich ihm später gelehnt hatte.

Er liess seine Arbeiter, die drei Jahre lang keinen Lohn erhalten, einen lahmen Bruder und seinen Schlingel von Sohn zurück. Die Ersteren begaben sich nach Paramaribo, des Zweiten erbarmte sich das französische Gouvernement, das ihn ins Hospital nach Martinique befördern liess; der Sohn aber hielt sich bei den Indianern auf und starb später im Hospital von St. Laurent; der Korse D. blieb auf der französischen Seite, und ein Mulatte zog zu den Buschnegern.

So fand nach siebenjährigem Bestehen das Unternehmen sein Ende. Monte-Cattini, ein thätiger und verständiger Mann, hätte am Maroni, wo nicht reich, doch wohlhabend werden können, wenn er mehr Ordnung in seinem Unternehmen gehabt und sich vom Surinamschen Schlendrian ferngehalten hätte.

Mein Unternehmen auf Albina erregte sowohl in Surinam als besonders in Cayenne viel Aufsehen, und, wie es so häufig geht, wurde dasselbe in beiden Kolonien falsch beurtheilt. Jedermann wusste, dass es ein Privatunternehmen war, an dem sich das Gouvernement noch nicht betheiligt hatte. Man sah viele Arbeiter, nette Häuser, Kostäcker, bedeutende Einfuhren von Lebensmitteln und Waaren, Transporte von Holz, die mit eigenen Schiffen versandt wurden, und mit jedem Schiffe neue Arbeiter ankommen.

Was Wunder also, dass Jedermann glaubte, die Sache prosperire.

Aber schon bei der zweiten Ladung war der Gewinn so unbedeutend und dabei der Unterhalt des Etablissements so kostspielig, dass ich mich verpflichtet fühlte, nicht an den Chef der Firma, mit dem allein ich korrespondirte, sondern an einen der Associés zu schreiben und demselben ganz unumwunden den Stand des Unternehmens, wie ich es beurtheilte, mitzutheilen.

Blos durch feste Bestellungen auf Holz zu annehmbaren Preisen war es möglich, die bedeutenden Unkosten zu decken und Gewinn zu erzielen; — der Verschluss des Holzes war aber nicht meine Sache, sondern die der Firma in Amsterdam, die sich nach Absatz umsehen musste. Mir war die Verwaltung, die Arbeit und Anschaffung des Holzes aufgetragen, also der bei weitem schwierigere Theil; denn wenn die Firma durch den geringen Werth des gesandten Holzes und den Unterhalt des Geschäftes, das für sie blos eine Nebensache war, nur Geld verlor, so war das Unternehmen für mich eine Lebensfrage, für das ich alles, was ich besass, aufgeopfert hatte, und bei dem ich nicht allein pekuniär zu Grunde gerichtet werden konnte, sondern wobei ich auch durch anstrengende Arbeit und den so häufigen Verdruss meine Gesundheit aufs Spiel setzte.

Die Associés der Firma B. u. Cie. hatten für das Unternehmen nie viel Vorliebe gehabt und blos aus Rücksicht für den Chef und Gründer des Geschäfts daran Theil genommen; die vielen Unannehmlichkeiten, die schlechten Aussichten für den Holzverkauf und die immer grösseren Ausgaben aber bestimmten sie, auf eine Liquidation anzutragen, da sie keineswegs die Hoffnung hatten, die Herrn B. beseelte, dass die Holzpreise sich bessern würden, und besonders dass das Ministerium sich der Sache annehme.

So übernahm nun Herr B. das Unternehmen für eigene Rechnung und schrieb mir, dass er fest auf mich, der ihn von Anfang an bewogen habe, sich an dieser Sache zu betheiligen, zähle, und da er ja den Muth nicht verliere, so viele Geldopfer zu bringen, so könne er auch von mir erwarten, auszuharren und die Unannehmlichkeiten zu ertragen, bis das Ministerium sich betheilige, und dessen sei er gewiss.

Im August 1855 kam die Albina zum vierten Male mit einer zweiten Fischerfamilie, die eben so reich mit Kindern gesegnet war als die erste, so dass ich für die Arbeit von zwei Männern, die ich zu dem Fahrten der Barkasse brauchte, 14 Personen zu ernähren

hatte. Zugleich brachte mir das Schiff die unangenehme Nachricht, dass der Schiffsbaumeister, der geneigt gewesen war, eine Ladung Waneholz zu bestellen, davon abgesehen habe; ich solle desshalb diese vorderhand nicht senden, sondern andere Holzarten und Ceder. So war also die Arbeit mehrere Monate vergeblich.

Bei meinem Freunde J. in Mana war ein älterer Bruder angekommen, für den man keine passendere Beschäftigung fand, als eine Koncession am Maroni zu nehmen, da einen Laden einzurichten und von den Buschnegern Holz zu kaufen, das Mananeger zu Bretter sägten; das französische Gouvernement, um auch einigen Einfluss auf unsere Buschneger zu bekommen, gab gerne die Erlaubniss, und Jules J. nahm ein verlassenes Indianerdorf auf dem rechten Ufer in Besitz, das blos über den Fluss eine halbe Stunde von Albina ab lag. Mit D., der früher in Monte-Cattinis Dienst das Arowakendorf bewohnte, hatten wir keinen Umgang, um so mehr aber mit J., der sich mit der Tochter einer auf Mana wohnenden Französin, Wittwe eines Arztes V. verheirathet hatte.

Amelie J. war ein liebenswürdiges, achtzehnjähriges Frauchen, das erst wenige Wochen vor ihrer Heirath aus Paris, wo es in Pension gewesen, zurückgekommen war.

Auf seinem neuen Wohnorte liess nun Jules J. mit wenig Unkosten ein Häuschen bauen, säuberte den Platz umher vom Strauchwerk, hielt einige Hühner und Enten, kaufte Holz von den Buschnegern, oder blieb mit seinen Negern wochenlang im Walde, wo er die Bäume fällen und zu Brettern sägen liess, während seine Frau ganz allein mit einer alten Negerin die Küche und Wäsche besorgte.

Dass dieses Leben der jungen Frau gar einsam und langweilig war, und sie es wohl oft mit ihrer Pension in Paris und auch wohl mit ihrem elterlichen Hause in Mana verglich, konnte man häufig, wenn man sie in ihrer Häuslichkeit überraschte, an ihren verweinten Augen lesen, doch beklagte sie sich nie, wenn sie auch wochenlang allein war, während ihr Mann sich auf abgelegenen Plätzen bei seinen Negern befand und auch wohl, was häufig passirte, nicht nüchtern nach Haus kam. Die meisten Sonn- und Festtage brachten beide auf Albina zu, wo uns die liebe junge Frau stets willkommen war.

Auch ich kam häufig zu ihnen und fuhr oft in einer kleinen Corjal, und wenn kein Wind war, ganz allein über den Fluss.

So fuhr ich denn auch eines Sonntag Mittags hinüber, um zu sehen wo sie blieben, denn wir hatten vergeblich mit dem Essen auf sie gewartet.

Mitten im Flusse traf ich auf eine Heerde Pingos, die vom holländischen nach dem französischen Ufer schwammen, es mochten wohl 200 oder mehr sein. Als ich sie sah, beschleunigte ich meine Fahrt, um wo möglich vor ihnen ans Land zu kommen. Noch ehe ich dieses erreichte, rief ich meinem Freunde, der am Ufer stand, zu, sein grösseres Boot ins Wasser zu ziehen zur Verfolgung der Pingo-

heerde. Pfeilschnell war das Boot im Wasser, besetzt mit 6 Negern, Jules und seine Frau am Steuer, und ich mit einem starken Hauer sass vornen im Boote. Die Neger pagaiten aus allen Kräften mitten unter die Heerde hinein, die etwa noch 300 Meter weit vom Lande entfernt war. Die armen sonst auf dem Lande so muthigen Thiere konnten sich nicht vertheidigen, und schwammen mit den Zähnen klappernd nach allen Richtungen aus einander. Einem um dem andern schlug ich mit dem Säbel das Hirn ein und zog ihn ins Boot, wo wir in weniger als einer halben Stunde 26 dieser Thiere liegen hatten. Obgleich ich kein Freund der Jagd bin, und, mitleidig von Natur, mir jedes Blutvergiessen zuwider ist, so kam ich bei dieser Metzelei, wo so gar kein persönlicher Muth nöthig war, so in Eifer, dass ich erst auf das wiederholte dringende Mahnen J., dass das Boot nicht mehr fassen könne, davon abliess.

Da ich das Fleisch dieser Thiere für meine vielen Leute sehr gut gebrauchen konnte, so kaufte ich meinem Freunde seinen Antheil ab, lud 21 Stücke in meine Corjal und kam um 4 Uhr Abends zu Hause an.

Nun wurde in allen Häfen Wasser zum Brühen der Schweine gekocht, und bis spät in die Nacht waren wir beschäftigt mit Brühen, Putzen und Zerhauen, so dass schon am andern Mittag Alles gut gesalzen in den Fässern lag. — Mit den Eingeweiden und den Köpfen gab man sich keine Mühe, man warf sie in den Fluss, wo sie von Pirais und andern Raubfischen aufgefressen wurden.

Seit der Abreise B. waren zwar keine bedeutenderen Zwiste vorgefallen, aber stes war jener Z., den ich schon früher und am Anfange hatte wegschicken wollen, bei jeder Gelegenheit der unverschämteste. So war einmal, als meine alte Küche abbrannte, und jeder mir beim Löschen behülflich war, dieser Kerl so frech, das Wasser zu verweigern, das seine Frau in ihrer Küche hatte, und das sie jeden Augenblick wieder im Flusse holen konnte.

Eines Tages tadelte ich ihn über seine Arbeit, als er mit Andern Bretter sägte, und wurde von ihm mit allen nur denklichen Scheltwörtern traktirt, unter der Drohung, mir doch noch mit der Axt den Schädel einzuschlagen.

Ganz gegen meine Gewohnheit war ich bei diesem Vorfalle, wobei alle Arbeiter gegenwärtig waren, weil wir kaum 10 Schritte von den Sägern Holzblöcke aus dem Wasser zogen, nicht in die mindeste Aufregung gerathen, erklärte aber dem Manne, als die Arbeit beendet war, dass ich ihn fortan nicht mehr im Dienste behalte und ihm bei Weigerung gutwillig zu gehen, alle Lebensmittel für ihn und seine Frau vorenthalte oder bezahlen lasse.

Wohl oder übel musste er sich zur Abreise rüsten.

Einige Tage später machte ich mit ihm und seiner Frau die Reise nach der Stadt, verklagte ihn beim Procureur-General, wo er alles was 20 Personen eben so gut gehört hatten als ich, abläugnete. Der neue Gouverneur, General Schimpf, hörte meine Beschwerde an,

und da der Prokureur-General L. Streitigkeiten auf dem Oberdistrikt Nikerie zu schlichten hatte und das Dampfboot bereit lag, dahin abzugehen, erhielt er die Weisung erst nach Albina zu gehen, den Stand der Sachen dort zu untersuchen und dann erst sich nach Coroni zu begeben.

Z., der in der kurzen Zeit von zwei Tagen sich bereits in Paramaribo unterrichtet hatte. was ein Arbeiter seines Schlags verdienen könne, wollte wieder nach Albina zurück und erbot sich, vor sämmtlichen Arbeitern mir fussfällig Abbitte zu leisten. Aber nichts konnte mich bewegen, den unverschämten Burschen wieder mit zu nehmen, und so musste er sich eben in Paramaribo mit einem Taglohn von 80 Cents begnügen, von dem er für sich und seine Frau noch das Essen zu kaufen hatte.

Ausser jenem Z. hatte ich mich über keinen der andern zu beklagen gehabt, obgleich die Stimmung der meisten keine Zufriedenheit verrieth, denn wenn sie auch nach und nach einsehen lernten, dass der Arbeiter in Surinam nicht halb so viel verdiene wie sie, so hatten sie doch kein Vertrauen auf das Fortbestehen der Sache und die so oft besprochene Hülfe der Regierung, woran ich selbst zweifelte.

An der äussersten Grenze der Kolonie, war ich ohne die mindeste Unterstützung oder Macht Beamter des Gouvernements, Bürgermeister und Unternehmer und musste alle Beleidigungen, welcher Art sie auch waren, ruhig einstecken, ohne dass, wie es sich bei dieser Gelegenheit auch zeigte, die Regierung mich dagegen beschützen konnte.

Bei dem Besuche des Herrn L., der in seiner rothen Uniform das Land betrat, war es mir hauptsächlich darum zu thun, eine Bestätigung meiner Anklage wegen Beleidigungen des weggesandten Z. zu bekommen, um dann beim Gouverneur auf eine Bestrafung dieses Menschen dringen zu können.

Wenn Z. einige Wochen ins Loch käme, meinte ich, würden die andern sich wohl hüten, mich wieder so zu behandeln.

Der Prokureur-General, der wie der frühere Gouverneur zuerst Lebensmittel, Wohnung, Arbeit etc. nachgesehen und sich von der richtigen Zahlung aus den Lohnbüchern der Leute und durch mündliche Bestätigung unterrichtet hatte, erkundigte nun, da ich ihn dringend darum bat, sich nach dem Vorfalle mit dem weggeschickten Z.

Wie erstaunt war ich, dass auch nicht einer der Arbeiter sich dessen erinnern konnte, was zwischen mir und Z. vorgefallen war, seine Schimpfreden, die doch in Württemberg gang und gäbe sind, seine Drohungen hatte keiner gehört, die zwei Holländer aber, die ebenfalls dabei gewesen waren, hatten wohl einen Wortwechsel vernommen, aber da sie kein Deutsch verstanden, nicht gewusst was er bedeute. So stand ich zwar nicht als Lügner da, aber Beweise fehlten eben, um wie ich mir in den Kopf gesetzt hatte, zu meinem Rechte zu gelangen.

Was ich nun von den versammelten Arbeitern nicht bekommen konnte, gelang mir bei den einzelnen, und noch am Abend hatte ich die Unterschrift von sechs meiner Leute, welche die Scheltworte und Drohungen, mich todtzuschlagen, gehört hatten. Ich übergab sie dem Prokureur-General, der besser mit den Gesetzen und deren Anwendung bekannt war, mir aber keine Hoffnung machte, für Z. eine Gefängnisstrafe auszuwirken, denn diese Sache gehöre blos vor ein niederes Tribunal, den kleinen Hof, und bestände für dergleichen Beleidigungen keine andere Strafe, als höchsten Falles eine Abbitte.

Ja, darum war es mir nicht zu thun, denn das wäre den Köder statt des Popanzes brauchen, und gäbe jedem eine leichte Gelegenheit, die Reise nach Paramaribo auf meine Kosten zu machen und dann, durch eine Abbitte absolvirt, nach Albina zurück zu kehren. Herr L. sah sehr gut das Schwierige meiner Lage ein, aber man könne die Gesetze nicht ändern; auch meine direkte Bitte an den Gouverneur werde diesen nicht bestimmen können, anders zu verfügen. Und so war es auch. Weder Bittschrift noch spätere Unterredung mit dem Gouverneur hatten einigen Erfolg, und so ergab ich mich in das was ich nicht ändern konnte: war ich doch gewiss, dass wenigstens das Gouvernement die eigenthümliche Lage, in der ich mich befand, richtig zu schätzen wusste; um das Urtheil der Bewohner Surinams bekümmerte ich mich keinen Pfifferling.

Es nahte die Zeit heran, wo das Schiff eine neue Zahl württembergischer Auswanderer bringen sollte. Ich unterliess desshalb die Holzarbeit und beschäftigte die Leute mit Häuserbau für die Neuzuerwartenden und mit Anlage von neuen Kostäckern. Schon früher hatte ich einige Kühe aus Cayenne erhalten und auch die nöthigen Weiden angelegt.

Am 31. December 1855 kam dann die Albina wieder mit acht Männern, fünf Frauen und drei Kindern, so dass jetzt sich einundsiebzig Europäer auf Albina befanden, nämlich sieben und zwanzig Männer, sechzehn Weiber, acht und zwanzig Knaben und Mädchen.

Die neuen Ankömmlinge waren wieder unter verschiedenen Bedingungen engagirt, die zwar sehr deutlich und bestimmt in jedem Kontrakt ausgedrückt und von den Kontraktanten unterschrieben waren, von welchen ich aber voraussah, dass sie auf Albina, wo nicht bestritten, doch abermals zu neuen Streitigkeiten Anlass geben würden. Während der Sägemeister bei freier Ueberfahrt, Kost und Wein täglich fl. 1. 50 Lohn hatte, waren die andern Arbeiter zu fl. 150 per Jahr und Verköstigung, aber ohne Wein angenommen, und sollten noch die Ueberfahrtskosten bezahlen, die doch alle früheren frei hatten.

Da der Sägemeister, (denn die Sägemühle sollte erst später geschickt werden), in seinem Fache nichts zu arbeiten hatte, so gesellte ich ihn zu den Holzarbeitern, die wieder darüber schimpften, dass er, der doch nicht mehr arbeite wie sie, ein Drittel mehr Lohn

haben solle. In der ersten Stunde schon hatten die neu Angekommenen die Verhältnisse, unter denen sie fortan leben mussten, kennen gelernt, sahen die Hülflosigkeit in der ich mich befand, und, wie ich vorausgesehen hatte, fingen Zänkereien und Unzufriedenheiten schon am ersten Tage an und dauerten fort, so lange noch ein Mann dieses Transportes sich auf Albina befand.

Zu meinem schwierigen Geschäfte engagirte ich einen Gehülfen. Er hiess Le F. und war auf einer Zuckerpflanzung Direktor gewesen. Holländer von Geburt, sprach er kein Wort deutsch, war bedächtig und furchtsam, doch that er seine Pflicht und machte sich mit den Leuten nicht gemein.

Die gänzliche Werthlosigkeit des Holzes, wovon die zwei letzten Ladungen kaum den Frachtpreis aufgebracht hatten, gepaart mit dem festen Willen eine Kolonisation fortzusetzen, auf deren guten Erfolg unter den jetzigen Umständen niemand Hoffnung hatte als Herr B. allein, waren seiner Familie ein Schreckbild und seinem Vermögen ein Danaidenfass. — Es wurden mir also von dieser Seite die ernstlichsten Vorstellungen gemacht, den guten alten Herrn, dessen Steckenpferd diese Unternehmung war, das bis zum letzten Augenblick seines Lebens ihn beschäftigte, vor neuen Unternehmungen zu bewahren. Dabei gab man mir zu verstehen, dass bei seinem etwaigen Tode, denn er kränkelte schon lange, das Geschäft augenblicklich liquidirt werden solle.

Meine Bitten und Vorstellungen an ihn, schon früher fruchtlos, wurden auch diesesmal mit bitteren Vorwürfen und Hinweisung darauf, dass ja er blos materiell zu verlieren habe von Herrn B. beantwortet und immer mehr verlor ich die Hoffnung, aus diesem Labyrinth von Sorgen und Schwierigkeiten herauszukommen.

Der Gesundheitszustand des Etablissements war während dreier Jahre vortrefflich. Ausser zwei neugeborenen Kindern hatten wir blos einen Mann durch den Tod verloren, und dieser war schon bei seiner Ankunft leberleidend gewesen.

Aber Anfangs Juni 1856 stellten sich bei anhaltenden Südwinden Fieber ein, an denen beinahe die Hälfte der Bevölkerung erkrankte. Die wenigen Arzneimittel die ich hatte, Glaubersalz, Jalappe, Rhabarber und Chinin, von welch letzterem eine Drachme vorräthig war, wurden angewandt, aber es gehörten mehr Kenntnisse als ich besass dazu, dem Uebel zu steuern. So bald ich Gefahr sah, sandte ich sofort einen Expressen über See nach Paramaribo mit genauer Beschreibung der Symptome und der Bitte an den Gouverneur, uns in unserer Verlassenheit beizustehen.

Dieser sandte auch sogleich den Oberarzt der Kolonie mit dem Dampfboot Paramaribo, aber es waren bei seiner Ankunft bereits zwei Männer und ein Mädchen gestorben, die bei richtiger Behandlung und den nöthigen Arzneien wahrscheinlich gerettet worden wären. Auch meine Frau war sehr leidend und konnte mehrere Tage das Bett nicht verlassen, aber sie befolgte meine und später

des Arztes Rathschläge, während die Kranken mir keinen Glauben schenkten, vorab als ich ihnen den Wein verbot, der sie ja doch stärken müsse.

Ja dem sterbenden, zwanzigjährigen Mädchen wurde so viel Wein eingeschüttet, den sie vor ihrem Tode noch erbrach, dass sie in einer Blutlache zu liegen schien. — Auch der Arzt musste die Klage der Kranken, dass man sie hilflos hinsterben lasse, anhören. Da ihm nun vom Gouverneur besonders anbefohlen war, sich über die Lage der Leute und übrigen Umstände zu erkundigen, so kamen denn auch die unglücklichen Kontraktverhältnisse zur Besprechung, die, obgleich sie aufs Deutlichste ausgedrückt waren, dem Arzt beinahe die Meinung beibrachten, dass man die Leute hintergangen habe.

Noch einen Monat kränkelten viele der Arbeiter, wie sich denn auch zeitenweise in verschiedenen Theilen des Landes Sumpf- oder andere Fieber zeigen, ohne gerade einen gefährlichen Charakter anzunehmen, und ohne dass solche Plätze für die Dauer als ungesund angesehen werden können.

Sechstes Kapitel.

Die Hiobspost dieser drei Todesfälle erlebte Herr B. nicht mehr; ein Leberleiden hatte ihn Anfangs August 1856 hinweggerafft.

Schon vor seinem Ende hatte ich dem neuen Gouverneur, einem ernsten, wohlwollenden Manne, das Schwierige meiner Lage auseinander gesetzt: er wiederholte mir, dass es der feste Wille der niederländischen Regierung sei, eine grössere Kolonisation mit Europäern und vorerst mit Holländern am Maroni auszuführen, denn trotz aller Zwisten und Unzufriedenheiten vieler der Leute, herrührend aus der isolirten Lage von Albina und dem gänzlichen Mangel an Allem, wodurch ein geselliges und geordnetes Zusammenleben denkbar sei und auf die Dauer bestehen könne, läge eine unumstössliche Thatsache auf der Hand, dass man bei verständiger Wahl des Wohnortes und zweckmässiger materieller Behandlung der Europäer auch im Tropenlande arbeiten und gesund bleiben könne.

Obgleich nun die im Jahr 1845 am Saramaccafluss durch die Regierung projektirte Kolonisation über 7 Tonnen Goldes (fl. 700,000) gekostet hätte (die Leiter derselben hatten jährlich bei fl. 18,000 Gehalt) und gänzlich missglückt sei, was man hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben habe, dass ein niedriges von Sümpfen umgebenes Land zur Niederlassung gewählt worden und nur wenig Vor-

bereitungen zum Empfange der Kolonisten gemacht worden wären, überdiess kein fester Plan bestanden habe, weder in der zu befolgenden Kultur noch in der Leitung, so dass in den wenigen Monaten von den 100 Familien Holländern über die Hälfte weggestorben wäre — trotz alle dem und trotz des schmerzlichen Eindruckes, den dieses missglückte Unternehmen überall in Holland hervorgerufen habe, werde die Regierung, die den grossen Nutzen einer prosperirenden europäischen Kolonisation in diesem so menschenleeren und doch so fruchtbaren Lande einsehe, kein Bedenken tragen, mich mit einer neuen Kolonisation zu beauftragen, wenn ich den Plan einer auf soliden Grund basirten übergeben könne.

Dieser Plan müsse aber auch die Ueberzeugung einflössen, dass die vorzuschiessenden Summen in späteren Jahren wieder abbezahlt werden können.

Es sei also meine Sache, diesen Plan genau zu erwägen und dann dem Gouvernement zur Einsicht, Prüfung und Weiterbeförderung an die Regierung vorzulegen.

Zu diesem Plane hatte ich ausser meinen Erfahrungen ebenso den Rath kundiger Pflanzer, als die Hülfe von Büchern nöthig, welche über den tropischen Landbau handeln, und wovon wir in holländischer und englischer Sprache sehr gute besitzen.

Seit dem Tode des Herrn B. war mir alle Hülfe entzogen. Ich musste also vorerst daran denken, die bedeutenden Ausgaben zu vermindern, und entliess desshalb beinahe alle Arbeiter des ersten Transportes, deren Kontraktzeit beendigt war, während ich die andern weniger gut bezahlten in meinem Dienste behalten wollte, um die Vorarbeiten der neuen Kolonisation damit auszuführen. — Bretter und Schindeln sandte ich zum Verkaufe nach Paramaribo, um die laufenden Unkosten bestreiten zu können, und legte mich vor Allem wieder auf den Ankauf von Holz, um es später, wie mein Nachbar gethan hatte, nach den Antillen auszuführen, ein Handel, den ich bei den schlechten Holzpreisen in Europa längst Herrn B. angerathen hatte.

Jetzt hatte ich wenigstens wieder Aussichten, konnte meine Arbeiten regeln und zweckmässig betreiben, während in der Unsicherheit der letzten Zeit ich nie wusste, woran ich mich zu halten hatte.

Nach dem 1½ Kilometer entfernten Berglande liess ich durch das niedrige, mit jeder Springfluth überschwemmte Land einen Weg anlegen, längs welchem ein 10 Fuss breiter und 3 Fuss tiefer Graben lief, um später die Erzeugnisse des Hochlandes auf leichte Weise nach Albina zu bringen. Auf beiden Seiten des Weges und Kanals wurde der Wald gefällt und so 40 Acker Land gewonnen, das, mit Reis angepflanzt, eine herrliche Ernte gab.

Das am Fusse der Hügel liegende Hochland, das wie alles mit dichtem Walde bedeckt war, wurde ebenfalls in Angriff genommen, abgehauen, gebrannt und gereinigt. Die Hügel, deren steiniger

Boden wohl zu Weide, aber weniger zur Kultur taugt, wurden später mit Kokosbäumen bepflanzt, wovon auch eine 1½ Kilometer lange Allee am Fusse der Hügel sich hinzog. — Alle diese Arbeiten vergab ich im Akkord, und wurden sie mit grosser Fertigkeit und beinahe in der Hälfte Zeit, die ein Neger dazu gebraucht hätte, verrichtet. Dadurch verdienten die Leute bedeutend mehr und waren an keine Arbeitszeit gebunden.

Hier beim Waldfällen und bei der für so schwierig gehaltenen Grabarbeit konnte ich sehen, was guter Wille und Eifer thut, denn gerade beim Graben hatte ich Schneider, Schuhmacher und die beiden Fischer beschäftigt, die nie eine solche Arbeit gethan hatten, und die doch jeder mehr als sein Tagewerk lieferten.

Im Jahre 1852 waren nach Cayenne die ersten politischen Verbannten gebracht; sie bestanden aus allen Klassen der Gesellschaft, und um sie wo möglich beisammen zu halten und ihre Flucht zu verhindern, wurde ihnen die Gruppe der sogenannten Teufelsinseln zum Verbleib angewiesen.

Diese liegen etwa 6 Meilen westlich der Stadt Cayenne, heissen bei den Franzosen Iles du salut und bestehen aus drei ganz nahe bei einander liegenden Inselchen, Ile royal, St. Joseph und Diable. Obgleich sie sehr felsig sind, so scheinen sie doch früher bewaldet gewesen zu sein. Sie gewähren jetzt mit den vielen weissen Gebäuden, der auf dem Gipfel der grösseren Ile royal befindlichen hübschen Kirche, den Alleen von Sandbüchsenbäumen und den kleinen wohlunterhaltenen Gärtchen den vorbeifahrenden Schiffen einen reizenden Anblick. Von der benachbarten Küste sind sie blos 1½ Stunden weit entfernt.

Die Verbannten waren nun auf der kleinsten der Inseln untergebracht und zwar ohne alle Aufsicht, denn das Militär befand sich auf dem festen Lande in Kourou. Nach den Inseln kam man blos alle 8 oder 14 Tage, wenn die Deportirten mit Lebensmitteln und Wasser versehen werden mussten. Obwohl die politischen Meinungen dieser Verbannten die verschiedenartigsten Nüancen haben mochten, kamen doch darin alle überein, dass der Aufenthalt im französischen Guiana ihnen nicht behage, und dass es ihr eifrigstes Bestreben sein müsse, ihre Freiheit wieder zu erlangen.

So waren schon im Jahr 1852 zwölf solcher Verbannten in einem Lootskutter, dessen sie sich bemächtigt hatten, entflohen und nach Paramaribo gekommen, wo man ihnen Freiheit gab, hinzugehen wo sie wollten.

Nun wurden um eben diese Zeit die Sträflinge der französischen Bagnos ebenfalls nach Cayenne deportirt und am Oyapok, Aprouac, Kourou oder in Cayenne selbst untergebracht. Entflohen diese aber und kamen nach dem benachbarten Surinam, so wurden sie wieder an die französischen Behörden ausgeliefert, wenn bewiesen wurde, dass sie Forçats und keine politische Verbannten wären. Im brittischen Guiana waren aber Forçats ebenfalls frei.

Mit dem Plane für die neue Kolonisation hatte ich viele Arbeit und musste desshalb manche Reise nach Surinam machen. So kam ich am 17. September 1856 von Paramaribo über See zurück, als ich auf dem Indianerdorfe von Georg vernahm, dass am selbigen Morgen 20 französische Flüchtlinge angekommen wären. Sie hätten, erzählten mir die Indianer, gefragt, ob sie auf holländischem Gebiete sich befänden, und verlangt, zum ersten besten holländischen Beamten gebracht zu werden. Vor kaum zwei Stunden sei Georg mit ihnen in zwei Corjalen nach Albina abgesegelt.

Der Floss, auf dem sie die Reise über See gemacht hatten, lag in Stücken zerschlagen am Ufer; er bestand aus einem ungefähr 20 Fuss langen und 8 Fuss breiten Rahmen von 4 Zoll dicken Bruinhardlatten. Einige Bretter waren der Breite nach auf ihm angenagelt, und die Zwischenräume mit in Bündeln gebundenen Maisstielen ausgefüllt. Um das Ganze lief ein etwa 2 Fuss hohes Geländer, ebenfalls aus Bruinhartlatten, um zu verhüten, dass die Passagiere nicht von den überschlagenden Wellen fortgerissen werden konnten. — An dieses Geländer waren auch einige Wasserfässchen gebunden, während in der Mitte ein kleiner Mast mit einem aus 20 Hemden zusammengenähten Segel befestigt gewesen war.

Da nun Wind und Strom immer günstig sind und nach Westen, also nach Surinam führen, so konnten sie voraussehen, dass, wenn der Floss nicht sank und sie nicht eingeholt würden, sie holländisch Guiana in einigen Tagen erreichen mussten.

Ich bewunderte den Muth dieser Leute, auf dem gebrechlichen Fahrzeuge ihr Leben riskirt zu haben, und fuhr von gutem Winde begünstigt nach Hause, wo ich Abends 8 Uhr ankam.

Ich konnte mir die Verlegenheit meiner Frau denken, als ein solcher Haufen Flüchtlinge sie überraschte, und vernahm nun, dass die Leute im elendesten Zustande angekommen wären und ein Elsässer unter ihnen sei, der meine Frau von allen Drangsalen unterrichtet habe, denen sie seit ihrer Abreise von den Iles du salut ausgesetzt gewesen waren. Sie habe ihnen sogleich Essen. Trinken und so viel von meinen alten Kleidern gegeben, als sie hätte entbehren können. Hängematten, Decken, alte Segel und dergleichen habe sie zum Nachtlager zusammengesucht und sie wären einstweilen in dem Schuppen, den ich zum Aufenthalt der Buschneger und Indianer, wenn sie hier übernachten wollten, hatte bauen lassen.

Ich liess die Leute kommen und hörte, dass sie auf Ile du Diable, der niedrigen hintersten Insel, ganz ohne alle Aufsicht sich selbst überlassen gewesen wären; blos alle 8 Tage habe man ihnen von Kourou aus die nöthigen Lebensmittel und Wasser gebracht, doch sonst sie nie besucht. — Ausser ihrem Hause, Gesträuch und einem Maisfeld, wäre nichts auf dem Inselchen gewesen und auf eben dieses Maisfeld hätten sie ihre Rettung gebaut.

Kaum sei vor 5 Tagen das Boot das ihnen für weitere 8 Tage die Lebensmittel gebracht habe, wieder nach Kourou zurück-

gekehrt, so habe man sich an die Arbeit gemacht, das Haus abgebrochen und aus den Rahmen und den Dachsparren den Floss zusammen gesetzt, während andere den Mais abgeschnitten und zu Bündel zusammen gebunden hätten. Jeder habe ein Hemd, manche das einzige das sie besassen, hergegeben, um ein Segel zu verfertigen, und so hätten sie dann mit anbrechender Nacht sich auf ihrem zerbrechlichen Fahrzeuge eingeschifft und wären bei schwachem Winde langsam dem Westen zugetrieben. Vier Tage und drei Nächte hätten sie, stets bis um die Hüfte im Wasser, aber bei ziemlich ruhiger See gebraucht, um das linke Ufer des Maroni zu erreichen: sie flehen nun die Grossmuth des holländischen Gouvernements an und vertrauen, dass man ihnen gestatte in der Kolonie zu bleiben, und sie nicht ausliefere.

Ich hatte keine Instruktion in dergleichen Fällen, aber da ich wusste, dass die früheren Flüchtlinge ganz ungehindert in Paramaribo hatten bleiben dürfen und meistens auf amerikanischen Schiffen nach und nach die Kolonie verlassen hatten, so trug ich auch kein Bedenken, sie zu versichern, dass ich sie nicht ausliefern werde, aber in jedem Falle verpflichtet sei, sie ans Gouvernement nach Surinam zu senden. Da ich meine Fahrzeuge nicht entbehren konnte, so bot ich den Leuten ein altes, längst nicht mehr gebrauchtes grosses Boot an, das schon seit mehr als zwei Jahren im Gesträuch am Flusse lag.

Es hatte verfaulte Bretter, Knie waren gebrochen und alle Nähte losgesprungen, so dass es mir nicht der Mühe werth gewesen war, es noch repariren zu lassen.

Trotz ihrer Müdigkeit wollten sie es sehen.

Ich zündete die Laterne an, das Boot wurde herausgezogen und über Holzblöcke gelegt, um gleich am Morgen es waschen und ausbessern zu können.

Kaum brach der Tag an, als auch alles schon um das kostbare Boot beschäftigt war, den Jahre alten Schmutz abzuschaben und das ganze zu waschen. Unter den Flüchtlingen waren Handwerker, Künstler, ein Notar, Literaten, aber auch zwei Marinezimmerleute.

In der heitersten Laune tranken die Leute seit langer Zeit wieder einen Kaffee au lait, den ich ihnen selbst einschenkte und welchem ich einen Gloria beifügte, der ihnen ebenso willkommen war.

Ich gab nun Handwerkszeug, Bretter, Nägel, Pech, Werg, kurz alles, was sie brauchten, und während die Marinezimmerleute die nöthigen Knie bearbeiteten und sie hineinsetzten, mussten Andere Bretter und Bänke passend sägen, einen Mast im Walde holen und sobald das Boot trocken war, dasselbe kalfatern. — Die Arbeit ging so rasch, dass schon um 2 Uhr das Boot fertig war und ins Wasser gezogen werden konnte. — Dank dem Werg und Pech, das nicht gespart wurde, lekte es auch nicht im mindesten. — Ich nahm nun von dem Vorfall ein Protokoll in französischer Sprache auf, liess sämmtliche Flüchtlinge unterzeichnen und bot ihnen an,

die Nacht noch auf Albina zuzubringen, um sich noch einigermassen von den erlittenen Strapazen zu erholen. Sie baten aber inständig, sie noch denselben Abend abreisen zu lassen, da sie, obwohl hier in Sicherheit, doch fürchten müssten, dass man sie, wenn ihre Flucht entdeckt wurde, eiligst verfolgen werde.

Ich hatte nichts dagegen, liess sogleich 40 Pfund Reis, süsse Bataten und 40 Pfund gesalzenes Fleisch und Speck kochen, dieses als Reiseproviant in ein leeres Weinfass einpacken und gab 4 Damejeannen Wasser mit.

Meine Frau hatte aus Ueberbleibseln einer alten Flagge eine 2 Fuss lange holländische zusammengenäht, diese wurde oben am Maste befestigt.

Kapitän Georg musste die Leute unverzüglich nach Paramaribo und zugleich dem Gouverneur das Protokoll überbringen, während ich den Pass mit der Erklärung, dass diese 20 Flüchtlinge unter holländischem Schutze reisen, dem einen der Professoren übergab.

Ihre leidenschaftlichen Ausdrücke des innigsten Dankes, ihre Segenswünsche, womit sie von uns Abschied nahmen, rührten uns fast zu Thränen, und obwohl ich die feurigen Ausdrücke der französischen Sprache durch lange Erfahrung nach ihrem wahren Werthe zu schätzen weiss, so war doch hier ihr Dank gewiss aufrichtig.

Und welches Glück für sie, dass sie die Nacht nicht geblieben waren, denn kaum war es 9 Uhr Morgens des andern Tages, als wir ein kleines Dampfboot um die Ecke kommen und bei Freund J. anhalten sahen.

Es war das französische Gouvernementsdampfboot „Oyapok,“ das nach kurzem Verweilen nach der holländischen Seite dampfte und vor Albina vor Anker ging. — Ich ging den Offizieren, die ich schon von früher kannte, als sie ans Land stiegen, entgegen und konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, als ich auf ihre Frage, „wo sind sie.“ (denn sie hatten schon bei Freund J., der sie durch sein Fernrohr betrachtet hatte, vernommen, dass zwei indianische Corjalen mit vielen Menschen bei mir gelandet wären), antwortete, dass sie bereits am Abende abgereist seien. — Schnelle, rief der Kommandant, indem er Miene machte wieder an Bord zu gehen, dann können wir sie noch einholen, denn die Nacht war sehr windstille. — Geben Sie sich keine Mühe, erwiederte ich, das Boot hat die holländische Flagge und die Leute haben einen Pass von mir, denn ich darf nicht beurtheilen, ob es Forçats oder politische Deportirte sind. — Ich lud nun die Herren ein, bei mir eine Herzstärkung einzunehmen und dem französischen Gouvernement zu überlassen, sich mit dem unsrigen darüber zu verständigen. Der Oyapok kehrte also ganz ruhig nach Cayenne zurück, die 20 Flüchtlinge aber erhielten in Paramaribo wie die früheren, alle mögliche Hülfe und die Freiheit hinzugehen, wohin sie wollten.

Kaum 14 Tage später wurde mir durch Indianer ein anderer Flüchtling gebracht, den sie im erbärmlichsten Zustande auf dem

französischen Ufer gefunden hatten. — Er hiess Baudu, sei, wie er sagte, Deporté politique und von Sinamari weggelaufen. Nach wochenlangem Umherirren in den Waldungen wäre er endlich an das rechte Ufer des Maroni gekommen, wo er Indianer gefunden habe, die ihn zu mir gebracht hätten. Auch ihm gab ich ein Obdach und zwar in meinem eigenen Hause, hatte ihn etwa 3 Wochen lang an meinem Tische und sandte ihn endlich mit meiner Barkasse nach Paramaribo, wo es sich herausstellte, dass er ein ächter Forçat und Mörder obendrein war.

Er wurde desshalb im Fort Zélandia einquartirt, bis sich die Gelegenheit fand, ihn nach Cayenne auszuliefern.

Unser Gouverneur, ein eifriger fürs Wohl der Kolonie bedachter Mann, liess sich die Sache der neuen Kolonisation sehr angelegen sein, und um die Mündung und die gefährlichen Bänke, die dieselbe verengten, auf der Karte festzustellen, wurden damit zwei Seeoffiziere beauftragt und der Schooner Curaçaonaar, ein schnellfahrendes Schiffchen von circa 40 Tonnen, nach dem Maroni gesandt.

Der Schooner war auf zwei Monate ausgerüstet. An Bord befand sich auch jener Spitzbube Baudu, um an die französische Behörde in Mana ausgeliefert zu werden.

Ich wusste von Allem diesem nichts, denn besonders in den Trockenzeiten war die Verbindung mit dem Maroni selten und immer kostspielig; so kam es, dass wir oft Monate lang ohne alle Nachrichten von Surinam oder Europa blieben.

Ende Oktober kam ein betrunkener Karaibe nach Albina und erzählte, dass ein holländischer Schooner an der Mündung gestrandet sei, dass zwei Marineoffiziere mein Fischerhaus bewohnen und ihm aufgetragen hätten, mich zu grüssen.

Das war mir eine wunderliche Nachricht.

Ich zerbrach mir den Kopf darüber, warum, wenn je so etwas vorgefallen wäre, man mir nicht geschrieben habe. Der Indianer wusste aber so viele Details von diesem Schiffbruche zu erzählen, beschrieb die Kisten Genever und Branntwein, die gerettet und für ihn von besonderem Interesse waren, so genau, dass ich nicht mehr daran zweifeln konnte.

Um mir aber selbst keine Blösse zu geben, sandte ich sogleich den Herrn le F. nach dem beinahe vollendeten Fischerhause am Meer, um zu sehen, was Wahres an der Sache sei.

Ich hörte nun nach seiner Zurückkunft, dass jenes Schiff der koloniale Schooner Curaçaonaar sei, den der Gouverneur zur Aufnahme der Mündung nach dem Maroni gesandt habe. Beim Einlaufen in den Fluss wäre der Schooner auf die französische Bank gekommen, wo er noch liege und allem Anscheine nach verloren sei. — Seit dem Stranden seien bereits 4 Tage verlaufen; man habe alles ausgeladen und in dem Fischerhause aufbewahrt, ein Fass Dram aber, das mein Correspondent in Paramaribo für mich mitgegeben habe, hätten die Offiziere über Bord werfen lassen, weil man den

Matrosen nicht trauen könne, dass sie dasselbe nicht anbohrten und sich berauschten. — Was aber Genever, Wein, Bier und Branntwein betreffe, der für ihren auf zwei Monate bestimmten Aufenthalt am Bord gewesen war, so hätten sie solches in meinem Hause unter Schloss und Riegel wohlverwahrt.

Ich fuhr nun sogleich nach meinem Fischerhause, wo ich vor Ablauf der Ebbe ankam und die beiden Seeoffiziere eben beim Mittagessen traf.

Gerne hätte ich alles gethan, um das Schiff, das ich hoch und trocken auf der Bank umgeschlagen liegen sah, zu retten, denn jeder Verlust, den die Regierung am Maroni erlitt, konnte ihren Eifer für die neue Kolonisation schwächen, und dass diese, jetzt mehr als früher, eine Lebensfrage war, von der meine ganze Existenz abhing, wird man bald sehen.

Es war aber eine kitzliche Sache für mich gegenüber Seeoffizieren, bei einem Schiffbruch, wo allein ihr Urtheil geltend war, eine Meinung zu äussern, doch eine Rettung des Schooners, wenn es eine solche gab, war ohne meine Mitwirkung nicht möglich.

Ich hörte nun, dass, weil der Kapitän des Schooners unpässlich war*), der Steuermann Primo, ein Neger, aber genau mit der Mündung des Maroni bekannt, mit der Leitung des Schooners beauftragt gewesen sei. Man war gegenüber der Mündung des Amanabo vor Anker gegangen, und die beiden Offiziere hätten im grossen Boote den Spitzbuben Baudu mitgeführt, um ihn auf Mana der französischen Behörde auszuliefern. Von da Abends an Bord zurückgekehrt, habe man den Anker gelichtet, und da Fluth war, hätte Primo, (so erzählte er mir), nordwest gesteuert, aber die Offiziere ihm befohlen, mehr westlich anzuhalten, wodurch sie denn gerade mit hohem Wasser auf der französischen Bank strandeten.

Bei niederem Wasser sei der sehr scharf gebaute Schooner umgeschlagen. Obgleich blos eine halbe Stunde weit vom Hause entfernt, sei man doch seit drei Tagen, wo man Segel und Sonstiges von Werthe geholt habe, nicht mehr auf der Bank gewesen, und die Offiziere sowohl als Primo meinten, dass der Schooner wahrscheinlich durch den Wellenschlag entzwei gebrochen sei.

Ich sagte nun den beiden Herren, dass ich durch einen Expressen den Gouverneur von dem Vorfalle benachrichtigen wolle, aber doch zuvor mich selbst zu überzeugen wünsche, ob ich mit meinen Arbeitern den Schooner nicht vielleicht noch retten könne, die Offiziere hatten dagegen nichts einzuwenden, und fuhren wir sogleich im Schiffsboote nach der Bank.

---

*) Die Kapitäns der kolonialen Dampfboote und Schooner stehen im Range weit unter den Seeoffizieren der Flotte, sind meistens alte Steuermänner der Kauffahrteiflotte und nicht sehr erbaut, wenn sie einen Seeoffizier an Bord haben müssen. Obgleich sie beinahe immer kerngesund sind und ein rothes frisches Aussehen haben, so sind Krankheiten in solchen Fällen leicht möglich.

Diese ragte wohl zwei Fuss hoch übers Wasser hervor, und auf ihrem höchsten Theile lag der umgeschlagene Curaçaonaar, voll Wasser. Nirgends war eine Beschädigung wahrzunehmen, die zur Annahme berechtigt hätte, dass das Schiff rettungslos verloren sei. Ich machte sogleich ein Zeichen am Rande des Wassers im Raume, und nach einer vollen halben Stunde, welche wir auf der Bank blieben, hatte das Wasser im Raume um keinen halben Zoll abgenommen, ein sicherer Beweis, dass sich noch kein Bruch oder Riss im Schiffe befand, und dass demselben noch recht gut zu helfen wäre.

Mein Entschluss war desshalb bald gefasst. — Ich theilte sogleich dem Gouverneur die Sache mit und bat ihn, das Dampfboot zu senden, das ich am Montag mit der Fluth erwarte; ich würde inzwischen Sorge tragen, auf jeder Seite des Schooners 10 grosse leere Fässer zu befestigen, und hoffe am Montag Morgen mit dieser Arbeit fertig zu sein, wo dann um 4 Uhr mit hoher Fluth das Dampfboot den Schooner ins Fahrwasser schleppen könne.

Aber es war zu spät, denn als zur bestimmten Zeit das Dampfboot kam, war der Schooner wirklich gebrochen, und der Kapitän des Dampfers hatte den Befehl des Gouverneurs, wenn der Schooner zu viel gelitten habe oder man ihn von der Bank nicht abbringen könne, das Wrak mir zum Kaufe anzubieten.

Ich übernahm das Ganze für fl. 500.

Die Seeoffiziere und die Matrosen des Curaçaonaars kehrten mit dem Dampfboote nach Paramaribo zurück, und die Aufnahme der Flussmündung blieb für spätere Zeiten den Franzosen überlassen.

Ich hatte nun wieder eine neue Arbeit, die mich und 4 Zimmerleute 6 Tage lang beschäftigte.

Es war der Abbruch des Wraks.

Maste, Taue und Segel verkaufte ich an französische Fahrzeuge, während das Kupferbeschläg in Holland mir mehr einbrachte, als der Schooner mich gekostet hatte. Das ganze Schiff, in Curaçao gebaut, war von Mahagoni, und wäre für Kunstschreiner von Werth gewesen, aber ich begnügte mich mit dem Kupfer, Anker und Ketten und liess den Rest versanden.

Unter Arbeiten aller Art flog die Zeit schnell dahin, und noch vor Ablauf des Jahres konnte ich dem Gouverneur den Plan zur neuen Kolonisation überreichen. — Die nöthigen Gebäude, als Wohnungen für die Beamten, Pfarrer und Arzt, nebst Kirche, waren nach meiner Erfahrung der Arbeit für Europäer und dem wohlfeilen Preise des Holzes am Maroni berechnet.

Die Hauptarbeit der Immigranten, der sie sich hauptsächlich zu widmen gehabt hätten, wäre die Kultur des Kakao gewesen, der einmal gepflanzt, die wenigste Arbeit verursacht.

Auf das Produkt des Kakaobaumes, der aber erst in 5 bis 6 Jahren eine bessere Ernte giebt, war das Unternehmen basirt. — Die Kolonisten hätten bei ihrer Ankunft jede Familie ein Haus, Vieh, Hühner, bepflanzten Garten und einen halben Hektar bereits

urbar gemachtes Land gefunden, im Ganzen aber 10 Hektar Land erhalten, das sie nach und nach anpflanzen und zur Weide anbringen mussten. Obwohl ihnen im ersten Jahre Lebensmittel verabreicht worden wären, so war doch angenommen, dass sie durch Anpflanzen von Erdfrüchten als Cassave, Batatten, Jams, Mais etc., durch Schweine-, Vieh- und Hühnerzucht im zweiten Jahre nebst dem Anpflanzen von Kakao bereits ihren Lebensunterhalt sich hätten verschaffen können. Ihre Kakaoäcker hätten sich bei zweckmässig vertheilter Arbeit jedes Jahr vergrössert und hätten im fünften Jahre soviel abgeworfen, dass am vorgeschossenen Kapital (als für Ueberfahrt, Häuser, Vieh, Anlage von Gärten etc.) hätte abbezahlt werden können, so dass der Vorschuss der Regierung innerhalb 10 Jahren zurück bezahlt worden wäre. — Für die Uebersiedlung und Einrichtung von 100 Familien hätte man etwa ein Kapital von fl. 250,000 nöthig gehabt.

Das Centrum oder der Hauptplatz der neuen Kolonisation wäre Albina gewesen. Hier der Beamte, Pfarrer, Arzt, Magazine, Hospital und Schule, und weil es der einzige Platz auf holländischem Ufer ist, wo Schiffe hart am Lande anlegen können, der Stapelplatz für die Ein- und Ausfuhr.

Diese 100 Familien, wovon jede vorerst 10 Hektar Landes bekommen sollte, hätten ihre Wohnplätze so gehabt, dass der äusserste nicht weiter als eine halbe Stunde vom Hauptplatze entfernt gewesen wäre.

Der überreichte Plan wurde vom Gouverneur der Beurtheilung einer Kommission überwiesen, die ihn, mit einigen Abänderungen, billigte und dem Minister empfahl.

Schon längst war die deutsche Kommission entbunden, nachdem sie in der Kolonisationsfrage ein günstiges Urtheil abgegeben hatte. Eines der Mitglieder aber, ein Herr N. aus Ostpreussen, hatte dem Minister einen Plan vorgelegt, um eine Kolonisation mit Europäern am oberen Para einzuleiten, wenn ihm nämlich die Regierung den nervus rerum, das Geld, dazu vorschiessen wolle.

Dass durch den Tod des Herrn B. mir nun alle Mittel benommen waren, das Unternehmen auf Albina fortzusetzen, wusste Herr N. recht gut; auch begriff er, dass die Regierung lieber eine Sache unterstütze, von der bewiesen war, dass die Hauptschwierigkeit in Tropenländern, nämlich schlechter Gesundheitszustand, nicht hinderlich sei, als ein neues Unternehmen in einem ganz andern Theile der Kolonie zu befördern, wo die Meinung von einem günstigen Gesundheitszustande blos theoretisch vorliege.

Nun war ich in Folge des mit Herrn B. eingegangenen Kontraktes bei unserem Unternehmen wie im Gewinne, so im Verluste für die Hälfte betheiligt, und dieser solle sich, wie man mir schrieb, auf beinahe fl. 100,000 belaufen haben.

Freilich war bei Verlusten nicht mir die Schuld zuzumessen, denn der Verkauf des Holzes war meine Sache nicht, ebenso wenig,

dass ich Monate lang vergeblich arbeiten liess. Genug, ich war den Erben die Hälfte der bei dem Unternehmen verlorenen Summe schuldig, und obgleich ich ihnen die Hoffnungen, die mir der Gouverneur gemacht hatte, sogleich mittheilte, so schienen sie dieselbe zu ignoriren oder nicht an sie zu glauben.

Sie ergriffen also den Vorschlag des Herrn N. mit Freuden, ihm ihren Theil an dem Etablissement Albina abzutreten, im Falle er mit der Unterstützung, die er von dem Ministerium zu erhalten hoffte, sie entschädigen könne.

Was nun meine Hälfte betraf, so wurde bestimmt, dass im Falle ich meine Schuld an die Erben nicht bezahlen könne, und das schien sicher, ich dann meinen Antheil an Albina an Herrn N. abzutreten habe gegen Lösung jeder weiteren Verpflichtung. Um mich aber nicht ganz hülflos zu lassen und mit meiner Frau vor die Thüre zu setzen, erbot sich Herr N. mich auf ein Jahr als Gehülfe zu engagiren und zwar mit einem Gehalte von fl. 1200.

Diese Nachricht war mir wie ein Donnerschlag.

Obgleich mir das Unternehmen zahllose Sorgen und Widerwärtigkeiten gemacht hatte, und ich sehnlichst wünschte, dieser enthoben zu sein, so kam es mir doch nie in den Sinn, dass ich Albina verlassen müsse, einen Platz, den ich unter tausend Entbehrungen und Schwierigkeiten aller Art geschaffen hatte.

Der Gouverneur, dem ich die Absicht der Betheiligten in Amsterdam mittheilte, beruhigte mich aber.

Dieser brave und wohlwollende Mann, dem ich, wie dem edeln Baron van Raders, stets ein dankbares Herz bewahren werde, kannte genau meine Lage, meine Ausdauer und meinen redlichen Willen.

Noch hatte er keinen Beschluss des Ministers über den von mir übergebenen Kolonisationsplan, aber er zweifelte keineswegs, dass wenn die Zustimmung erfolge, die Regierung nicht den Herrn N., sondern mich mit der Ausführung beauftragen werde. — Ich hatte den Erben die gleiche Summe wie Herr N. nämlich fl. 25,000 angeboten, nun mussten sie abwarten, wem die Regierung den Vorzug gäbe.

Dieser Regierungsbeschluss fiel denn auch zu meinen Gunsten aus, indem ich unterm 27. August 1857 von der niederländischen Regierung mit der neuen Kolonisation beauftragt wurde und zwar ganz nach dem von mir dem Gouvernement übergebenen und durch dieses der Regierung anempfohlenen Plane.

Das französische Gouvernement hatte, seitdem ich und später Monte-Cattini auf dem holländischen Ufer uns angesiedelt hatten, stets ein wachsames Auge auf unsere Unternehmungen, und schon im Jahr 1852, als die französische Deportation nach Cayenne begonnen hatte, schlug Herr Sarda Gariga, der damalige Gouverneur von französisch Guiana, den Maroni zum Deportationsplatze vor, wiewohl das Entfliehen der Verbannten aus diesem Grenzflusse viel schwieriger zu verhüten war, als in den östlicher gelegenen kleineren

Flüssen; desshalb hatte man wahrscheinlich von diesem Plane abgesehen; doch suchte das Gouvernement die Einwohner der Kolonie zu ermuthigen, sich auf dem rechten Ufer des Flusses niederzulassen, um auch einigen Einfluss auf die die obern Länder des Maroni bewohnenden freien Negerstämme zu bekommen, obwohl diese, aus Surinam stammend, blos dem holländischen Gouvernement unterworfen waren, wie denn auch der Kommandant von Maroni in seinen amtlichen Briefen an mich als von den Buschnegern, „sousmis à la Hollande“ sprach.

Ausser dem Korsen D. und meinem Freunde J., der aber seine Rechnung nicht fand, hatten sich im Jahr 1855 noch die Gebrüder Bar aus Nantes auf einer Insel dicht am französischen Ufer und 7 Stunden von der Mündung entfernt angesiedelt. Es waren gebildete, äusserst sparsam und einsiedlerisch lebende Leute, die zuerst eine Kaffeepflanzung und da diese nicht gedeihen wollte, eine Rokoupflanzung angelegt hatten, wozu sie Koolis in Dienst nahmen. Obwohl ihre Erwartungen zu sanguinisch gewesen sein mögen, so finden sie doch ein ehrenhaftes Bestehen.

Besondere Aufmerksamkeit aber schenkte das französische Gouvernement meinem Unternehmen.

Die Kolonisationsversuche im vergangenen Jahrhundert haben Cayenne einen traurigen Namen gemacht. Auch die neueren an dem benachbarten Mana hatten ein klägliches Ende genommen, um so mehr war man desshalb neugierig, welchen Erfolg mein Unternehmen haben würde, bei dem ja alles fehlte, wofür bei den französischen Versuchen aufs beste gesorgt gewesen war. Mehrere Male besuchten mich auf ihren Reisen nach Mana Offiziere und höhere Beamte, und von der Gesundheit, Arbeit und Ordnung auf Albina wurde in französischen Zeitungen stets im Superlativ lobend gesprochen.

Auch der Gouverneur des französischen Guiana, Admiral Baudin, kam einige Male nach dem Maroni, um sich selbst von den näheren Umständen meiner Niederlassung zu unterrichten.

Es kam, ohne dass jemand das Mindeste geahnt hätte, am 27. August 1857, an demselben Tage, an welchem der König der Niederlande die neue Kolonisation auf Albina befahl, das Dampfboot Oyapok und der Schooner Ile d'Eks mit 30 Forçats und 20 afrikanischen Arbeitern nebst Kommandanten, Arzt, Priester, Verwalter, Schreiber, Gensdarmen und Soldaten, um auf dem Platze, den Jules J. vor wenigen Wochen verlassen hatte, und der gerade 2200 Meter über dem Flusse von Albina entfernt liegt, eine Strafkolonie (Penitencier) aufzurichten.

J. bekam eine Entschädigung für sein Häuschen, das nun dem Kommandanten, Priester und Arzt zur provisorischen Wohnung diente.

Schnell wurden für die Leute Hütten errichtet, mit Palmblättern gedeckt und die Wände mit Goletten beflochten, so dass in

wenigen Tagen alles unter Dach und eingerichtet war. Eine ungemeine Thätigkeit entfaltete sich nun. Bäume wurden gefällt, Wege abgesteckt und angelegt, Hütten und Magazine gebaut, die später durch bessere Gebäude ersetzt werden sollten.

Auf dem Albina gegenüberliegenden Indianerdorfe, wo sich der Associé Monte-Cattinis bei den Arowakenindianern eingebürgert hatte, wurde Wald gefällt, um Zuckerfelder anzulegen, und Vorbereitungen getroffen, später eine Sägemühle aufzurichten.

Ich leistete der neuen Unternehmung bereitwillig alle Hülfe, stellte ihr meine Fahrzeuge zur Verfügung bis sie die nöthigen aus Cayenne erhalten haben würde, und liess den französischen Bäcker sein Brod in meinem Ofen backen, bis ein solcher auf der neuen Niederlassung errichtet war. — Von nun an fand eine ununterbrochene Verbindung mit Cayenne statt, Schooner und Dampfboote brachten neue Transporte und wurde die Niederlassung zu Ehren des Gouverneurs St. Laurent genannt.

Wenige Wochen nach der Gründung dieses ersten Penitenciers besuchte der Admiral Albina, und gab mir die Versicherung, dass ich von der gefährlichen Nachbarschaft durchaus nichts zu leiden haben werde, indem man blos die Elite der Spitzbuben nach dem Maroni bringe. Er bot mir freie Fahrt nach Surinam oder Cayenne mit allen Gouvernementsdampfbooten oder Schoonern an, ebenso ärztliche Hülfe für mich und die Meinen, kurz Vortheile, die ich in meiner isolirten Lage nie genossen hatte, und die mir auch unser Gouvernement nie gewähren konnte.

Diese gefährliche Nachbarschaft, blos eine kleine halbe Stunde von Albina enfernt und durch den Strom davon getrennt, war für mich nicht ohne Besorgnisse, denn in der ersten Zeit kam es manchmal vor, dass die Forçats, verführt durch die Nähe des holländischen Ufers, auf dem sie frei zu sein meinten, entweder auf leichten Stücken Holz sich herübertreiben liessen, oder auch wohl herüberschwammen.

Ich musste diese gefährlichen Kerls bei mir dulden, da ich sie nicht ausliefern konnte, weil allein der Behörde in Paramaribo das Recht zustand, zu untersuchen, ob die Flüchtlinge politische Deportirte oder Angehörige der Bagnos waren. Wegen meiner Niederlassung allein konnte der Gouverneur keinen Militärposten auf Albina anlegen, und doch war mir der Schutz und die Hülfe der französischen Beamten gegen ihre eigenen Spitzbuben versagt, aber weder mündliche noch schriftliche Bitten konnten den holländischen Gouverneur bestimmen, mir dem Beamten andere, als die früheren Instruktionen zu geben. Doch fand man endlich einen Ausweg, denn der Gouvernements-Sekretär mein Chef schrieb mir, dass der Beamte durchaus nicht von seinen Instruktionen abweichen dürfe, dabei aber der Eigenthümer von Albina selbst wissen müsse, was er im Interesse seiner eigenen Sicherheit für nöthig erachte.

Das wusste ich denn auch, und die unlieben Besuche hörten auf.

Das einsame Leben auf Albina bekam nun durch meine fröhlichen Nachbarn grosse Abwechslung. Offiziere, Beamte, Gensdarmen und Soldaten besuchten mich fast täglich und kauften bei mir was sie nöthig hatten, so dass ich es mir angelegen sein liess, mein Geschäft immer mehr, so weit es meine Mittel zuliessen, auszubreiten.

Auf dem neuen Penitencier St. Laurent war auch der Gesundheitszustand in der ersten Zeit sehr befriedigend, doch kam er dem des holländischen Ufers nicht gleich, denn die Seebrise von Nord und Nordost streicht, ehe sie Albina berührt, über die grosse 1 ¼ Stunden lange Wasserfläche des Stromes und wird desshalb von allen Miasmen gesäubert, während eben diese Winde meist über Sümpfe und Waldungen ziehen und deren Ausdünstungen St. Laurent zuführen.

Immer ist bei grossen Strömen in Guiana und im gleichmässigen Passatwind das westliche Ufer gesünder als das östliche, und so war auch Groningen am Saramacca als sehr gesund bekannt, während bei der unglücklichen Kolonisationsprobe im Jahr 1845 das gegenüberliegende Ufer das Grab so vieler Europäer wurde.

Der Plan der französischen Regierung war, sämmtliche Forçats, die in verschiedenen Distrikten der Kolonie kleinere Penitenciers bildeten, nach und nach am Maroni unterzubringen, wo an gut unterhaltenen Wegen jeder Sträfling einen Grundbesitz, vorerst von zwei Hektar erhalten sollte, die er mit Zuckerrohr, Kaffee und verschiedenen Erdfrüchten zu bepflanzen gehabt hätte.

Auf jeder dieser Concessionen hatte der Eigenthümer ein Haus von 10 Meter Länge zu bauen, das, die Wände mit Fachwerk ausgefüllt, das Dach mit Schindeln bedeckt, eine gute und gesunde Wohnung gab. Die Lebensmittel, welche man den Deportirten verabreichte, bestanden täglich aus 750 Gramm gutem Brode, 150 Gramm Speck oder 250 Gramm gesalzenem Fleisch, 15 Gramm Schmalz (Saindoux) 120 Gramm Erbsen, Bohnen oder dergleichen, 3 bis 4 mal wöchentlich frisches Ochsenfleisch — von Ochsen, welche durch eigene Schiffe vom Orinocko oder Amazonenfluss angeführt wurden, und täglich eine Ration Zuckerbranntwein (Tafia) oder nach Umständen auch Wein.

Die Verwaltung war auf St. Laurent, wo Magazine, Hospital, Kirche etc. sich befanden. Die Concessionäre, welche wegen guten Betragens zuerst Ländereien erhielten, wurden so lange mit Lebensmitteln unterstützt, bis ihre Länder ertragsfähig waren, und sie sich selbst unterhalten konnten. — Das Hospital, vorerst nur eine elende Hütte, wurde später durch gute solide Gebäude ersetzt und kam unter die Leitung eines Arztes 1. Klasse. Zur Krankenpflege wurden die guten Schwestern von St. Paul de Chartres berufen, während zwei Jesuitenväter das Seelenheil der Transportirten übernahmen.

Seit dem Austheilen der Geschenke an die Aukaner-Buschneger waren wieder beinahe acht Jahre verflossen, und obgleich ihnen seit dem Jahre 1856 zugestanden worden war, ohne jegliche Kontrole nach den Pflanzungen und der Stadt zu kommen, so hatten

sie doch wieder das Gouvernement angesprochen, ihnen die Geschenke zu verabfolgen. Man hatte sie aber darauf aufmerksam gemacht, wie leicht es ihnen jetzt sei durch Arbeit auf den Pflanzungen und Holzhandel Geld zu verdienen, was früher, da sie nur in beschränkter Zahl nach der bewohnten Kolonie kommen durften, viel schwerer als jezt gewesen sei.

Schon lange war es der Wunsch der Regierung gewesen, diese so unabhängigen und im grassesten Götzendienste lebenden Neger zu civilisiren und ihnen die christliche Religion beizubringen. Aber ausser einigen Saramaccaner und Becu Musinga Buschnegern hatten die Moravischen Brüder noch keine dieser freien Stämme bekehren können; auch waren am Maroni wenigstens nie Versuche dazu gemacht worden.

So erhielt ich denn im Oktober den Auftrag, zu den Buschnegern nach Auka zu gehen und sie im Namen des Gouverneurs zu befragen, ob sie geneigt wären, einen Missionair unter sich aufzunehmen, der sie im Christenthum unterrichte. Zugleich bekam ich die Weisung, das Grossoberhaupt zu veranlassen, ein jährliches Geschenk in Geld oder vielmehr Salair zu erbitten, womit man der lästigen Geschenke enthoben gewesen wäre. Es gehörte kein feiner Diplomat dazu, denn zu einem solchen hätte ich nie getaugt, um den zweiten Auftrag (ich kannte ja meine Pappenheimer) zur Zufriedenheit des Gouvernements auszuführen.

Ich nahm also meine kleine Corjal, brachte über meinem Sitzplatze an 2 leichten Stäben einen mit grüner Leinwand überzogenen Rahmen an, um mir zum Schutze gegen die senkrecht stehende Sonne zu dienen, packte meine Siebensachen als Proviant, einige Kleidungsstücke, Hängematte, Pflanzenpresse u. s. w. zusammen, miethete drei kräftige Indianer und fuhr am 2. November 1857 dem mir unbekannten Süden zu.

Ein guter Wind brachte uns bald an den Siparawinikreek, wo ein brasilianischer Indian Rinaldo sich angesiedelt hatte. Wir brachten bei ihm die Nacht zu, die kälteste, welche ich je in Guiana erlebt habe, denn der Thermometer hatte blos 17° Réaumur.

Da die Ufer des Maroni viel höher sind als die der andern Ströme, so ist die Vegetation viel kräftiger und meistens die des Hochlandes, und sehr verschieden von den Mangroveufern oder den Pina- und Mauritienwaldungen, die die Cottica und andere Ströme des Landes viele Meilen landeinwärts besäumen.

Schon bei Albina, also fünf Stunden von der See, wird das Land hügelig, während in Surinam die erste Erhöhung des Bodens, und da nur ganz vereinzelt, bei der verlassenen Pflanzung Rac à Rac, also elf Stunden vom Meere sichtbar wird.

Da der Fluss eine Menge Inseln von verschiedener Form und Grösse hat, so bietet er, abgesehen von einer stärkeren und prächtigeren Vegetation als in den niederen Ländern der Kolonie, eine viel grössere Abwechslung, obgleich man das Pittoreske oder Wild-

romantische, das man in Brasilien oder in andern Tropenländern bewundert, wo Kultur den Urzustand verdrängt, oder nackte Gebirge mit reichem Pflanzenwuchse abwechseln, hier nicht findet. Es sind eben immer dieselben Ufer, bewachsen mit Bäumen, Palmen, Gesträuchen und Schlingpflanzen, die meistens unmittelbar im Wasser wurzeln, oder deren Zweige von demselben bespült werden; dieselbe Vegetation, deren verschiedene Formen von Blättern, Nuancen von Grün, Verschiedenheit und Pracht von Blumen das Auge entzücken, aber durch die Gleichförmigkeit des Totaleindruckes nach wochen- und monatelangem Reisen denn doch ermüden.

Es findet sich am Maroni nicht der von der Meeresfluth überschwemmte Boden der andern Flüsse Surinams, den dort die Holländer bei Anlegung ihrer Pflanzungen so trefflich zu benutzen wussten.

Der Fluss kommt aus Südsüdwest und strömt bei dem Indianerdorf Magrli, etwa 8 Stunden vom Meere entfernt, zwischen mehreren grossen und kleinen Inseln hindurch, die alle dichtbewaldet und unbewohnt sind. Auf der grösseren dieser Inseln wohnen die Gebrüder Bar, von denen ich bereits sprach.

Gegenüber dieser Insel, die bei den Franzosen Ile Portal heisst, befindet sich auf holländischer Seite, und ganz nahe am Land ein runder, etwa 20 Meter im Umkreise haltender Felsen, der bei hoher Meeresfluth beinahe ganz überschwemmt ist. Als wir an diesem Felsen vorbeifuhren, und ich ihn in meiner Karte verzeichnete, frug ich meine Indianer wie er heisse; man sagte mir Timehri. — Nun nennen die Karaiben ein Tuch mit gedruckter Zeichnung ebenso und auch der mit eingegrabenen Figuren bedeckte Felsen den Schomburgh am Correntin besuchte, hiess Timehri, so dass dieses Wort alles künstlich Gezeichnete oder Gedruckte zu bedeuten scheint. Als ich mich nach der Ursache des dem Felsen gegebenen Namens erkundigte, hörte ich zu meinem Erstaunen, dass auf jenem Felsen allerlei eingehauene Figuren wären.

Sofort liess ich umkehren, und fand, da die Meeresfluth erst aufkam, die Figuren sogleich, nämlich drei etwa vier Fuss hohe tanzende menschliche Gestalten, blos durch Striche angegeben und zwei bis drei Millimeter tief in den Granit eingegraben, nebst mehreren runden, etwa dreissig Centimeter im Durchmesser haltenden vier Centimeter tiefen, schaalenförmigen Vertiefungen, die vielleicht früher zum Zerreiben irgend einer Substanz gedient haben mögen, aber sonderbarer Weise nicht horizontal, sondern meistens schief in den Felsen eingehauen sind, wodurch es schwierig ist, ihren Zweck zu errathen. Solche Vertiefungen finden sich auch an den Felsen bei St. Laurent, die die Franzosen la roche bleue nennen. Ich hielt sie immer für Wirkungen des Wassers, sie sind aber ebenso gut wie die Figuren Erzeugnisse der menschlichen Arbeit, und, wie Indianer Schomburgh versicherten, durch anhaltendes Reiben mit Quarz hervorgebracht.

Obgleich mir nicht bekannt ist, ob ähnliche Hieroglyphen in andern Theilen Surinams vorkommen, so versichern mich Franzosen, dass sie auch beim Mont d'Argent am Aprouac zu finden sind.

Ohne Zweifel bestehen noch viele, ohne dass man sie beachtet, denn man muss lange hinsehen, ehe man die Zeichnungen erkennt.

Oberhalb dieses Felsens ist ebenfalls auf holländischer Seite die grosse Insel Blakerebo, an deren südlichem Ende ein Indianerdorf liegt. Eine Reihe kleinerer Inseln sind in der Mitte des wohl 20 Minuten breiten Stromes, der besonders in den Trockenzeiten voller Sandbänke ist, so dass grössere Boote nur an der französischen Seite fahren können.

Eine halbe Stunde unterhalb des Siparawini liegt eine hohe Insel Guidala, auf der sich mehrere Familien aus Para in Brasilien, entwichene Farbige und Neger angesiedelt haben. Das fränzösische Gouvernement ernannte zu ihrem Chef einen brasilianischen Neger Bastien.

Diese Leute leben in etwas besseren Hütten als unsere Indianer, pflanzen Maniok und bereiten denselben zu Couac oder Tapioca; in den Trockenzeiten beschäftigen sie sich hauptsächlich mit dem Fange des Majoran, oder Geelbakker, der an der Mündung sehr häufig vorkommt, dessen Fleisch sie in der Luft trocknen und ebenso wie die Schwimmblase in Cayenne verkaufen.

Sie sind katholisch, sprechen portugiesisch und negerfranzösisch und haben eine eigene Hütte zur Kapelle eingerichtet, worin manchmal ein französischer Priester, wenn ihn sein Weg vorbeiführt, die Messe liest.

Diesen Gottesdienst ausgenommen, der ihnen einen sehr oberflächlichen Firniss gegeben hat, sind sie ebenso uncivilisirt und wo möglich noch abergläubischer als unsere Indianer, doch halten sie viel auf Putz und Kleidung.

Am Morgen des 3. Novembers verliessen wir Rinaldo, mit dem ich besonders gut bekannt war, weil er mir mehrere Manati gebracht hatte, und kamen schon um 10 Uhr zum Fall von Armina und an den verlassenen Posten.

Bis hieher war ich schon häufig gekommen, jetzt aber kam ich in ein mir ganz unbekanntes Land. Eine gute Stunde oberhalb Armina mündet auf holländischer Seite ein grosser Kreek „Merian" in den Fluss. Mehrere Inseln und zwei Stromschnellen ziehen sich vom holländischen nach dem französischen Ufer. In der Nähe dieses Kreek wollten die Indianer in einem Sumpfe, der zur jetzigen Jahreszeit beinahe ausgetrocknet sein musste, Fische zum Abendessen holen. Wir befestigten unsere Corjal und zogen in westlicher Richtung durch den Wald, bis wir nach 10 Minuten an einen etwa 100 Fuss langen und halb so breiten Tümpel kamen, in dem Wasser, oder vielmehr ein flüssiger Schlamm zu kochen schien, denn überall sprudelte es. Es waren aber nur Fische, und zwar eine ganz unglaubliche Menge Loko-Loko, — kleine aalartige Fische, während wir

auch einige Warappa erwischten. Bis um die Mitte des Leibes mussten wir in diesem Brei herum patschen, bis wir einen Korb voll hatten. Den schwarzgrauen Schleim der an uns hing, konnten wir erst im Flusse abwaschen, und ich wie die Indianer, denn ich war ganz nackt und trug meine Kleider an einem Stock, sahen wie Neger aus. Am Südende der Insel Tschinaibao schlugen wir unser Nachtlager auf und lebten herrlich von den aalfetten Fischen.

Am andern Morgen hatten wir zur Linken die sehr lange Insel Seriatango, bei welcher der Fluss beinahe zwei Stunden lang und frei von Inseln aus Südsüdwesten kommt, um dann eine grosse Bucht zu bilden, die voller Inseln, Stromschnellen und Bänken unter dem Namen Bonidoro bekannt ist.

Das Wasser ist meistens überall sehr seicht, so dass wir ausstiegen, und die Indianer die Corjal zogen. In dem seichten, keine 6 Zoll tiefen Wasser schwammen mehrere grosse Rochen, scheussliche, olivenfarbige Thiere, mit runden schwarzen Punkten, leopardenartig gefleckt. Sie waren 2½ Fuss breit und ebenso lang. Ihr Schwanz hat eine Länge von 8 bis 9 Zoll, auf dem ein vier Zoll langer und zwei kleinere mit Widerhaken versehene Stacheln sitzen, mit denen der Fisch gefährlich verwunden kann. Bamu schoss zwei enorm grosse, aber sie schwammen mit dem Pfeile davon und der eine gerade auf mich zu, so dass ich über Hals und Kopf der Corjal zueilte.

Nur mit der grössten Vorsicht bemächtigten sich ihrer die Indianer, denn jahrelange Leiden und manchmal selbst den Tod zieht eine Verwundung durch den Fisch nach sich.

Schon unterhalb Armina und jetzt auf allen Felsen im Strome zeigt sich die wohlriechende Guiava, Psidium aromaticum, die eine kleine kaum essbare Frucht trägt und in allen oberen Flüssen Guianas vorkommt, während ein weisses stachlichtes Solanum die Ufer besäumt. Man sollte nicht glauben, dass auf den dürren Granitfelsen, die in den Trockenzeiten aus dem Flussbett hervorstehen, noch etwas wachsen könnte, ohne von den glühenden Sonnenstrahlen vertrocknet zu werden, aber kaum, dass sie vom Wasser, das nur Spuren von Schlamm zurückgelassen hat, nicht mehr überspült werden, als schon ein kleines Pflänzchen sich darin entwickelt und mit einem Teppich von weissen Blümchen denselben bedeckt. Schwärme von wilden Bienen finden darin ihre Nahrung. In den Felsenlöchern oder in Wassertümpeln, die von Felsen eingeschlossen sind, findet man die sonderbaren Panzerwelse, die hier in andern Specien, aber ebenso zahlreich als am Meeresufer vorkommen. Schwärzlich von Farbe mit Panzern oder Stacheln bedeckt, werden sie selten über einen Fuss lang und verstecken sich blitzschnell in den Felsenlöchern, sobald sie Unrath wittern.

Auf den Klippen im Flusse nistet unter Guiavasträuchern oder Felsenblöcken ein Ziegenmelker, der hier seine zwei rothbraunen Eier ausbrütet. Im Monat November sind seine Jungen beinahe

ausgewachsen, und wenn die ersten Regen fallen und die Flüsse anschwellen, so vertauschen Junge und Alte ihre Standquartiere auf den Inseln wieder mit dem Walde am Ufer.

Die Felsenspalten dienen ebenso einer Menge von Fledermäusen zum Aufenthalt, die dicht gedrängt an einander sitzen, ungeachtet der Backofenhitze, welche die von der Sonne erwärmten Felsenspalten von sich geben. Auch sie werden von dem anschwellenden Gewässer verjagt und suchen dann ihre alten Schlupfwinkel in hohlen Bäumen oder unter den breiten Blättern der Heliconien auf.

In den Wasserfällen und Stromschnellen wächst die Lacis mit ihren rothen ährenförmigen Blüthen. Die stachlichten, lederartigen Blätter wachsen in die Steine hinein und bedecken dieselben, was den Transport der Corjalen über die Felsen sehr erleichtert und die Reibung verhindert.

Wo diese Pflanze in Menge wächst, findet sich der schmackhafte Paku, ein grosser breiter Serrosalmo, der schwärzlich von Farbe ist und bei 15 Pfund schwer wird. Man schiesst den Paku mit Pfeilen, wenn er gegen den Strom schwimmt, was meistens in grossen Zügen geschieht.

Von Bonidoro zieht sich der Fluss wieder in südlicher Richtung wohl zwei Stunden lang ohne Fall und Stromschnelle hin; blos einige Inseln liegen in der Mitte, und auf holländischer Seite ist die Mündung des Paramaccakreek, an dessen Innern schon seit vielen Jahren von Plantagen weggelaufene Sklaven sich angesiedelt haben und den in der Tempatikreek arbeitenden Buschnegern behülflich sind, Holz für die Pflanzungen zu schlagen.

Im Westen dehnen sich bei einer Entfernung von 1 bis 1 ½ Stunden mehrere hohe Bergrücken aus, die 1200 bis 1500 Fuss hoch zu sein scheinen, an deren westlichen Abhängen die Comowini entspringt. — Die Indianer nennen diese Berge Anoso.

Eine Stunde oberhalb der Paramaccakreek verengen einige Hügel das Flussbett so, dass es hier höchstens 500 – 600 Fuss breit sein kann; es erweitert sich aber bald wieder zu einer breiten Wasserfläche, aus welcher vier schöne Inseln sich erheben. Auf der zweiten schlugen wir unser drittes Nachtlager auf.

Von hier aus beschreibt der Strom einen grossen Bogen nach Südosten. Wir erreichten um Mittag die Weremeremuinsel, die ganz in der Nähe der untern Pedrosungufälle liegt; der Strom bildet hier eine grosse Bucht von vielleicht zwei Stunden Breite, und zahllose Inseln, Bänke und Felsenblöcke erfüllen sein Bett. An der holländischen Seite sind anhaltende Fälle von 3 bis 7 Fuss Höhe, am französischen Ufer aber, längs welchem wir fuhren, ist eine wohl zwei Stunden lang anhaltende Stromschnelle, gegen welche hinauf zu pagaien die Indianer kaum Meister wurden. Zahllose Inseln, zwischen denen das Wasser der Stromschnellen durchbrauste, liessen wir rechts liegen, links war eine Art natürliches Wehr, das oben einen schönen Wasserspiegel zeigte, in dem theilweise Schilf und Nymphaen zu

sehen waren. — Dieses Wehr war 6 bis 8 Fuss hoch. Die Stromschnelle, in der wir fuhren, bildete genau einen Halbkreis, der von Südost sich zuletzt ganz nach Westen hinzog, an ihrem obern Ende formten diese Stromschnellen einige kleine Fälle von 2 bis 3 Fuss Höhe, über die die Corjal mit leichter Mühe hinzuziehen war, worauf wir uns plötzlich in ein stilles Bassin versetzt sahen. Ich glaube, dass die Höhe der Pedrosungufälle wohl 50 Fuss betragen kann.

Eine halbe Stunde weiter schlugen wir unser Nachtlager auf einer Insel auf, und ich meinte mich in die obere Cottica versetzt, da wo bei der Pflanzung Groot Marseille die verschiedenen Arme der Cottica die Inseln bilden, hinter welchen die Pflanzungen Peru und Montresor liegen. Hier war keine Spur von Berg, Fels noch Bänken, alles lag tief unter uns, und kaum hörte man das Brausen der Pedrosungufälle, die auf der holländischen Seite die Fahrt so gefährlich machen.

Aber die Fahrt in diesem stillen Wasser dauerte nicht lange, denn nach kaum einstündigem Fahren kamen wir am andern Morgen wieder in ein Labyrinth von Felsblöcken von 6—8 Fuss Höhe, die sich alle in einem Winkel von etwa 45° nach Westen neigten und so einen höchst sonderbaren Anblick gewährten.

Wiederum folgten Schnellen auf Schnellen, und wir sahen blos das holländische bergige Ufer, während das französische hinter unzähligen Inseln verborgen lag, und erst nachdem man die Fälle von Gunschuttu passirt hatte, waren wieder beide Ufer des Maroni, der hier wohl eine Stunde Breite haben konnte, zu erkennen.

Sie bildeten ein grosses Bassin mit wenigen Inseln aber um so mehr Sandbänken. Auf dem französischen Ufer zeigte sich ein dichtbewaldetes wohl 2000 Fuss hohes Gebirg, während auf holländischer Seite und beinahe gegenüber ein weniger hoher aber steiler Berg sich erhob.

Wir passirten auf dem linken Ufer die bedeutende Jokakreek und schliefen auf einer Strominsel in der Nähe der wohl 10 Fuss hohen Manbarifälle. — Wir lebten hier herrlich und in Freuden, denn ausser einer grossen Bowise (crax alector) die sehr fett war, hatten die Indianer einen grossen Haimura und drei Zitteraale geschossen, so dass wir noch genug für den andern Tag übrig hatten.

Das ganze Inselchen, auf dem wir in einer neuen von den Buschnegern erst vor kurzer Zeit errichteten Hütte die Nacht zubrachten, hatte kaum 100 Fuss im Umkreis, war durchaus bewaldet, und waren alle Bäume umschlungen und überzogen mit einer Passiflora, die erst oberhalb Armina vorkommt, hier aber äusserst üppig wuchs, und in Tausenden von Blumen herabhing. Die Blume war sehr gross, weiss, die Krone oder Pistillen aber goldgelb, und verbreiteten einen lieblichen Geruch, der aber in der Nähe etwas ekelerregendes hatte; die Blumen waren in der Morgensonne umschwärmt von Kolibris, Bienen und Schmetterlingen und gewährten einen wunderbar herrlichen Anblick.

Jetzt näherten wir uns, am 7. November, in anhaltenden Stromschnellen, wo wir den 10 Fuss hohen Manbari und den 6 Fuss hohen Singadedefall zu passiren hatten, dem grössten, dem Poligudufall.

Bei den beiden vorhergehenden war ich über die Felsen geklettert, während die Indianer beim ersten kleine Kaskaden benützten und die Corjal über die schlüpfrigen Blätter der Lacis zogen, — beim zweiten aber ihre Hängemattetaue auseinander banden und an denselben die Corjal über den Fall hinaufzogen.

Der Poligudufall aber stürzt etwa 18 Fuss hoch herab, und da die Indianer keinen Weg durch die Masse Klippen und kleiner Inselchen auf den Scheitel des Falles kannten, so wurde die Ladung herausgenommen und die Felsen herauf geschafft und dann zuletzt auch die Corjal.

Solange die Indianer mit dieser Arbeit beschäftigt waren, blieb ich unterhalb des Falles und sah mit Erstaunen, wie durch die Kraft des fallenden Wassers ganze kesselförmige, fusstiefe und fussbreite Löcher in dem harten Gestein ausgehöhlt waren, in kleinerem Massstabe, aber gerade so wie die aus der Eiszeit herrührenden Löcher im jardin des glaçes in Luzern. Eine Masse kleiner Steine lagen in jedem Loche und waren durch die immerwährende wirbelnde Bewegung des Wassers ganz rund und glatt geschliffen. Alle Felsen, so hoch sie in der Regenzeit vom Wasser bespült werden, waren mit einer schwarzglänzenden Glasur überzogen, die Schomburgh ebenfalls am obern Essequibo fand, und die er Braunstein-Oxid nennt.

Noch vor 12 Uhr waren wir im Tapanahoni, einem schönen etwa 300 Fuss breiten Flusse, an dessen rechtem Ufer eine Viertelstunde aufwärts das Dorf Poligudou liegt.

Das Dorf, hundert Schritte vom Flusse entfernt, besteht aus vielleicht 40 elenden Hütten, in denen die Nachkommen jener schwarzen Soldaten wohnen, die im Jahre 1805 ihre Offiziere und die weisse Besatzung der Posten Oranjebo und Armina ermordet hatten und hieher ihre Zuflucht nahmen.

Von ihnen selbst war blos noch einer übrig, der aber bei der Flucht noch im Knabenalter gewesen sein muss. Die Bevölkerung des Dorfes besteht aus höchstens 40 Seelen, worunter nicht mehr als 6—8 arbeitsfähige Männer sind.

Wohl der fünfte Theil der Einwohner leidet an der Lepra oder dem Aussatz, der entsetzlichsten aller Krankheiten, für die kein Heilmittel besteht. Die Hütten sind aus viereckig behauenen Pfosten verfertigt und mit den Blättern der Comu-Palme gedeckt, haben ein mit Palmlatten beschlagenes Kämmerchen, worin die Familie schläft, während der vordere Raum der Hütte, der von allen Seiten offen ist, den Tag über zum Aufenthalt und zur Küche dient; derselbe, ohne Fussboden oder Bretter, ist stets reinlich gefegt, Töpfe, Teller, Kalebassen sind gut gewaschen, und im Umkreis der Hütte ist alles nett und pünktlich. — Eine Menge kleiner Häuser enthalten die Fetische, hölzerne Puppen mit einer weissen Erde, pimba, bestrichen,

Garnituren trockener Grashalme, Töpfe mit Wasser, in denen Algen oder sonst geheimnissvolle Kräuter bewahrt werden. — Stets sieht man Wäsche zum Trocknen aufgehangen, und ist ein Kleidungsstück verschossen und unscheinbar, so wird es mit einem Absud von Indigo, der wild um die Hütten wächst, wieder gefärbt.

Im Dorfe fand ich vier kleine metallene Kanonen, welche die entflohenen Negersoldaten vom Posten Armina mitgenommen hatten, und die natürlich für sie ganz nutzlos waren. — Vergeblich bot ich für jede derselben ein doppelläufiges Jagdgewehr; sie wollten sich aber nicht von den Trophäen ihrer Voreltern trennen.

Ich wurde von allen Seiten angebettelt und beeilte mich, nach dem zunächst liegenden Dorfe des Buschneger-Kapitäns Makosso zu kommen.

Dieses Dorf, Guidappu, liegt ebenfalls auf dem rechten Ufer und eine kleine halbe Stunde weiter den Fluss hinauf, in der Nähe einer unbedeutenden Stromschnelle, die sich über den ganzen Fluss erstreckt. Es mag ungefähr 120 Bewohner haben; die Hütten sind ganz auf dieselbe Weise gebaut, wie die der Poligudou-Neger. Das Dorf stand in einem Walde von Apfelsinen-Bäumen, deren köstliche Früchte den Boden bedeckten und nutzlos verfaulten.

Da ich, während meine Indianer ihr Essen kochten, in der Nähe des Dorfes mich nach Schmetterlingen umsah, bemerkte ich in einem kleinen Häuschen, ganz nahe dem Flüsschen, eine Frau, die mich inständig bat, ihr nicht nahe zu kommen, denn sie sei für ein paar Tage unrein. Sie sass in ihrer Hängematte, hatte Kochgeschirre und Essen bei sich und führte also ein ganzes Einsiedlerleben. — Ich hörte nachher, dass alle Buschnegerweiber sich in der Zeit ihrer Katamenien von Jedermann zurückziehen müssten und als Unreine betrachtet würden.

Da das Dorf vielleicht 120 Bewohner hatte, so waren auch hier viel mehr Fetischhäuschen als bei den Poligudu-Negern, und scheint es, dass jede Familie ihren besonderen Götzen hat. Aus Holz geschnitzte Säbel, Urnen, Götzenbilder waren alle mit jener weissen Pfeifenerde beschmiert, die ganz in der Nähe des Poligoududorfes zu finden ist. — Von den Hunden, welche wie alle Buschnegerhunde klapperdürr sind, hatte jeder seinen Obia um den Hals hängen, damit er bei der Jagd Glück haben möge. Diese Obias bestanden aus Käfer, Hörner, Schnecken, Knöchelchen, verziert mit einigen Vogelfedern und mit weissem Baumwollenfaden um ein ovales Stückchen Holz befestigt. Auch die Bäume trugen an den Zweigen Schildkrötenschalen, Stücke von Termitennestern oder getrocknete Eidechsen, um ihre Fruchtbarkeit zu befördern.

Ich wurde mit viel Höflichkeit empfangen; der Kapitän Makosso, den ich schon seit langer Zeit kannte, hatte eine grosse Narbe über den Schädel und desshalb theilweise einen Kahlkopf. Er habe die Wunde im Kampf mit einem Tiger erhalten, den er nur leicht verwundet habe; das wüthende Thier habe ihn, den hilflos Daliegenden,

schon halb skalpirt, als es glücklicher Weise von einem andern Buschneger getödtet wurde. Makosso gab mir zwei starke Jungens, um mich nach dem Dorfe des Granmans zu bringen, und versprach am andern Morgen selbst dahin zu kommen, um dem Gruttu beizuwohnen.

Oberhalb Guidappu (der Strom kam fast immer aus Südwesten), kamen wir durch eine Menge Inseln und bei anbrechender Dämmerung nach dem ebenfalls auf einer Insel gelegenen Dorf Manlobi, wo mir der Kapitän Jaki eine Hütte zum Schlafen einräumte und mich mit vielem unnützen Geschwätze belästigte. Ueberall bekam ich Apfelsinen zum Geschenke, deren Hunderte unter den Bäumen verfaulten, aber immer verlangte man ein Gegengeschenk von Tabak, Pulver, Hagel etc. Am Morgen machte ich mich auf den Weg und wir kamen an verschiedenen Dörfern vorbei, die beinahe alle auf Inseln gelegen waren, und wovon das Dorf Sali oder Clementi das bedeutendste war und vielleicht 120 bis 150 Einwohner zählen mochte, — alle übrigen bestanden blos aus einzelnen Hütten, oder waren ganz verlassen. Wir hatten keine Fälle und nur wenig Stromschnellen zu passiren. Gegen 10 Uhr aber kamen wir durch eine Menge grösserer und kleinerer Inseln in eine Art natürlichen Kanales, wo ein Theil des Flusses, dessen linkes Ufer man nicht sehen konnte, in einem sehr tiefen Bett eingezwängt, mit rasender Schnelligkeit dahinströmte. Oberhalb dieses Kanales auf dem linken Ufer lag das Dorf Sangsumangsama, und einen Büchsenschuss weiter auf dem rechten Ufer und unmittelbar unter den Granhollofällen das Dorf Picket, die Residenz der früheren Posthalter.

Obgleich man mich bat hier zu bleiben, bis man, wie es üblich war, den Granman von meiner Ankunft benachrichtigt hätte, so setzte ich es doch durch, dass zwei ältere Neger und ein Busch-Kapitän (Vice-Kapitän) mich sogleich über den Fall brachten.

Das Wasser stürzt in einem Halbkreis in drei Fällen, die durch zwei grosse, dichtbewaldete Inseln getheilt werden, kaskadenförmig und in einer Ausdehnung und Länge von vielleicht einer starken Viertelstunde herab; die Wassermenge war nicht sehr bedeutend, denn es war das Ende der grossen Trockenzeit. In der Regenzeit aber, wo ich ihn leider nie sah, muss der Fall einen herrlichen Anblick gewähren, und alle Verbindung zu Wasser mit dem obern Lande hört dann wohl auf.

Der auf der Seite des Dorfes Piket und etwas oberhalb desselben gelegene Fall stürzt aus der Höhe von 15 bis 20 Fuss herab, wir aber benutzten den Mittelweg, und während ich über die Felsen kletterte, zogen die Indianer meine und die Buschneger ihre Corjal, wobei sie jeden grösseren Fall von manchmal 2 bis 10 Fuss zu umgehen wussten, nach oben, wozu etwa $^3/_4$ Stunde nöthig gewesen sein mögen.

Oben auf dem Scheitel des Falles angekommen, sah ich auf enorm grossen Felsblöcken einen vielleicht 7 Fuss hohen ovalförmig abgerundeten Stein oben auf einem andern grossen Felsblock liegen, wie

wenn er von einer riesigen Macht da hinauf gesetzt worden wäre. Das war der Gado, der Gott, oder das Wintihedde, bei dem nun geopfert werden musste.

Ich überliess dieses Geschäft dem Kapitän, der etwas von meinem Dram nahm, die Felsen besprengte und in einem äusserst kläglichen Ton dem Gott dankte, dass er dem Blanken, (bakera) der in keiner bösen Absicht gekommen, so weit geholfen habe, über die Fälle des Buschnegerlandes zu kommen, auch demüthig bat, besagten bakera wieder glücklich seine Heimat erreichen zu lassen; von diesem Standpunkte auf der Höhe des Falles sah man, dass wir wenigstens 80 Fuss höher standen als das Dorf Piket, denn ich sah hoch über einen grossen Seidenwollenbaum hin, der unten am Ufer stand und gewiss diese Höhe haben mochte.

Mit einiger Vorsicht und bei Benützung der eigenthümlichen kleinen Kanäle sind dergleichen Fälle in den Trockenzeiten viel weniger schwierig zu passieren als man denkt, und die lederartigen Blätter der Lacis die alle Felsen überziehen, verhindern dass die Corjalen sich an den Steinen reiben. Die Gegend ist hier öde und traurig; entwurzelte Bäume, die in den Regenzeiten zwischen denselben hängen geblieben, versperren oft den Weg, selbst der Wald ist auf den Felsen klein und spärlich, denn das fruchtbare Erdreich ist durch die Gewalt des Wassers hinweggespült.

Oberhalb des Falles kamen wir erst recht in ein Chaos von Inseln, die eine, beinahe eine Stunde lange, von Südwesten kommende Bucht ausfüllen. Von den beiden Ufern war nichts zu sehen, bis man später wieder in den freien ruhigen Strom kommt, der dann ohne Inseln ist und 1000 Fuss breit sein kann: durch zahllose, dichtbewaldete Inseln, Klippen, Stromschnellen und Sandbänke führte jetzt der Weg im Zickzack nach allen Himmelsgegenden, so dass ich kaum nach dem Compasse die verschiedenen kleinen Wendungen nachzuzeichnen vermochte. Endlich gelangten wir in ein kleines, nur etwa 150 Fuss breites und eben so langes Bassin und befanden uns am Dorfe des Gross-Oberhauptes „Drie tabbetjes“ drei Inseln genannt.

Es war ein unbedeutendes Dorf von kaum 50 Einwohnern, aber der schwarze Chef hatte eine nette neuerbaute Hütte, vor der an einem Pfahle die holländische Flagge schlaff herab hieng; die Arme konnte auf diesem verlorenen Posten seiner Niederländischen Majestät nicht lustig wehen wie ihre Schwestern im freien Ocean, denn nie und wenn selbst ein Orkan durch die Waldungen gestürmt hätte, konnte ein Luftstrom sich in dieses Felsennest verirren.

Ich fand den alten Beiman in seiner Haustenue, nemlich sein Lendentuch ausgenommen, nackt, und bat ihn auch, als er Miene machte einen Schlafrock anzuziehen, diess gefälligst zu unterlassen, da ich ebenfalls nicht gesonnen sei mich in anderer als meiner gewöhnlichen Toilette zu zeigen, nemlich in leinenen Hosen und farbigem Hemd.

Während er nun sein Essen kochte, wozu ich ihm, da er mir seine Noth, weder Fisch noch Fleisch dazu zu haben klagte, aus meinem Vorrath ein Stück Speck in den Topf steckte, fand ich, denn wir waren ganz allein, die beste Gelegenheit, mit ihm über einen Punkt meiner Sendung zu sprechen, von dem ich zum Voraus wusste, dass er mir auch ohne diplomatische Schlauheit gelingen werde, nemlich die Aufmunterung an ihn das Gouvernement um eine Besoldung zu bitten. Ich bedauerte zunächst, dass ein Mann von seinem Rang und Alter nicht einmal Switti moffo, das heisst Fleisch, Fisch, Speck, oder dergleichen Zuspeise zu seinem Essen habe, und meinte, dass das Gouvernement ihm wohl etwas zulegen könne, da ja jeder Buschneger-Kapitain, wenn er nach Paramaribo käme, immer mit Salz, Reis, Speck oder dergleichen beschenkt würde, und da der Gouverneur ihm ja persönlich so wohl wolle, würde ich an seiner Statt demselben meine Noth klagen, wodurch er sich vielleicht bestimmen liesse, ihm einen Jahresgehalt auszusetzen. Es käme, meinte ich, nur auf den Versuch an, und ich wolle gerne das meinige thun, dem Gouverneur die Sache im rechten Lichte darzustellen; ob dieser sich bewegen lasse wisse ich freilich nicht. Das fand alsobald geneigtes Gehör, denn obgleich die Buschneger bei allen Anträgen der Blanken Misstrauen hegen und sie in Berathung ziehen, so werden, wie überall in der Welt, Geschenke stets angenommen, und noch am selbigen Abend schrieb ich in negerenglischer Sprache die Bittschrift des schwarzen an den weissen Gouverneur, und unterzeichnete ersterer mit einem grossen Kreuz, wobei ich ihm die Hand führte, seinen Namen. Er bekam denn auch sogleich ein jährliches Salair von 300 fl. das, als er fünf Jahre darauf starb, auf seinen Nachfolger übergieng.

Der erste Theil meiner Sendung war damit erledigt; dass der zweite zu keinem Resultate führen würde, wusste ich zum Voraus.

Während der Granman seine Untergebenen entbieten liess, auf den 10. November bei ihm zusammen zu kommen, wo ich dann der Versammlung den Wunsch der Regierung wegen der Aufnahme eines Missionärs unter ihnen vortragen wollte, besuchte ich mit meinen Indianern einige der benachbarten Dörfer worin überall dieselbe Armuth herrschte. Selten sah man hier einen tadellos gesunden Menschen, dagegen Kinder mit Geschwüren bedeckt, Erwachsene, denen man die Lepra schon auf 10 Schritte weit ansehen konnte u. s. w. Kranken, die am Fieber oder sonst etwas litten und um Dressi (Medizin) bettelten, begegnete man in jedem Dorfe; nur Kranke und Schwache schienen zu Hause geblieben, die Gesunden aber im Wald, auf der Jagd oder am Cottica zu sein.

Ich besuchte noch den Justizminister oder Fiscal, der in einer armseligen Hütte ganz allein wohnte; der Mann dauerte mich, denn er war steinalt, und hatte nicht einmal eine wollene Decke, die ich ihm versprach und auch später sandte. Sein bedeutendes Amt musste er leider honorär bekleiden.

Auf den oberen Dörfern fand ich, dass ausser den Fetischhäuschen auch noch gewissen Pflanzen eine Verehrung gezollt wurde. So fiel mir besonders eine grosse, über drei Fuss hohe tillandria auf, welche über und über mit Stacheln von 3 Zoll Länge bedeckt war und neben einem Götzenbilde wuchs, dessen Augen aus den rothen Bohnen der Erythrinen bestanden, und über welches ein Bogen von rothblühenden Banhinien gezogen war.

Am 10. November wurde dann ohne weitere Vorbereitung das Palaver abgehalten. Der Granman im Schlafrocke, mit silbernem Halsschild oder Ringkragen, den Generalshut mit Federn auf dem Kopfe und neben sich den Stock mit grossem silbernem Knopfe, worauf, wie auf dem Halsschild, das holländische Wappen prangte, ich im leichten Nankingröckchen, das ich express zur Feierlichkeit mitgebracht hatte; die sechs bis acht Kapitäne in ganz beliebiger Toilette, nur mit dem Zeichen ihrer Würde, dem silbernen Ringkragen und dem Stocke, waren in der Hütte und ausserhalb derselben gelagert, wo sie eben Platz fanden; auch andere Neger, Weiber und Kinder hatten sich eingefunden, so dass bei 50 Personen dem Gruttu beiwohnten.

Ich benacbrichtigte jetzt die Versammlung, dass der Gouverneur wünsche sie aus dem Zustand des Heidenthums zu ziehen und sie zu civilisirten Menschen zu machen, wodurch sie auch für sich ein angenehmeres Leben gewinnen, und ihre Sitten denen der Weissen ähnlicher werden würden; ich sagte ihnen, dass wenn sie einen Missionär unter sich aufzunehmen geneigt seien, dieser in Auka eine Schule errichten und ihre Kinder lehren werde. Allein wie schon häufig vorher, hatten sie auch dieses Mal keine Lust dazu.

Sie meinten, der Christengott sei ganz recht für die Blanken, allein sie halten sich an das, was ihre Mütter geglaubt haben, und müssten unfehlbar der Rache ihrer Götter verfallen, wenn sie das Christenthum annähmen. Ueberdiess habe ihre Granmama (nemlich die Negerin, aus deren Stamm der Granman gewählt werden muss), das ganze Land mit dem Fluche belegt, wenn je ihre Nachkommen sich zum Christenthum bekehren würden. Allein einen Beamten wollten sie wieder haben, und der Gouverneur habe Unrecht, mir zu erlauben, dass ich am unteren Maroni wohne und nicht bei ihnen, da ich doch von ihnen besoldet sei, (You njam wi monni) nemlich aus der Kasse des Departements der sogenannten inländischen Bevölkerung; auch gebe es bei ihnen ebenso schöne Schmetterlinge. Besonders jetzt, seitdem die Franzosen sich auf dem rechten Ufer des Flusses angesiedelt hätten, wollten sie einen Beamten haben, weil sie den Franzosen nicht trauten. Sie wollten aber ein für allemal keinen Missionär, weder einen protestantischen noch einen katholischen, hätten zwar nichts dagegen, wenn ein solcher sie besuche, nur dürfe er sich nicht schmeicheln, dass man auf seine Lehren hören werde.

Ich erklärte ihnen jetzt auch lachend, dass es mir für meinen Theil ganz gleichgültig sei, ob sie Heiden blieben oder Christen werden würden, denn mein persönliches Interesse bestehe nur darin, von ihnen gutes Holz zu bekommen. Aber den Blanken würde ich bewundern und bemitleiden, der in einer solchen sacca sacca contré (elenden Wohnplatze) sein Leben zubringen würde, sei es als Lehrer oder Beamter, und dass, wenn mir der Gouverneur einen Haufen Gold so gross wie unsere Hütte anböte, nur zehn Jahre lang bei ihnen zu wohnen, ich dieses Gold ablehnen würde, denn ein Platz wie das Dorf des Granman, so versteckt hinter Fällen, Felsen, Inseln und Wald, sei für einen Pingo (wildes Schwein) noch zu schlecht, geschweige für einen Blanken.

Die letzte Bemerkung war gewissermassen ein Kompliment, das ich ihnen machte, denn sie bilden sich viel darauf ein, ihre Dörfer auf unzugänglichen Plätzen errichtet zu haben.

So war der Gruttu, welcher blos eine Stunde dauerte und eigentlich nichts als eine Unterhaltung war, auf die ruhigste Weise verlaufen.

Nach meiner Meinung wäre es der nutzloseste und unsinnigste Schritt, eine Mission in Auka zu errichten, und eine wahre Geldvergeudung. Da die gesammte Bevölkerung von Auka höchstens 700 Köpfe zählt und in 30 bis 40 Dörfern oder Hütten zerstreut meist auf Strominseln wohnt, so wäre der Missionär, wenn er auch seinen Wohnsitz im grössten Dorfe nähme, doch von allen andern abgeschlossen und könnte seine Filialen nur im Kahne besuchen, was für einen Europäer, und besonders für Jemand der sich mit Gottes Wort abgiebt, eine schwierige und ermüdende Reiseart ist, abgesehen davon, dass er nicht jederzeit die zum Rudern erforderlichen Leute bekommen kann, und wenn ihm dieses auch möglich ist, sie jedenfalls bezahlen muss. Die Kost- und Getreidefelder der Buschneger sind immer auf dem festen Lande, zuweilen stundenweit vom Wohnorte entfernt, und die Familien verweilen, namentlich zur Saat und Ernte, oft Monate lang dort, während ihre heimatlichen Hütten im Dorfe leer stehen und vom Unkraut überwuchert werden. Ein Theil der männlichen Bevölkerung ist beständig abwesend auf den Pflanzungen, wo sie sich oft Jahre lang aufhalten, am Cottica oder untern Maroni, wo sie Holz schlagen, oder bei den Indianern des Innern, von denen sie Hunde eintauschen und diese wieder zum Verkauf nach den Pflanzungen bringen, oder sie gehen zu den Boninegern; kurzum alle Buschneger ziehen ein unstätes Nomaden-, ein vagirendes Zigeunerleben einer festen, ruhigen Existenz vor.

Der Missionär müsste daher ein Reiseprediger und beständig unterwegs sein und seine Pfarrkinder in ihren zeitweiligen Wohnsitzen aufsuchen, denn diese kämen gewiss nicht zu ihm.

Vielleicht fände er einige Zöglinge, welche er im Lesen und Schreiben unterrichten, und durch welche er für die Zukunft wirken könnte, aber selbst dieses ist unsicher.

Mehr Vertrauen und einen entgegenkommenderen Wirkungskreis würde ein Arzt gewinnen, welcher denselben bei ihren manchfaltigen Gebrechen und Krankheiten helfen könnte. Allein wo würde sich hiezu Jemand finden?

Würden die Buschneger einwilligen, ihre so unzugängliche Heimath am Tapanahoni mit Wohnplätzen auf dem so fruchtbaren Lande in der Nähe von Armina zu vertauschen und hier in grösseren Dörfern und mehr bei einander zu leben, dann wäre es angelegt, durch Missionäre für ihre geistige und leibliche Wohlfahrt zu sorgen, und sie auf diesem Wege allmählich einer Civilisation entgegen zu führen, deren erste Grundlage in nützlicher und dauernder Beschäftigung, zuerst im Landbau bestehen muss. Haben sie auf ihren Hang zum Nomadenleben verzichtet, können sie durch Anpflanzung und vortheilhafte Verwerthung irgend eines Produktes an eine behagliche, sesshafte Lebensweise gewöhnt werden, dann kann auch das Christenthum unter ihnen Wurzel schlagen, aber auf eine andere Weise schwerlich.

Was die mährischen Brüder unter zwei andern, der Stadt viel näher gelegenen Stämmen seither auszurichten vermocht haben, ist von geringer Bedeutung, obwohl die Saramacca- und Becu-Musinganeger bei weitem nicht solche Vagabunden sind, als die Aukaner.

Am 11. November verliess ich den Granman, übernachtete auf Manlobi und langte am Mittag im Dorfe der Poligudu an, von wo ich am nämlichen Tage einen Abstecher nach der Lava machte.

Dieser aus Osten kommende Fluss schien auf den ersten Anblick kleiner zu sein als der Tapanahoni; eine grosse Insel, welche man für festes Land halten könnte, liegt im Falle und mehrere kleine am rechten Ufer.

In der Nähe des Falles sind noch einige Stromschnellen, aber ausserdem ist der Fluss ohne Felsen und strömt ruhig dahin, so dass wir nach einer kleinen Stunde das südliche Ende der Insel erreicht hatten und uns nun in einem schönen, breiten Fahrwasser befanden, wo der Fluss genau aus Süden kam und die doppelte Breite des Tapanahoni hatte. Trotz der Paar Inseln die in demselben lagen, hatte man doch eine Fernsicht von einigen Stunden. Der östliche Arm, welcher die Insel umfloss, war noch viel breiter als der, welchen wir befahren hatten, und floss ruhig wie ein Spiegel nach Nordwest. Da meine Indianer denselben nicht kannten, so trieb mich die Neugier, auch diesen Arm zu untersuchen, und wir fuhren eine gute halbe Stunde im spiegelglatten Fahrwasser dahin, geriethen aber plötzlich in eine Anzahl Inselchen und Stromschnellen hinein, zwischen denen Fälle von 3 bis 6 Fuss Höhe tosten, welche den weit beträchtlicheren Fall der Lava bilden, deren Gewässer unterhalb des Poligudufalls in den Maroni münden, aber nicht bemerkbar sind, weil sie durch Inseln verdeckt werden. Es war bei 6 Uhr Abends, als wir dieses Felsenlabyrinth erreichten, und wären wir auch über diese Fälle hinuntergekommen, so hätten wir doch den Singadede

und Poligudu bei Nacht nicht passiren können. Wir kehrten daher um und wählten unser Nachtlager auf dem Südende der Insel.

Den andern Morgen verliessen wir Poligudu. — Der Granman hatte zwei erfahrene Neger geschickt, um mich über die Singadede- und Manbarifälle hinweg zu bringen. Ich trug Bedenken, bei dem ersten, der über eine Höhe von ungefähr 8 bis 9 Fuss schief hinunterstürzt, im Boote zu bleiben und wollte lieber über die Felsen des Falles hinabklettern, allein die Neger versicherten mich, dass gar keine Gefahr dabei sei, und so blieb ich sitzen, kann aber nicht behaupten, dass mir sehr behaglich zu Muthe war, als wir auf dem Scheitel des Falles trieben, und ich neben und unter mir nur tosendes Wasser und Stromschnellen sah und im brausenden Schwall pfeilschnell hinunterfuhr. Einer der Buschneger und Araiumanali sassen am Steuer, Bama und ein anderer am Bug, der eine den rechten, der andere den linken Fuss in Bereitschaft, um falls wir gegen die Felsen gedrängt würden, sogleich durch einen Stoss mit dem Fusse die Corjal ins richtige Fahrwasser bringen zu können. Wir glitten aber ohne allen Unfall hinunter und gelangten bald in ruhiges Wasser. Nun hatten wir noch den Manbari zu passiren, wo das Wasser beinahe senkrecht herabfällt. Bei diesem aber vertraute ich mich nicht dem Kahne an, sondern kletterte an den Felsen herunter und setzte mich erst unten wieder in die Corjal.

Hier verliessen mich die Buschneger, Bokko der Aeltere, und ein Buschneger von etwa 20 Jahren, welchen ich Biggi moffo, Grossmaul, getauft hatte. — Biggi moffo lachte immer und hatte einen Mund wie ein Haifischrachen voll wunderschöner Zähne. Ich beschenkte sie mit Speck und Bakkeljauw, und sie kehrten auf einem Fussweg nach dem Poligudufall zurück. Jetzt war ich wieder mit meinen Indianern allein, und brachten wir die Nacht in der mit weissen Passifloren bekränzten Insel zu.

Am Morgen aber fühlte ich mich matt und unwohl, ein heftiger Kopfschmerz peinigte mich um so mehr, als das kleine Zeltdach meines Kahnes mir nur dürftigen Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewährte. Todtmüde und krank traf ich am Abend auf dem Eiland Anoso ein. — Alles was ich ass, musste ich augenblicklich erbrechen, und als wir am Morgen weiterfuhren, war ich nicht mehr im Stande mich aufrecht zu halten und musste mich in die Corjal legen, gegen die Sonne geschützt durch das Zeltdach, das ich abgenommen und über meinen Kopf gelegt hatte, um nur nicht direkt den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt zu sein. So erreichten wir schon bei Dunkelheit die kleine Switti Cassabe-Insel unterhalb des Arminafalles, wo wir einige Stunden bis zum Mondaufgang schliefen, und von wo aus wir am 16. November Mittags wieder auf Albina eintrafen.

Kaum war ich bei den Meinigen, so befiel mich ein Gallenfieber, bei dem ich 36 Stunden lang bewusstlos lag. Als der erste Anfall etwas nachgelassen hatte, und ich wieder zur Besinnung

kam, sah ich den Pére Jardinier und den Arzt aus St. Laurent bei mir im Zimmer.

Ich war so schwach, dass ich kaum zu reden vermochte. Der Doktor, ein ganz junger Mann, reichte mir ein Glas, worin wenigstens 10 Gramm Chinin sich befanden, welche ich sogleich einnehmen sollte. Da ich noch nie eine so grosse Dosis einem Kranken hatte reichen sehen, so weigerte ich mich sie auf einmal zu schlucken, aber der junge Arzt versicherte mich, dass nur diess mir helfen könne, weil ich, falls ein zweiter Fieberanfall sich einstelle, wahrscheinlich verloren sein würde.

So schluckte ich denn die ganze Portion, mit Wasser und einigen Tropfen Citronensaft vermengt, hinunter, und die einzige Folge war ein furchtbares Ohrensausen: aber das Fieber kam nicht wieder, und schon am dritten Tage darnach zeichnete ich meine Karte, welche ich dem Rapport an meinen Chef beilegte. Diese Karte hatte ich von Armina aus auf der vierzehntägigen Reise blos nach Compass und Taschenuhr entworfen, und sie blieb bis zum Jahre 1861, wo die Topographen im Auftrage der Regierung den Strom regelrecht aufnahmen, ohne Zweifel die beste, welche vom Maroni existirt, und in ihren Contouren eben so genau und ausführlicher wie die der Commission, welche mit ihren grösseren Booten die verschiedenen Passagen nicht so befahren konnte, wie ich in meiner kleinen Corjal gethan hatte, während die geographischen Länge- und Breite-Grade auf der Karte der Topographen mittelst astronomischer Beobachtungen bestimmt sind, was bei meiner Kartenskizze nicht der Fall sein konnte. Nach wenigen Tagen hatte ich wieder meine volle Gesundheit erlangt.

Kaum vierzehn Tage, nachdem ich von dieser Reise zurückgekommen war, erhielt ich den Besuch des katholischen Priesters Neu aus Mana. Er war Elsässer und sprach das Deutsche in der ganzen Reinheit des Elsässer Dialekts. — Der Bischof von Cayenne hatte ihm erlaubt, das Christenthum unter den Buschnegern zu verkündigen. Ein kleines Boot, worin sich ausser der nöthigen Wäsche, Hausaltar, Kruzifix und Gebetbüchern nichts befand, als ein grosser Pagal (Korb) mit Couac und eine Kiste Bakkeljauw trug ein Zeltdach, unter welchem der glaubenseifrige Missionär nicht viel besser sass als ich in dem meinigen. Obwohl er kein Wort negerenglisch verstand, in welcher Sprache er sich mit den Negern verständigen musste, war er doch voll Begeisterung für sein Vorhaben, schien die Unbekanntschaft mit der Sprache nur als eine Nebensache zu betrachten und rechnete bei seinem schwierigen Unternehmen unverkennbar auf übernatürlichen Beistand. Ich suchte ihm, da er mich um Rath und Belehrung anging, sein Vornehmen auszureden, aber er liess sich nicht entmuthigen, und um ihn nicht ganz auf die allfällige höhere Eingebung anzuweisen, denn es war noch lange bis Pfingsten, erbot ich mich, ihm ein Neues Testament und ein Wörterbuch in negerenglischer Sprache zu geben, was er gerne annahm. Nachdem ich

ihm Anweisung für seine Reise nach Auka gegeben hatte, rieth ich ihm nochmals ganz offen ab, da er ebensowenig ausrichten würde als ich; aber Neu nahm keinen Rath an, vertraute auf Gott und seine gute Sache und fuhr mit seinen drei Mananegern zu den Buschnegern.

Dort angekommen, schickte er sogleich seine eigenen Neger zurück und blieb ganz allein auf dem Dorfe Guidappu. Er glaubte sich den Rückweg abgeschnitten zu haben, begann sogleich französisch zu predigen und las die betreffenden Bibeltexte aus dem negerenglischen Evangelium vor. Inzwischen lebte er von seinem Couac und Bakkeljauw, bis der Granman, welchen dieser wunderliche Heilige in nicht geringe Unruhe versetzte, ihn nach St. Laurent zurückbringen liess.

In seinem Rapport an Monseigneur Dossat, den apostolischen Präfekten in Cayenne, dessen Inhalt mir später ein Freund in Mana mittheilte, hat Herr Neu den Misserfolg seiner Reise mir dem „protestant enragé“ zur Last gelegt, wogegen ich mich wieder beim Bischof schriftlich verwahrte.

Diese misslungene kirchliche Expedition lieferte reichlichen Stoff zur Erheiterung der spottlustigen Offiziere von St. Laurent, welchen an diesem so abgelegenen Orte jeder noch so unbedeutende Gegenstand oder Vorfall zur Erheiterung und Belustigung diente. Sie beweist aber auch, was für eifrige und aufopfernde Diener die katholische Kirche unter ihren Streitern zählt.

Diesen Priester Neu, den ich trotz seiner einseitigen Bildung wegen seines festen Glaubens und Eifers aufrichtig bewundere, sah ich viele Jahre später, obwohl er von heftigen Fiebern geschüttelt in seiner offenen Corjal lag, nur um die Frühmesse in dem 12 Stunden entfernten Mana halten zu können, bei heftigen Regenschauern von St. Laurent abfahren. — Ebenso sah ich später, als die Jesuiten bereits das französische Guiana verlassen hatten, in der Kirche von St. Laurent den père Lestrat die Messe halten. Im höchsten Grade der Schwindsucht hatte der früher so stattliche Mann nicht einmal so viel Stimme mehr, dass man ihn in der so kleinen Kirche vernehmen konnte. Nach Beendigung der Messe sank er am Altar kraftlos zusammen und wurde ins Hospital gebracht. Wenige Wochen später starb er in Cayenne.

In späterer Zeit verbrachte père Krämer, ein anderer Elsässer, nachdem er die Busch- und Bonineger besucht hatte, zwei Monate bei den Paramaccanegern zu. Allein auch er richtete wenig aus und kehrte abgezehrt und fieberkrank nach seiner Diöcese Mana zurück. Alle diese Reisen waren ebenso vergeblich wie die meinigen, bei welchen ich auch pflichtschuldigst die übernommenen Aufträge vollzog, wenn auch nicht mit dem Eifer und der Energie jener Priester, und ohne mich in ascetischer Strenge nur auf den Genuss von Couac und Bakheljauw zu beschränken.

Im Gegentheile suchte ich immer das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und wenn ich auch keine Strapazen scheute,

so vernachlässigte ich auf meinen vielen Reisen keineswegs meine Küche. Nie durfte Kaffe fehlen, an dem auch meine Indianer Theil nahmen; von Fischen oder vom Wilde das sie schossen, erwählte ich für mich die besten Stücke, bereitete sie mit Butter, Zwiebeln und Knoblauch auf's schmackhafteste und vergass meistens das Tischgebet, das bei den Katholiken kurzweg mit dem Zeichen des Kreuzes, bei den mährischen Brüdern durch viel Gesang und Gebet, bei den übrigen Weltkindern der Kolonie aber durch den Genuss eines vaterländischen Genevers ersetzt wird.

Die holländische Kolonial-Regierung verzichtete nun auch darauf, die Buschneger zur Annahme eines Missionärs zu bewegen, und bekümmerte sich nicht weiter darum, auf welche Weise dieselben zu ihrer Seligkeit gelangen wollen.

Siebentes Kapitel.

Kaum einen Monat, nachdem das Penitencier St. Laurent angelegt war, erhielt ich den Beschluss Seiner Königlichen Majestät der Niederlande. Aber nun musste ich, ehe mir die nöthigen Gelder zur Vorbereitung der neuen Kolonisation verabreicht werden konnten, ein in gesetzlicher Form aufgestelltes Dokument dem Gouvernement vorlegen, dass nämlich die Erben des Herrn B. mir ihren Antheil (die Hälfte) übergeben und gegen Bezahlung einer stipulirten Geldsumme von allen Ansprüchen an mich absehen.

Neue Korrespondenz darüber, und nach monatelangem Warten den traurigen Bericht, dass Herr N. sich an den mit den Erben gemachten Kontrakt halte und davon nicht abweichen wolle.

Das war nun aber um so fataler, da ich eben Geld zum Weiterbetrieb und den Vorarbeiten nöthig hatte, und das Gouvernement mir keines geben konnte, so lange ich das verlangte Abstandsdokument nicht in Händen hatte.

Nun war ich wohl im Besitze von zwei Ladungen Holz, hartem und Ceder, und hatte mit einem Kaufmann in Paramaribo abgesprochen, ihm letzteres zu verkaufen. Diese Ladung sollte mit einem amerikanischen Schiffe „Pacific" abgeholt und nach Boston gebracht werden. Aber der Pacific, der aus Sparsamkeit keinen Lootsen mitgenommen hatte, lief auf dieselbe Bank, auf der vor einem Jahre der Curaçaonaar gestrandet war, verlor Anker und Kette und wurde so leck, dass er nur unter anhaltendem Pumpen und ohne die mindeste Ladung als dem nothdürftigen Ballast wieder nach Surinam zurückkehren und da reparirt werden konnte. Der Kapitän hatte seine junge Frau bei sich und gehörte, wie seine ganze Schiffsmannschaft, die alle in Boston

zu Hause waren, zur Temperance society und überdiess einer religiösen Sekte an, dem „Star of Bethlehem;“ — fünf bis sechs Mal täglich wurden eigene Psalmen gesungen, wobei jedes auf die Knie fiel, stets den andern den Rücken zukehrte, und wobei in allen Tonarten gebetet und gesungen wurde. Einen närrischeren Gottesdienst hatte ich nie gesehen, aber es hatte bald damit ein Ende, als das Schiff von der Bank los und nach Albina kam, um da die lecken Stellen so viel zu verstopfen, dass man es wagen konnte, nach Surinam zu fahren; denn kaum war das Schiff bei mir in Sicherheit, als die Mannschaft in St. Laurent sich die nöthige geistige Tröstung zu verschaffen wusste, womit Gebet und Gesang aufhörten. — Des langen Wartens müde, verliessen mich mit diesem Schiffe wieder drei Familien, um in Paramaribo ihr Unterkommen zu suchen, so dass ich Anfangs 1858 noch 6 Männer, 6 Weiber und 16 Kinder auf Albina hatte, zu deren Lohn, ausser den beträchtlichen Ausgaben für die Nahrung, ich monatlich fl. 210 gebrauchte.

Gleich nach dem Tode des Herrn K. war ich mit einem englischen Hause in Bridgetown auf der Insel Barbados in Korrespondenz getreten und hatte mit demselben Absprache genommen, ihm, sobald ich ein Schiff charteren könne, eine Ladung Holz zu bringen.

Kaum war der Pacific nach Paramaribo zurückgekehrt, so fand ich dort die Gelegenheit, ein anderes amerikanisches Schiff „Eagle“ zu charteren. — Dieses verliess Paramaribo im Februar, nahm einen Lootsen an, und da in dieser Zeit viel nördliche Winde wehen, so hatte es eine kurze Reise nach Albina.

In vierzehn Tagen war denn auch das Schiff beladen, und da mir ein Urlaub von einem Monat bewilligt worden war, so verliess ich Albina, um die Ladung, welche 6000 Kubik-Fuss betrug, selbst nach Barbados zu bringen.

Wir kamen, obgleich das Schiff 12 Fuss tief ging, an einem Samstag glücklich in See.

Der Kapitän, ein äusserst sorgloser Mann, hatte versäumt, die nöthigen Lebensmittel für die Reise in Paramaribo einzukaufen, indem er meinte, sich bei mir auf Albina damit versehen zu können. Ich hatte aber alles für mich und meine Leute selbst nöthig, und ausser etwas süssen Batatten, vier Hühnern und einem kleinen Schwein konnte ich nichts für die Reise mitnehmen. Der ganze Vorrath an Bord bestand aus 40 Pfund Mehl, einigen Krügen Melasse und Speck für 3 Tage; also bei genauester Eintheilung, mein Beigebrachtes mit inbegriffen, für kaum fünf Tage Lebensmittel.

Es blieb nun nichts zu thun übrig, als an der Mündung des Surinamflusses beim Feuerschiff zu ankern, das Boot nach Paramaribo zu senden und das Nöthige einkaufen zu lassen, ein Abstecher, der in 12 Stunden gemacht sein konnte. Ich schrieb den Brief an meinen Korrespondenten, die Lebensmittel sogleich zu besorgen, und der Kapitän liess ein Segel für's Boot fertig machen, denn am andern Morgen, gegen 7 oder 8 Uhr, meinte der Lootse, werden wir beim

Feuerschiff sein, wo er in dem kleinen Boote, das er bei sich hatte, das Schiff verlassen werde.

Wir hatten prächtiges Wetter und befanden uns bei schwachem Winde Abends 6 Uhr gegenüber der Wia Wiabank. — Als ich am andern Morgen aufs Verdeck kam, sah ich die Küste in kurzer Entfernung vor mir liegen, sie schien mir aber niedriger und näher zu sein, als die Gegend in der wir sein mussten, und wo ich so bekannt war, auch war weit und breit kein Feuerschiff zu sehen.

Der Lootse aber, dem ich meine Bemerkungen mittheilte, meinte, dass in weniger als einer Stunde wir an Braamspunt, der Ecke des Surinamflusses, sein und diesen Fluss offen vor uns haben würden. Und in der That, gegen 8 Uhr, öffnete sich das Land, aber es war nicht der Surinam, sondern die 6 geograph. Meilen weiter westlich liegende Saramacca, so dass wir also trotz Lootse und Wacht in der Nacht das Feuerschiff und die Mündung des Surinam passirt hatten.

Jetzt gab's Streit, Kapitän und Lootse fluchten um die Wette; ersterer bemerkte, der Lootse sei verpflichtet gewesen das Schiff bis an die Mündung des Surinam zu bringen, während dieser behauptete, dass, einmal ausser den Bänken des Maroni, sein Amt aufhöre und er blos Passagier sei; überdies beschuldigte er den Kapitän, dass weder er noch sein Bruder, der Steuermann, sich an der Wacht betheiligten, vielmehr die ganze Nacht durchgeschlafen hätten.

Der Streit drohte in Thätlichkeiten auszuarten, aber leider war der Sache dadurch nicht geholfen. Mit den wenigen Lebensmitteln durfte es der Kapitän nicht wagen, die 500 Meilen weite Reise zu unternehmen, und mit dem Boote durch die Saramacca nach Paramaribo zu gehen, hätte fünf bis sechs Tage in Anspruch genommen, in welcher Zeit wir wahrscheinlich in Barbados gewesen wären; auf den Pflanzungen der Saramacca war wenig zu bekommen, höchstens ein Schwein und Bananen, aber auch das nicht sicher.

Aufs Gerathewohl mit den wenigen Lebensmitteln so weit zu fahren, würde, wenn ihn seine Matrosen beim amerikanischen Konsul verklagt hätten, den Kapitän in eine Strafe von 1000 bis 2000 Dollar gebracht haben.

Er bat mich nun, (denn er schämte sich) mit seinen Matrosen zu sprechen und diesen den Vorschlag zu machen, mit den wenigen Lebensmitteln die Reise anzutreten, da wir ja doch in höchstens fünf bis sechs Tagen in Barbados sein würden. Bis zu dieser Zeit verpflichte sich der Kapitän, jedem Mann täglich an seiner Gage einen halben Dollar zuzulegen. Man war es zufrieden, ich setzte die Sache schriftlich auf, liess unterzeichnen, gab dem Lootsen Anweisung auf seine Bezahlung in Paramaribo, worauf er in seinem kleinen Boote dem Lande zusegelte, während der Eagle den Bug nach Nord-Nord-West wendete, und wir bald die Küste aus dem Gesicht verloren hatten.

Schon am Dienstag waren Speck, Hühner und das Schweinchen aufgegessen, so dass nichts übrig blieb als Batatten und Brot, unter

dessen Teig Melasse geknetet war; eine Kost, die nur ein Amerikaner essen kann. Als der Kapitän am Mittag die Sonnenhöhe aufnahm und nach seinem Chronometer den Abstand berechnete, meinte er, dass wir bei dem bisherigen Winde am andern Mittag die Insel zu Gesicht bekommen könnten.

Eine leichtsinnigere, sorglosere Wirthschaft hatte ich noch nie an Bord eines grösseren Schiffes gesehen; der Steuermann, ein Bruder des Kapitäns, war lungenleidend und nicht im Stande eine Wache zu thun; der Kapitän kam nur höchst selten des Nachts aufs Verdeck, und ausser dem Mann am Steuer war blos eine Wache im Bug. Ob diese aber da war, kann ich nicht sagen, denn niemand beaufsichtigte sie. Ausser im Compasshäuschen brannte weder Licht noch Laterne an Bord, und so war denn auch alles in süsser Ruh, als ich am Mittwoch Morgen gegen vier Uhr aufs Verdeck kam, um mich in der frischen Luft zu erholen. Ich liess mich mit dem Manne der am Steuer war, einem Provencalen, ins Gespräch ein, — wir waren froh, dass die Reise so glücklich abgelaufen war, und wir heute noch nach der hübschen Insel kommen würden. Als nach 5 Uhr der Tag zu grauen anfing, kam ein anderer ans Steuer, und der Provencale ging ins Vordertheil, um sich schlafen zu legen; eilig aber kam er zurück, mit dem Ausruf: „La terre, la terre est tout près. Ich eilte nun schnell nach dem Bug, und da lag auf vielleicht anderthalb Meilen Abstand Barbados vor uns, und man sah bereits aus der dunkeln Masse die Gebäude als weisse Punkte und auf dem Rande der Hügel die Umrisse der Windmühlen und Kokosbäume.

Alsbald weckte ich den Kapitän, der, schlaftrunken das Land betrachtend, erst ausrief, It is a cloud — aber dann schnell, „Indeed Barbados," folgen und sogleich mehr südlich steuern liess, um nicht auf den Needles, spitzige Felsen der Ostküste, zu stranden.

Ein grosses Glück für uns, dass wir nicht in der Nacht näher ans Land gekommen waren, denn vermuthlich hatte auch der Matrose, der die Aussicht im Bug halten sollte, geschlafen; da nun der Mann am Steuer vor den Segeln nichts sehen konnte, so wären wir wahrscheinlich auf diese needles gekommen und hätten Schiff und Ladung sicher und wohl auch das Leben verloren.

Je heller es wurde, desto mehr belebte sich die Scene: eine Menge Fischerboote waren beschäftigt, die bekannten fliegenden Häringe zu fangen, die um Barbados besonders gross und schmackhaft sind. Wir fuhren längs der Südküste und in einer Entfernung von kaum einer halben Stunde vom Lande. Zuckerfelder und Windmühlen, in denen das Rohr gemahlen wird, wechselten ab mit Waiden, belebt durch Vieh und Esel; kleine, von Kokosnüssen und Mangobäumen beschattete Dörfer lagen zerstreut und in der Nähe von den Fabrikgebäuden bald am Meeresufer, bald auf den Hügeln, und zierliche, im englisch-gothischen Style von weissem Stein gebaute Kirchen zogen wie ein Panorama an uns vorüber; Alles diesses war verbunden

mit prächtigen Wegen, auf denen mit Ochsen die Produkte transportirt werden; überall Leben und Geschäftigkeit; ja hätten die Kokos- und Königspalmen der Gegend nicht den eigenen tropischen Reiz verliehen, so hätte man meinen können, längs der englischen Küste im Kanal zu segeln. Ueberall bebautes Land, nirgends Wald; dieselben Felsenriffe von weisslicher Farbe, dort aus Kreide bestehend, hier aus Korallen. Aber wenn das Land sich auch der englischen Küste vergleichen lässt, unendlich schöner als im Kanal ist die See bei Barbados. Ein helles Himmelblau, ist sie von einer Klarheit, die die dunkelgrünen Gewässer des Kanals nie zeigen. Bei einer Tiefe von dreissig Fuss kann man jedes Steinchen, jeden Fisch am Boden sehen und die Tiefe belebt durch eine Fischfauna in den grellsten Farben und baroksten Gestalten.

Beim Leuchtthurme, der stockweise aus rothem und weissem Stein gebaut ist und an der Südküste sich vielleicht 200 Fuss über den Meeresspiegel erhebt, nahm der Kapitän einen Lootsen an, deren schon mehrere an Bord gekommen waren um ihre Dienste anzubieten. Jetzt waren etwa 10 beieinander, und nun erklärte der Kapitän, das Einlaufen in die Carlisle-Bay dem wenigst Fordernden zu überlassen, also im Abstreich; alle diese angeblichen Lootsen waren Neger und Mulatten, die, weil durchaus keine Gefahr besteht, auch durchaus keine Verantwortlichkeit haben können. Ein Geschrei und Geschimpf war nun an Bord, dass man sein eigenes Wort nicht hörte, und unter Schelten und Drohen verliesen die Kerls das Schiff, als endlich der Kapitän sich um einige Dollars den wohlfeilsten ausgesucht hatte.

Wir fuhren nun in die Carlisle-Bai ein, an der die Stadt Bridgetown liegt. Jetzt wurde die Scene erst recht belebt, denn es lagen wohl 100 grosse und kleine Schiffe auf der Rhede. Grosse amerikanische Klipperschiffe mit Guano beladen löschten in Lichtern ihre starkriechende Waare, englische von allen Grössen nahmen Zucker ein, Barken und Fischerfahrzeuge fuhren ab und zu, und es herrschte ein Geschrei und Leben, das zu unserer so stillen Rhede in Paramaribo den grellsten Contrast bildete.

Nachdem der Hafenmeister und der Doktor die Papiere nachgesehen und in Ordnung gefunden hatten, erhielt das Schiff die Erlaubniss zu ankern, und wir von Bord zu gehen.

Es war noch nicht 10 Uhr als ich mit dem Kapitän ans Land fuhr, und unser erster Gang war, meinem Korrespondenten die Ankunft der Ladung anzuzeigen, der zweite den Matrosen ein splendides Essen einzukaufen, der dritte aber im Icehouse unserer selbst zu pflegen.

Es herrschte auf den Strassen eine Hitze, die mir viel grösser vorkam als in Paramaribo, wo durch die kolossalen Waldungen die Temperatur wo nicht niedriger, doch wenigstens nicht so trocken ist als in Bridgetown, wo der feine Korallenstaub alles bedeckt und in Mund und Augen dringt.

Den ersten Tag in Cane's Icehouse werde ich nimmer vergessen.

Hunger und Durst stritten miteinander, aber der Durst hatte die Oberhand; nach drei Tagen höchst einfacher Mahlzeiten kamen wir in ein durch das viele Eis, das immer konsumirt wurde, kühles und luftiges Gemach. Ein mit allen nur denklichen Weinen, Bieren, Liqueurs und eingemachten Früchten reichversehenes Buffet sorgte für augenblickliche Befriedigung. Ruhig auf seinem Lehnstuhl am marmornen Tischchen sitzend hatte man nur die Augen im Saale herumlaufen zu lassen, um zu wissen, was Leckeres im Buffet zu haben war, denn zwischen hübschen Kupferstichen hingen in kleinen vergoldeten Rahmen die Namen von allem was man hier bekommen konnte, als Ale, Weine, Ananasgelé etc. Nachdem wir ein anständiges Breakfeast bestellt, löschten wir uns den Durst in Sherry-Cobbler, das heisst grossen Glässern, in denen unter Wasser, Zucker, Sherrywein und einer Citronenscheibe einige grosse Stücke Eis schmelzen. Mit dem Getränke erhält man drei Strohhalme, durch welche man die Flüssigkeit einsaugt.

Alle Gäste hatten den Hut auf, ihre Füsse entweder auf anderen Stühlen, wohl gar auch auf dem Tisch, die meisten lasen, und keiner bekümmerte sich um den Andern.

Nie hat mich ein Trunk und eine Mahlzeit so erquickt wie die am ersten Tag in Barbados, und später verging kein Tag, an dem ich mich im Icehouse nicht erfrischte; besonders brachte ich die Abende hier zu, weil ich aus Mangel an Gesellschaft im Hotel mich nicht so bald schlafen legen wollte.

Bridgetown an der Carlisle-Bai ist eine Stadt von vielleicht 20000 Einwohnern. Sie ist sehr lebhaft, doch keineswegs hübsch, denn die Häuser von Fach- oder Mauerwerk, auch wohl mit Bretterverschlag, entbehren des Bewurfs oder der Farbe und haben nicht das Zierliche und den freundlichen Anstrich wie in Paramaribo; doch sind sie gut komfortabel eingerichtet. In den Vorstädten wie überhaupt ausserhalb derselben findet man Häuschen so klein und leicht, dass ein starker Wind sie leicht wegwehen könnte. Die Strassen sind enge, gepflastert, mit schmalem Trottoir kaum gross genug für einen Mann, doch laufen unter den Strassen Wasserröhren, an die Schläuche angesetzt werden um die Strassen zu begiesen, was bei dem furchtbaren Staube, eine Folge der vorherrschenden Korallenformation, eine Nothwendigkeit und Wohlthat ist.

Ausserhalb der Stadt liegen zierliche Villen in Gärten voll der schönsten Bäume und blühenden Sträucher; hier wohnen die Beamten und Geschäftsleute, welche, nachdem sie über Tag ihre Arbeit in der Stadt verrichtet haben, des Abends in leichten Cabriolets heimfahren.

Von der Bai zieht sich ein Kanal, worin Schiffe bis zu 10 Fuss Tiefgang fahren können, durch den lebhaftesten Theil der Stadt bis in die Nähe des public buildings, eines im gothischen Style von Sand-

stein aufgeführten Gebäudes, wo die Beamten der verschiedenen Verwaltungen ihren Sitz haben; in der Nähe steht auf einem niedrigen Piedestal eine unansehnliche kaum lebensgrosse bronzene Statue des Admirals Nelson; hier ist der Sammelplatz alles faulen und elenden Gesindels der Stadt, in der es von Bettlern und feilen Dirnen wimmelt, was für die Polizeiordnung kein vortheilhaftes Zeugniss ist. Man sieht Bettler mit den ekelhaftesten Krankheiten sich herumtreiben, die besonders, wenn sie einen Fremden wittern, demselben nachlaufen und ihn nicht verlassen, bis man etwas gibt.

Am Kanal und der benachbarten Queenstreet reiht sich Laden an Laden, in denen alles nur denkliche verkauft wird. Besonders aber ins Auge fallend sind die Menge der Trinkhäuser, sowohl inner- als ausserhalb der Stadt.

Hübsch und sehr zweckmässig ist der Markt, der von einer grossen bedeckten Halle, in der sich Buden für Fleisch, Brod u. s. w. befinden, umgeben wird. Hier findet man zu gewissen Zeiten des Tages sehr gutes Fleisch von Vieh aus Portoricco, Gemüse, Früchte, wie überhaupt Lebensmittel aller Art. Der Eingang zum Markte ist durch Polizeidiener bewacht, die wenigstens hier gute Ordnung halten.

Besonders interessant war für mich die Verschiedenheit der Fische, von welchen auch nicht einer in Surinam vorkam. Ein Karpfen-ähnlicher war hochroth, ein anderer halb himmelblau halb orangenfarbig, dann waren fliegende Fische zu haben, so gross und noch grösser als Häringe, von vortrefflichem Geschmack und zeitenweise in grosser Menge und sehr billig. Grosse Langousten oder Hummern, die in dem Schlammboden unserer Küste nicht vorkamen, kosteten einen Schilling das Stück, überhaupt waren alle Lebensmittel viel billiger als in Surinam; Süsswasserfische sah ich keine, auch werden sie, da die Bäche sehr klein sind, nicht vorkommen; Früchte hat man von allen Arten, doch schienen sie mir an Güte den Surinamschen nachzustehen, obwohl Wurzelgewächse als Batatten, Yams und Taiers durch sorgfältige Kultur wohlschmeckender als die unsern sind.

Ich miethete mich im ersten Gasthofe der Stadt bei Miss Proach ein, wofür ich bei sehr guter Tafel anderthalb Dollar per Tag zu bezahlen hatte. Ausser mir waren mehrere Engländer und Amerikaner im Hotel, und täglich kamen oder gingen neue Gäste von oder nach den Pflanzungen. Leider war man sehr ceremoniös, alles erschien im schwarzen Rocke bei Tische, ein junger Farbiger ass selbst mit Handschuhen.

Die Miss präsidirte in gewählter Toilette der Tafel und ersuchte mich gleich am zweiten Tag, einen welschen Hahnen zu zerlegen, welches schwierige Geschäft ich aber höflichst ablehnte, weil ich leider bekennen müsse, dies nicht nach englischer Weise thun zu können. Bei dem beständigen Transpiriren dem ich leider unterworfen bin, und der trockenen Hitze die im Speisezimmer herrschte, musste ich jeden Bissen im Schweisse meines Angesichtes verzehren, und wäre

mit einer weniger gut besetzten Tafel zufrieden gewesen, hätte ich in meinem gewöhnlichen Anzug, leinenen Hosen und leichtem Hemde, mitspeisen dürfen.

Ausser dem Kapitän des Eagle, der aber den Tag über mit dem Ausladen beschäftigt war, hatte ich mit Niemand Umgang; Deutsche oder Franzosen fand ich keine und musste mich mit Englisch behelfen, das ich aus Mangel an Uebung schlecht sprach. So machte ich meistens allein in der Umgebung der Stadt meine Spaziergänge.

Auf einer kleinen Anhöhe östlich von der Stadt und noch an die Vorstädte stossend, liegen die Kasernen von St. Anne mit einem grossen Exerzierplatz, woselbst Abends gewöhnlich das Musikkorps der Truppen im Freien spielt. Auch steht hier das Theater, das von der Garnison unterhalten wird, und auf welchem Liebhaber aus dem Kriegerstande auftreten. Auch ich hatte das Glück, dass während meines Aufenthaltes gespielt wurde, und zwar ein rührendes Drama „Ben Bolt or the trials of a Sailor", gefolgt durch einige Songs und ein kleines Lustspiel; das Entrée kostete 3 Schillinge, ich amusirte mich aber so wenig, dass, wenn ich auch ein Freibillet bekommen hätte, ich es, so sehr ich Theaterfreund bin, nicht wieder besucht haben würde.

Das Wohnhaus des Gouverneurs, Pilgrimhouse, ist eine starke halbe englische Meile von der Stadt entfernt, in der Nähe von Wiesen vom saftigsten Grün. Doch erzeugt die Insel nicht genug Heu für Pferde, und es bringt beinahe jedes Schiff Ballen festgepressten Heues aus England.

Längs des Seestrandes befinden sich Badhäuser, auf 6—8 Fuss hohen Pfählen ruhend, wo man bei niederem Wasser in zwei, bei hohem in fünf Fuss tiefem Wasser sich badet. Dasselbe ist krystallhell, und der Meeresboden weisser Korallensand. Besonders interessirten mich die See-Anemonen, die in den Spalten und Ritzen der Pfosten sassen. und die, sobald man sich ruhig verhielt, zum Vorschein kamen und ihren tulpenartigen Kelch und farbigen Pistille mehr als Zoll lang ausbreiteten, so dass da, wo man kurz zuvor blos ein mit Schlamm überzogenes Holz sah, plötzlich eine Blume sich entfaltete, die aber bei der leisesten Berührung Kelch und Pistill zusammenzog und blitzschnelle in der Holzritze verschwand. Viel grossartiger und schöner sieht man diese wunderbaren Geschöpfe in dem Animal flower Cave an der Ostküste wohin ich aber keinen Führer finden konnte.

Jenseits dieser Badhäuser und der Vorstadt Lakes Folly wird der Seestrand unzugänglich durch undurchdringliche Gebüsche der Yucca gloriosa, die hier einheimisch zu sein scheint, während sie in Surinam nur in Gärten vorkommt. Auch einzelne Manzanillbäume wurden mir gezeigt.

In allen Gärten und Landhäusern findet man die herrlichsten blühenden Bäume und Sträucher, die man in Surinam ebenso gut haben könnte, und man muss sich wundern, dass der Holländer, der als Blumenzüchter den ersten Rang in Europa einnimmt, in seiner

schönen Kolonie, wie in so vielem Andern, so auch hierin hinter den Briten und Franzosen zurückbleibt.

Ausser den Public buildings hat die Stadt keine schönen öffentlichen Gebäude; die Cathedrale und St. Mary sind weder imposant noch sonst merkwürdig, ebenso auch die katholische Kirche.

Barbados mit kaum acht geographischen Quadratmeilen Landes hat eine Bevölkerung von mehr als 150,000 Einwohnern, und ist in 11 Kirchspiele eingetheilt, wovon jedes eine manchmal äusserst pittoresk gelegene Kirche nebst Wohnung für den Geistlichen, Schule oder kleines Dörfchen um diese hat, welche durch die umliegenden Plantagenbewohner, die zum Sprengel gehören, besucht wird. Ein kleines Städtchen Speigtstown liegt an der Westküste der Insel und an der nördlichen eine Schulanstalt für Zöglinge, welche später die englischen Universitäten besuchen wollen. In jeder Richtung führen wohlunterhaltene Wege durch die ganze Insel; jeder Pflanzer hält seine Equipage oder sein Reitpferd, und nach dem zweiten Städtchen der Insel gibt es täglich Gelegenheit mit Omnibusen.

Zu einem Ausfluge nach dem nördlichen Theile der Insel miethete ich eine Chaise und fuhr um 7 Uhr Morgens von Bridgetown ab. Auf gut angelegten Wegen, die mit Korallen chaussirt sind, kamen wir an grossen Blöcken weissen Kalksteines vorbei, der aus nichts anderm bestand, als aus zahllosen Versteinerungen dieser sonderbaren Strahlenthiere, die manchmal bis zur Grösse von drei Fuss im Steine sassen. Bald führte der Weg durch tiefe Schluchten, deren Abhänge, mit Gesträuch und Guiaven bewachsen, kleine Wasserfälle nach den Niederungen sandten, die da in einem Bache vereinigt, ein Bassin bildeten, worin Negerinnen ihre Wäsche wuschen und Kinder sich badeten; bald kamen wir an Zuckerpflanzungen vorbei, auf denen eben die Windmühlen in Bewegung waren, den Saft auszupressen, und wo dasselbe Leben und Gejohle der Neger herrschte, mit dem sie auch bei uns ihre Arbeit verrichten.

Diese Pflanzungen sind viel kleiner als die unsrigen; der Transport des Rohres nach der Mühle geschieht durch Zugochsen, die denn auch die Blätter des Rohres fressen. So kostspielig und zeitraubend der Transport nach der Mühle ist, ebenso schwierig ist es, den Zucker nach der Stadt zu bringen, wo bei dem bergigen Terrain vier bis sechs Ochsen an einem Fasse Zucker zu ziehen haben.

Welch unendliche Vorzüge hat doch in dieser Beziehung Surinam gegenüber andern Kolonien!

Der Boden muss hier immer stark gedüngt werden, wozu man Guano oder auch manchmal verdorbenen Bakkeljauw nimmt. Man sucht natürlich dem Boden möglichst viel Produkte abzugewinnen, desshalb pflanzt man auch zugleich mit dem Rohre und zwischen dasselbe eine Art Bohnen, die gerade reif sind, wenn das Rohr zum ersten Male gewiedet werden muss.

Weder Fabriken noch Wohnhäuser haben auf diesen Pflanzungen das schöne und reiche Aussehen der unsern in Surinam noch die

manchmal parkartigen Anlagen, denn obgleich in Barbados die Eigenthümer auf ihren Pflanzungen selbst wohnen, kann man mit dem Boden nicht so verschwenderisch umgehen als in Surinam, weil da eine Pflanzung oft 20mal mehr Land hat als in Barbados. Man beschränkt sich desshalb blos auf das Nothwendige.

Gegen Mittag kamen wir auf Mount Hillaby, den höchsten Gipfel der Insel von etwa 1200 Fuss, von welchem man eine schöne Aussicht über die ganze Insel hat, und von dem aus man häufig das im Westen liegende St. Vincent sehen kann. Von da gingen wir nach dem einzigen aus der Zeit, da ganz Barbados noch bewaldet war, herrührenden Wäldchen, Turners hall wood, das kaum eine englische Meile lang sein wird, und an dessen Südende in einer kleinen Vertiefung ein Gas aufsteigt, das, wenn ein brennendes Papier darüber gehalten wird, eine mannshohe Flamme gibt.

In den Regenzeiten sammelt sich in diesem Tümpel Wasser, durch welches das Gas mit einem murmelnden Geräusche dringt und sich ebenfalls entzünden lässt. Man nennt diesen Platz the burning oder boilingspring. Von hier ab besteht die Nordseite der Insel aus einer Gebirgsart in der Kalkkrystalle vorkommen. Auch sickert an den Seiten des Weges aus dem Gestein ein braunes Naphta, womit ich ein Fläschchen füllte.

Ausser jenem kleinen Wäldchen ist die ganze Insel bebaut, und kann man keine Viertelstunde weit gehen, ohne eine Pflanzung, Dörfchen oder wenigstens eine Schenke zu finden.

Im Hôtel waren zwei Amerikaner angekommen, von denen der eine ein Professor Holmes war, während sein Genosse, dessen Namen ich vergessen habe, auf keinen Titel Anspruch machte. — Es waren gesprächige und wohlunterrichtete Leute und eben erst von Jamaika gekommen, um in Bridgetown eine Art Panorama, oder vielmehr ein in Lebensgrösse gemaltes sich abrollendes Bild der Schicksale des armen Uncle Tom zu zeigen, das überall das grösste Aufsehen erregt hatte. Ausserdem sollten noch nie gesehene, das Wunderbare übersteigende magische Künste producirt werden.

Auf allen Antillen war sowohl den magischen Kunststücken, als auch dem naturgetreuen Gemälde, dem bedeutendsten Kunstwerk der Union, die lebhafteste Bewunderung gezollt worden, und Barbados, als die äusserste der windwards islands, sollte jetzt noch den Genuss davon haben, ehe Europa damit beglückt würde.

Eine dieser Vorstellungen war bereits gegeben, jetzt sollte die zweite noch mehr Zuschauer anlocken, denn in der Zeitung und auf dem Zettel war angezeigt, dass „his Excellency Sir Hinks, Governor General of the windward islands,“ die Vorstellung mit seiner Gegenwart beehren werde.

Sie sollte im Garnisonstheater vor sich gehen und begann mit dem Unicum „Uncle Toms Cabin“; dann kamen einige „Songs“ und dann die magischen Künste. Anfang 8, Ende 10 Uhr. Preis 4 Sh. Ich betrat das Schauspielhaus wenige Minuten vor dem Anfang und

fand es zu meinem Erstaunen beinahe ganz leer. Im höchsten Falle waren auf den zwei Gallerien (dem Nobelsitze) acht Personen. Auch das Parterre war nur halb voll und bestand aus Negern und Mulatten und einigen gleichfarbigen Damen. Diese Gentlemens und Ladys führten sich sehr geräuschvoll auf und machten, als es 8 Uhr war, einen höllischen Spektakel unter dem Rufe: ring the bell.

Inzwischen waren drei Herren in schwarzer Kleidung eingetreten und hatten ganz in meiner Nähe Platz genommen. Mein Begleiter sagte mir, dass es der Gouverneur-General und zwei reverends wären. — Das Garnisons-Musikkorps war im Orchester platzirt und liess sich hören, was es aber spielte, konnte wegen des Lärmens im Parterre nicht vernommen werden.

Endlich ging der Vorhang auf, und die traurige Geschichte des armen Negers rollte sich auf der rechten Seite ab und auf der linken wieder auf, während der titellose Amerikaner mit einem Stöckchen die Bilder erklärte. Diese waren mit grellen Farben auf Leinwand nach Art der Mordthaten in Lebensgrösse gemalt, ohne jeden Kunstwerth, das Ganze so schlecht und abgeschaben, manchmal geflickt und das Geflickte nicht einmal übermalt, dass ich in der That nicht begreifen konnte, wie die Polizei eine zweite Vorstellung dieses Humbugs hatte zulassen können. Natürlich bekam, wie im Buche so auch im Bilde, der arme Neger verschiedene Male Peitschenhiebe, wo dann das Parterre laut aufjubelte und mit „Wip em wel, Wip em good“ seinen Beifall zu erkennen gab.

Endlich war der erste Theil abgelaufen, und der Professor trat hervor. — Stolz schaute er im Hause umher, und da er sah, was er früher schon wusste, dass alles „wüste und leer“ war, gab er seine Entrüstung darüber zu erkennen: er sei, sagte er, weit herumgekommen und habe überall Beifall gefunden. Hier aber in Bridgetown scheine man leider keinen Geschmack für Kunst zu haben, bei so sparsamem Besuche könne er ja nicht einmal die Beleuchtung bezahlen, und, indem er sich an die 8 Musikanten wandte, „ihr könnt gehen, I can't pay you.“ — Lachend standen diese auf, packten ihre Instrumente zusammen und verliessen das Orchester; der Professor, der einige Male die Bühne auf und ab spazierte, erklärte weiter, wegen der geringen Einnahme nicht alles auf dem Programm Angeführte zeigen zu wollen, gab dann einige elende Kartenkunststückchen zum Besten und beschloss die Vorstellung mit dem bekannten Wergfressen und Bänderspucken.

Lachend verliess man eine Stunde früher, als das Programm lautete, das Haus, in dem der Gouverneur mit seinen zwei reverends allein zurückblieb, da seine Equipage noch nicht angekommen war, und er bei einem leichten Regenschauer den Weg nach Pilgrimhouse nicht zu Fuss machen konnte.

Trotz dieser missglückten Vorstellung gaben die Amerikaner doch den Muth nicht auf, die Barbadianen durch eine dritte, die im Hotel von Miss Proach gegeben werden sollte, für die Schönheit ihrer

Leistungen einzunehmen; da ich aber denselben Tag abreiste, so weiss ich nicht, ob ihre Ausdauer mit einem besseren Erfolg gekrönt wurde.

Der Professor fragte mich, ob man wohl in Surinam Interesse für seine Kunstwerke zeigen würde, da er dann Lust hätte, dorthin zu gehen und von dort seine Reise nach Europa anzutreten; ich rieth ihm aber ab, weil in einer Sklavenkolonie die bildlichen Erinnerungen an die Schattenseiten der Sklaverei weder dem Gouverneur noch den Pflanzern angenehm sein könnten, und die Vorstellung von Uncle Toms Hütte vermuthlich auch nicht erlaubt würde. – Das leuchtete ihm ein. Er war ein grosser Abolitionist, und ich beruhigte ihn über den Zustand der holländischen Sklaven mit der Versicherung, dass, wie man sage, in wenigen Jahren die Emancipation vor sich gehen solle, und wir dann in Surinam gewiss eben so gesittete, freie Neger haben würden, wie die, welche ich bei seiner Vorstellung im Garnisons-Theater zu sehen die Gelegenheit hatte.

Nach einem Aufenthalt von 14 Tagen war der Eagle ausgeladen, und mein Abnehmer, ein äusserst reeller Mann, zahlte mir ohne alle Abzüge und Kürzungen, denen man sich in den französischen Kolonien unterwerfen muss, die bedungene Summe aus. Es war gegen Ende des Monats, wo denn auch die meisten Pflanzer oder ihre Bevollmächtigten nach Bridgetown kommen, um bei der Bank die nöthigen Gelder zur Bezahlung ihrer Arbeiter zu holen, und es herrscht um diese Zeit ein besonders reges Leben in der Stadt.

Gegen den Abend verliess ich Barbados mit dem englischen Dampfboot Conway, und kamen wir nach etwa 33 Stunden um Mitternacht an's Feuerschiff von Demerara, das noch 20 engl. Meilen von der Stadt abliegt. Hier erhielten wir den Lootsen und lagen vor Tagesanbruch vor Georgetown.

Die Stadt, obwohl bedeutend grösser als Paramaribo, ist von der Flussseite aus gesehen unansehlicher als Bridgetown, da diesem die Hügel mit ihren Plantagen und Dörfchen einen schönen Hintergrund leihen.

Das ganze britische Guiana, soweit es bebaut ist, ist eben so flach wie Surinam. Bei Georgetown, das am rechten Ufer des Demerara liegt, sieht man an der Flussseite, längs welcher sich die Stadt hinzieht, blos Magazine, Schuppen, Werften und Verladplätze, über welchen einige Thürme und andere höhere Gebäude hervorragen. Unterhalb der Stadt, da wo eine steinerne Mauer das Ufer gegen das Abspülen der See schützt, steht der Leuchtthurm, von dessen Altane man eine herrliche Aussicht über das umliegende Land und die Stadt hat.

Die Haupt- und bedeutendste Strasse ist die längs des Flusses von Süden nach Norden laufende Waterstreet, in der beinahe jedes Haus ein Kaufladen ist, und wo sich überdiess eine Menge ambulanter Krämer, meist Portugiesen, Chinesen oder Koolis, herumtreiben, die ihre Waaren unter freiem Himmel, auf Tischen aufgestellt, feilbieten. Die Bauart ist von der in Surinam ganz verschieden, und auch von

der in Barbados abweichend. Obwohl die Häuser von Holz sind, so sind sie häufig, wie in der Schweiz und Tyrol, von aussen mit schuppenartig über einander gelegten Schindeln vertäfert. Meistens haben sie rings herum laufende Verandas, und nur ganz wenige sind noch aus der Zeit übrig, wo auch diese Kolonie den Holländern gehörte.

Am Ende der Waterstreet führt die Eisenbahn halbwegs nach Berbice, von wo ein Theil der Produkte dieser früheren holländischen Kolonie nach Demerara gebracht wird. — Aber auch direkte Schiffe fahren nach dem Berbicefluss, an dessen Mündung ebenfalls ein Feuerschiff unterhalten wird.

Georgetown hat manche schöne Gebäude, mit denen sich die unserer Kolonie nicht messen dürfen, aber die Strassen sind unreinlich und schlecht unterhalten. Schöne Kirchen und die Public buildings, in dem, wie in Bridgetown, die verschiedenen Beamten ihren Sitz haben, stehen an Strassen oder Plätzen, die eigentlich eher das Ansehen fortlaufender Villen haben. Der Marktplatz an der Waterstreet ist viel kleiner als der in Bridgetown, aber ebenso zweckmässig.

Wie elend und primitiv sind dagegen diese Einrichtungen in Surinam, aber für den Reisenden desto pittoresker, während der Eingeborene, der nichts besseres gewöhnt ist, sich an den Schlendrian dieser Anstalten schon lange gewöhnt hat.

Auch manches Fremdartige, Ungewohnte, das wir in Surinam noch nicht haben und freilich in die nebelgraue Ferne der Zukunft wünschen, findet der Reisende. So sah ich das Tragikomische des Leichenzugs eines Negers oder Farbigen. Es folgten der Bahre wenigstens 20 Fiaker und Droschken jeglichen Kalibers, zwei- und einspännig, wie man sie eben hatte auftreiben können, besetzt von Leidtragenden, die ebenfalls nichts anderes als Mulatten und Neger waren, und meist sehr schäbig gekleidet, doch wenigstens etwas schwarzes als Zeichen der Trauer an sich trugen; beinahe alle waren barfuss, aber keiner wollte zu Fuss der Leiche folgen, und so zählte ich in einer Kalesche, durch ein schattenartiges Pferd gezogen, neun Leidtragende. Neben mir stand, dem Schauspiel zuzusehen, ein eleganter schwarzer Dandy mit zerrissenem Schuhwerk, nicht passender Hose, aber einem neuen, gut anliegenden Rocke, aus dem der Zipfel eines seidenen Foulards hervorsah. Er hatte den helmartigen korkenen Hut auf, mit einem grünen Schleier zum Schutze gegen die Sonne, und trug einen Nasenzwicker. — Welche Karrikaturen, und wie trefflich wissen die Amerikaner sie nachzubilden. Obgleich Demerara, als der Mittelpunkt der früheren holländischen Kolonien (Berbice, Demerara und Essequibo), durch die massenhafte Zufuhr von Koolis eine beinahe viermal grössere Bevölkerung als Surinam hat, durch verbesserte Kultur, viel bedeutenderen Handel, ununterbrochene Verbindung mit dem Mutterlande und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und alle gemeinnützigen Einrichtungen, in denen die Engländer Meister sind, Surinam und Cayenne in jeder Beziehung weit hinter sich lässt, so ist doch das Leben nicht so comfortabel und

wohlfeil als in Barbados. Fleisch und Gemüse sind nicht besser als in Surinam, und das Leben trotz der Legion von Kaufleuten aller Art eben so theuer.

Ausser dem holländischen Dampfboot Paramaribo, mit dem ich nach Surinam zurückzukehren gedachte, fand ich auch das französische „le Rapide", das auf seiner Rückfahrt in den Maroni einlief, und mit dem ich meiner Frau meine Zurückkunft aus Barbados anzeigen konnte. Wie gerne wäre ich damit zurückgekehrt, aber meine Hauptangelegenheit war, meine Schulden zu bezahlen und womöglich die noch vorräthige Ladung Ceder, das für den Pacific bestimmt gewesen war, zu verkaufen.

Schulden bezahlen, ist wie überall so auch in Paramaribo viel leichter und schneller abgemacht als Ausstände einkassiren. Dieses Geschäft beendigt, fand ich Gelegenheit, mein Cedernholz zu verkaufen, die ich, obgleich der Gewinn nicht gross war, gerne ergriff.

Das Schiff, welches ich dazu miethete, war die Theodora Josina, und um die Kosten zu sparen, hatten wir keinen Lootsen angenommen, denn die Einfahrt des Maroni war mir jetzt viel besser bekannt als früher.

Der Kapitän hatte sich wegen der Küstenfahrt bezüglich des Aufkreuzens nach dem Maroni bei den Kapitäns der Schooner, welche die Küste befahren, erkundigt, denn diese Fahrt erfordert eine genaue Kenntniss der verschiedenen Strömungen, wann und wo man ankern und weiterfahren muss; denn obgleich ganz gute Küstenkarten bestehen, so gehört zu dieser Fahrt lokale Erfahrung, die der Kapitän eines grossen Schiffes nicht haben kann.

In Paramaribo hatte ich einen jungen Arowaken gefunden, den ich nach dem Maroni mitnahm.

So fuhren wir Mitte April ab mit der Hoffnung, in 6 bis 8 Tagen die kurze Strecke von 80 englischen Meilen zurücklegen zu können, aber in den 14 Tagen, in welchen man beständig kreuzte, hatte man immer das Feuerschiff vor Augen, und war auch in dieser langen Zeit nicht eine Meile weiter ostwärts gekommen.

Es giebt im Leben alle mögliche Arten von Langeweile, und wenige derselben sind mir unbekannt; die schlimmsten sind aber immer die, bei denen Zeitversäumniss mit Unkosten gepaart sind. Beide waren hier im Spiel. — Zu Hause hatte ich so viel durch die Reise Versäumtes nachzuholen, und der Kapitän verlor durch Kost und Gage, die er seinen Matrosen zu geben hatte, die Reise mochte kurz oder lange dauern.

Blos eine Unterhaltung hatten wir auf dieser trübseligen Fahrt, als wir zwei grosse Schiffe unter holländischer Flagge auf uns anhalten sahen.

Beide waren voll Menschen in blauen Blousen und Hosen, mit gelben Gesichtern und Zöpfen. Die Leute sassen auf dem Verdecke und den Verschanzungen, oder hielten sich an den Strickleitern fest. Man frug uns wie weit es nach Surinam wäre, von dem man schon

das Feuerschiff sehen konnte. Es waren die 500 Chinesen, die man von Canton erwartete, und die das Ministerium nach Surinam sandte, um sie auf den Pflanzungen zu vermiethen.

Der Kapitän der Theodora Josina konnte nicht begreifen, warum sein Schiff nicht vorauskomme und vermuthete, dass an der zinkenen Bekleidung desselben sich Austern angesetzt hätten, die dem Laufe hinderlich wären. Er wollte desshalb in die Mündung wieder einfahren, hier mit hoher Fluth auf einer Sandbank das Schiff aufsitzen und bei niederem Wasser, wo es ganz trocken läge, die angesetzten Schaalthiere abkratzen lassen.

Gesagt, gethan. Das grosse Boot wurde nach Paramaribo geschickt um einen Lootsen zu holen, den ich zu engagiren versprach, und so kehrte ich mit meinem Indianer nach der Stadt zurück, um von da durch den Wanekreek die Heimreise anzutreten. Der Lootse wurde besorgt, der Beschlag des Schiffes gereinigt, und nach zweitägigem Aufenthalt auf der Bank bei Braamspunt trat es seine Reise nach dem Maroni wieder an.

Ich aber kaufte für fl. 10 eine kleine Corjal, miethete zwei junge Mulatten zum Rudern, und fuhr so mit Ajakuli dem Arowaken am Steuer, am selbigen Tage noch Albina zu, wo ich vier Tage später ankam.

Nun war ich wieder glücklich zu Hause und harrte täglich der Ankunft des Schiffes, das nun in perfektem Stande und durch den Lootsen geleitet, doch jetzt eine bessere Reise haben musste.

Aber es wollte nicht kommen.

Inzwischen ertrank einer der jungen Mulatten die mit mir von Surinam gekommen waren, bei einer Spazierfahrt, welchen Tod sich sein Kamerad so zu Herzen nahm, dass er aus Heimweh, Fieber und Heulen nicht mehr herauskam, unaufhörlich nach Mamma und Sissa (Schwester) schrie und ein Narr geworden wäre, wenn ich ihn noch länger bei mir behalten hätte.

Ich miethete also wieder Indianer und liess ihn in meinem Boote nach Paramaribo bringen.

Drei Wochen waren verflossen, seit ich von Surinam zurückgekommen war und unsere Lebensmittel waren beinahe zu Ende, desshalb benützte ich das französische Dampfboot „le Rapide“, um abermals nach Surinam zu fahren, um das verloren geglaubte Schiff aufzusuchen. Aber ehe wir den Fluss hinausdampften, kam es stattlich herein, und obgleich schon innerhalb der Mündung, zeigte es aus überaus grosser Courtoisie gegen das französische Dampfbot auf der Schwarzen Tafel seine vermuthete geographische Länge, worüber die Offiziere und ich herzlich lachten. Ich rief dem Kapitän zu, dass ich jetzt meine Chinesen abholen wolle und in acht Tagen zurückkommen werde.

Ich kam beinahe zugleich mit meinem Boote an, das den kranken Mulatten nach der Stadt gebracht hatte.

Da ich nur noch wenige europäische Arbeiter hatte, so musste ich zu den Vorarbeiten für die Kolonisation womöglich mehr Leute haben; es bot sich mir nun die Gelegenheit dar, Chinesen zu bekommen, und trat mir das Gouvernement fünf der Neuangekommenen ab.

Unter meinen fünf Chinesen waren zwei Bursche mit einnehmendem Gesicht, von den drei andern war aber der eine, Hong à hok, eine wahre Vogelscheuche von Hässlichkeit. Die meisten hatten an Bord die Krätze gehabt und rochen noch stark nach Schwefelsalbe, es war desshalb keine Kleinigkeit für mich, vier Tage lang im kleinen Boot bei ihnen zu bleiben. Obgleich ich durch den Dolmetscher ihnen hatte bedeuten lassen, dass die Reise nach meinem Wohnplatze vier Tage lang daure, so betrugen sie sich, als wir den Motkreek verlassen hatten und längs der unbewohnten desolaten Seeküste fuhren, wie Verzweifelte, heulten und klagten beinahe beständig, bis wir dann endlich am fünften Tage im Maroni ankamen.

Die Theodora Josina hatte alles ausgeschifft und fing sogleich an die Ladung einzunehmen, so dass sie, ehe 3 Wochen beendigt waren, ohne Unfall in See kam.

Achtes Kapitel.

Ich hatte bei den wenigen Europäern, die in meinem Dienste geblieben waren, jetzt Arbeiter einer andern Rasse, von der ich so viel gehört und gelesen, aber noch nie einen gesehen hatte. Wir konnten in der ersten Zeit uns nur durch Zeichen verständlich machen, aber sie begriffen leicht die Arbeit, welche sie verrichten mussten, und da man in China die Vorsicht gebraucht hatte, genau die Bedingungen der Kontrakte sowohl in holländischer als chinesischer Sprache auszudrücken, und jeder der Chinesen nicht allein eine Abschrift dieses Kontraktes besass, sondern auch lesen und schreiben konnte, so kam nicht leicht ein Missverständniss vor.

Ueberdiess lernten sie in kurzer Zeit die so arme Negersprache, so dass man doch. wenn auch keinen ordentlichen Diskurs führen, sich über die Arbeit recht gut mit ihnen verständigen konnte.

Sie hatten sich bald angewöhnt, badeten sich regelmässig vor und nach der Arbeit. So hässlich einige im Gesicht waren, so gut geformt waren ihre Leiber, nicht kräftig und muskulöse wie die der Europäer, sondern von weichen, mehr weiblichen Formen. — So reinlich sie ihren Körper hielten, um so weniger wählerisch waren sie im Essen, denn Schlangen, Kröten, Hunde wurden von einigen mit grossem Appetit verzehrt, Schweinefleisch und Hühner aber ging

ihnen über alles. — Uebrigens waren sie sehr mässig, und keiner gebrauchte die Rationen, die ich ihnen wöchentlich auszutheilen verpflichtet war, nämlich 8½ Pfund Reis und 3 Pfund gesalzenen Fisch.

Nur zwei waren Feldarbeiter von Beruf, die drei andern aber Handwerker: Instrumentenmacher, Wundarzt und Lastträger. Der Wundarzt hatte auch einige anatomische Bücher mitgebracht.

Trotz der Abgeschiedenheit von ihren andern Landsleuten, die auf verschiedenen Pflanzungen vertheilt waren, schienen sie gerne auf Albina zu sein, und ich fand in ihnen viel gelehrigere, freundlichere, dankbarere und besonders mässigere Leute, als meine Württemberger waren, die an Bezahlung und Lebensmittel mich dreimal mehr kosteten und doch nie zufrieden gestellt werden konnten.

In den 21 Jahren von 1858 bis 1879, da ich Chinesen in meinem Dienste hatte, sind weniger Unannehmlichkeiten und Streit vorgefallen, als mit meinen Landsleuten in einem Jahre.

Wenn der Chinese rechtlich und human behandelt wird, wenn man namentlich alles anwendet (wofür freilich die Regierung allein sorgen sollte), um ihnen den Genuss von Opium zu erschweren, so sind sie ausser dem Neger unzweifelhaft die besten Arbeiter für den tropischen Landbau. An Körper und an Ausdauer viel kräftiger wie der ostindische Kooli, übertreffen sie diese und den Neger an Intelligenz, und was man auch über falschen Charakter, Gewinnsucht, Wollust und dergleichen sagen möge, ich ziehe sie als Arbeiter oder Miethlinge dem Europäer vor.

Die Erben des Herrn B. waren bezüglich des Abstandes ihrer Hälfte von Albina an mich in einer fatalen Lage. Trotz der Bestimmung des Ministeriums, trotz des königlichen Beschlusses meinte Herr N. immer noch, seine Pläne durchsetzen zu können, und da er auf seinem Kontrakt mit den Erben bestand, so konnte, ehe dieser annullirt war, die Abgabe ihres Antheils an mich nicht gerichtlich cedirt werden.

Nach Monate langem Hin- und Herschreiben musste der Minister selbst ins Mittel treten und durch Beschluss vom 16. März 1858 erklären, dass Herr N. keine Unterstützung zu erwarten habe. Jetzt erst, Anfangs 1859, konnte die Uebergabe erfolgen.

So war nun weit über ein Jahr verflossen, und die letzten Familien, wovon drei schon zwei Jahre über ihre Kontraktzeit zugebracht hatten, verliessen mich nach und nach, um sich in Paramaribo niederzulassen, wozu sie durch Ersparnisse die Mittel hatten.

Seit dem Tode des Herrn B. hatte ich die bedeutenden Unkosten zum Unterhalte der Leute, die ich zum Anlegen von Kostäckern, Wegen und dergleichen für die neue Kolonisation verwendete, durch meinen Handel mit den Franzosen, Verkauf von Holz und durch meine Naturalien finden müssen; jetzt aber, da dem Anfang der Kolonisation nichts mehr im Wege stand, wollte und konnte ich damit nicht mehr zögern.

Aber jetzt kamen wieder Hindernisse anderer Art.

Ein neuer Minister, Herr Rochussen, früher General-Gouverneur von Niederländisch Indien, hatte das Departement der Kolonien übernommen und, wie es häufig geht, die Ideen seines Vorgängers nicht getheilt. Für eine Kolonisation mit Europäern hatte er auch nicht die mindeste Sympathie, weil sie aber bereits durch den König befohlen war, so hatte er keine Macht sie zu verhindern. Er machte nun dem Gouverneur von Surinam einen andern Vorschlag.

Man sollte nämlich am Maroni eine Probe machen mit Javanesen, die an der Ostküste von Java auf einem elenden steinigten Boden eine kümmerliche Existenz führen. Von diesen sollten einige Dessas oder Dörfer am Maroni sich ansiedeln. — Die Frage des Ministers war nun, ob ich mich mit der Vorbereitung zu einem solchen Unternehmen befassen wolle.

Die Hauptkultur, womit sich diese Malayen, die direkt unter ihren Oberhäuptern stehen sollten, zu befassen hätten, wäre Reis. — Neue Pläne, neue Berechnungen hatte ich dem Gouverneur vorzulegen, die denn auch durch diesen dem Minister überschickt und dann dem General-Gouverneur von niederländisch Indien, Herrn Pahud, zugesandt wurden.

Dieser Plan mit Javanesen schien mir am wenigsten Schwierigkeiten zu machen, und man konnte beinahe mit Bestimmtheit voraussehen, dass er glücken müsse.

Das Klima von Surinam bei 5 Grad nördlicher Breite ist beinahe dasselbe wie das von Java bei 5 Grad südlicher.

Für die Kultur des Reises war ich vor Allem eingenommen, auch gründlich damit bekannt, und die 40 Acker, die ich gepflanzt hatte, hatten mir die beste Ernte gegeben. Javaner und Chinesen leben blos von Reis. Die Errichtung ihrer Hütten, die dort von Bambus sind, hier aber von Pina gemacht werden mussten, erfordern wenige Auslagen, eben so wenig als ihre Bedürfnisse. — In dem Briefe an den Gouverneur, der den Berechnungen beilag, sah ich keineswegs ab von der mir anvertrauten europäischen Kolonisation, im Falle die mit Javanesen nicht zu Stande kommen sollte.

Wiederum verliefen viele Monate, ehe die Meinung des General-Gouverneurs aus Java durch Vermittlung des Ministeriums in Paramaribo ankam. Sie lautete nicht günstig, denn wenn es auch hiess, dass keine „onoverkomelyke“ (unüberwindbare) Schwierigkeiten der Exportation von Javanesen im Wege stünden, so trug eben der General-Gouverneur doch Bedenken, sie auszuführen, und so unterblieb sie denn auch.

Jetzt drang ich ernstlich darauf, mit der Kolonisation einen Anfang zu machen, aber der Gouverneur erklärte mir, dass bei der Abneigung des Ministers und der Anlage der Penitenciers auf der französischen Seite und so nahe bei Albina er für sich es nicht gerathen finde, sich noch in die Sache einzulassen, überdies habe er um seine Entlassung gebeten und denke in kurzer Zeit nach Holland zurück zu kehren.

Die Ausführung dieser jetzt mehr bedenklichen Sache müsse seinem Nachfolger, den er in kurzer Zeit erwarte, überlassen werden.

Schon seit zwei Jahren war der Posthalter der Aukanerbuschneger, dessen Substitut ich war, in Cottica gestorben, und hätte ich von Rechts wegen in seine Stelle und Besoldung von fl. 1000 einrücken sollen, da aber bestimmt war, dass ich mein Amt an den bei der Kolonisation neu anzustellenden Beamten abtreten müsse, so hatte ich mich um jene Besoldung nicht beworben. Jetzt aber, da ich beinahe mit Gewissheit voraussah, dass aus der ganzen Kolonisation nichts würde, machte ich meine Ansprüche geltend und bekam das weitere Salair auch sogleich.

Als ich dann den Herrn van Lansberge, den neuen Gouverneur, zum ersten Male sprach, hatte er noch keine Zeit gefunden, sich von meinen Angelegenheiten zu unterrichten. Kurz, nachdem ich in 18 Monaten elfmale die mühsame und kostspielige Reise von Albina nach Paramaribo hatte machen müssen, ohne eine andere Antwort vom Gouvernement zu bekommen, als man warte immer noch auf neue Bestimmungen des Ministers, dessen Abneigung gegen eine europäische Kolonisation man kenne, während andererseits man Bedenken trage, die Sache von der Hand zu weisen, da der Befehl des Königs vorliege, erklärte ich dem Gouverneur, dass ich selbst nach dem Haag gehen wolle, um meine Sache persönlich ins Reine zu bringen.

Darauf schien der Gouverneur gewartet zu haben, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen; sogleich billigte er meinen Entschluss, und da jedem Beamten nach zehnjährigem Dienste ein Urlaub nach Europa zugestanden und ein Reisegeld von fl. 400 bewilligt wird, so hatte auch ich dazu ein Recht. Ich traf also meine Anstalten zur Reise nach Europa, um aus dem peinlichen Zustande der Unsicherheit, in dem ich nun schon seit vier Jahren mich befand, heraus zu kommen.

Auf meiner Zurückreise von Paramaribo nach Albina hatte ich ein Abenteuer, das ich nie vergesse.

Es war Ende April 1860 und der Wanekreek in Folge weniger Regen noch nicht befahrbar, als ich die Zurückreise wieder über See antrat. Ein starker Ostwind wehte Tag und Nacht, und so kam es, dass wir von dem Motkreek bis an die Stelle, wo das Ufer von Schlamm in Sand übergeht, volle drei Tage unterwegs waren, obgleich die Strecke kaum 9 Stunden beträgt. Ueber Tag wurde man von der Sonne verbrannt, denn das Zeltdach konnte man wegen des Windes nicht aufsetzen, und manchmal von den überschlagenden Wellen durchnässt. An warmes Essen war natürlich nicht zu denken, weil die schlammige Küste keinen Landungsplatz darbot.

So war ich denn herzlich froh, als wir am vierten Morgen den ersehnten sandigen Strand vor uns liegen sahen, auf dem man die sechs Stunden lange Strecke bis zum Dorfe Georgs zu Fusse zurücklegen kann. Es ist dies freilich ein eigenthümlicher Marsch, weil

man oft über entwurzelte Bäume klettern muss oder durch Waldwasser kommt, deren Bett ein zäher Schlamm ausfüllt, und man überdiess nur bei Ebbe oder ganz niederer Fluth diesen Strand begehen kann. — Kommt man aber an die Gewerimanecke, so wird das Land schon höher. Es war nun gerade ganz niederes Wasser, und das Boot konnte nicht landen, weil längs der Küste sich eine etwa eine Stunde lange bei 300 Fuss breite Schlammbank ausdehnte; aber ungeduldig, der langen Gefangenschaft enthoben zu sein, wollte ich die Fluth nicht abwarten, entkleidete mich und nichts als meine Kappe auf dem Kopfe, legte ich mich auf die Schlammbank und stiess, wie die Neger der Seeküste es machen, mich mit den Füssen vorwärts. — Bald hatte ich den Strand erreicht, grub mit den Händen ein Loch in den Sand und wusch mir mit dem Wasser das alsbald hervorrieselte, den Schlamm vom Leibe. Meine Indianer fuhren indessen längs der Bank, um so bald die Fluth aufkäme, zu mir ans Land zu kommen.

Es war freilich unanständig, so im Kostüm der unschuldigen Vorzeit am hellen Vormittag Stunden lang zu marschiren, aber ich konnte ja keinem Menschen begegnen, und vor mir selbst hatte ich mich nicht zu geniren; hunderte Male hatte ich diesen Strand begangen, zwar nicht ganz nackt, aber meistens blos im Hemde, weil man oft durch Waldwasser und Schlammplätze kommt. Aber nie war ich, wie dieses mal, ganz ohne alle Waffen gewesen.

So lief ich also wohlgemuth eine gute halbe Stunde längs des Strandes und liess die Indianer weit hinter mir, als ich auf einmal und keine drei Schritte vor mir den grössten Jaguar am Saume des Waldes liegen sah.

Ein eiskalter Schauer überlief mich, und ich bin überzeugt, dass kein Haar auf meinem Kopfe war, das nicht zu Berge stand, weil ein Schlag der gewaltigen Tatze des furchtbaren Thieres mich auf der Stelle getödtet hätte. Ohne alle Waffe und selbst mit einem Hauer wäre an keine Vertheidigung zu denken gewesen. — Aber trotz des kleinen Abstandes sah und roch mich das Thier nicht, denn ich stand unter dem Winde in den es sich gelegt hatte, um wahrscheinlich den Muskitten zu entgehen. In der Sekunde die ich vor ihm stand, sah ich ihn auch mit dem linken Ohre zucken, wohl in Folge eines Muskittenstiches, aber in der anderen Sekunde schon hatte ich eben so lautlos wie ich gekommen war, den Zurückweg angetreten, erst langsam und immer auf das Thier sehend, dann immer schneller, bis ich meinem Boote so nahe gekommen war, dass mich die Indianer hören konnten; sie ruderten nun mit der Fluth, die inzwischen aufgekommen war, dem Lande zu, und ich erzählte, was mir begegnet war.

Mit Hauern und zwei Aexten bewaffnet kamen wir an der Stelle an, wo ich den Jaguar gesehen hatte, er war aber schon in den Wald zurückgegangen. — Er hatte sich tüchtig im Sande herumgewälzt, wahrscheinlich um sich von den Muskittenwürmern zu befreien,

von denen die Jaguars besonders geplagt sind. An seinen gewaltigen Fussspuren sahen wir, dass ihn meine Furcht nicht vergrössert hatte.

Während meiner so häufigen und am Ende zu nichts führenden Reisen hatten sich im Laufe zweier Jahre die Penitenciers bedeutend vergrössert, und eine starke halbe Stunde von St. Laurent, den Fluss aufwärts, war an der Mündung des Baletekreek ein anderes Penitencier, St. Louis, errichtet.

Ich war auch von diesem nicht weiter als eine halbe Stunde entfernt.

St. Louis, das eine eigene Administration bekam und von St. Laurent ganz unabhängig war, bildete eine Musterkarte von Spitzbuben aller Nationen der Erde. Neben Forçats aus europäischen Ländern (auch einige Württemberger waren darunter) sah man eine Menge Araber aus Algier, Neger und Mulatten von den Antillen, Koolis von Bengalen, Chinesen, Cochin-Chinesen, Croomans der Goldküste und Neger vom Senegal.

Kurz alles, was in den französischen Kolonien zur Galeerenstrafe verdammt war, half St. Louis am Maroni bevölkern.

Viele dieser Kerls trugen Ketten und schleiften Kugeln nach sich, ja mehrere waren an einander geschlossen: Das war nun keine Elite, wie Admiral Baudin durch mich den Gouverneur von Surinam versichern liess, sondern wohl der Abschaum der Menschheit, der nun mein nächster Nachbar geworden war. St. Laurent, dessen Deportirte bei gutem Betragen Landbesitz erwerben und durch Fleiss und Thätigkeit sich ein sorgenloses Daheim gründen konnten, war ein Penitencier agricole.

Den Insassen von St. Louis aber war kein Grundbesitz zugedacht, sie mussten unter Aufsicht von Surveillants (eine Art Gensdarmen) das arbeiten, was das Gouvernement nöthig fand zu bestimmen. —

Ein vier Kilometer langer Weg verband beide Strafanstalten, die durch einen grossen Kreek, Baleté, von einander geschieden waren. Auf St. Louis führte Kapitän R . . ., ein Neffe des Gouverneurs von französisch Guiana, das Kommando, mit welchem und seinen Offizieren ich bald in den freundschaftlichsten Verkehr trat. In ganz kurzer Zeit wurden da Kirche, Hospital, Kasernen, Wohnungen und Blockhäuser aufgerichtet, von denen jetzt, wie von so vielem andern, keine Spur mehr zu sehen ist.

Schon in der ersten Zeit meines Unternehmens hatte ich von Sinamari und Iracoubo Vieh bekommen, Waidenanlagen und ein sehr nahrhaftes Gras, das in Para in Brasilien einheimisch ist, anpflanzen lassen. Unter der guten Pflege eines meiner Württemberger gedieh dieses Vieh vorzüglich und wurde längere Zeit für das beste in der Kolonie gehalten. — Auch das französische Gouvernement brachte Vieh nach St. Laurent und vertheilte es an die Konzessionäre. Für St. Louis aber, wo die Forçats keinen Grundbesitz hatten, brauchte man auch kein Vieh, und traf die Administration die Uebereinkunft mit

mir, dass ich die für das Hospital nöthige Milch jeden Morgen liefere; dieselbe wurde unter Begleitung eines Gensdarmen von vier Arabern abgeholt. So verkaufte ich jährlich für mehr als Frs. 2000 Milch und eine Menge der verschiedensten Waaren, die der Gensdarme in Kommission hatte bei mir einzukaufen. Ich hatte desshalb gute Aussichten, denn jemehr die Strafanstalten prosperirten, um so mehr nahm auch mein Handel zu; ich konnte ihn aber nur allmählich ausdehnen, da die Unterhaltkosten des leidigen früheren Unternehmens alle meine Mittel aufgezehrt hatten.

Der Gründer der Penitenciers, Admiral Baudin, war nach Frankreich zurückgekehrt, und Herr Tardy de Montravel übernahm das Gouvernement. Er war Kapitän de vaisseau, wurde aber schon im zweiten Jahre zum Contreadmiral befördert. Auch er liess sich das Wohl der Penitenciers sehr angelegen sein und wollte durch Ueberführung von Weibern derselben Spezies die Zukunft St. Laurents sichern.

So kam im Januar 1859 eine Probesendung von 38 Frauen, die unter die Obhut einiger Soeurs von St. Joseph de Cluny gestellt wurden, in St. Laurent an, wo bis jetzt, ausser den Schwestern des Hospitals und einigen Offiziersfrauen, kein anderes weibliches Wesen zu finden war.

Diese neuangekommenen Weiber waren bestimmt, mit den gleichsortigen Männern sich ehrbarlich zu verheirathen. Es war eine eigene Scene, als dieses Frauencorps, das frisch und gesund direkt von Frankreich angebracht worden war, den Landungsplatz von St. Laurent betrat, wo Gensdarmen und Soldaten die Neuankommenden musterten und die Vorsichtsmassregeln bekrittelten, die man genommen hatte, dass diese Rosen nicht vor der Zeit gepflückt würden.

Die Wohnung für die Weiber war schon im Voraus bereit gehalten und bestand aus Schlafsaal und Refektoir, die unter einem Dache mit den für die Nonnen bestimmten Gemächern waren, alles von einem kleinen Platz und Garten umgeben, das Ganze aber umschlossen von 9 Fuss hohen Pallisaden aus dem harzigen Holze der Eperna falcata oder Wapa. Der Eingang in diesen Jungfernzwinger ging durch ein Haus das als Schule diente, und in dem sich die Schwester Pförtnerin befand, die den Eingang zu überwachen hatte.

Bei Nacht war das Thor geschlossen. Allen Unterredungen der Männer mit diesen Weibern musste eine geistliche Schwester beiwohnen, die zu sorgen hatte, dass etwaige Liebesanträge in den Grenzen des Anstandes blieben; durch Spaziergänge, die die Weiber, begleitet von einigen Soeurs am Abende in der nächsten Umgebung von St. Laurent machten, war den Liebhabern ermöglicht, die Frauen wenigstens von Angesicht zu sehen.

Man hätte nun meinen sollen, dass bei einer Bevölkerung von etwa 800 Männern, die Jahre lang keine anderen Frauen gesehen hatten als die Nonnen des Hospitals, die neu angekommene Waare reissend schnell abgehen würde, aber dem trat das Gesetz der

Civilehe störend in den Weg, indem es Legitimationspapier verlangte, die bei manchen schwierig oder auch gar nicht zu bekommen waren.

Etwa nach einem halben Jahre wurde mit vielem Pomp die erste Heirath erst durch den Kommissär und dann in der Kirche von St. Laurent vollzogen, und nach einem Jahre waren die noch übrigen ebenfalls an den Mann gekommen und lebten nun auf ihren Gütern.

So lange die Frauen unter Aufsicht der Nonnen waren, hatten sie blos leichte Hausarbeit zu verrichten, Kleider für die Sträflinge zu verfertigen und die Wäsche des Hospitals auszubessern; dabei wurden sie zu Kirchgang und Gebet strenge angehalten und standen in Allem unter der Regel, denen die Soeurs von St. Joseph unterworfen waren. Ein so sittsames, einsames und thätiges Leben war aber nicht geeignet, den Muth dieser der Frivolität entrissenen Frauen zu beleben, die in der warmen Luft Guianas sich nicht an die Enthaltsamkeit des Klosterlebens gewöhnen konnten; mehr als die Miasmen der Sümpfe wirkten Heimweh und Verdruss, und noch ehe die erste Heirath gefeiert wurde, war bereits ein grosser Theil gestorben.

Die Sträflinge, deren Frauen und Kinder in Frankreich zurückgeblieben waren, erhielten bei gutem Betragen die Erlaubniss, sie kommen zu lassen, und war ihnen an Bord der Tranportschiffe freie Ueberfahrt nach Cayenne zugesichert.

Bis Anfang 1859, wo bereits viele Konzessionen ausgegeben und Wohnhäuser darauf errichtet waren, blieb die Gesundheit sehr befriedigend, wenn man in Betracht zieht, dass unter den Sträflingen viele Bejahrte sich befanden, viele durch Ausschweifungen aller Art ihre Gesundheit zerrüttet hatten, und der bei weitem grössere Theil aus Trunkenbolden bestand, die, wenn sie nur Geld hatten, ihren Hang gar leicht befriedigen konnten; denn kaum war auf St. Laurent die Kirche gebaut, als auch schon das Gouvernement die Erlaubniss ertheilte, dass ganz in der Nähe eine Kantine errichtet wurde, wo die freie Bevölkerung durch die Vorder-, die Deportés aber durch die Hinterthüre den Zugang hatten, und in der Tafia, Liqueure und Weine ohne weitere Controle an jeden verabreicht wurden.

Obwohl ein grosser Theil der Deportirten ganz mittellos war, so bekamen doch viele sehr ansehnliche Zuschüsse von ihren Familien in Frankreich und konnten dann ihren Schicksalsbrüdern mittheilen.

Jetzt aber, wo Waldungen ausgerodet, Zuckerfelder im Osten und Süden von St. Laurent angelegt wurden, entwickelten sich schädliche Miasmen, die der beständige Ostwind gerade nach St. Laurent trieb. Wechsel- und Gallenfieber stellten sich ein, die Hospitale hatten kaum Raum für die Menge von Kranken, unter denen sich auch viele von der freien Bevölkerung befanden, und bald übertraf die Sterblichkeit des Maroni die der andern Strafetablissements des französischen Guianas.

So war bei einer Bevölkerung, die bis 1860 nie 1300 Seelen überschritten hatte, im Laufe von nicht drei Jahren ein Drittel weggestorben, und eine Muthlosigkeit und Erschlaffung war eingetreten, die sowohl bei den Untergebenen als den Vorgesetzten sehr nachtheilig auf die weitere Entwicklung des Unternehmens wirkte.

Was für absurde Gerüchte in Europa über die Strafanstalten des französischen Guiana verbreitet sein mögen, so kann ich, davon abgesehen, dass dem Gouvernement eher zuviel Humanität als Strenge und zu wenig Konsequenz in seinen Anordnungen vorgeworfen werden kann, versichern, dass für das materielle Wohl der Deportirten aufs Beste gesorgt war. Die Hospitale auf St. Laurent und St. Louis standen unter den Händen kundiger Aerzte und waren der Pflege der guten Soeurs de St. Paul anvertraut. Für Kost und Heilmittel war aufs Beste gesorgt.

Die Seelsorge an sämmtlichen Strafanstalten des französischen Guianas besorgten die Jesuiten. Mit welchem Rechte man diesen Orden und seine Tendenz verdammen möge, steht mir nicht zu in Frage zu ziehen; die Priester aber, welche ich in den 17 Jahren ihres Aufenthaltes am Maroni kennen lernte, waren eifrige und achtungswerthe Leute, und haben wir, als sie im Jahre 1873 ihren Wirkungskreis bei der Transportation verliessen, ihre Abreise herzlich bedauert.

Wie ich bereits sagte, waren die Lebensmittel für die Transportation reichlich und von guter Beschaffenheit, die Arbeit aber, die sie für das Gouvernement zu verrichten hatten, so gering, dass bei uns in Surinam jeder Neger und Chinese wenigstens das Doppelte arbeiten musste.

Aber leider sah man überall, dass es ein Unternehmen war, bei welchem von den höchsten bis zu den niedrigsten Beamten kein persönliches Interesse ins Spiel kam; keine zweckmässige Benützung der Arbeitskräfte und der Zeit, keine Ersparniss, da wo sie hätte angewendet werden sollen, und eine verkehrte Knickerei, wo schnelle Anschaffung neuer Materialien nöthig gewesen wäre; ein Schlendrian und laisser faire, die jedem partikulieren Unternehmen schnelle den Untergang hätten bringen müssen.

Die Energie und der Eifer, die in der ersten Zeit zu so grossen Hoffnungen berechtigten, erlosch gar bald.

Die Arbeiten an den Fabrikgebänden und Maschinen waren theils in Folge von Uneinigkeiten unter den Vorgesetzten, theils wegen Krankheiten der Leute eingestellt; nur die Natur ging ihren Gang, und das gepflanzte Zuckerrohr reifte in dem jungfräulichen Boden in bester Vollkommenheit; da aber keine Fabrik bestand, um es mahlen und den Saft kochen zu können, so hieb man es ab und verbrannte es, um aufs neue das zwecklose Wachsthum zu befördern.

Durch die immer unbestimmte Antwort des surinamischen Gouvernements und bei dem Widerwillen, den der Minister gegen eine europäische Kolonisation hegte, hatte auch ich alle Lust daran ver-

loren; es war desshalb der Zweck meiner Reise nach Holland keineswegs der, darauf zu dringen, die Kolonisation auszuführen, sondern der, eine Schadenvergütung anzusprechen für die drei Jahre nutzloser Arbeit und Aufopferung, für die nöthigen Auslagen und die Reisen, die ich zu diesem Zwecke gemacht, und die eben so kostspielig als mühsam gewesen waren. Dass ich diesen Schadenersatz verdiene, bekräftigte mir der Gouverneur. Ich wollte dieselbe, wie sie auch ausfiele, den Erben des Herrn B. abtreten, um wieder alleiniger Besitzer von Albina zu werden und nach Möglichkeit mein ihnen gegebenes Versprechen zu halten.

Für die Zukunft war ich nun nicht mehr bange; durch die Transportation hatte sich mir ein vortheilhafter Handel eröffnet, der sich beträchtlich ausbreiten liess. Freilich war es eine gewagte Sache, gegenüber einer so nahe gelegenen und so gefährlichen Nachbarschaft ein Magazin aufzurichten, in dem alle Arten von Waaren zu bekommen waren, und in dem besonders Gewehre, Hauers, Pulver und Blei für die Buschneger nicht fehlen durften. — Wie leicht konnte ich von diesen Spitzbuben, die oft den Fluss selbst herübergeschwommen waren, überfallen und beraubt werden, wenn ich so ganz allein mit meiner Frau und einem Dienstboten in der gefährlichen Nachbarschaft geblieben wäre. — Wiederholt hatte mich unser Gouverneur versichert, dass es unmöglich sei, wegen meiner Niederlassung allein einen Militärposten am Maroni zu errichten: er müsse mich also ohne allen Schutz und mir selbst überlassen, für meine Sicherheit zu sorgen.

So war ich denn genöthigt, auf meine eigene Kosten einige Leute um mich zu haben, um doch wenigstens im Falle der Noth nicht so allein zu stehen. An eine gewinnbringende Kultur, in kleinem Massstabe ausgeführt, war gar nicht zu denken. — Der weite Abstand von Paramaribo, die Schwierigkeiten des Transportes war jedem Unternehmen im Wege. Als ich endlich sah, dass es zu der projektirten Kolonisation nicht kommen werde, so begriff ich sogleich, dass durch Arbeit meiner Chinesen, sei es mit Reisbau, Pflanzen von Maniok oder Kakao ich nie so viel verdienen könne, um die Unkosten, die diese Arbeiter mir verursachten, zu bestreiten; aber die Nothwendigkeit lag auf der Hand, zu meiner eigenen Sicherheit Leute um mich zu haben. Vom Gouvernement, dem ich die Ueberfahrtskosten für sämmtliche zu bezahlen hatte, erhielt ich noch drei andere Chinesen, so dass nun, als ich im Juni 1860 Albina verliess um meine Reise nach Holland anzutreten, ich 8 Chinesen hatte, die nebst meinem Aufseher und seinen farbigen Kindern und Frau und einer Negerin für meine Haushaltung die Sauvegarde für meine Frau und mein Eigenthum ausmachten.

Nachdem mein Assistent le F. mit Genehmigung des Gouverneurs mein Amt als Stellvertreter während meiner Abwesenheit übernommen hatte, reiste ich Ende Juni nach Paramaribo und von da nach Demerara und schiffte mich auf dem englischen Dampfboote, zuerst dem Trent und später dem Atrato, nach Europa ein. Ohne jeglichen Unfall

kamen wir in England an, und reiste ich nach einem achttägigen Aufenthalt in London nach dem Haag, um meine Hauptangelegenheit in Ordnung zu bringen.

Was ich nun in anderthalb Jahren bei unserem Gouvernement nicht hatte erreichen können, wurde in einer halbstündigen Audienz beim Minister ins Reine gebracht.

Ich gab ihm ganz einfach zu verstehen, dass seine Abneigung gegen eine europäische Kolonisation in Surinam mir wohl bekannt sei, dass aber, wenn in der so schwierigen Sache unter den Betheiligten, und dazu rechne ich den Minister in erster Instanz, im Voraus kein Vertrauen, ja Misstrauen in den guten Erfolg des Unternehmens bestehe, ich, dem die Ausfuhr anvertraut werde, am schwersten darunter leiden würde, denn da das Gouvernement nothwendig des Ministers Ansicht theilen müsse, so würde bei jedmöglichem Unfall mir vermuthlich die Schuld zugemessen. Ich sehe also lieber davon ab. — Der Minister bedauerte mich wegen der vielen umsonst gehabten Mühe und fand es nicht mehr als billig, dass die Regierung, die mich drei Jahre lang an der Nase herumgeführt habe, mir eine Entschädigung gäbe, über die er denn auch mit dem Könige sprechen und mir den Erfolg nach Stuttgart mittheilen werde.

Die Erben des Herrn B. hatten durch das lange Zögern allen Muth verloren, -- blos ihrer übereilten Uebereinkunft mit dem kolonisationssüchtigen Herrn N. hatten sie es zu verdanken, dass von der Sache nichts kam, und ich ihnen die volle Summe von fl. 25000 nicht zahlen konnte.

Jetzt war, wie es ihnen schien, für sie Alles verloren, und sie bedauerten mich, an diese hoffnungslose Sache noch die bedeutenden Reisekosten aufgewendet zu haben; glücklicher Weise befanden sie sich in der Lage, die Entschädigungssumme leicht verschmerzen zu können.

Aber ich war mir meines Rechtes bewusst und glaubte dem Worte des Ministers, dessen Entgegenkommen und Sprache Vertrauen erwecken musste, und ich hatte mich nicht getäuscht, denn in den ersten Tagen des Oktobers erhielt ich die versprochene Entschädigung mit fl. 12,500, die ich mit umgehender Post an die Erben in Amsterdam sandte. Jetzt war der Zweck meiner Reise erfüllt, das Anwesen von Albina wieder so wie früher ganz mein Eigenthum, ich schuldenfrei; — abermals sah ich mit freiem Blick in die Zukunft, beide Verbindungen mit ehrlichen Leuten hatten Schiffbruch gelitten, jetzt hoffte ich durch Handel mit französischen Spitzbuben mir meinen Wohlstand zu gründen.

Man war in Holland gerade beschäftigt auf Staatskosten neue Eisenbahnen anzulegen; ich machte nun das Ministerium des Innern darauf aufmerksam, wie leicht Surinam bei dem unermesslichen Reichthum an Holz sich durch Lieferung von Schwellen, die ja doch aus dem Auslande bezogen werden müssten, hiebei betheiligen könne, und wie sehr Schifffahrt und Industrie dadurch befördert würden.

Aber erst in Surinam erhielt ich Antwort.

Nach 56tägiger Reise, auf welcher mich mein Neffe, ein sechzehnjähriger Jüngling, begleitete, kam ich im Januar 1861 in Surinam an. — Glücklicherweise lag, als ich ankam, das französische Dampfboot, Casabianca auf der Rhede, und da dieses nach dem Maroni zurückkehrte, so hatte ich die beste Gelegenheit nach Albina, wo wir denn auch am 22. Januar ankamen.

In der Zeit meiner Abwesenheit war eine regelmässige Verbindung zwischen Cayenne und Suinam entstanden, indem die Dampfboote, welche die Lebensmittel und das Schlachtvieh für die Penitenciers des Maroni brachten, die für die englische Post bestimmten Briefe nach Paramaribo beförderten. Durch ein holländisches Dampfboot wurden dann die französischen und holländischen Correspondenzen naçh Demarara gebracht, und übernahm dieses Dampfboot die für das französische und holländische Guiana bestimmten Brief-Pakete.

Nach Erhalt des seinigen kehrte dann das französische nach dem Maroni zurück und trat mit oder ohne Passagiere und Fracht seine Zurückreise nach Cayenne an.

Diese Verbindung war besonders für mich von der grössten Wichtigkeit, da ich auf angenehme Weise nach Paramaribo und zurückkommen konnte. Durch die Gefälligkeit der Kommandanten erhielt ich später alle meine Bedürfnisse aus Cayenne oder Surinam; es durften diese Herren aber auch, wo ich ihnen zu Diensten sein konnte, über mich disponiren.

Diese Dampfboote der französischen Marine waren Avisos, hauptsächlich zum Dienste in den französischen Kolonien bestimmt. Die Kommandanten waren Lieutenants de vaisseau, und der Etat-major bestand aus Lieutenant, enseigne, Commissaire und medecin.

Die Equipage, bei der sich ein Detachement Infanterie de la marine befand, waren meistens Europäer, doch auch Farbige und Neger von Cayenne oder den Antillen und betrug je 50—60 Mann.

Obgleich für den Kriegsdienst eingerichtet, dienten sie doch hauptsächlich zum internationalen Verkehr und Transport, wesshalb man die Pünktlichkeit und Reinlichkeit nicht erwarten konnte, die auf andern Kriegsfahrzeugen so nothwendig ist, und war der koloniale Dienst dieser Boote eigentlich nichts anderes, als eine Cabotage (Küstenhandel) in anderer Form.

Wurde das Dampfboot von Cayenne nach dem Maroni abgefertigt, so standen 40—50 Ochsen, das Schlachtvieh für die Penitenciers, auf dem Verdeck. In dem nicht allzugrossen Raume waren eine Masse der verschiedenartigsten Waaren, Lebensmittel, Wein und Getränke. Meubles und Bagage der ab- und zugehenden Offiziere, Beamten und Soldaten waren pêle-mêle mit Hunden, Affen, Papagaien, Hühnern und drgl. auf dem Verdecke und längs der Verschanzung aufgehäuft.

Auf dem Hinterdeck waren die besseren Passagiere, als Offiziere, Priester, Nonnen, Beamte und Soldaten. Den Deportirten aber war

ihr Platz im Vordertheil des Schiffes angewiesen. Ueber Vorder- und Hinterdeck waren Zeltdecken gegen Sonne und Regen ausgespannt und zwar über dem Hinterdeck beständig, während sie beim Vorderdeck über Nacht weggenommen wurden. Der Raum unten im Schiffe war spärlich, und nur die Offiziere hatten ihre Cajüten: höhere Beamte, Geistliche, Nonnen assen mit den Offizieren, wofür diesen in ihrer Gamelle vom Gouvernement täglich 5 Fr. per Person vergütet wurde. Auch andern nicht im Dienste der Kolonie stehenden Passagieren wurde manchmal vergönnt mit dem Dampfboot nach dem Maroni oder Surinam zu fahren, und diese bezahlten dasselbe Kostgeld an den Chef de la Gamelle.

Ich war stets beim Kommandanten, der zu einer andern Zeit in seiner Cajüte ass.

An Ile du salut, das, seitdem die Galeerensträflinge nach Cayenne deportirt wurden, ein sehr bedeutendes Penitencier geworden war, wo Maschinen, Kleidungsstücke, Schuhe, kurz alles, was man für die Transportation gebrauchte, von Deportirten verfertigt wurde, gieng das Dampfboot vor Anker, ein Theil der Ochsen und Waaren wurden ausgeschifft, man begab sich ans Land, besuchte seine Bekannten, kehrte an Bord zurück, und der Dampfer setzte seine Reise fort.

Brach die Nacht an, so wurden für die besseren Passagiere auf dem Vorderdecke Matrazen neben einander gelegt, bei unruhiger See mit einem blechernen Spucknapf für die Seekranken, während die übrigen sich auf dem Verdecke, den Fässern, Kisten etc. so gut als möglich behelfen mussten.

So brachte man die Nacht zu, gebettet zwischen Beamte, Priester, Nonnen oder Offiziere, die, wenn die See hoch ging, mit einander zum Erbarmen spieen und stöhnten; dass dann am Morgen das Verdeck nicht sehr reinlich aussah, und dass auf die Toilette nicht die meiste Aufmerksamkeit verwendet wurde, brauche ich nicht zu sagen.

Aber glücklicherweise dauerte die Reise kaum 24 Stunden.

Bei St. Laurent kamen nun sogleich grosse, platte, eiserne Fahrzeuge „Chalands“ an Bord, auf denen sich zur Hilfeleistung beim Ausladen einige Dutzend Deportés unter dem Kommando von Gensdarmes oder Surveillans befanden, die dann, um die Ausladung zu beschleunigen, mit Sacré nom de Dieu, Canaille, Chameau, Coquin oder anderen Ehrennamen um sich warfen. Nachdem alles ausgeladen ist, geht es an ein Waschen und Scheuern dass es eine Art hat, so dass zwei bis drei Stunden nachher das Schiff wieder im besten Zustand ist, und alle Spuren seiner zwei- und vierfüssigen Passagiere mit dem reinen Wasser des Maroni abgespült sind. Ist das Geschäft gethan, so erhält der Matrose die Erlaubniss seine Hemden und Hosen zu waschen, denn in Cayenne sowohl als in Surinam ist, weil in beiden Städten blos schmutziges Salz- oder Brack-Wasser ist, dazu keine Gelegenheit; sogleich sieht man dann in jedem der Schaufel-

Räder ein Dutzend nackter Menschen emsig mit dem Waschen ihres Weisszeugs beschäftigt, das Gewaschene wird an den Strickleitern aufgehängt, und schnell ist das stattliche Schiff mit vielen dutzenden Hemden und Hosen behangen, die am Abend schon trocken sind, und ohne gebügelt zu sein, in die Säcke ihrer Eigenthümer verpackt werden; Offiziere und Matrosen, denen es erlaubt ist, bringen den Abend auf St. Laurent zu, und gewöhnlich am andern Morgen nimmt das Schiff die Reise nach Surinam oder nach Cayenne auf.

Ungeachtet der vielen Sterbefälle, von denen die neuen Penitenciers heimgesucht waren, fuhr Frankreich fort, seine Bagnos zu leeren, und Transporte auf Transporte neuer Deportirten kamen in Cayenne an und waren grösstentheils bestimmt, St. Laurent zu bevölkern.

Kleinere Penitenciers, die theils unter die Verwaltung von St. Laurent, theils unter die von St. Louis gehörten, wurden errichtet; so entstand St. Pierre und St. Margueritte an der Maipouribikreek, St. Maurice und St. Anne an der Baleté.

Schöne breite Fahrwege führten dahin, und hübsche Kirchen und Wohnhäuser für Priester und Beamte waren in kurzer Zeit gebaut.

Ein anderes Penitencier St. Jean, das an einem Arme des Maroni der Isurubina lag, konnte nur zu Wasser erreicht werden.

Diese kleinen Penitenciers waren eine Vergeudung der Arbeitskräfte und schienen blos angelegt zu sein, um recht vielen Beamten und Kommandanten ein behagliches Dasein zu verschaffen; sie erforderten allein für Transport, der überallhin zu Wasser geschah, zur Bedienung der Angestellten eine Menge Leute, die viel besser und nützlicher zu einer Kultur, über die man allerdings noch nicht im Reinen war, und zum Anlegen von Waiden hätten verwendet werden können.

Das französische Gouvernement dachte ernstlich daran, die Holzarten Guianas bei der französischen Marine einzuführen, und grosse Schiffe, die durch die Avisos herein und hinaus geschleppt wurden, holten die viereckig behauenen Stämme auf St. Laurent ab.

Auf dem Arowakendorfe gegenüber Albina war man schon in den ersten Monaten der Anlage von St. Laurent beschäftigt gewesen, eine Dampfsägemühle zu errichten, aber aus verkehrter Sparsamkeit sollten alte, schon seit Jahren nicht gebrauchte Maschinentheile dazu verwendet werden, Kessel von dieser, Maschinen von einer anderen Pflanzung, so dass nichts recht passen wollte, und schon bei der ersten Probe der Kessel zersprang. — An dieser Sägemühle wurde bei 4 Jahre lang und manchmal mit 30 bis 40 Personen gearbeitet, ehe sie endlich zu Stande kam, während jeder andere Unternehmer sie mit einer Totalausgabe von fl. 10,000 in weniger als 6 Monaten hergerichtet hätte.

Der grösste Theil der Arbeiter, die auf den Penitenciers waren, konnte keine Konzession bekommen, und musste auf andere Weise beschäftigt werden; das Gouvernement liess desshalb einen Holzschlag am Siparawini-Flüsschen errichten, das 6 Stunden oberhalb St. Laurent

sich in den Maroni ergiesst. Der bergige Landstrich ist sehr reich an allen Arten Bau- und Meubles-Holz. 3 bis 400 Personen wurden nun dorthin gebracht, und durch ein eigenes kleines Dampfboot, St. Anne, wöchentlich zwei bis dreimal die Lebensmittel dahin geschickt.

Aber der Platz, umschlossen von Hügeln, die den freien Luftzug hinderten, war höchst ungesund, und massenhaft starben die Leute dahin. Auch ein anderer Umstand, den ich auch dem Admiral vorausgesagt hatte, traf ein; sehr viele Arbeiter entflohen nach dem benachbarten Surinam, dessen Fluss Comowini kaum 8 Stunden vom Siparawini entfernt ist.

Um aber auch Industrielle zu ermuthigen, den Holzreichthum des Maroni auszubeuten, wurden einem Pariser Haus 60 Déportés abgegeben, um Meubles, Holz und Schwellen zu Eisenbahnen zu bearbeiten.

Ein sehr eifriger und verständiger Mann, Herr R., leitete das Unternehmen, aber die Hoffnungen, die er hegte, erfüllten sich keineswegs, und nachdem der gute Mann und sein Sohn sich keine Mühe und Entbehrung hatten verdriessen lassen, musste nach zweijährigem Bestand das Unterrehmen mit grossem Verluste aufgegeben werden.

Auch mir war in Holland der Vorschlag gemacht, für Rechnung der russischen Marine Schiffsbauholz zu liefern, woran sich ein Rotterdamer Haus betheiligen wollte. Ansehnliche Vorschüsse wären mir dazu anvertraut worden, aber als ich den Plan durchlas und sah, dass die kleinsten Dimensionen, welche man verlangte, immer noch grösser waren, als die, welche mir die Buschneger lieferten, sah ich von der Sache ab, denn sie war trotz sehr annehmbaren Preisen unausführbar.

Vom Ministerium des Innern, dem ich den Vorschlag gemacht hatte, bei den neuen Eisenbahnen, die für Staatsrechnung angelegt wurden, Proben mit Surinamschem Holz zu Unterlagen und Schwellen zu machen, erhielt ich bald nach meiner Zurückkunft auf Albina Antwort.

Das Ministerium wollte mit 1500 Stücken differenter Holzarten eine Probe machen, auch war der Preis, welchen es bot, recht annehmbar.

Ich konnte nun wohl das Holz bekommen, aber nicht die Leute zum Sägen oder bearbeiten, und um eine Sägemühle zu errichten, war diese Probebestellung zu unbedeutend.

Inzwischen bestellte ich das Holz bei den Buschnegern, bat den Minister, indem ich ihm alle Schwierigkeiten auseinandersetzte, eine Probe mit 15,000 Stück zu machen, wozu ich eine Sägemühle kaufen werde, ohne übrigens einen Cent Vorschuss vom Ministerium zu verlangen. Aber der Minister konnte seinen Ansatz nicht überschreiten, auch nicht als ich später antrug das Holz in Holland sägen zu lassen; es war also mit der Sache ebenfalls nichts; doch konnte ich glücklicher Weise das dafür bestimmte Holz in Barbados verkaufen.

Eine der bedeutendsten Ausgaben für die Transportation war der Verbrauch von Schlachtvieh, das die Firma Lalanne & Goriena in Cayenne zu liefern hatte. — Dieses Vieh, alles Ochsen, wurde durch eigens eingerichtete Schooner vom Orinokko — und später von Parnaiba in Brasilien nach Cayenne gebracht und vom Gouvernement mit Fr. 200 bis 268 per Stück bezahlt, so dass die Kosten von frischem Fleisch für die Transportation, Kriegsschiffe und Militär sich jährlich wohl auf 6—800,000 Fr. belaufen haben mögen.

Nun hat das französische Guiana, mehr noch als Surinam, längs der Seeküste Landstriche, wo mit bezüglich wenig Kosten Savannen entwässert werden können, um dann als gutes Waideland zu dienen. Dazu ist der Landstrich zwischen der Mündung des Maroni und Amanabo ausnehmend geeignet, indem er von Süsswassersümpfen und Savannen durchschnitten wird.

Dieses Land, das bei einer Breite von 15 und einer Länge von 5—6 Kilometer 8—10,000 Hektaren Waideland gegeben hätte, würde auch in den trockensten Zeiten 2—3000 Stück Vieh leicht ernährt haben.

Um diesen Landstrich theilweise zu entwässern, wurde an der Mündung eine neue Niederlassung „Les hattes“ errichtet. Hier waren über vier Jahre lang bei 400 Deportés beschäftigt, Konzessionen anzulegen und einen Kanal zum Abzug des Wassers zu machen, aber bei der ersten Arbeit gebrauchte man nicht die Vorsicht, die Waldungen, welche das Meeresufer zwischen dem Amanabo und dem Maroni bedecken, umzuhauen und zu verbrennen, um so dem Seewinde freien Zugang zu gestatten, wodurch denn die Leute, die jene Konzessionen bekamen, stets am Fieber litten und sie wieder verlassen mussten.

Kaum war am Ende des vierten Jahres der Kanal gegraben und eine Schleuse gebaut, als nach dem Tode des Admirals de Montravel in Frankreich der neue Gouverneur, General Hennique, andere Ansichten hegte und das was sein Vorgänger begonnen hatte, nicht weiter fortsetzen liess.

Dieses Unternehmen jedoch, richtig geleitet, überwacht und energisch fortgesetzt, hätte ohne allen Zweifel die besten Resultate gegeben und der Transportation Millionen erspart. Nichts giebt so sicher und schnell Revenuen, als ein gut geordneter und überwachter Viehstand, besonders wenn man, wie bei der Transportation, so viele Arbeitskräfte auf die Anlage von Waiden verwenden kann. Es ist gewiss nicht zu hoch angenommen und bei mir auf Erfahrung gegründet, dass bei reichlichem Futter und guter Pflege die Heerde sich in 3 Jahren verdoppelt.

Nehmen wir an, dass 400 Mann, wenn sie nur halb so viel arbeiten, als dem Neger vorgeschrieben ist, jährlich wenigstens 1000 Hektar Wald fällen, säubern und Waideland daraus machen können. — Welch ein anderes Ansehen würden die Penitenciers haben, wenn jene an der Mündung jetzt nutzlose Arbeit auf St. Laurent verrichtet worden wäre, wo bis zum Amanabo und dem Accarouany-

kreek meist hohes Land die Anlagen solcher Waideplätze besonders begünstigt haben würde.

Die Wahl des Zuckers als hauptsächlichstes Stapelprodukt, woran jeder Konzessionär Theil zu nehmen hatte, schien mir eine unzweckmässige zu sein. Es ist bekannt, dass das Zuckerrohr die meiste Anstrengung und Arbeit erfordert, und schon die Aussicht, immer dieselbe schwierige Arbeit verrichten zu müssen, ohne Hoffnung auf eine ruhigere Zeit, muss niederdrückend auf den Kolonisten wirken, dessen Kräfte im tropischen Klima nach und nach erschlaffen, besonders wenn er sie durch gute Nahrung nicht ersetzen kann.

Der Maroni taugt weniger für die Kultur des Zuckers als die Niederungen Surinams und die Ländereien am Aprouak. Wird das Zuckerrohr im hohen Lande gepflanzt, so erfordert es schon beim zweiten Schnitte eine Düngung, die Viehstand und Waiden nöthig macht, die angelegt werden müssen und bei jeder Kultur die erste Arbeit des Kolonisten sein sollen, oder das Rohr verlangt künstlichen Dünger, dessen Anschaffung grosse Kosten und Schwierigkeiten verursacht und dessen Wirkung immer noch nicht erprobt ist. — Fruchtbare Niederungen kommen am Maroni selten vor, und wäre deren Bedeichung den Europäern nicht anzurathen. — Besonders anzuempfehlen wäre die Kultur des Kakaos gewesen, der, in hohem Lande gepflanzt, von ausgezeichneter Güte ist. Kakao auf Albina gebaut, brachte in Amsterdam 47 Cent per ½ Kilo auf, während der Surinamsche blos mit 43 bis 44 Cent bezahlt wurde.

Ein ebenso wichtiges Produkt, das sich auch schon im ersten Jahre bezahlt macht, ist Tabak, womit ebenfalls Proben auf St. Laurent gemacht wurden; er war von so vorzüglicher Qualität, dass man in Frankreich das Kilo auf Fr. 9. — schätzte.

Aber bei allen Kulturen, die man am Maroni und überhaupt im höheren Lande betreiben will, muss die Viehzucht die Grundlage sein, auf der sie ruhen müssen.

Der Besitz des Viehes, mit dem er seinen Acker bepflügt, mit dessen Dung er seine Felder im Stande erhält, und das ihm zur Nahrung dient, bindet den Menschen an das Land, das er bebaut und macht es ihm theuer. — Ohne Vieh lebt er wie der Indianer, bebaut seine Länder wie derselbe, und verlässt sie um ein anderes anzulegen, wenn sie nach ein oder zwei Jahren nicht mehr produktiv sind. Er gewöhnt sich wie jener ans Nomadenleben.

So war bei den Penitenciers von Anfang an der Hauptfehler, dass nicht alle Kräfte auf die Anlage von Waiden zum Behuf eines grossen Viehstandes verwendet wurden; es würden unendlich bessere Resultate erzielt worden sein, wenn auch die Sterblickeit dieselbe geblieben wäre.

Wie oft machte ich meine Bemerkungen über die Verschwendung der Arbeitskräfte. — Zum Transport von Holz, den ich mit 5 bis 6 Indianer oder Chinesen verrichtete, wurden oft 15 bis 20 Mann verwendet. Beinahe jeder Offizier oder niedere Beamte hatte seinen

Garçon und oft noch einen Koch; auf den Bureaux der Lebensmittel, Werkzeuge und Kleidung, deren jedes besonders verwaltet wurde, waren ausser den Chefs und Subaltern-Schreibern noch viele Deportirte zur Aushülfe. Eine Weitschweifigkeit herrschte in dieser Verwaltung, die ins Lächerliche ging. So verkaufte die Administration die leeren Mehlfässer an die Konzessionairs, die darin ihren Conac nach Cayenne schickten. Ein solches Mehlfass kostete 50 Centimes, um es aber zu erhalten, waren 4 Unterschriften nöthig, die dann der Commandant superieur mit seiner fünften bekräftigen musste.

Die Ueberwachung der Arbeit war einem Korps Surveillants aufgetragen, die etwa auf gleichem Range mit den Gensdarmen standen, aber weder das stattliche Aussehen dieser hatten, noch sich so in Respekt zu setzen wussten. Es waren eben Miethlinge, denen der Gang der Sache nicht am Herzen liegen konnte.

So kam ich eines Tages, als eben das Dampfboot eine Ladung Ochsen gebracht hatte, nach St. Laurent. Ich fuhr mit meinen Indianern in einer kleinen Corjal ganz nahe an dem Chaland vorbei, aus dem die Ochsen einer nach dem andern mit einem langen Seil ans Land gezogen wurden. Eben war wieder ein Ochse herunter gesprungen, die Schlinge, die er um die Hörner hatte, war ausgeschlüpft, das Thier wurde von der starken Strömung fortgerissen, sank unter und ertrank vor unsern Augen, während es mit leichter Mühe hätte gerettet werden können. Ich rief dem Surveillant, der aber ruhig zusah, und mir blos zur Antwort gab: Qu'est ce que cela vous regarde? Der Mann hatte ganz recht, was gieng es mich an, wenn das Gouvernement Fr. 200 verlor.

Bei der Arbeit, die zum Nutzen und fürs Allgemeine gethan wurde, fehlte oft Ueberlegung und wohl auch guter Wille, obgleich ein Offizier des Genie diese leitete. So wurde über die Balétékreek, welche die Ländereien von St. Laurent von denen von St. Louis scheidet, über eingerammte Pfähle eine Brücke gelegt, an der man mehrere Monate lang arbeitete. — Kaum vierzehn Tage nachdem sie fertig geworden war, trieb bei starker Ebbe ein schwer geladener Chaland gegen sie an. — Die Pfosten, die nicht tief genug eingerammt waren, sondern auf Felsen aufstanden, gaben nach, und die ganze Brücke wurde auseinander gerissen. Man baute sie nicht wieder auf, sondern errichtete eine Fähre.

Neuntes Kapitel.

Wenige Monate später als ich von Europa nach Surinam zurückgekehrt war, beschlossen das französische und holländische Gouvernement den Grenzfluss Maroni topographisch aufnehmen zu lassen und ernannten eine eigene Kommission hiezu. 'Während der zwei-

hundert Jahre, dass in beiden Kolonien Sklaverei eingeführt und wieder aufgehoben, oder die Emancipation der Neger berathen, Pflanzungen errichtet und aus Mangel an Arbeitern später wieder aufgegeben waren, fiel es keinem der beiden Gouvernements ein, die Grenze näher zu bestimmen, für welche man den Maroni angenommen hatte, obgleich nach glaubwürdigen Dokumenten und nach Uebereinkunft der damaligen Gouverneure im November 1668 der Sinamari als Grenze zwischen dem holländischen und französischen Guiana angenommen worden sein sollte. Im Grunde genommen war es ja gleichgiltig, wem das Land gehöre, da ohne Bewohner, die es bearbeiteten, diese unermesslichen Waldungen keinen Werth haben, und weil diese Einöden so menschenleer sind, dass 2 Menschen auf die Quadratmeile des ausserhalb dem Rayon der Pflanzungen liegenden Landes gerechnet, wohl das Maximum der Bevölkerung sein wird.

Wie schon früher erwähnt, waren ausser zwei längst verlassenen Militärposten nie Niederlassungen am Maroni gewesen, bis ich mich um 1846 auf dem linken Ufer ansiedelte, und 11 Jahre später die Franzosen ihre Straf-Etablissements anlegten, wodurch eine bestimmte Grenzscheidung für sie wenigstens von Interesse wurde.

Es sollte nun die Kommission so weit als möglich ins Innere dringen und das Flussbeet topographisch aufnehmen; zur Abreise war der Anfang der Trockenzeit bestimmt. Der Hauptstrom und seine beiden Arme Lava und Tapanahoni mussten so viel als möglich befahren und die wichtigeren Punkte astronomisch bestimmt werden.

Die französische Kommission bestand aus 4 Mitgliedern, einem Seeoffizier Vidal, dem Kommandanten des Penitenciers St. Louis, Kapitain R., einem Marine-Arzt R. und einem Lieutenant des Genie B.

Die unserige bestand blos aus zwei früheren Seeoffizieren, die aber bei der bürgerlichen Verwaltung in Paramaribo Aemter begleiteten. Ich war denselben als Beamter der bei dem Stamme Aukaner-Buschneger und als am meisten bekannt mit den örtlichen Verhältnissen beigegeben.

Wie mein Nachbar, Kapitän R. für die Expedition der Franzosen, so hatte ich für die Anstalten der Reise, Lebensmittel etc. zu sorgen und die nöthige Mannschaft zum Rudern der Boote unter den Indianern des Flusses anzuwerben.

Es war, wie gesagt, als Grenzfluss beider Kolonien der Maroni angenommen, ohne dass man gewusst zu haben scheint, dass dieser Fluss seinen Namen von seiner Mündung blos bis dahin behält, wo er sich in zwei Ströme theilt, deren einer aus Südwesten kommend Tapanahoni, der andere aber aus Südosten strömend Lava genannt wird. Würde nun der Tapanahoni als Maroni angenommen, so wäre die Kolonie Surinam im Süden und Südosten vom französischen Guiana umgeben, während wenn man die Lava als Hauptfluss annimmt, unser Grundgebiet um mehrere Hundert Quadratmeilen gewinnt, und Surinam das französische Guiana im Süden und Südwesten begrenzt.

Beide Nebenflüsse, aus denen der Maroni entsteht, sind beinahe unbewohnt. Am Tapanahoni haben sich die Aukaner-Buschneger

angesiedelt, Abkömmlinge unserer in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts entflohenen Sklaven, die sich in diese abgelegene und schwer zugängliche Wildniss geflüchtet hatten, und mit denen schon vor 100 Jahren Frieden geschlossen war.

Die Lava aber bewohnten die Nachkommen anderer surinamischen Sklaven, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach mühsamen und kostspieligen Kriegen von unsern Soldaten bis in die Lava verfolgt wurden und oberhalb des Itepoucou-Falls ihre Zuflucht nahmen. Unsere Regierung hatte mit den Bonninegern keinen Frieden geschlossen: man bekümmerte sich nicht um sie, kannte auch nicht einmal annähernd ihre Zahl, sondern hatte blos den Aukaner-Buschnegern aufgetragen, sie zu überwachen. Zu beiden Stämmen war nie ein wissenschaftlich gebildeter Europäer gekommen, man wusste auf einen Breitegrad hin nicht einmal ihren Wohnort, so wenig wie ihre Seelenzahl. Blos durch Jagdhunde, Federschmuck und vergiftete Pfeile, die sie nach der Kolonie brachten, und durch ihre eigenen Aussagen wusste man, dass sie mit verschiedenen Indianer-Stämmen Handel trieben. Da die Bonnineger nicht die Erlaubniss hatten, direkt, wie die Buschneger, mit den Europäern oder den Pflanzungen verkehren zu dürfen und durch das Gouvernement gewissermassen unter die Aufsicht der Aukaner gestellt waren, so übten diese über die Bonnineger eine wahre Sklaverei aus, weil jene alle ihre Bedürfnisse an Salz, Geräthschaften etc. durch die Buschneger beziehen mussten; sie waren verpflichtet, um diese Bedürfnisse befriedigen zu können, die Kostäcker der Aukaner anzulegen und zu unterhalten, ja mussten selbst Monate lang ihre Dörfer an der Lava verlassen, um am Tapanahoni für ihre „Herren“ zu arbeiten. Vielfach hatten es schon die Bonnineger versucht, sich dem Joche der Aukaner zu entziehen und mit den Bewohnern von Cayenne, die ihnen viel näher lagen als die von Surinam, in Verbindung zu treten; sie wurden aber zurückgewiesen, da das französische Gouvernement es nicht rathsam fand, den freien Bonninegern Verkehr mit seinen Sklaven zu gestatten. Es war einem früheren Bedienten Monte Cattinis, dem Korsen Dollinche, vorbehalten, diese Neger näher kennen zu lernen und die ersten Schritte zu ihrer Befreiung zu thun. Bei seinem Nomadenleben, wo er bald auf dem französischen, bald auf dem holländischen Ufer und bei den Buschnegern sich aufhielt, lernte er bei diesen einige Bonnineger kennen, die ihn baten, sie nach dem untern Maroni mitzunehmen. Die Aukaner, den Bonninegern durchaus nicht geneigt, die sie als ihre Sklaven „wi nengere“ (unsere Neger) betrachteten, sträubten sich zwar dagegen, hatten aber doch zu viel Respekt vor dem französischen Militär, das die Posten St. Laurent und St. Louis besetzt hielt, dass nicht nach und nach die Bonnineger viel häufiger nach den französischen Niederlassungen und auch zu mir kommen durften, bis im Jahre 1860 das holländische Gouvernement zwei Beamte, mit denen ein französischer Offizier reiste, zu ihnen sandte und ihnen gleiche Rechte wie den Aukanern verlieh.

Der Anfang des September 1861 war also zur Abreise bestimmt, und man meinte drei bis vier Monate nöthig zu haben, um den Instruktionen beider Regierungen Genüge zu leisten. Ich hatte zur Bemannung unserer Boote 17 kräftige Indianer angeworben, zu welchen noch die zwei Bedienten der Topographen und der Koch kamen, so dass das ganze zur niederländischen Expedition gehörige Personal aus 23 Personen bestand.

Ein grosses vierzig Fuss langes Boot, mit einem doppelten luftigen leinenen Dach, Vorhänge gegen Sonne, Wind oder Regen gewährte den zwei Topographen jede Bequemlichkeit, die man auf solchen Reisen sich nur wünschen kann, ein anderes eben so grosses Boot beförderte die Lebensmittel, die in etwa 50 Kisten verpackt, aus allen Arten konservirter Fleischspeisen, Gemüsen nebst Wein nnd Bier bestanden; dabei waren Geschenke und Tauschartikel für die Bewohner der oberen Flüsse, Alles in einer Menge, dass ich, der stets auf die einfachste Weise reiste, glaubte damit ans Ende der Welt kommen zu können. Ausserdem hatten wir ein Zelt bei uns, das man jeden Abend aufschlug und das ein geräumiges und bequemes Obdach bot.

Von den zwei kleineren Booten enthielt eines das Zelt, das andere war mit Lebensmitteln, Salz, Küchengeschirr und Geräthen beladen.

Ich liebe Luft und Licht und hätte es in dem Schwitzkasten der beiden Topographen, die auf amerikanischen Fauteuils, denen man die Füsse abgesägt hatte, sassen, nicht ausgehalten, überdiess hätte ich da ruhig sitzen müssen und keine andere Beschäftiaung haben können, als Lesen. Ich wollte aber Pflanzen sammeln, Schmetterlinge fangen, die Karte des Flusses, die ich auf meiner letzten Reise gemacht hatte, korrigiren, nicht um die der Topographen zu verdrängen, sondern blos zu meinem eigenen Vergnügen. Dazu nahm ich meine kleine leichte Corjal, über die ein drei Fuss langer und zwei Fuss breiter, mit grüner Leinwand bespannter Rahmen befestigt war, um mich gegen die senkrecht fallenden Strahlen der Mittagssonne zu schützen.

Bei solchen Reisen ist es mir ein eigenes Vergnügen hauptsächlich die Genüsse entbehren zu können, die der Bequemlichkeit dienen. Schon als Knabe wählte ich nicht die gebahnten Wege, sondern die steilsten und holperigsten. Ein Gefühl physischer Minorität würde mich beschleichen, wenn ich ohne krank zu sein, auf weichen Matratzen liegend, mich fortrudern lassen müsste, oder wenn ich aus Furcht, das Flusswasser schade meiner Gesundheit, meinen Durst blos mit Mineralwasser stillen würde. Lebe ich aber einfach, mässig, und entziehe mich den Einflüssen der Witterung nicht auf übertriebene Weise, so meine ich besser und reiner die Eindrücke der Natur zu geniessen und diese Eindrücke, welche die Würze des Lebens sind, auch zu verdienen. Ich habe den Rigi, den Vesuv und Aetna im Schweisse meines Angesichtes erstiegen und schwelge noch

jetzt in der Erinnerung daran. Vermuthlich wird das nicht der Fall sein, wenn ich mit der Eisenbahn noch einmal hinauf rutsche. Das wahre Vergnügen will errungen sein. Ich hatte auf meiner Corjal zwei Arowaken und einen Caraiben. Zum Trocknen der Pflanzen, die ich unterwegs sammelte, einlegte und presste, hatte ich eine hohle kupferne, durch Dampf, der in einem verschlossenen Topf erzeugt wurde, zu heizende Platte.

So sass ich auf einer Bank vor einer Kiste, worin ausser meinen Kleidern alles zum präpariren von Naturalien Nöthige aufbewahrt wurde. Die Kiste diente als Tischchen, auf dem meine Karte nebst Uhr, Kompas und Thermometer lagen.

Am Mittag den 9. September verliess das holländische Geschwader Albina und fuhr nach dem eine halbe Stunde am jenseitigen Ufer des Flusses gelegenen St. Louis. Von hier aus sollte die Expedition beginnen. Wir kamen gerade an, als der Priester nach vorhergegangener Messe die sämmtlichen zu der französischen Expedition gehörigen Fahrzeuge eingeweiht hatte. Es war ein eigenthümlicher Anblick, diese vielen, mit den Flaggen der beiden Nationen geschmückten Boote, bemannt mit rothen und schwarzen Menschen, das Gewühl von Graukitteln (Deportirten) am Ufer, das Gedränge von Offizieren, Gensdarmen und Soldaten beim Abschiednehmen am Landungsplatz. Unter Salven von Gewehr- und einzelnen Kanonenschüssen fuhren wir ab, ich mit schwerem Herzen, denn mein Neffe, den ich erst vor einigen Monaten aus Europa mitgebracht hatte, lag schwer erkrankt im Hospital von St. Louis, und der Doktor hatte wenig Hoffnung ihn retten zu können.

Einige der Offiziere der Penitenciers gaben ihren Kameraden das Geleite bis zum nächsten Indianerdorf Magrli, wo wir übernachten wollten.

Die französische Expedition hatte ebenfalls fünf Boote, jedes mit einem kleinen Dache und beladen mit Lebensmitteln, die zweckmässig in Zinkkapseln verpackt waren. Jedes der Mitglieder hatte sein eigenes Boot nebst einem Bedienten, während zwei Soldaten das Ganze beaufsichtigen mussten. Ein französischer Mulatte und ein brasilianischer Indianer waren als Dolmetscher bei dem Stamme der Arukujanas angenommen; 1 Koch, 3 Mananeger und 21 Bonnineger machten die übrige Equipage aus, so dass die französische Expedition 35 Köpfe zählte.

Bereits nach einer Stunde, und ehe es dunkel wurde, landeten wir am Dorfe Magrli, das, wie alle Indianerdörfer, sich auf holländischer Seite befindet, weil die Indianer, deren Dörfer auf dem rechten Ufer gewesen waren, sobald die Penitenciers errichtet wurden, die französische Seite verlassen und sich auf der holländischen angesiedelt hatten. Hier wurde nun eine solenne Abendmahlzeit gehalten. Schnell war unser Vorrath ausgepackt und der Kochherd aufgeschlagen, worauf uns die zwei Köche ein stattliches Abendessen bereiteten. Es wurde auf den mitgebrachten Tischen unter Bananen- und Melonen-Bäumen, an welchen man farbige Lampen zur Beleuchtung des fröh-

lichen Gelages aufgehangen hatte, aufgetragen. Eine prachtvolle Sternennacht begünstigte unsere Mahlzeit. Umschwärmt von Nachtschmetterlingen, Käfern und anderen Insekten, die der Schein der Lampen angezogen hatte, fielen mehrere dieser Thiere bald in die Trinkglässer, bald auf die Teller, und machten wir uns lustig über den Aerger eines der französischen Offiziere, der vor Eckel jedesmal sein Glas ausschüttete oder seinen Teller wechseln liess, wenn irgend ein unglücklicher Schmetterling darin herum zappelte; doch war alles gleich heiter und freute sich auf die Reise.

In den Hütten und zwischen den Hängematten der Indianer hingen auch wir die unsrigen auf, und um 10 Uhr lag schon Alles im Schlafe.

Nach eingenommenem Kaffee setzte man am andern Morgen die Reise fort. Sie ging langsam von Statten, da die Topographen in der Mitte des Flusses fahren wollten, um die Strömung zu messen. Die Breite wurde an mehreren Stellen durch einen Mikrometer aufgenommen. Zur Bestimmung der geographischen Lage nach Sonne und Gestirn waren treffliche Instrumente, ebenso drei Chronometer u. s. w. vorhanden; überhaupt hatten beide Regierungen es an nichts fehlen lassen.

Am 11. September erreichten wir den ersten Fall des Maroni, bis wohin uns die Wirkung der Meeresfluth beim Auffahren noch begünstigt hatte. Wir blieben hier einen Tag, um die genaue Lage des früheren Postens Armina aufzunehmen. — Schon seit 19 Jahren verlassen, lag er in undurchdringlichem Gebüsch, und es war von den Gebäuden nichts mehr zu sehen, als der halb eingefallene Backofen auf seinem Pfosten von Kontholz, die, obwohl von allen Seiten dem Wetter preisgegeben, noch ebenso gesund und wohlerhalten waren, als wie vor 90 Jahren, wo man sie gesetzt hatte. Am Abend des Ruhetages kamen unsere Jäger mit ihrer Beute an; dieselbe war viel weniger als wir vermutheten; die Indianer hatten einen Brüllaffen und zwei Leguans, die Bonnineger aber einen Kwatta und mehrere Paku's geschossen.

Ausser den geschossenen Leguans brachten unsere Indianer noch viele Eier dieser delikaten Eidechsen mit, die sie am Anfang der Trockenzeit in den Sand der Strominseln legen. — Anfangs Dezember, wenn in Folge der jetzt häufigen Regengüsse die Gewässer steigen, schlüpfen die jungen Thierchen aus und flüchten sich sogleich auf Bäume, wo sie sich in der ersten Zeit vermuthlich von kleinen Insekten ernähren, während sie grösser geworden, ausschliesslich von Knospen und Blättern leben.

Nie lässt der Indianer die Gelegenheit vorbeigehen, auf den Leguan, den er trotz seiner grünen Farbe im dichtesten Laubwerk zu erkennen vermag, Jagd zu machen, aber oft lässt sich das harmlose Thier, so bald es sieht, dass ihm Gefahr droht, ins Wasser fallen, ehe der Indianer den Pfeil abschiesst, und sinkt wie ein Stein, oder schwimmt unterm Wasser fort und flüchtet sich ins Gebüsch.

Selten verging ein Tag, wo nicht ein oder mehrere dieser Thiere geschossen wurden, ein Beweis wie häufig sie sind und wie sehr sie sich vermehren, obwohl sie blos einmal im Jahre Eier, und nie mehr als 40 bis 50 legen.

Unsere Lebensweise während der ganzen Reise war beinahe stets dieselbe. — Morgens sechs Uhr trank man den Kaffee, brach die Zelte ab, belud die Fahrzeuge und befand sich um sieben Uhr bereits auf der Reise. Gegen zwölf Uhr frühstückte man an einem bequemen Platz auf einer Sandbank oder am Ufer, fuhr dann bis gegen vier oder fünf Uhr, wo man meist auf einer Insel oder auf einer Sandbank das Lager aufschlug. — Neger und Indianer fällten das Gesträuch und die kleinen Bäume, die Zelte wurden aufgeschlagen, Holz zum Kochen herbeigeschafft und die nöthigen Kisten und Instrumente ans Land gebracht. Die Franzosen hatten einen kleinen tragbaren Backofen bei sich, so dass wir immer frisches Brod hatten. Neger und Indianer hingen zwischen den Bäumen ihre Hängematten auf, während ich unserer Bemannung die Lebensmittel austheilte. Diese bestanden aus Tapioca- oder Cassavemehl und gesalzenem Fisch oder Speck, denn die Jagd, auf die wir besonders gerechnet hatten, war nicht in dem Masse ergiebig, um für so viele Menschen auszureichen. Die Bemannung, welche den ganzen Tag rudern musste, hatte am Abend wenig Lust noch zu fischen und zu jagen; das Gespräch und die Ruderschläge verscheuchten das Wild vom Ufer, so dass ausser hühnerartigen Vögeln, die gerade nicht sehr scheu und ziemlich dumm sind, auf der Reise wenig geschossen wurde.

Während nun die Topographen ihre Berechnungen machten, die Tagebücher einschrieben etc., stellte ich meinen Trockenapparat auf und trocknete meine den Tag über geammelten Pflanzen, wusch meine Hemden und Hosen und legte mich dann auf die noch warmen Felsen, um mich in die Vergangenheit zurückzudenken und für die Zukunft Pläne zu machen. — Es ist besonders zur Nachtzeit ein eigenthümliches Leben in den Waldungen Guianas. Nach des Tages Schwüle die angenehme Nachtluft, die funkelnden Gestirne über dem dunkeln Walde, in dem die grossen Leuchtkäfer wie Irrlichter herumschwärmen. Alles ist stille, nur Baumfrösche und Nachtvögel lassen sich hören, oder manchmal das grauenvolle Gebrüll der Alouatten, das schrecklichste Geschrei, das wohl ein Thier hervorbringen kann, und das doch nur der Ausdruck inniger Behaglichkeit und vielleicht auch der zärtlichsten Gefühle ist. — Doch es hat ja jede Tageszeit ihre eigenen Reize, und ich bin mit allen ebenso wohl wie mit ihren Schattenseiten vertraut geworden. Wenn auf meinen Reisen auch die Sonne senkrecht über meinem Kopfe stand, und ich oft auf meinen Fahrten nach Schatten lechzte, oder Regengüsse, wie man sie in Europa nicht kennt, mich durchnässten, meine gute Laune verlor ich desshalb nicht, denn ich freute mich auf den kühlen Abend und den ruhigen Schlaf in der Hängematte.

Wie oft aber sehnte ich mich bei diesen Reisen nach einer traulichen Unterhaltung, nach meiner Heimath, nach meinen Freunden und dachte an die schönen Frühlingstage und meine Jugendzeit. Kam ich aber, was ja bei meinem langen Aufenthalt in Guiana neunmal geschah, wieder in das Vaterland zurück, so fühlte ich mich doch einsam und fremd, statt des schönen Frühlings fand ich ein feuchtes, kaltes Klima, unter einem Himmel von möchte ich sagen grastuchartiger Farbe, und nur selten eine Sonne kraftvoll und lichtstrahlend wie die tropische. Auch die Menschen meiner Jugend fand ich nicht mehr; statt einer Jugend, der ich körperlich nicht mehr angehörte, fand ich Knaben vollgepfropft mit Weisheit, Jünglinge mit Brillen auf der Nase und Schrammen im Gesicht, die sie nicht im Kriege mit dem Erbfeind bekommen hatten, die aber doch bei jedem rauhen Lüftchen sich in Plaids oder Kapuzinermäntel hüllten und Pferde- und Eisenbahnen noch mehr benützten als das reifere Alter; meine Altersgenossen aber behaglich ausruhend beim Bier und Kartenspiel, oder im Kampf mit Nahrungssorgen. Ich hatte dann im lieben Vaterlande gar bald genug und kehrte gerne in meine Wälder zurück. Doch ich schweife ab, und besinne mich glücklicherweise noch zur rechten Zeit, dass der Koch mit dem Essen fertig ist, ich für den Tisch zu sorgen habe und ja nicht vergessen darf, die Reading, oder Mustardsauce auf den Tisch zu bringen, denn die Aufgabe und die Interessen der holländischen Kommission könnten darunter leiden. Das Essen war um 9 Uhr fertig, und dann begab man sich zur Ruhe, oder die Topographen erwarteten die Zeit bis ein Fixstern (meist die Kapella) den Meridian passirte, um die Breite mittelst eines künstlichen Horizontes aufzunehmen. Wir hatten, einige Regengüsse ausgenommen, beinahe immer herrliches Wetter, kühle Morgen, wo aber nur einmal das Thermometer auf 17° R. stand, gewöhnlich 18°. Gegen 1 Uhr Mittags war die Hitze am stärksten, 27, 28 auch wohl 29°, während dann das Flusswasser nicht mehr als 22—23° zeigte. Von Abends 6—8 Uhr an hatten hatten wir wieder 23—21°, und so beinahe während der ganzen dreimonatlichen Reise.

Den 15. September erreichten wir unter 4° 47′ die ersten bedeutenderen Berge, die man bei ganz hellem Wetter schon vom Meere aus sehen kann. Sie gehören zu einem Gebirgszug, der in westlicher Richtung das französische, holländische und einen Theil des britischen Guiana durchschneidet, der aber kein zusammenhängendes Ganze bildet, sondern sich in einzelnen langgehobenen Bergrücken erhebt, die keine sehr steilen Abhänge haben. Sie scheinen die Breite eines Grads einzunehmen, da wir die letzten unter 3° 20′ nördliche Breite fanden.

Man beschloss dieses Gebirge, das sich auf eine kleine Stunde landeinwärts auf holländischer Seite erhebt, zu besteigen, und wir brachen am Morgen des 16. September dahin auf. Ein Kreek führte beinahe an den Fuss des Berges. aber da zu viele Bäume über den-

selben gefallen waren, so verliessen wir ihn und hieben in westlicher Richtung einen Weg, auf dem wir denn auch nach 1 1/2 Stunden den Fuss erreichten. Sechs Bonnineger und sechs Indianer bildeten die Eskorte und jagten unterwegs nach Allem, was nur Leben hatte, so dass man von allen Seiten Schüsse hörte, denn nichts macht dem Neger mehr Freude, als der Knall seiner Flinte. Der Berg, den wir nun erklommen, bestand aus Granit und eisenhaltigem Gestein, das in grossen Blöcken überall zu Tage trat. Gegen den Gipfel hin wurde der Pflanzenwuchs sehr spärlich, die Bäume verkrüppelt und, wie der Boden, dicht mit Moos bedeckt. Eine Menge Bromelien wuchsen im Boden, auch die schöne Tillandsia zebrina und Orchideen, die sonst nur in sumpfigen Gegenden vorkommen, und doch befanden wir uns 800 Fuss über dem Meeresspiegel. Grosse Striche waren mit Bambus bewachsen, nur gegen den Gipfel hin bekam die Vegetation wieder ihre volle Kraft und Fülle. Ich hatte meinen Hebe-Barometer bei mir und fand gegen das Niveau des Maroni einen Unterschied von 15 Linien oder 1200 Fuss.

Auf dem Gipfel des Berges fanden wir einen wohl 3 Fuss im Durchmesser haltenden Baum, aus dem durch Einschnitte in die Rinde eine Menge weisser, süsser Milch strömte, mit welcher der französische Artzt ein Fläschchen füllte. Es war kein Bolletree (Achras) der an der Küste und auf Bergen vorkommt, vielleicht Brosimumtile.*) Abends 4 Uhr waren wir wieder auf unserem Lagerplatz angekommen: Trotz der zahllosen Schüsse war die Jagd nicht ergiebig gewesen. Nur ein Catinga-Hirschchen (Cervus simplici cornis) oder Kariaku, wie es die Indianer heissen, mehrere Waldhühner und ein Simia israelita waren erlegt worden.

Das Gebirge hiess bei den Eingeborenen Anoso; da nun jeder der beiden Gouverneure schon einen Berg in seinem Namen trug, in dem der holländische Landsberge, der französische aber Montravel hiess, so wollte man ihnen keinen weiteren aufbürden, aber um doch den alten Namen ein wenig zu hollandisiren, wurde es als Nassau-Gebirge in die Karte aufgenommen. Eine kleine halbe Stunde oberhalb unseres Bivouacs verengte sich der Fluss bis auf etwa 500 Fuss Breite.

---

*) Es giebt in Guiana viele Bäume mit Milchsaft, die zu technischen Zwecken verwendet werden könnten. Vor allen zeichnet sich der Bolletree, französisch Balata (eine Sapotée) aus. Er kommt überall vor, und sein rothes, hartes Holz wird zu Bauholz und Schindeln verarbeitet. Seit einigen Jahren war man beschäftigt, die Milch dieses Baumes, die nicht im Holz, sondern in der Rinde sitzt, als Surrogat der immer schwerer zu bekommenden Gutta Percha in den Handel zu bringen, und lässt das französische Gouvernement durch Deportées, welche täglich ein gewisses Quantum liefern müssen, die Milch sammeln. Da nun der Baum stellenweise sehr häufig ist, so könnte, wie bereits in Demerara, dieses Produkt leicht von Bedeutung werden, aber bei der Gleichgültigkeit und dem Widerwillen gegen jede Neuerung bei unserer Bevölkerung wird den Versuchen der Franzosen wohl keine Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Den 18. kamen wir an die zweiten bedeutenden Fälle des Maroni Pedrosungu, dieselben wurden an der holländischen Seite, wo sie viel schwieriger sind, befahren, und brauchte man einen ganzen Tag um über sie hinauf zu kommen. Die Stromschnellen und Kaskaden wurden nun immer häufiger, und kamen wir am 20. in der Nähe der Fälle an, welche die vereinigten Flüsse Lava und Tapanahoni bildeten.

Wir schlugen am Fusse eines dieser Fälle unser Lager auf und benachrichtigten durch Schüsse die Poliguduneger, die ganz in der Nähe aber oberhalb der Fälle wohnen, von unserer Ankunft.

Es währte auch nicht lange, denn unsere Reise war schon längst unter den Negern bekannt, bis sechs Männer ankamen um uns zu helfen.

Mit langen Seilen, die man zu diesem Zwecke mitgenommen hatte, wurden die Corjalen über den ersten Fall Singadede gezogen, unter allgemeinem Schreien und Lärmen, dass man selbst das Brausen des Wassers nicht mehr hörte. Jetzt hatten wir den grossen, wohl 18 Fuss hoch herabstürzenden Fall von Poligudu vor uns und erwarteten nicht anders, als dass man die Corjalen ausladen und über die Felsen ziehen müsse; aber glücklicher Weise kannten die Poliguduneger einen kleinen Kanal, der sich in verschiedenen Krümmungen und anhaltenden Kaskaden um einige Inseln wand, und so befanden wir uns gegen Mittag oberhalb des Falles im spiegelglatten Wasser des Tapanahoni. Jetzt wurden die Flaggen wieder aufgesteckt, und das stattliche Geschwader von 10 Booten landete am Dorfe der Nachkommen der früheren Rebellen, wo die sämmtliche Bevölkerung an den Fluss gekommen war, uns zu bewillkommen.

Die vier kleinen Kanonen, welche die früheren Negersoldaten vom Posten Armina mitgenommen hatten, fand ich nicht mehr. Man hatte sie wahrscheinlich aus Furcht, die Kommission möchte sich ihrer bemächtigen, versteckt.

Wir schlugen unser Lager etwa zehn Minuten unterhalb des Poligududorfes auf, da wir die Zudringlichkeit dieser Neger fürchteten und auch Bedenken trugen, mit den Lepreusen dieses Dorfes zusammen zu leben.

Die Topographen hatten hier für mehrere Tage Arbeit, denn es sollte ein Profil beider Flüsse aufgenommen werden, und man fand, als diese Arbeit beendigt war, dass die Lava bedeutend breiter als der Tapanahoni sei, und ihre Wassermenge zu letzterem wie 7 zu 4 sich verhalte. Unsere Lage gerade gegenüber der Vereinigung beider Flüsse war unter 4° 17″ nördl. Breite und 54° 30″ westl. Länge von Greenwich. Nach den Stromschnellen und Fällen, die wir überschritten hatten, zu urtheilen, (mein Barometer war unbrauchbar geworden), lag die Mündung des Tapanahoni etwa 110 Fuss höher als das Meeresniveau, das, da der Fluss nur wenige Krümmungen macht, in gerader Linie etwa 50 Stunden entfernt sein kann.

Die Topographen waren sechs Tage lang mit Messung und dem Zeichnen ihrer Karten beschäftigt, während welcher Zeit die Besuche der Busch- und Poligudunegar kein Ende nehmen wollten. Letztere machten sich über unsere Reise die bängsten Vorstellungen, und die vielen Instrumente, von deren Gebrauch sie keinen Begriff hatten, trugen nicht wenig dazu bei, ihr Misstrauen zu vermehren.

Wir setzten am 30. unsere Reise fort, denn der Tapanahoni sollte zuerst, und später die Lava aufgenommen werden.

Auf dem Buschnegerdorfe Guidappu fanden wir nur wenig Leute, denn der Kapitän desselben „Makosto", sowie die meisten Männer hielten sich schon seit drei Jahren am Cottica auf, wo sie Bau- und Brennholz für die Pflanzungen verarbeiteten; es sah dieses Dorf nun ziemlich verfallen aus, und nur Weiber und Kinder bewohnten es. In einer abgelegenen Hütte kam mir ein kleines Ungethüm entgegen, vor dem ich mich beinahe fürchtete. Es war eine wohl 70 Jahre alte, kaum 2½ Fuss hohe Zwergin, die mich mit lallender Stimme begrüsste; sie hatte krumme Beine und nach vorn ausgebogene Arme, und ihr Gang war dem einer Schildkröte nicht unähnlich. Ihre Verwandten erzählten mir auch, dass sie die Tochter einer Seeschildkröte „Kalpe" sei, die ihre Mutter im Schlafe besucht habe, und dass, sobald diese Zwergin von Guidappu weggeführt würde, eine Wasserfluth das Dorf überschwemmen werde. Ein anderes Wundergeschöpf war ein zehnjähriges Mädchen, das wie ein Tiger am Leibe gefleckt war und auf der Stirne einen grossen Schopf schneeweisser Haare hatte.

Alles Aussergewöhnliche, so wie Krüppel, Idioten etc. die bei den Negern gar nicht selten, bei den Indianern aber fast nie vorkommen, werden für heilig gehalten und Gotteskinder, Gado pikin, genannt.

Wir übernachteten im Dorfe Manlobi, dessen Oberhaupt, ein alter Schwätzer, uns gar viel von seiner Ergebenheit vorplauderte, und wie sich alles beeilen werde, uns auf unserer Reise beizustehen.

Am dritten Oktober Abends kamen wir im Dorfe Piket am Fusse des Granholle-Wasserfalles an, wo wir das Grossoberhaupt zu erwarten hatten, das uns die nöthigen Buschneger zur Weiterreise stellen sollte.

Hatten wir schon unterwegs auf den Dörfern, die wir passirten, abenteuerliche Gestalten gesehen, so war dies um so mehr auf Piket der Fall, wo die sämmtliche Noblesse von Auka zusammen gekommen war, um mit dem Granman das wichtige Ereigniss unserer Ankunft und das noch viel wichtigere unserer Weiterreise zu besprechen. Wir wurden auch, kaum ans Land gekommen, von verschiedenen Kapitäns, Vicekapitäns, Majors und anderen Standespersonen umgeben, die sich auf die bestmöglichste Weise zu diesem Besuche herausgeputzt hatten.

Einige dieser Herren waren in Schlafröcken von grossblumigem Zitz, andere in Soldaten-Jacken gekleidet, diese trugen Regenmäntel

der Plantagensklaven, andere wieder Hemden der französischen Deportirten mit dem Zeichen des Straf-Etablissements auf dem Rücken; die meisten aber waren ohne Hemd und Beinkleider, hatten dann aber schöne farbige Binden um die Lenden gebunden, welche die Leute wenn sie wohl gewachsen und jung sind, viel besser kleiden als alle europäischen Anzüge, die ihre meist schönen Körper verunstalten, da sie ja doch nicht für sie gemacht wurden. Auch Weiber waren in Menge erschienen, und bei ihnen wenigstens war der Anzug gewählter als bei den Männern; denn da die Aukaner Buschneger auf den Pflanzungen viel Geld verdienen und durchaus nicht karg sind ihren Weibern schöne Zeuge und Putz anzuschaffen, so kommt bei einer solchen Gelegenheit an das Tageslicht, was man Jahre lang aufbewahrt hat. Die ganze Unterhaltung der Besuche die uns belästigten, drehte sich begreiflicherweise um den Zweck unserer Reise, den jeder einzeln für sich und dann wieder alle zusammen wissen wollten.

Man erwartete den Granman am andern Morgen, wo dann in einer Generalversammlung die Sache berathen werdeu sollte.

Wir schlugen unsere Zelte in der Nähe des Dorfes am Ufer des Flusses, der hier etwa 150 Fuss breit ist, auf, und harrten nun auf den Granman, von dessen gutem Willen die Weiterreise abhing.

Wie ich schon früher bei andern Gelegenheiten gesagt hatte, zeigte sich in allen Unterhandlungen, welche das holländische Gouvernement von je her mit Buschnegern hatte, wenn auch ihr Vortheil offen am Tage lag, ein Misstrauen und der Wunsch, die Sachen in die Länge zu ziehen; um wie viel mehr hatten wir nun hier zu erwarten, dass das Gross-Oberhaupt sich mit seinem Entschlusse nicht beeilen werde. Aber es war nicht unser Wunsch, lange auf der faulen Haut liegen zu bleiben, und unsere Lebensmittel liesen nicht zu, die Zeit nutzlos zu vergeuden. Kaum konnten wir von den Weibern so viel eintauschen, was wir für den täglichen Bedarf unseres Tisches nöthig hatten.

Mir lag dieses Amt ob, und es war keine Kleinigkeit, die einzelnen Tauschartikel als Perlen, Tücher, Saife, Messer, Spiegel, Angeln etc. so einzutheilen, dass sie dem Werth der angebotenen Lebensmittel, die aus Reis, Jams, Hühnern, Schildkröten, Fischen etc. bestanden, gleichkamen. Es war von beiden Seiten ein ewiges Markten und Feilschen, und für mich um so anstrengender, als es stets am Ufer auf glühendem Sande und bei einer Hitze von oft 28° getrieben wurde.

Als nun endlich am dritten Tage der Granman noch nicht angekommen war, mich auch niemand zu ihm bringen wollte, so nahm ich drei meiner Indianer und fuhr mit der kleinsten unserer Corjalen ab. Ohne viele Mühe kamen wir über die Fälle, und da ich den Weg durch die Inseln von meiner ersten Reise her kannte und auf meiner Karte verzeichnet hatte, so kamen wir auch ohne Unfall auf dem Dorfe des Granman an. Ich fand das Gross-Oberhaupt in seiner

Hütte und setzte ihm ganz einfach und der Wahrheit getreu den Zweck unserer Reise auseinander, benahm ihm auch alle Furcht, so dass er versprach die nöthigen Leute zu geben und uns den Weg den Tapanahoni hinauf zu zeigen. Er packte auch sogleich seine Sachen zusammen und verliess zugleich mit mir sein Dorf.

Ich in meiner, er in seiner Corjal kamen wir zugleich unterhalb des Granhollofalls an; Beiman aber, um sich recht Standesgemäss anzukleiden, stieg auf dem linken Ufer ans Land, wo ebenfalls einige Hütten standen.

Kaum hatten die auf Piket befindlichen Standespersonen gesehen, dass ihr Chef an der anderen Seite gelandet war, als alle hinüberfuhren, um sich mit ihm vorläufig zu berathen; es dauerte desshalb über eine Stunde, bis er herüber kam und der Kommission den Besuch abstattete.

Der alte Beiman sah jetzt ganz anders aus, denn Kleider machen Leute; eine holländische Generalsuniform, reich besetzt mit falschen Tressen, hieng an seinem Oberleib — darauf sassen uralte Unterlieutenants-Epauletten, die er vermuthlich vor 20 oder 30 Jahren von einem Kommandanten Arminas eingehandelt hatte. Hosen trug er von weiss gestreiftem Sommerzeug viel zu weit, doch kaum bis an die Knöchel reichend, eine alte verbleichte Schärpe umgürtete die lange, magere Person, deren Kopf ein mit weissen Federn gezierter Generalshut bedeckte; hinter ihm trug ein hübscher Knabe seinen Kommandostock.

Man erhob sich, schüttelte dem Granman die Hand und trank mit ihm in Vermouthwein seine Gesundheit, kam aber gleich zur Sache, und wir mussten nun zu unserem Erstaunen hören, dass es ihm nicht möglich sei, uns die nöthigen Ruderer zu geben, ebensowenig als zu erlauben, dass die Bonnineger uns auf der Weiterreise auf den Tapanahoni begleiten. Er habe mit den Indianern des Innern einen furchtbaren Eid geschworen, nie einem Europäer oder andern Fremden den Weg zu ihnen zu weisen, und sein Gott würde ihn ohne Zweifel tödten, wenn er diesen Schwur nicht halte.

Die einzige Ursache ihres Widerwillens, uns den Weg zu zeigen, war wohl nichts anderes, als die Furcht, ihre Handelsverbindungen mit den Indianern beeinträchtigt zu sehen. Wir schieden also für diesen Abend unverrichteter Sache, und nahm der Granman im Dorfe Piket sein Quartier. Bonnineger und Indianer besuchten ihn und seine Kapitäne dort, und diese wussten unsern Leuten so bange zu machen, dass sie einstimmig erklärten, nicht weiter den Fluss hinauffahren zu wollen.

Wir waren nun in einer fatalen Lage. Ohne Indianer und Bonnineger war es rein unmöglich die Weiterreise zu unternehmen, denn ausser vier Mananegern, den zwei Bedienten und dem Koche der holländischen Expedition hatten wir niemand, da die zwei Dolmetscher auf Poligudu zurückgeblieben waren, um die Lebensmittel zu bewachen, die für die Expedition auf der Lava bestimmt waren.

Mit 7 Mann aber drei Corjalen vielleicht einen ganzen Monat lang gegen Fälle und Stromschnellen aufwärts zu rudern und ohne Wegweiser einen Fluss zu befahren, den Keiner von uns kannte, blieb immerhin ein sehr grosses Wagstück. Schon waren wieder seit der Ankunft des Granman drei Tage verflossen, an denen fortwährend Gruttus gehalten wurden, wobei verschiedene weisse Hahnen geschlachtet wurden. deren Eingeweide durch die Zauberer oder Lukumans untersucht, aber immer für unsere Expedition ungünstig ausfielen, als Buschneger aus dem untern Maroni ankamen und für uns Alle Briefe mitbrachten.

Herr Vidal, der Chef der französischen Expedition, erhielt die Nachricht seiner Anstellung zum Lieutenant de vaisseau. Meine Briefe waren leider traurig; mein Neffe lag noch immer krank im Hospital von St. Louis; häufige Fieber hatten ihn so geschwächt, dass er das Bett nicht verlassen konnte und in schlafähnlichem Zustande tagelang lag.

Diese Nachricht versetzte mich in die trübste Stimmung, so dass ich auch nicht an dem Feste Theil nahm, das die Mitglieder der Kommision zu Ehren Vidals feierten, obgleich ich diesen jungen, talentvollen, braven Mann liebte und achtete.

Da nun die Buschneger das Orakel durch Hähne befragt hatten, so machten auch die sechs Mitglieder der Kommission sich den Scherz, durch einen Zaubertanz den Negern, die schon an den vielen Instrumenten so viel Unbegreifliches gesehen hatten, ein noch unbegreiflicheres Schauspiel aufzuführen. Es war eine dunkle sternlose Nacht, als die sechs Offiziere, eine grosse blecherne Schüssel mit brennendem Weingeist tragend, der mit Salz vermischt durch seine blauen Flammen den Tanzenden ein geisterhaftes Aussehen gab, im komischen Menuet aus dem Zelte traten und einen alten trockenen Baum, der vor dem Dorfe Piket stand, in Brand steckten, und während die Lohe empor prasselte, denselben zwar ohne Musik, aber in gut eingehaltener Cadence umtanzten. Es gab ein Bild, das die Phantasie nicht baroker hätte malen können.

Lautlos schauten die Neger dem ihnen mysteriösen Schauspiel zu, bis dann endlich der Baum, um den die sechs Spuckgestalten tanzten, zusammenstürzte, und damit die Farce beendigt war. Stille war während der Vorstellung alles geblieben, nur der Granhollofall brauste dazu. Theilnahmlos aber lagen meine Indianer in ihren Hängematten, rauchten ihre Papier-Cigarren und verwunderten sich, dass die Bakeras solch tolles Zeug treiben konnten.

Am folgenden Morgen hatte der Granman wieder tausend Ausflüchte, und unser Zelt war von allen Würdenträgern von Auka umgeben, die gegen die Weiterreise protestirten. Ich kenne die Neger zu gut, und weiss, dass Nachgiebigkeit nie am Platze ist; während nun die Offiziere sich besprachen und bereits geneigt schienen, von der Reise nach dem obern Tapanahoni abzusehen, hatte ich, der Hülfe meiner Indianer sicher, schnell zwei Boote geladen, und forderte

die Offiziere auf, mit diesen allein abzufahren und auf alle Mitwirkung der Buschneger zu verzichten. Jeder dieser Herren, (Kapitän R. und Lieutenant B. der französischen Expedition blieben zur Bewachung der Güter und Boote, die man nicht mitnehmen konnte, auf Piket zurück) ergriff einen Pagai und machte sich bereit, in die Corjale zu steigen, als die Buschneger sprachlos vor Entsetzen und unter dem Ausruf „Biggi Trobi sa kon" (Grosse Händel wird es geben) beinahe fussfällig baten, man möchte ihnen doch erlauben, uns begleiten zu dürfen.

Die Kerls waren vor dem Unwillen des französischen Gouvernements bange, dem sie im vorigen Jahre versprochen hatten, niemand die Fahrt auf dem oberen Flusse zu verwehren. Man nahm nun 12 kräftige Buschneger an unter der Bedingung, dass sie ein weiteres unserer Boote brächten, was denn auch augenblicklich geschah. Mein Rath, mehr Indianer mitzunehmen war umsonst, die Herren, zu wenig vertraut mit Buschnegern, meinten nicht, dass diese es jetzt noch wagen würden, ihr Wort zu brechen, und so wurden ausser den drei Indianern meiner Corjal, alle Indianer, Bonni- und Mananeger entlassen und kehrten nach dem untern Maroni zurück.

So waren die Buschneger die bei weitem grössere Mehrzahl, und bald zeigte es sich, was man an ihnen hatte.

Schon den zweiten Tag gegen Mittag erreichten wir das letzte der Buschnegerdörfer „Mirandalo", das blos durch einige Familien bewohnt war. So liegen nun die Dörfer der Aukaner Buschneger auf einer Länge von 12 Stunden, und wenn man die ganze Bevölkerung zu 1000 Seelen annimmt, so wird es wohl das Maximum sein. Ihre genaue Zahl kannte man nie, sie ist aber auf jeden Fall früher viel beträchtlicher gewesen. Sie sowohl als die Bonnineger sind frei, bewohnen einen fruchtbaren, an Wild und Fisch reichen Landstrich, und doch haben sie sich seit den hundert Jahren ihres Aufenthaltes in den Wäldern bedeutend vermindert, da ihre Zahl, als man 1761 mit ihnen Frieden schloss, weit mehr als das Doppelte betragen haben soll. Unter den Krankheiten die sie hauptsächlich dezimiren, stehen Syphilis und Lepra oben an. Selten sieht man einen ganz schönen, von Flecken und Geschwüren reinen Körper, auch die Pocken richten zuweilen unter ihnen Verheerungen an, und da sie vor dieser Krankheit sich besonders fürchten, so würde es einem Arzte, der sie in Auka zu impfen hätte, ein leichtes sein, genau ihre Anzahl, die sie übrigens selbst nicht wissen, weil vielleicht nur einzelne bis Hundert zählen können, zu bestimmen. Fieber und Dyssenterie, auch Leberkrankheiten sind nicht selten, nie aber sah ich Neger an Gicht und Rheumatismus leiden.

Der Tapanahoni strömt meistens aus Südwesten, manchmal durch unzählige Inseln, so dass seine Breite an solchen Stellen wohl zwei Stunden betragen kann.

Die Vegetation ist durchaus nicht so reich als im aluvialen Boden des Landes oder selbst unterhalb des Poligudufalles. Ery-

thrina, Eperua, Copava, Inga's kommen auf den Inseln am häufigsten vor. Grosse, schwere Bäume sind da selten, und die Gewässer der Regenzeiten scheinen nach und nach den fruchtbaren Boden weggeschwemmt zu haben. Bassins, in denen man, wie in der Lava, tagelang reisen kann, ohne eine bedeutende Strömung zu finden, sind im Tapanahoni selten, und wo sie vorkommen, wechseln sie bald wieder mit Schnellen und Fällen ab; es ist dieses ein Beweis, dass das Land, durch welches dieser Fluss strömt, höher liegt, als das der Lava, und dass das Plateau am Fusse des Tumucumac-Gebirges sich nach Osten zu abdacht. Höhere Berge findet man nicht, und die Ufer erheben sich blos zuweilen in kleinen Hügeln.

Zwei Tagereisen oberhalb Mirandalo unter 3° 56 nördl. Breite beschlossen die Topographen, meine drei Indianer und einen surinamschen Neger zurückzusenden; denn da die Buschneger auch von unserm Vorrath zehrten, so fürchtete man mit Recht, dass die Lebensmittel nicht zureichen würden, um 40 Tage lang die Reise auf dem Tapanahoni fortzusetzen, wiewohl man im Ernst nie daran dachte, ohne das bequeme Boot so lange unterwegs zu bleiben. Ich warnte nochmals vor den Buschnegern, denen die Kommission nun ganz und gar überliefert war, aber vergebens.

Ich verliess mit meinen Indianern die Gesellschaft und kehrte nach Albina zurück, um mit Bonninegern den Rest der Lebensmittel für beide Expeditionen abzuholen und nach Poligudu zu transportiren, wo ich sie von ihrer Reise in den Tapanahoni erwarten sollte.

Am 25. Oktober war ich wieder auf Poligudu zurück, ich hatte drei andere Karaiben als Ruderer meiner Corjal mitgebracht, die nun auch bis zum Ende der Reise bei mir blieben. Die Kommission war schon längst von ihrer Reise in den Tapanahoni zurück; den sie blos bis zu 3° 28 nördl. Breite hinaufgefahren war; denn als die Buschneger sahen, dass sie allein Herren waren, beeilten sie sich nicht, um so mehr, als man eine Menge Fälle zu passiren hatte, wo die Herren selbst mit angreifen sollten, was sie nicht gewohnt waren. Zuletzt weigerten sich die Buschneger gar, die Boote zu ziehen und die Bagage zu tragen, wozu noch einige Gewitterregen kamen, welche die des Nachts unter freiem Himmel Campirenden nicht angenehm erfrischten, so dass die Reise, welche 40 Tage dauern sollte, schon acht Stunden oberhalb des Punktes, an dem ich sie verliess, ihr Ende erreicht hatte. So hatten denn die Buschneger ihren Willen durchgesetzt, was um so mehr zu bedauern ist, als unser Gouvernement diese Kerls gar nicht strafen kann, als etwa durch salbungsreiche, mündliche Vorwürfe, wenn ein oder der andere Kapitän nach Paramaribo kommt und um etwas Reis, Salz oder Pulver bettelt.

Herr Vidal, der Chef der französischen Kommission, sagte mir, der Fluss sei da wo man umkehrte, völlig aus Westen gekommen, so dass man bereits den Meridian von Paramaribo überschritten habe, ein Beweis, dass der obere Surinamfluss ebenfalls aus Südwesten oder selbst aus Westen kommen muss.

Wie weit man von den Akuriindianern entfernt war, mit denen die Buschneger Handel treiben, wusste man nicht; vermuthlich liegen diese Dörfer unter 2—3° nördlicher Breite und 55—56° westlicher Länge.

Sie sind desshalb nicht weit entfernt von den Dörfern der Wapisiana, die Schomburgh besuchte. Auch sie gebrauchen mit Ouraligift vergiftete Pfeile; ob sie, die wir mit dem Namen Akuri nennen, dieses Gift aber selbst bereiten, oder es von den westlicher wohnenden Indianern kaufen, weis ich nicht.

Ich bekam oft solche vergiftete Pfeile, ja einmal von einem Buschneger Akedere eine Kalebasse voll dieses Giftes, das rothbraun aussah und die Zähigkeit des Arakasiribalsam hatte; er brachte mir häufig Produkte jener Indianer mit; nie aber erhielt ich Ourali oder die damit vergifteten Pfeilspitzen durch Bonnineger, die blos in Handelsverbindungen mit den östlicher wohnenden Indianern, den Arukujana stehen, welche die Zuflüsse des Yari bewohnen, so dass die Strecke, wo dieses berühmte Gift wächst, im britischen oder brasilianischen Guiana zu liegen scheint. — Da nun die Buschneger bestreiten, dass die Akuriindianer auf Savannen wohnen, so würden diese erst im Westen des 56° Längegrades anfangen, und da, wie wir später fanden, das Tumukumacgebirge von Westnordwest nach Ostsüdost sich erstreckt, so stehen vermuthlich die Gebirge, welche Schomburgh unter 1° 20 nördlicher Breite und 55° 30′—56° 30′ westlicher Länge fand, mit jenem in keinem Zusammenhang. — Es entspringt also der Tapanahoni höchst wahrscheinlich, wie die Lava, am nördlichen Abhang des Tumukumac, der die Wasserscheide zwischen den direkt in den Atlantischen Ocean mündenden Flüssen und denen, die vom südlichen Abhang in die Seitenflüsse des Amazonenflusses sich ergiessen, bildet, und gehören die zwei Bäche, welche Schomburgh in seiner Karte als Basi kityu und Pianaghotte verzeichnet zum Flusssystem der Coppename, Saramacca oder des Surinam, so dass die Quellen dieser Flüsse südwestlicher zu suchen sind, als die des Tapanahoni; man könnte desshalb vielleicht durch erstere leichter die Flüsse erreichen, die sich in den Amazonenstrom ergiessen; auch ist es wohl möglich, dass hier in den Regenzeiten ähnliche Verbindungen stattfinden wie in Britisch Guiana zwischen dem Rupununi und Rio branco, während bei der Lava und dem Tapanahoni daran nicht zu denken ist.

Der Chef der holländischen Expedition war in Folge der Strapazen schwer erkrankt, und unsere Abreise nach der oberen Lava verzögerte sich noch mehrere Tage. Sogleich nach meiner Zurückkunft hatten die drei französischen Offiziere und der holländische Topograph sich auf die Reise nach der obern Lava begeben, während der französische Arzt und ich bei dem langsam Genesenden zurückblieben. Dieser hatte sich dann endlich so weit erholt, dass wir am 30. Oktober ebenfalls abreisen konnten.

Die Lava, wie bereits gesagt, beinahe zweimal so gross als der Tapanahoni, ist von ihrer Mündung in den Maroni an, bei einer Länge von wohl zwei Stunden, voll grösserer und kleinerer Inseln.

Am Südende der grössten, auf der ich vor drei Jahren eine Nacht zugebracht hatte, hatten die Holländer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts einen kleinen militärischen Posten gegen die Einfälle der Bonnineger errichtet; ein Haufen Backsteine und Platten waren vermuthlich die Ueberreste eines Backofens, ein Beweis, welche bedeutende Kosten solch ein Krieg gegen das weggelaufene Gesindel gekostet haben muss, wenn man Stein, Mehl etc. auf solchen Abstand und unter solchen Schwierigkeiten herbeizuschaffen hatte. — Auf dem Boote des Topographen und Doktors befanden sich jetzt Bonnineger, während ich mit meinen Indianern in meiner alten Corjal fuhr.

Der Fluss war schön und breit und seine Oberfläche so ruhig wie die eines Spiegels. — Ausser einigen Fischottern, die uns neugierig umschwammen, sah man kein Wild, obwohl sich Jaguare hier aufhalten, wovon wir gleich in den ersten Tagen den Beweis erhalten sollten, denn als wir frühstückten, verfolgte der Hund eines Bonninegers die Spur eines Wildes im Walde, während sein Herr kaum 30 Schritte davon längs des Ufers fuhr; plötzlich heulte der Hund, der Neger eilte in den Wald und fand ihn bereits mit eingeschlagenem Schädel, während der Jaguar sich langsam entfernte. Es war nun ein allgemeiner Jammer, denn die Neger lieben ihre Hunde sehr, wiewohl dieselben mit dem allerschlechtesten, oft kaum geniessbaren Futter ihren Hunger stillen müssen, als Jammergestalten herumlaufen und immer von Zecken und Muskittenwürmern geplagt sind. — Das arme Thier wurde sogleich auf einer Strominsel begraben, und jedes Gewehr zu seiner Ehre abgeschossen.

Auf den Strominseln, wo sie den Cabiais oder Wasserschweinen, die des Nachts ans Land kommen um Gras und Kräuter zu fressen, auflauern, sah man oft Fussspuren grosser Jaguars. — Ueberaus häufig kommt an der Lava der kleine Kaiman, Alligator Sclerops, vor, der ohne alle Bewegung am Ufer liegt und blos seine Schnauze aus dem Wasser steckt; selten verging ein Tag, wo nicht einer oder einige geschossen wurden, so dass die Indianer sie zuletzt nicht mehr essen wollten.

An der Lava schossen unsere Neger und Indianer ein schönes Waldhuhn, das sie Crala heissen, (Penelope cristata); es schmeckt sehr gut, und sind die Vögel so dumm, dass sie sich Stück für Stück vom Baume herunterschiessen lassen, ohne wegzufliegen.

Schon am zweiten Tage kamen wir an den Fall Itepucu, eine Menge kleiner Kaskaden und Stromschnellen, die sich etwa 2½ Stunden lang von Süden nach Norden erstrecken; wir gebrauchten einen vollen Tag, um über diese Fälle zu kommen. Selten sieht man die Ufer des Flusses, der wohl über eine Stunde breit sein kann, denn tausende von Inseln, Inselchen und Klippen füllen sein Bett an.

Plötzlich kommt man aus diesem Labyrinth in einen schönen, stattlichen Strom, ruhig wie ein Spiegel, an dessen rechtem Ufer ein wohl 2000 Fuss hohes Gebirg auf einen Abstand von vielleicht ³/₄ Stunden landeinwärts sich erhebt. — Beinahe diesem Gebirge gegenüber und zwei Stunden vom Falle aufwärts liegt auf dem linken Ufer das Dorf Providence, der Hauptort der Bonnineger.

Diese unterscheiden sich in gar nichts von den Buschnegern, mit denen sie Abstammung und Sprache gemein haben. Ihre Wohnungen sind auf dieselbe Weise gebaut, auch ist ihre Lebensweise dieselbe.

Ueber ihre Beziehungen zu den Buschnegern habe ich schon gesprochen, sie huldigen wie diese dem grassesten Aberglauben, und sind, ihres Werthes sich bewusst, jetzt durch die Franzosen protegirt zu werden, womöglich noch unverschämter als die Buschneger.

In der Dienstbarkeit unter diesen verfertigten sie für sich und ihre Herren grosse Corjalen aus dem häufig an der oberen Lava vorkommenden Holze des Bambabaumes, einer Laurinacee (Oreodaphne opifera Nels), die bei den Franzosen unter dem Namen Ceder noir bekannt ist. Das Holz ist gelblich von Farbe, hart, hat einen sehr angenehmen zimmt- oder kajeputölartigen Geruch und wird in grossen Dimensionen gefunden; durch Einschnitte erhält man ein wasserhelles, flüchtiges Oel, das beinahe wie Kajeputöl riecht, von den Negern Bamba fattu genannt wird und bei rheumatischen Schmerzen von Nutzen sein soll.

Auf Providence trafen wir die andern Mitglieder der Kommission. Das Oberhaupt oder der Granman wohnt hier, und hatte sich die sämmtliche Bevölkerung der paar von den Bonninegern bewohnten Dörfer eingefunden, so dass es uns leicht wurde, ziemlich genau ihre Menge zu schätzen. Diese mag denn alles in allem 250—280 Individuen betragen, worunter kaum 45 arbeitsfähige Männer. — Die Kommission war der Gegenstand der höchsten Neugierde, und uns zur Ehre, aber wahrlich nicht zum Vergnügen, ward ein Tanz veranstaltet, der beinahe bis an den Morgen dauerte.

Das Dorf Providence liegt unter 3° 48 nördlicher Breite, und da die Richtung des Flusses von Poligudu aus meist eine südöstliche war, so kann der östliche Abstand von diesem etwa 24 Minuten betragen.

Wir verliessen am 5. November Providence, um unsere Weiterreise anzutreten, das Wasser hatte wenig Strömung, doch stiess man hin und wieder auf kleine Felsenriffe. Gegen Mittag kamen wir an ein paar Hütten vorbei, die auf einer kleinen Insel standen. — Es befand sich niemand hier, als ein Wahnsinniger, der in einer Hütte fürchterlich brüllte und tobte.

Am Abend erreichten wir das dritte Dorf der Bonnineger, Curmottibo. Es liegt auf dem rechten Ufer, war aber ebenfalls beinahe leer, weil alle seine Bewohner noch auf Providence waren. Ein uraltes Mütterchen von bräunlicher Mulattenfarbe und schneeweissen

Haaren war zu Hause geblieben; es war die einzige noch lebende Tochter Bonnis, der in den neunziger Jahren im Kampfe mit Buschnegern sein Leben verloren hatte. Wir beschenkten sie mit einigen Tüchern und andern Kleinigkeiten.

Hier fanden wir auch einen jungen Burschen und ein Mädchen vom Stamme der Irakuleh-Indianer, die in ihrer Kindheit von den Bonninegern entweder geraubt oder als Geiseln mitgenommen waren. Sie sind viel heller als unsere Karaiben, haben wie diese platte Gesichtszüge, graue oder grünliche Augen und Haar von widerlicher Schwärze. Sie waren, wie manche Neger, tätowirt und hatten ganz die Manieren ihrer Gebieter angenommen.

Der Stamm der Irakuleh-Indianer bewohnt die Almakreek, die in die obere Lava mündet, und scheint mit den andern Indianerstämmen und auch mit den Bonninegern in Unfrieden zu leben. Die Lezteren geben vor, die Wohnplätze der Irakuleh nicht zu kennen, weil diese, wie Nomaden, dieselben oft verliessen und sich an andern Orten ansiedeln.

Am dritten Tag kamen wir an das letzte Dorf Grasiabra, einige elende Hütten auf dem linken Ufer. — Von hier aus erstreckt sich ein Steindamm quer über den Fluss; man könnte ihn für ein Werk von Menschenhänden halten, so regelmässig sind die Felsenblöcke geschichtet. Das Dorf kann höchstens aus 20—30 Seelen bestehen, die aber auf ihren Kostäckern in der Umgegend sich befanden.

Drei Stunden oberhalb dieses Dorfes und auf derselben Seite passirten wir die Mündung des Ininiflüsschens. — Man sagte uns, dass wenn man dieses Flüsschen, das aus Nordosten kommt, fünf Tage lang aufwärts fahre, man an einen Weg komme, auf dem man in zwei Tagen den Oyapok erreiche. Der Inini wird von den Emerillon-Indianern bewohnt, die aber in keiner Beziehung zu den Bonninegern und Europäern stehen sollen.

Den 8. November gegen Mittag kamen wir am rechten Ufer an der Mündung eines schönen Flusses, des Aroua, vorbei, der einen Wasserweg zu dem Camopi, einem Seitenflusse des Oyapoks, darbietet, so dass von beiden Flüssen in bezüglich kurzer Zeit dieser grosse östliche Grenzfluss des französischen Guianas zu erreichen ist. Von Providence bis hier hatten wir, einige kleine Stromschnellen ausgenommen, meist ruhiges Wasser gehabt, und durch die geringe Strömung war unsere Fahrt sehr begünstigt. Am 9. kamen wir aber wieder in eine Strecke anhaltender Stromschnellen und Kaskaden, in welchen wir anderhalb Tage lang fahren mussten. — Wir schlugen unser Lager am Abend des 9. nahe an der Mündung des aus dem Süden kommenden Litanikreek auf, der hier einen Wasserfall von acht Fuss Höhe bildet. — Auch die zwei folgenden Tage hatten wir noch Fälle und Stromschnellen zu überwinden, und erst am 12. November erreichten wir unter 3° 25" das Hochplateau, das sich bis zum Fusse des Tumucumac ausdehnt.

Die Richtung des Flusses, die erst südöstlich, dann südlich gewesen war, wurde nun südwestlich, das Wasser hatte wenig Strömung, das Land war meistens eben und oft sumpfig, nur kleine Hügel ragten zuweilen aus dem Uferlande hervor. Der Fluss, jetzt bedeutend schmäler, war höchstens 100 bis 120 Fuss breit, hatte viel kälteres Wasser, 19—20° R., so dass man fröstelte, wenn man darin sich badete; Alles hatte den Anschein, dass wir uns rasch dem Ursprung näherten.

In den Buchten, in denen wenig oder gar keine Strömung war, fand man Nymphaen und das in den Gewässern des Küstenlandes so häufige Caladium arborescens. — Wie sehr wünschte ich, in diesen stillen Gewässern die Victoria regia zu finden, deren Entdeckung im Berbicefluss den Reisen Schomburghs die Krone aufsetzte, aber wir sahen nichts; weder Indianer noch Bonnineger hatten je von dieser Prachtblume etwas gehört.

An den Felsen, die manchmal aus dem Wasser hervorragten, oder die das Ufer bildeten, sah man, dass der höchste Wasserstand des Flusses nicht über sieben bis acht Fuss seines jetzigen Niveaus, des niedrigsten, betrug.

Trotzdem aber fuhren wir noch volle fünf Tage, oder mehr als einen Breitegrad, in diesen Bassins, bis wir das Dorf der Arukujanas erreichten, die, wie wir von den Bonninegern gehört hatten, nahe den Quellen der Lava wohnen sollten.

Der Fluss war nun zum Bache geworden und stellenweise so seicht, dass unsere kleinen Corjalen kaum fahren konnten, während die Breite nicht mehr als 20 bis 30 Fuss betrug.

Ich habe wenig armseligere Indianerdörfer gesehen, als dieses Arukujananest. Vom Flusse aus musste man wenigstens 30 Schritte weit durch den Sumpf des Uferlandes waten, ehe man den Pfad erreichte, der ins Dorf führte.

Auch dieser Pfad steht in den Regenzeiten unter Wasser.

Auf einer kleinen Anhöhe zwischen umgehauenen Bäumen standen drei elende Hütten, in denen etwa 25 Personen wohnten.

Der Stamm der Arukujanas, der nie direkt mit Europäern in Beziehung stand, scheint von jenseits des Tumucumac eingewandert zu sein, um in eine leichtere Verbindung mit den Bonninegern zu kommen, die ihnen gegen europäische Artikel ihre Hängematten, Perlenschnüre von Körnern und Samen unbekannter Früchte abkaufen. Die Männer sind hochgewachsen und gleichen den Gesichtszügen nach den Arowaken, haben aber, wie die Karaibenweiber, um ihre Waden baumwollene Bänder, von denen Fransen herunterhängen, nur haben hier die Waden ihre natürliche Form, weil sie nicht eingepresst werden. Um ihre Lenden tragen sie einen Gürtel von wohl 100 Schnüren, verfertigt aus den Haaren des Coita oder des Brüllaffen, um welchen ihr Kamis oder Lendentuch befestigt ist. Dieser Gürtel hält so warm, dass er bei den Esquimos passender wäre, als hier in der Nähe des Aequators.

Die Weiber sind klein und unansehnlich, der Ausdruck ihres Gesichtes ist ganz der der Karaiben. Sie tragen als einziges Kleidungsstück einen Schurz oder Kweju von Glasperlen, wie die Arowakenfrauen, nur grösser und von weniger eleganter Zeichnung. Die Fransen an diesem Schürzchen sind holzartige Samen von Bohnengrösse und rasseln beim Gehen. — Haben die Frauen keine Glasperlen zur Verfertigung dieses Schurzes, so wird er aus dem Samen einer andern Frucht gemacht, die in langen Strängen unter dem Namen Afrou, Arewipi und Dapudapu durch Busch- und Bonnineger in den Handel gebracht und in der Kolonie verkauft werden.

Von diesen aus Früchten und Samenkapseln verfertigten Perlenschnüren tragen die Frauen eine solche Menge, dass sie bei jedem Schritt ein Gerassel machen wie ein Schlittengaul. — Die Haare beider Geschlechter sind kurz abgeschnitten.

Die Arukujanas sind schmutzig, immer mit Rocu beschmiert und haben nicht das frische, gesunde Aussehen der Indianer des untern Maroni. Sie scheinen mit den Stämmen, die in denselben Breitegraden das britische Guiana bewohnen, in keiner Verbindung zu stehen, denn sie haben nicht einmal Cassvereiben, die doch die Makusis den meisten Indianern von Guiana liefern. Sie gebrauchen dazu flache Granitplatten, auf deren rauhen Flächen sie die Wurzeln abreiben.

Im Gesträuche um das Dorf fand ich zwei Solanumarten, deren Früchte diese Indianer roh essen; die erste Art ist etwa 8 Fuss hoch, hat zwei fusslange breite, behaarte, stacheliche Blätter, bei einer grünlichten Blume, die aus den Blattachseln hervorkommt; — die ganze Pflanze ist über und über behaart und mit Stacheln bedeckt. Die Frucht, etwas grösser als ein Hühnerei, ist in der Reife gelb. — Die andere Art ist viel kleiner, Blätter etwa 6 Zoll lang; Blüthe blau, hat eine Frucht ebenfalls gelb und von der Grösse eines Eies mit drei kleinen Auswüchsen, wie Hörnern. Von letzterer Art habe ich durch Samen junge Pflanzen in meinem Garten gezogen.

Wir hörten von den Bonninegern, dass etwa neun Stunden in östlicher Richtung und am Litanikreek ein anderes Dorf läge, wohin von hier ein Weg führe, und wo sie manchmal treffliche Jagdhunde eintauschen. — In einer Karte, die vor 200 Jahren durch Jesuiten-Missionäre, die diese Gegenden durchzogen, gezeichnet ist, sind mehrere Dörfer der Indianer angegeben, die vielleicht nicht mehr existiren, oder welche die Bonnineger aus Handelsinteressen verheimlichen. Was wir weiter erfuhren, war, dass es zwei Stunden oberhalb des Dorfes, wo wir jetzt waren, einen Weg gebe, auf dem man am ersten Tag den Fuss des Tumucumac erreiche, am zweiten und dritten das Gebirg überschreite und am fünften an das Ufer des Yari komme. der sich in den Amazonenfluss ergiesst. Am Yari wohnen Indianer eines andern Stammes, die sehr erfahren sind im Verfertigen von baumwollenen Hängematten und Putzsachen aus Vogelfedern. In jener Gegend, die also schon in südlicher Breite liegen muss, seien

Savannen und unbewaldete Gebirge, auf denen sich das schöne Felsenhähnchen in Menge finde.

Jene Indianer stehen ebenfalls in Verbindung mit den Portugiesen, welche die Ufer und Seitenflüsse des Amazonenflusses bewohnen.

Das Dorf der Arukujanas liegt unter 2° 18′ nördlicher Breite und beinahe unter demselben Meridian, wie die Mündung der Lava, so dass der Fluss einen Halbkreis bildet und sich zuletzt, wie der Tapanahoni, ganz westlich wendet.

Wir wussten nun wohl, dass wir in der Nähe des Tumucumac-Gebirges waren, aber sehen konnte man dasselbe nicht, denn dichter Wald bedeckte wie überall die Ufer, und da der Fluss zu schmal war und zu viele Krümmungen hatte, war nirgends eine Fernsicht.

Auf dem Dorfe waren meine Indianer auf Bäume geklettert, aber sie sahen eben nichts als Wald.

Die Topographen überlegten nun, ob wir nicht das Gebirge, das jedenfalls in der Nähe sein musste, übersteigen sollten, um wenigstens seine Lage und Richtung zu bestimmen, aber unsere wenigen Lebensmittel und mehr noch das Herannahen der Regenzeit machte die Sache bedenklich; auch gehörte diese Weiterreise nicht zur Aufgabe der Kommission, die sich bloss auf die Aufnahme der Lava zu beschränken hatte, obwohl eine geographische Bestimmung des Gebirges, das wohl nie von Europäern besucht worden ist, von grossem Werth gewesen wäre.

Man kam also überein, sich um den Tumucumac nicht weiter zu bekümmern, die Lava aber noch soweit hinaufzufahren, als mit den kleinen Corjalen zu kommen sei, und dann den Rückweg anzutreten.

Den Fällen und Stromschnellen nach zu urtheilen, muss das Dorf der Arukujanas etwa 350 bis 400 Fuss höher liegen als die Mündung der Lava bei Poligudu und desshalb 450 bis 500 Fuss über dem Meeresspiegel.

Am 18. November verliessen wir das Indianerdorf mit der angenehmen Hoffnung, in einigen Tagen wiederzukehren und dann die Rückreise anzutreten. In einem kleinen Boote, in dem man nur mit Vorsicht, weil sonst zu befürchten, es schlage um, sich rechts oder links bewegen kann, drei Monate lang zu sitzen und Wildnisse zu bereisen, die keine Abwechslung bieten, wird am Ende etwas langweilig.

Die Lava wurde immer seichter, und die übereinander gefallenen Bäume immer häufiger, denn der Indianer gibt sich keine Mühe, dieselben aus dem Wege zu räumen, sondern fährt mit seiner leichten Corjal darunter weg oder zieht dieselbe darüber hin.

Es war ein trüber Tag, an dem wir das Indianerdorf verliessen; erst am Nachmittage heiterte sich der Himmel auf, und vor uns lag auf etwa 1½ Stunden Abstand vom Flusse eine hohe Felsenkuppe, die über die Waldung des nördlichen Ufers hervorragte, theilweise be-

waldet war, aber auf ihrem Gipfel und an ihren Abhängen eine rohe Steinmasse zeigte. Sogleich wurde beschlossen, unser Lager aufzuschlagen und am andern Tag den Felsen zu erklimmen, der uns unfehlbar eine Aussicht auf das Gebirge geben musste.

Gleich nach unserer Ankunft im Lagerplatz machte ich mich mit Airumanali, einem meiner Karaiben, auf den Weg nach dem Felsen, an dem wir denn auch nach einer kleinen Stunde Marsches ankamen; es war aber für heute zu spät, um ihn so weit zu besteigen, um über die unteren Bäume wegsehen zu können; wir begnügten uns also im Zurückweg mit dem Hauer den Weg zu traciren, und kamen bei anbrechendem Dunkel wieder im Kampe an.

Am andern Morgen machten wir uns alle auf den Weg; voran gingen einige Bonnineger, welche den Pfad, den wir am Abend auf Indianer Art nur leicht bezeichnet hatten, breiter hieben. Die Richtung war Nordwest, und führte der Weg meistens über hohes, trockenes Land, nur lagen zwischen zwei Hügeln, die wir zu überschreiten hatten, grosse Pinasümpfe, die aber jetzt ausgetrocknet waren; hier bekamen wir die ersten dieser Palmen, seitdem wir Armina verlassen hatten, wieder zu Gesicht.

Am Felsen theilten wir uns in zwei Partieen, wovon die eine mit dem holländischen Topographen und mir die Besteigung auf der Süd-, die andere mit den übrigen Herren von der Westseite unternahm. Ungeachtet an vielen Stellen die rohe Felsenmasse zu Tage trat, so war er doch meistens dicht bewaldet, und an seiner Basis mochte die Neigung wohl 36 bis 40° betragen. Nach etwa ³/₄ Stunden langem anhaltendem Steigen und Klettern erreichten wir ohne allzugrosse Anstrengung eine Felsenplatte, von welcher wir das Gebirge theilweise vor uns liegen sahen. Leider war es ein nebelichter Tag, und die fernen Berge nicht leicht zu unterscheiden.

Wir gewahrten übrigens mit Verdruss, dass wir uns gar nicht auf dem grossen Felsen, sondern nur auf einem kegelartigen Vorsprung desselben befanden, und hörten auch gleichzeitig das Rufen und Schiessen unserer Genossen, die den Hauptfelsen gefunden hatten und nun denselben erklommen.

Wir mussten nun, um bis zu ihnen zu kommen, wenigstens 400 Fuss tief auf der andern Seite hinabklettern, um die Kluft zu durchschreiten, die uns vom Hauptfelsen trennte. Undurchdringliches Bambusgebüsch bedeckte die Abhänge, an denen wir hinunter zu steigen hatten; ungeheure Felsenblöcke von oft 40 Fuss Höhe hingen über uns; der stachlichte Bambus zerriss unsere Kleider und entlockte den barfussigen, halbnackten Negern manchen Schmerzensschrei.

Als wir in der Schlucht angekommen waren, die den wildesten Anblick bot, der mir je in Guiana zu Theil geworden, sahen wir vor uns auf einem Granitblock einen grossen, prachtvollen Jaguar. — Airumenali machte mich mit dem Rufe Kaikusi, Kaikusi darauf aufmerksam; aber schon hatte ihm ein Bonnineger eine Kugel zugesandt.

Das schöne Thier machte einen Satz und verschwand pfeilschnelle im Walde.

Wir bestiegen nun den grossen Felsen, anfangs noch durch Wald, aber bald nur durch Agaven, Bromeliaceen und andere stachlichte Gewächse, bis wir denn endlich bei der Gesellschaft ankamen, die sich auf einem Vorsprunge gelagert hatte. Hohe, beinahe senkrecht stehende Felsen hingen über uns, und schien es nicht möglich weiter zu kommen, obgleich wir kaum die Hälfte der Höhe erreicht haben mochten. Wir kehrten desshalb ins Lager zurück.

Der 20. November war bestimmt, die Lava noch so weit hinaufzufahren, als man an einem Tage kommen konnte, dann aber zurück zu kehren.

Die beiden holländischen Topographen machten sich also im Boote auf die Fahrt, und während der Arzt etwas unpässlich war und im Kampe blieb, wollten der Chef der französischen Expedition und ich noch einmal zum Felsen, um womöglich den Gipfel zu ersteigen.

Da Herr Vidal den abgesonderten Felsenkegel und die Schlucht noch nicht gesehen hatte, so wählte ich den Weg, den wir Tags zuvor begangen hatten. Es war schönes, klares Wetter, und bald hatten wir den Gipfel des kleineren Felsen erreicht, von wo wir in die Schlucht klommen, deren verschiedene Höhlen wir sahen, aber kein Tigernest fanden, wie ich vermuthet hatte.

Es war eilf Uhr, also in der grössten Hitze, als wir anfingen den Hauptfelsen zu erklimmen, wo wir bis zu unserem gestrigen Ruheplatz keine so grosse Schwierigkeit hatten, denn die Spuren so vieler Menschen hatten eine Art Weg gebildet, den man freilich nicht gehen, aber doch kriechen konnte; je höher wir aber von nun an klommen, desto schwieriger wurde es. In den Schluchten, die das Regenwasser nach und nach gebildet hatte, kletterten wir an den Blättern der Agave, die in Menge hier wucherte, oder an den langen Bulben einer nicht weniger häufigen, gelb blühenden Orchidee uns haltend mehrere hundert Fuss hoch empor. Gegen den Gipfel hin war der Abhang weniger steil, und kamen wir in ein kleines Wäldchen üppig wuchernder Heliconien, in dem wir etwas ausruhten und aus den Blattstielen dieser Pflanze, in denen sich Regenwasser sammelt, unsern Durst löschten. Ich war vor Schweiss wie aus dem Wasser gezogen.

Wir hatten nun bis zum Gipfel wieder einen äusserst gefährlichen Weg, am Rande eines wohl 100 Fuss tiefen Abgrundes, an dem Herr Vidal sorglos vorbeilief, ich aber die Vorsicht gebrauchte, mir durch die Unmasse von Agaven einen Weg zu hauen. Ausser diesen Agaven fand sich auf den Felsenplatten ebenso häufig eine Bromeliacé, die vollkommen der Krone oder dem Schopf einer Ananas glich, aus ihrer Mitte aber einen drei Fuss hohen Stengel trieb, an dem einige vertrocknete Samenkapseln hiengen. In einer Felsenspalte blühte eine Isertia, dicht bedeckt mit hochrothen Blüthen; auf einer

weniger harten Stelle des Gipfels aber fand ich zu meinem Erstaunen mehrere Pflanzen des Arrowroot (maranta arundinacea) sowie an einer andern Stelle, wo sich etwas mehr Erde angesammelt hatte, eine Pflanze von Jatropha manihot; vermuthlich sind die Samen der letzteren durch den Wind hiehergeweht, denn es lässt sich nicht denken, dass Indianer diesen Felsen erklimmen, um auf ihm zu jagen, oder gar die rohe Wurzel hieher brachten, um sie ohne allen Zweck zu pflanzen.

Wir hatten nun ein Panorama vor uns, das sich von Osten nach Südwesten erstreckte, denn die Aussicht nach Norden war uns durch den noch vielleicht 40 Fuss höheren Gipfel, auf welchen zu kommen keine Möglichkeit war, benommen. Unter uns lag ein wellenförmiges Land, dessen Erhebung über den Flussspiegel höchstens 200 Fuss betragen konnte, und durch dieses floss die Lava, von der man bloss einen kleinen Streifen sah. Das Tumucumac-Gebirge, dessen höchste Kuppen nicht über 3000 Fuss zu betragen schienen, zog sich von West-Nord-West nach Ost-Süd-Ost, und seine nächsten Berge von vielleicht 7 — 800 Fuss Höhe waren von uns sechs bis sieben Stunden entfernt. Es besteht aus Kegeln, Kuppen und langgestreckten Bergrücken, die mich lebhaft an unsere Schwäbische Alb erinnerten, die ich gerade vor einem Jahre besucht hatte. Ich fand Berge wie die Achalm, Teck, den Neuffen, aber während ich dort den Ofen suchte, bemühten wir uns hier vergeblich, Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen unter den breiten Blättern der Agave zu finden. Im Südosten lagen Berge wie leichte blaue Wolken, die wohl 40 Stunden von uns entfernt sein konnten, und aus der Mitte des Panoramas erhob sich vielleicht 20 Stunden entfernt ein hoher domförmiger Berg, den wir Dom des Invalides tauften. Aber alles dieses bedeckte ein unermesslicher Wald, nirgends konnte man Rauch sehen, nirgends gewahrte man Spuren von Menschen. Von unsern Begleitern war blos Araiumanali, der Arukujana und der brasilianische Indianer uns gefolgt. Herr Vidal und ich sind wohl die einzigen Europäer, die je den Anblick auf das Tumucumac-Gebirge genossen haben. Ich schätzte die absolute Höhe vom Fusse des Felsen an auf ca. 700 Fuss, während Herr Vidal sie auf 300 Meter schätzte. So manigfaltig auch die Formen der Berge waren, die vor uns lagen, und denen die verschiedenen Tinten und Nuancen von Grün bis ins Indigo und Helblaue einen eigenen Reiz verliehen, so machte es doch einen peinlichen Eindruck, auf diese Wildniss hinunter zu blicken, in der kaum bemerkbar einige Menschen wohnen, die sich untereinander selbst wie wilde Thiere bekriegen, während Millionen hier im Ueberflusse leben könnten.

Nachdem Herr Vidal und ich einen Umriss des Gebirges genommen, traten wir den Rückweg an, auf dem ich an einer Felsenspalte einen schönen und mir unbekannten Farren „Lindsaea“? fand, von dem ich Exemplare nebst einigen Orchideen dem Arukujana auflud. Der Rückweg war natürlich viel leichter, und nach drei viertel Stunden

waren wir wieder am Fusse des Felsens, während wir zum Erklimmen desselben zwei Stunden gebraucht hatten. Die zwei holländischen Topographen waren bereits im Lager angekommen; sie waren den Fluss so weit hinaufgefahren, bis er sich in mehrere Kreeks theilte, die in der Trockenzeit selbst mit den kleinsten Corjalen nicht zu befahren waren. Die Richtung des Hauptkreek war meist Nordwest.

Wir traten nun am 21. November die Rückreise an. Heftige Regenschauer hatten die Lava etwas angeschwellt, so dass unsere Reise schnell von Statten ging, und wir schon am 26. uns auf Providence befanden. Nach zweitägigem Aufendhalte verliess die Kommission den Hauptort der Bonnineger, und kamen wir am dritten Dezember wohlbehalten auf Albina an. So war nun die Expedition ohne den mindesten Unfall verlaufen, und die Frage der Grenzscheidung war zum Vortheil des holländischen Gouvernements, und zwar selbst nach Ansicht der Franzosen gelöst. Ob nun dasselbe daraus einigen Nutzen ziehen kann, gehört nicht zur Sache. Die Topographen haben eine Karte der Flüsse Maroni, Lava und Tapanahoni aufgenommen und die geographische Lage gewisser Punkte astronomisch bestimmt, um aber die tausende von Inseln, Fällen, Stromschnellen richtig anzugeben, wären mehr Jahre als uns Wochen zugemessen waren, nöthig gewesen. Für andere Zweige der Wissenschaft ist beinahe nichts geschehen: wohl wurden von Felsen und Geröllen Stücke abgeschlagen und mitgenommen, aber Untersuchungen im inneren Lande oder Nachgrabungen unterblieben, theils aus Mangel an Zeit, theils weil niemand geologische Kenntnisse besass. Dasselbe galt von der Botanik; der französische Arzt und ich sammelten wohl Pflanzen, die wir mit vieler Mühe trockneten, aber wir konnten sie nicht wissenschaftlich beschreiben oder Bekanntes vom Unbekannten unterscheiden.

So reich nun aber auch das Innere an vegetabilischen und mineralischen Schätzen sein mag, so ist doch die Schwierigkeit, dahin zu gelangen, zu gross, um für den praktischen Verkehr lohnend zu sein. Würden Felsen gesprengt und eine Wasserstrasse eröffnet, so wäre in den Trockenzeiten gewiss jede Kommunikation gehemmt, da durch einen beförderten Ablauf der Gewässer ein grosser Theil des obern Landes, wo die Flüsse sich manchmal seeartig ausbreiten, trocken gelegt würde; blos die Fälle verhindern es, dass die natürlichen Bassins oberhalb derselben sich nicht ganz entleeren.

Mineralogische Schätze könnten dem Innern allein Werth verleihen; um aber diese zu erforschen, müssten Sachverständige das Land mit mehr Musse durchsuchen können. Es sind dergleichen Reisen nicht so schwierig wie man denkt, ein gesunder Körper, nicht verweichlicht durch eine koloniale Lebensweise; Eifer und Vorliebe für die Natur vermögen sehr viel. Hätten mich Verhältnisse nicht gebunden, so würde ich auf eigene Kosten eine zweite Reise unternommen haben, bei der weder die Sorge um Lebensmittel noch Regenzeit mich hätten abschrecken können, das Tumucumac-Gebirge zu

übersteigen. Nach kurzem Aufenthalt am Maroni reissten die Mitglieder der Kommission nach Surinam und Cayenne zurück.

Die gesammelten Pflanzen theilte ich mit Hülfe eines französischen Botanikers in 2 Serien; gut und sauber etiquettirt und aufs beste verpackt, sandte ich sie an den Chef der holländischen Expedition, um sie in meinem Namen den Herbarien der Universitäten Leiden und Utrecht anzubieten. Nie habe ich dafür einen Dank oder nur eine Empfangsanzeige erhalten. Die überbleibenden Pflanzen wurden durch die Sorge des nun verstorbenen Doktor Hohenacker bekannt, und es fanden sich viele seltene und einige neue Specien darunter, die auch in botanischen Schriften beschrieben sind.

Wenige Tage nach der Abreise der beiden Topographen kam der Gouvernementsschooner Coroni, um die zurückgebliebenen Corjalen u. s. w. abzuholen, und erhielt ich den Befehl, den Granman der Bonnineger; den unser Gouvernement, weil er von unsern Negern abstammt, unsere Sprache spricht und auch das holländische Ufer der Lava bewohnt, mit vollem Rechte als seinen Unterthanen betrachten kann, einzuladen, mit dem Schooner Coroni nach Paramaribo zu kommen, um sich dem Gouverneur vorzustellen, demselben Gouverneur, der ihm ein Jahr zuvor vollkommene Freiheit und Gleichstellung mit den Buschnegern zugesichert hatte.

Dieser Granman war nun mit der französischen Kommission nach St. Louis gekommen, wo seine Untergebenen, die Bonnineger, ihre Bezahlung empfangen mussten. Er sowohl wie die Bonnineger, welche die Franzosen gerudert hatten, befanden sich auf dem Wohnplatze Dollinches, der in der Nähe des Siparawinikreek eine Hütte bewohnte und einen kleinen Handel mit jenen Negern trieb, die ihn, da er die erste Veranlassung ihrer Bekanntschaft mit den Franzosen war, als ihren Freund und Rathgeber betrachteten. Es war nun diesem Manne daran gelegen, die Bonnineger so viel wie möglich von den Holländern entfernt zu halten, was ebenso sehr mit den Interessen der Franzosen übereinstimmte.

Ich fuhr also nach dem Siparawini und traf da den Granman mit seinem Etatmajor, alles eben so armselige, mit Lumpen behangene Kerls, wie er selbst. Meine Einladung an ihn, mit dem Schooner nach Paramaribo zu gehen, konnte er nicht annehmen, weil eine gleiche von Cayenne an ihn ergangen war, und er auf den Rath Dollinches diese nicht von der Hand weisen durfte; Passage für ihn und seinen Etatmajor war ihm an Bord des Casabianca zugesichert. So kehrte denn die Coroni nach Paramaribo zurück, und Adingi (heisst: er stinkt oder der Stinker), so hiess der Granman, schiffte sich mit einem Haufen seiner Untergebenen auf dem französischen Dampfer ein. In Cayenne angekommen, wurde er auf die cordialste Weise empfangen; eine abgelegte Uniform eines Seeoffiziers, in die er sich, ein kurzer, dicker Kerl, hineinpressen musste, viel zu lange weisse Hosen und viel zu grosse, weite Schuhe nebst einem Generalshut mit der Tricolore machten sein Kostüm aus, in welchem er sich

mit seinem Etatmajor auf dem Balle beim Gouverneur, Admiral Montravel, einfand. Da der liebenswürdige Wirth sah, dass seinem schwarzen Kollegen die Schuhe hinderlich waren, um sich auf dem gewichsten Parketboden des grossen Saales anmuthig bewegen zu können, lud er ihn ein, sie auszuziehen. — Bei Tafel wurde denn auch Herr Adingi, der zum erstenmale sich unter Europäern und Damen von Range befand, so aufgeräumt, dass er selbst Madame Hermine de Montravel Galanterien und Schmeicheleien sagte, die der Dolmetscher (die Bonnineger sprechen die Surinamsche Negersprache) ins Französische übersetzte, und deren Sinn in der ganzen Gesellschaft ungewöhnliche Hilarität erregte, unter welcher die jüngeren Seeoffiziere die vergoldeten Etiquetten der Champagnerflaschen von diesen ablösten und beide Seiten des Hutes der schwarzen Excellenz damit beklebten, worauf dieser später voll von Ehre, Wein und Essen, in seligem Dusel den Ball verliess.

Am andern Tage war grosses Exercitium auf der von herrlichen Königspalmen umgebenen Esplanade zu Ehren des armen Teufels, der durchaus nicht begreifen konnte, wie er zu dieser Auszeichnung kam. Reich beschenkt mit alten Uniformen, Salz, Reis und la morue kehrten die Bonnineger nach dem Maroni zurück.

Hier machte mir auch Adingi in allem seinem Pompe einen Besuch, musste sich aber einfach mit einem Schlucke Dram begnügen.*)

Es gehört ein eigener Humor dazu, sich mit Leuten dieses Schlages abzugeben, und darin sind die Franzosen Meister. Nicht allein bei einer solchen Affenkomödie, wobei sie, indem sie sich selbst belustigen, die albernen Neger noch in ihrem Wahn bestärken, dass dergleichen Possen zu ihrer Ehre geschehen, sondern auch da, wo sie mit gebildeten Leuten zu thun haben, wissen sie der Eigenliebe derselben zu schmeicheln, die ihnen dann ebenso wieder zum Gespötte dienen muss.

Ich wohnte viele Jahre später auf St. Laurent einem Diner bei, das der französische Gouverneur dem eben anwesenden holländischen gab. Unter der Suite des Letzteren befand sich ein Seeoffizier, der den Namen eines berühmten holländischen Seehelden führte. — Beim Toaste, den der französische Gouverneur ausbrachte, wurde auch des „Nachkommens jenes berühmten Seehelden“ ehrend gedacht, obwohl er wahrscheinlich ebensowenig mit diesem verwandt war, als der, welcher den Toast ausbrachte.

Wenngleich der Träger jenes berühmten Namens keinen Anspruch auf das Lob gemacht hat, so wird er sich doch dadurch nicht

*) Um dieses Oberhaupt der Bonnineger, obgleich er auf dem niederländischen Ufer der Lava wohnte, noch mehr den Interessen Frankreichs geneigt zu machen, wurde ihm einige Jahre später vom französischen Gouvernement ein Gehalt von Fr. 1200 jährlich, also doppelt so viel, als der Granman der Aukaner vom holländischen Gouvernement bezieht, zuerkannt.

beleidigt gefühlt haben, und darin liegt gerade das Gefährliche jeder Schmeichelei, die dem Betreffenden Bedenken einflössen und das Wort „timeo Danaos et dona ferentes“ in Erinnerung bringen müsste. — Ich habe so manche dieser Toaste anhören müssen, die von Schmeicheleien überflossen und einmal selbst meinen Tischnachbar, einen höheren französischen Beamten, zu der leisen Bemerkung gegen mich veranlassten: „C'est pour vomir.“

Zehntes Kapitel.

Seitdem die letzten Württemberger mich verlassen hatten, war ich hauptsächlich bestrebt, meinen Handel auszubreiten, und kaufte von Busch- und Bonninegern die Holzarten, die sich in Holland verwerthen liessen.

Um das durch meine Landsleute behufs der Kolonisation von Wald entblösste Land nützlich zu verwenden, bepflanzte ich dasselbe mit Kakao und legte eine grosse Waide an, so dass ich, da sich die Milch vortheilhaft auf den Penitenciers verkaufen liess, in wenigen Jahren über 60 Stück Vieh und 30 Schweine besass, von denen alles was ich übrig hatte, Absatz auf St. Laurent fand.

Kaum waren die Penitenciers entstanden, als auch schon von den Deportirten Versuche gemacht wurden, aus ihrem Verbannungsorte zu entfliehen. Manchmal wurden diese Fluchtversuche auf komische Weise ausgeführt, wobei man ebenso die Kühnheit der Flüchtlinge, als die Sorglosigkeit des Militärs, das jene zu bewachen hatte, bewundern musste. — Zum Dienste des Kommandanten befand sich auf St. Laurent ein schönes, grosses Boot, „La Gabrielle“, womit eines Tages dieser, seine Frau und einige Offiziere eine Vergnügungsfahrt nach „Les hattes“ an der Mündung antraten, um da einige Tage lang die angenehme Seeluft zu geniessen. Die Gesellschaft war mit Wein, Bier und Lebensmitteln wohl versehen, und in der Speisekiste des Kommandanten war ein gut zubereitetes Dejeuner, das sogleich nach Ankunft servirt werden sollte. — Auf „Les hattes“ waren etwa 400 Deportirte unterm Befehle eines Gensdarmerieunteroffiziers, und ein kleines Detachement Soldaten der Infanterie de la marine, denen wöchentlich ihre Lebensmittel von St. Laurent aus gebracht wurden. Ein eigenes Fahrzeug konnte man nicht auf Les hattes lassen, um die Deportés nicht in Versuchung zu führen, sich dessen mit List oder Gewalt zu bemächtigen. — Auch die Ruderer der Gabrielle hatten ihre Lebensmittel für drei Tage bei sich, denn so lange sollte der Aufenthalt dauern. — Kaum war die Gesellschaft auf Les hattes gelandet, und der Gensdarme, der zur Aufsicht über

das Boot mitgegangen war, dem Kommandanten einige Schritte weit gefolgt, um seine weiteren Befehle zu vernehmen, als die 8 Ruderer, die schon auf St. Laurent ihren Plan abgesprochen hatten, blitzschnelle ins Boot sprangen, vom Lande stiessen, und da der Wind günstig war, das Segel aufspannten. Ehe die Soldaten ihre Gewehre holen konnten, war La Gabrielle schon so weit im Strome, dass keine Kugel sie mehr hätte erreichen können. Zum Abschiede schwangen sie ihre Mützen, und da die Ebbe noch stark war, so kamen sie bald in See und am dritten Tage in Demerara an. Unterwegs lebten sie von der feinen Küche des Kommandanten, während sich dieser und seine Gesellschaft mit der bescheidenen Gamelle der Unteroffiziere begnügen musste, bis am dritten Tage zufällig ein Indianer ans Land kam, der auf der holländischen Seite eine grosse Corjal holte, mit der die Gesellschaft nach St. Laurent zurückfuhr, und so das Vergnügungsreischen beendigt war, vorbehältlich der Nasen, die das Gouvernement in Cayenne bei solchen Gelegenheiten auszutheilen pflegte. —

Einige Jahre später war ich Zeuge einer Flucht, über die nicht wenig gelacht wurde. — Der Doctor von St. Louis kehrte vom obern Maroni zurück. — Als um Mitternacht das Boot noch eine kleine Stunde von St. Louis entfernt war, überfielen ihn und den am Steuer sitzenden Surveillant, da beide wahrscheinlich schlaftrunken gewesen, die sechs Ruderer, entwanden letzterem seinen Revolver, der ins Wasser fiel, und ruderten einer benachbarten kleinen Insel zu, wo beide ans Land gesetzt wurden. — Widerstand wäre vergeblich gewesen. — Die Spitzbuben fuhren hierauf nach der holländischen Seite, um längs dieser in See zu kommen. — Nun waren mehrere Indianer am Fischen, welche, als sie die Ruderschläge hörten, pagaiten, um zu sehen, wer die Vorüberfahrenden wären. Die Franzosen, aus Furcht verfolgt zu werden, ruderten aus Leibeskräften, aber immer näher kamen die Indianer, welche die Flüchtlinge in der dunkeln Nacht nicht erkennen konnten, so dass die Kerls endlich dem Lande zusteuerten, sich in den Wald retteten und ihr Boot treiben liessen. Unglücklicherweise waren sie nicht auf festes Land gekommen, sondern auf eine Insel, die nur aus Mangrovebäumen bestand und mit jeder Fluth zwei bis drei Fuss hoch überschwemmt wurde. Das Boot nahmen die Indianer mit und brachten es mir. Mit wenigen Worten schrieb ich meinem Nachbar den Vorfall und sandte ihm am frühen Morgen sein Boot zurück.

Grosse Bestürzung herrschte auf St. Louis, als man den Vorfall vernahm; denn wo war der Doktor und der Surveillant, vielleicht ermordet. Es wurden sogleich Gensdarmen und Militär nach der Insel gesandt, wo man die sechs Kerls sämmtlich in den Mangrovebäumen fand, auf die sie sich beim Aufkommen der Fluth geflüchtet hatten; sehr gutwillig kletterten sie herunter, liessen sich fesseln und erzählten, auf welche Weise sie sich des Doktors und Surveillants entledigt hatten; da nun noch Fluth war, so benützte man diese, um

nach der Insel zu fahren, wo beide ihren unfreiwilligen Aufenthalt hatten nehmen müssen. Auch sie fand man in den Mongrovebäumen, wo sie in banger Erwartung acht Stunden lang nach Rettung ausgesehen und sich heiser geschrieen hatten. Wegen dieses Ueberfalls bekamen die sechs Kerls eine doppelte Tracht Prügel, der Doktor dagegen, schon vorher etwas melancholisch, hatte sich die Sache so zu Herzen genommen, dass er kurze Zeit nachher sich erschoss. Um diese plötzlichen Ueberfälle unmöglich zu machen, wurde auf jedem dem Gouvernement gehörenden Boote zwischen den Sitzplätzen der Ruderer und denen der Passagiere im Hintertheile ein drei Fuss hohes Gitter errichtet, das eben so breit als das Boot war. Die eisernen Stäbe desselben waren etwa 6 Zoll weit auseinander, und die Surveillants, die am Steuer sassen, hatten grosse, schwere Revolvers bei sich, um den ersten, der eine verdächtige Miene machte, für immer unschädlich zu machen. So human sie auch behandelt wurden, und so wenig Arbeit man von ihnen verlangte, so liess doch der Hang zur Freiheit sie alle Gefahren verachten. Viele dieser Fluchtversuche wurden manchmal so ohne alle Ueberlegung und Kenntniss des Landes ausgeführt, dass sie den Flüchtlingen selbst häufig das Leben kosteten, oder sie in eine andere Sklaverei führten, gegen welche die erste beneidenswerth war, ich meine die Fluchtversuche ins Innere des Landes, entweder in selbstgemachten kleinen Booten oder mit Corjalen, die sie den Indianern stahlen oder wohl manchmal auch kauften. Waren die Flüchtlinge nicht genau bekannt mit den Lebensmitteln, die Wald und Wasser dem Reisenden, der ohne Gewehr, Pfeil und Bogen reisen muss, bieten, als z. B. Palmkohl, verschiedene Früchte, Leguaneier, Wasserschnecken, Palmwürmer u. s. w., so starben sie, auch wenn sie über die Wasserfälle glücklich hinüberkamen, oft an Entkräftung und vor Hunger. Manche Gerippe wurden auf den Strominseln entdeckt, einmal sechs neben einander, von denen, als man sie fand, eben einige Königsgeier wegflogen, die das wenige Fleisch abgenagt hatten. Mehrere Fälle kamen vor, wo der Ueberlebende sich mit dem Fleische seiner Kameraden das Leben so lange gefristet hatte, bis Buschneger ihn entdeckten.

Aber waren die Flüchtlinge auch so glücklich bis zu den Buschnegern zu kommen, so stand ihnen kein besseres Loos bevor; denn diese, die von der Verwaltung auf St. Laurent nicht mehr als zehn Frank für einen eingelieferten Flüchtling bekamen, wollten den langen und gefährlichen Weg nach dem untern Maroni nicht für so wenig Geld machen und liesen die armen Kerls entweder auf ihren Kostäckern arbeiten gegen trockenes Cassave-Brod, kaum zureichend das Leben zu fristen, oder schlugen sie ihnen, wenn sie zu schwach waren oder Lebensmittel stahlen mit der Axt den Schädel ein. Ich habe mehrere Male über solche Gräuel, die ich vernahm, bei unserm Gouvernement Klage geführt; aber was hätte dieses, auch wenn man den Thäter überführt hätte, und das ist eben das Schwierige, dagegen thun können?

Viele dieser Flüchtlinge wurden von den Buschnegern zu mir gebracht, weil diesen das französische Gouvernement den Aufenthalt auf St. Laurent des Nachts nicht gestattete, und ich wegen meines Holzhandels einen grossen Schuppen am Flusse hatte, der zur temporären Wohnung für Neger und Indianer diente. Die meisten der zurückgebrachten Flüchtlinge waren so elend und mager, dass sie kaum gehen konnten, und ich unterliess es nie, sie durch kräftiges Essen und Wein, ehe sie an die französische Behörde abgeliefert wurden, zu stärken.

Erst in der neuesten Zeit stellte der das Innere von französisch Guiana bereisende Marinearzt Jules Creveaux dem französischen Ministerium vor, wie nöthig es sei, dass für Busch- und Bonnineger, die man auf alle Art ermuthigen müsse, den Interessen der französischen Kolonie dienlich zu sein, auf St. Laurent ein Schuppen gebaut werde, der ihnen bei Tag oder Nacht zur Wohnung diene, was denn auch geschah. Aber schon in der ersten Nacht, als Bonnineger da logirten, wurden von den Deportés ihre Kleider und Corjalen gestohlen, so dass diese Neger nach wie vor ihre Nächte auf dem holländischen Ufer zubringen.

Häufiger als die französischen Sträflinge, d. h. Europäer, entflohen die arabischen nach dem Innern; viele dieser Algerier verstehen aus Stroh und besser noch aus den jungen Blättern der Awarapalme Hüte zu flechten, die sie gewöhnlich auf St. Laurent zu 2 Franken das Stück verkauften.

Fiel nun solch ein Strohflechter auf seiner Flucht den Buschnegern in die Hände, so wussten sie dieses Talent des armen Arabers in ihrem Interesse auszubeuten; er musste dann vom frühen Morgen bis in die Nacht Strohhüte in Dupli- und Triplicaten für die Bewohner des ganzen Dorfes, in welches ihn sein Unstern geführt hatte, vom Säugling bis zum Greis machen, wenn er nur nothdürftige Nahrung erhalten wollte. Die Erzählungen der Flüchtlinge, wenn sie von den Buschnegern zurückgebracht wurden, waren wirklich schauderhaft, auch kamen wenige mehr in Versuchung, durch Entweichung in das Innere des Landes ihre Befreiung zu suchen.

Die meisten der Flüchtlinge aber suchten nach Demerara zu entkommen. Mit elenden und gebrechlichen Booten wurde manchmal die Reise dahin unternommen, und meist die Trockenzeit, wo die See ruhig und der Wind immer günstig ist, dazu gewählt. In Demerara wurden die Entflohenen nicht ausgeliefert, es sei denn, sie hätten in Cayenne wieder ein neues todteswürdiges Verbrechen begangen. Aber frei und frank durften sie auch in der englischen Kolonie nicht bleiben, sondern wurden nach dem Mazarouny gesandt, wo grosse Steinbrüche sind, und wo sie gegen Bezahlung arbeiten mussten. In Surinam wurden die Sträflinge der ersten Kategorie, nemlich solche, die vor Ablauf ihrer Strafzeit entflohen, ausgeliefert; die der zweiten Kategorie aber, deren Strafzeit abgelaufen war, die aber ebenso lange als diese gedauert hatte, noch unter polizeilicher

Aufsicht standen, hatten die Freiheit hinzugehen wo sie wollten, durften aber in Surinam nicht bleiben.

Die Unterhaltung und Transportkosten beider Kategorien fallen der kolonialen Kasse zur Last und sind nicht unbedeutend.

Da der Maroni bei Albina blos 6600 Fuss breit und eine Viertelstunde weiter hinauf durch die Insel Onobo noch mehr verengt wird, so kamen häufig Flüchtlinge schwimmend auf das holländische Ufer und suchten mir oder den Indianern Corjalen zu stehlen, um damit über See, oder, wie oben gesagt, zu den Buschnegern zu entfliehen. Dass man da alles that, diese gefährlichen Kerls los zu werden, ist sehr begreiflich. Eines Tages badete meine Frau im Flusse, als ganz in ihrer Nähe ein Kerl auftauchte, der auf einem Haufen Mokko Mokko, (einem baumartigen Aron mit sehr leichten Stielen) die er mit Lianen zusammen gebunden hatte, vom französischen nach dem holländischen Ufer geschwommen war; entsetzt schrie sie um Hülfe, worauf der Kerl die Flucht ergriff und im Walde verschwand.

In den ersten Tagen von 1862 kamen wieder 4 – 5 solcher Spitzbuben auf unser Ufer und hielten sich im Hochwalde hinter meinem Kostacker auf. Jeden Abend, wenn die Chinesen ihre Arbeit verrichtet hatten und nach Hause gingen, kamen jene Kerls, gruben Erdfrüchte aus und hieben Bananen ab; auch wurden Schuhe, Hauer und eine Axt, die die Chinesen zurückgelassen hatten, von ihnen mitgenommen; ich sandte Indianer aus, sie aufzusuchen, aber diese waren wahrscheinlich zu furchtsam, weil man die Zahl der Entflohenen nicht genau wusste, und kamen zurück, ohne, wie sie sagten, eine Spur gefunden zu haben.

So trieben sich diese Kerls einige Wochen lang herum, um ihrer aber los zu werden, schrieb ich an meinen Nachbar, den Kommandanten von St. Louis, und bat dringend, er möge doch eine Militär-Patrouille senden, die Spitzbuben einzufangen oder zu verjagen.

So kamen auch eines Mittags sechs Soldaten der Infanterie de la marine mit einem Oberlieutenant, dem sich der Kommissär angeschlossen hatte.

Wir sprachen nun ab, dass mein Neffe mit den Soldaten den Fluss hinauf und dann den Wokakreek hineinfahren solle, bis zu einer Stelle, wo wir ganz frische Fussspuren der Kerls gesehen hatten. Die beiden Offiziere und ich sollten dann durch den Wald kommen, um sie dort zu treffen. Die Soldaten hatten ihre Ration Wein, für jeden ein halbes Liter, bei sich, ausserdem noch ein gutes Liter Tafia für Alle; dem Lieutenant schien dieses aber nicht genug, und um den Muth seiner Leute recht anzufeuern, musste ich noch ein Liter Genever beifügen, von dem er, ehe sie weg fuhren, ihnen gut einschenkte und den Rest mitgab.

Nach dem Dejeuner machten wir uns auch auf den Weg, durchkreuzten den Wald in allen Richtungen und kamen endlich, ohne etwas gesehen zu haben, an den Wokakreek, und den Platz des Rendez-

vous. Vom Boote und seiner Bemannung war nichts zu hören und zu sehen. Nachdem wir wohl eine Stunde gewartet hatten, mussten wir uns auf den Heimweg begeben, um noch mit Tageshelle aus dem Walde, wo kein gebahnter Weg war, herauszukommen.

Es war bereits dunkel, als wir nach Albina zurückkamen, aber das Boot war noch nicht da. Die Sache war mir unbegreiflich, da der Wokakreek kaum eine halbe Stunde von Albina entfernt, und es ganz unmöglich ist, wegen der Menge von umgefallenen Bäumen des Nachts in ihm den Weg zu finden. Eben sassen wir beim Abendessen, als ich von der Wasserseite aus meinen Namen rufen hörte. Ich ging schnell an den Fluss und fand da meinen Neffen ganz nackt, der mir nun erzählte, dass die Soldaten durch die häufigen Libationen so berauscht worden seien, dass, kaum in die Kreek gekommen, keiner mehr im Stand gewesen sei, zu pagaien. Bei Fluth sei es ihm nicht möglich gewesen, allein aus dem Kreek heraus zu kommen, ebenso wenig habe er bei Nacht durch den Wald kommen können; er sei also herabgeschwommen und bitte mich nun um Kleider, dann wolle er nach dem Essen mit einigen Chinesen das Boot und die Patrouille abholen. So geschah es denn auch, und gegen 9 Uhr war Boot und Mannschaft zurück. Einige der Soldaten lagen noch im Boote, das die sichtlichen Spuren ihres Rausches trug und erst mit einigen Eimern Wasser gereinigt werden musste, ehe die beiden Offiziere sich setzen konnten. Ein starker Kaffe, den ich machen liess, half den guten Leuten wieder auf die Beine, und so kehrte die Patrouille Abends 11 nach St. Louis zurück.

Wir mussten beständig auf unserer Hut sein, denn zum Unglück war unser wachsamer Hund kurze Zeit zuvor von einem Tiger getödtet worden, und die Chinesen, die den Tag über gearbeitet hatten, lagen schon um 10 Uhr Abends in tiefer Ruhe; auch war mein Wohnhaus über 50 Meter weit vom Chinesenhaus entfernt und war blos von mir, meiner Frau, meinem Neffen und der Negerin bewohnt.

Am 2. Februar 1862, etwa acht Tage nach jener denkwürdigen Patrouille, weckte mich meine Frau, da sie Fusstritte ums Haus herum gehört habe. Ich öffnete den Fensterladen, hörte und sah aber nichts, gieng jedoch im Hemd mit dem Hauer in der Hand hinunter an den Fluss, wo ich denn, (es war ganz niedriges Wasser), eine meiner Corjalen von dem Platze, wo sie oben am Ufer und ausser dem Bereiche des Wassers angebunden sind, herabgezogen fand. Ich meinte nun, dass vielleicht Chinesen des Abends von den Indianern zurückgekehrt seien und vergessen hätten die Corjal heraufzuziehen; um aber sicher zu sein ging ich wieder ins Haus und zündete ein Licht an. Nun sah ich erst woran ich war. Es waren die flüchtigen Franzosen, die mir das Boot stehlen wollten, und da ich recht wohl wusste, dass sie noch in der Nähe sein mussten, so rief ich so laut ich konnte: „écoutez, Canaille, si je vous attrape, je vous ferai tirer une balle dans le ventre.“ Nun rief ich meinen Chinesen und liess das Boot wieder heraufziehen und anbinden.

Kaum brach der Tag an, als mich ein Zettergeschrei meiner Negerin Livinia weckte; sie hatte entdeckt, dass man ihr alle ihre Hühner, sieben an der Zahl, die in einem kleinen Häuschen auserhalb der Küche eingesperrt waren, gestohlen hatte. Im Garten war Rettich, Lauch und anderes Gemüse entwendet; A-Ju, der Chinese, der die Kühe molk, fand den Stall offen und vermisste ein Kalb, das sich aber später wieder auf den Savannen fand. Das hintere Magazin war aufgebrochen und eine Kiste Saife entwendet. Auch diese fand sich erbrochen auf den Savannen, so dass es wohl möglich war, dass während zwei oder drei die Sachen stahlen, die andern das Boot herabzogen, alle aber nach verschiedenen Richtungen sich zerstreuten, als ich mit der Laterne kam und rief. Noch waren wir an der Untersuchung, was wohl sonst noch fehlen möchte, als das Boot von St. Louis kam, um die Milch fürs Hospital abzuholen; dem Gensdarmen, der die vier Araber des Milchbootes zu überwachen hatte, zeigte ich die erbrochene Thüre des Magazins, und schrieb dann an den Kommandanten, um ihn um eine andere Patrouille zu bitten. Livinia wollte sich über den Verlust ihrer Hühner nicht trösten lassen und betheuerte, dass das französische Gouvernement sie für den Verlust schadlos halten müsse, oder es gebe keine Gerechtigkeit mehr in der Welt. Der Kommandant von St. Louis war seit einigen Tagen mit Urlaub nach Cayenne, und der erste Lieutenant (Patrouillengänger) führte während seiner Abwesenheit das Kommando. Er schrieb mir sogleich sehr höflich, dass er es nicht wagen dürfe, auf ein fremdes Territorium französisches Militär zu senden, ich möge mir also selber helfen und die Kerls verjagen, so gut ich könne, dazu wünsche er mir guten Erfolg und sei mein serviteur devoué. Ich hatte denselben Sonntag Geschäftshalber eine Reise nach Mana vor und schon den Tag zuvor auf dem Indianerdorfe Magrli drei junge Bursche dazu bestellt: da aber die gefährlichen Kerls sich in der Nähe befanden, wollte ich nicht wagen, von Hause wegzugehen, erzählte den Indianern, was vorgefallen war, und ersuchte sie, die Flüchtlinge aufzuspüren, womöglich zu arretiren und im Nothfalle von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Ich gab ihnen drei scharfgeladene doppelläufige Gewehre mit und zeigte ihnen die längs des Ufers im Sande eingedrückten Fussspuren bis an den Wald.

Keine halbe Stunde nachdem die Indianer uns verlassen hatten, hörten wir fünf Schüsse, und kurze Zeit darauf kamen die drei jungen Bursche zurück und erzählten, dass sie auf einem Hochlande hinter der Haimurakreek zwei Deportés gefunden hätten, wie sie eben die Hühner der armen Livinia räucherten; als die Flüchtlinge sich entdeckt sahen, wären sie sogleich auf sie, die Indianer, losgestürzt, worauf sie Feuer gegeben hätten, in Folge dessen die beiden Kerls lautlos niedergestürzt seien.

Dieser Vorfall betrübte mich sehr, aber wie hätte ich anders handeln sollen! Ohne jeglichen Beistand vom holländischen Gouvernement, das ich, so unbedeutend auch meine Stellung als Beamter

war, doch an diesem Grenzflusse vertrat, konnte mir auch das französische, dessen Hülfe gegen seine eigenen Spitzbuben ich angerufen hatte, keine verschaffen, obgleich ich in meinem Briefe an die französischen Behörden hervorhob, dass das Land, auf welchem sich die Flüchtlinge befanden, wiewohl holländisches Grundgebiet, doch mein persönliches Eigenthum sei, auf welchen Umstand wegen der Auslieferung von Flüchtlingen vor Jahren schon der Gouvernementssekretär in seinem officiösen Brief mich aufmerksam gemacht hatte.

Ich sandte nun wiederum nach St. Louis, theilte dem Lieutenant den Vorfall mit und bat, die Leichen abholen zu lassen. Es kamen denn auch sogleich der Maréchal de Logis und ein Arzt mit sechs Arabern, um den Tod zu constatiren, da man aber einen kleinen Sumpf zu durchwaten hatte, ehe man ins Hochland kam, wo die Leichen lagen, entschuldigte der Maréchal de Logis sich mit Leibesfülle und kurzem Athem und blieb auf Albina zurück, während der Doktor der Kürze halber und um dem Gouvernement zwei Särge zu ersparen, die Todten auf dem Platze, wo sie gefallen waren, begraben liess. Den Nummern der Hemden nach war der eine der Erschossenen ein Belgier, der andere aber ein Spanier gewesen. Die von der Bestattung zurückkehrenden Araber zeigten triumphirend der armen Livinia die halbgeräucherten Hühner, worauf diese wieder in Verwünschungen über die Transportation ausbrach.

Ich belohnte nun die Indianer für ihren mir so wichtigen Dienst und versprach, dass auch das holländische Gouvernement, an das ich sogleich schreiben würde, ihnen eine Belohnung geben werde. Aber da hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn als ich dem holländischen Gouverneur von Lansberge den Vorfall mittheilte, ihm das Gefährliche meiner Lage gegenüber dem mit Spitzbuben der ganzen Erde angefüllten Platze, was er übrigens aus eigener Anschauung kannte, in Erinnerung brachte, auch wiederholt bat, nur ein Detachement von drei Soldaten, und wäre es auch auf meine Kosten auf Albina zu errichten, und ihn ersuchte, das Gouvernement möge, um die Indianer zu ermuthigen, mich in dergleichen Vorfällen zu unterstützen, den drei jungen Burschen die mir beigestanden hatten, eine kleine Belohnung geben, bekam ich eine abschlägige Antwort, weil das Gouvernement keinen Posten errichten und ebensowenig durch Verabreichung einer Belohnung an die Indianer meine und ihre Handlungsweise in dieser Sache billigen könne.

Auch eine mündliche Besprechung mit dem Gouverneur und dem Prokureur-General konnte die Ansichten beider nicht ändern und hatte für mich kein anderes Resultat.

Da ich nun, der holländische Beamte, von unserem Gouvernement abgewiesen war, wandte ich mich schriftlich an den Gouverneur des französischen Guianas, den Admiral de Montravel, erzählte die Sache der Wahrheit getreu, hob hervor, wie oft schon französische Flüchtlinge mein Eigenthum gefährdet hätten, und berief mich auf die Versicherung des Admiral Baudin, dass blos die Elite der fran-

zösischen Spitzbuben nach dem Maroni gebracht werden solle, von denen das holländische Gouvernement und die Bewohner des linken Ufers, das heisst ich allein, denn ausser Indianern war sonst niemand da, nie die mindeste Beschwerde haben sollten; dass unser Gouvernement nicht allein Bedenken trage, die Indianer zu ermuthigen, mir in ähnlichen Fällen beizustehen, sondern dass es auch ausser Stand sei, mir den geringsten Schutz zu verleihen, desshalb bitte ich ihn, den Indianern, die mir geholfen hatten, als Zeichen seiner Billigung eine Prämie zu geben und wo möglich französischen Schutz zu verleihen.

So verliefen vier Monate, in denen sich mit meinem Wissen kein Flüchtling auf meinem Lande aufhielt, bis am achten Juni der französische Gouverneur wieder einmal den Maroni besuchte und dann auch nach Albina kam.

Ich hatte durch Indianer eine weggetriebene Boje aufsuchen und sie der französischen Marine zustellen lassen. Er bedankte sich dafür und frug um die Unkosten.

Ich nannte ihm die unbedeutende Summe. Apropos, sagte er, Sie verlangen auch eine Prämie wegen zwei todtgeschossener Flüchtlinge.

Nicht für mich, Admiral, verlange ich die Prämie, sondern für die Indianer, die aber keineswegs angewiesen waren, die Kerls todtzuschiessen, sondern die sich nur vertheidigen mussten, entgegnete ich. Welche Prämie bezahlt man für das Einliefern eines Forçat, frug er seinen Adjutanten: zehn Franc, Admiral, wiederholte dieser. Dann muss man Herrn Kappler zwanzig bezahlen, weil sie gleich todtgeschossen wurden, meinte der Gouverneur.

Da fällt mir wahrlich ein Stein vom Herzen, rief ich aus: wie soll ich hier leben können, wenn beide Gouvernements mich nicht nur nicht beschützen, sondern mir sogar Selbsthülfe übelnehmen oder unmöglich machen.

O, mon cher, sagte der Admiral, je mehr von diesen Kanaillen aus der Welt geschafft werden, desto mehr ist Ihnen das französische Gouvernement verpflichtet; seien Sie übrigens versichert, dass Ihre Indianer, sobald sie dieselben nach St. Louis senden, die doppelte Prämie erhalten und die Versicherung, dass ich sehr zufrieden war, dass sie die beiden Kerls todtgeschossen haben.

Wenn grössere Entweichungen stattfänden, von denen man wusste, dass sie zu Land und nicht zu Wasser ausgeführt waren, so sollte ich sogleich davon benachrichtigt werden, um auf meiner Hut zu sein. Ich traf desshalb mit den Kommandanten von St. Laurent und St. Louis die Verabredung, dass ich, sobald Flüchtlinge mich beunruhigten, einen Schuss aus einer kleinen Kanone lösen, bei Tage die Flagge, bei Nacht aber eine Laterne am Flaggenstock aufziehen würde, worauf sogleich ein Boot mit Gensdarmen oder Soldaten nach Albina geschickt werden solle, um mir beizustehen.

Glücklicher Weise bedurfte ich aber dieser Hülfe nie, obgleich nachher ein ansehnlicher Haufen von mehr als fünfzehn sich auf unserem Ufer aufhalten sollte, und mir dringend anbefohlen war, mich in Acht zu nehmen, da man vermuthe, dass sie sich meiner Boote mit Gewalt bemächtigen wollten.

In dieser Zeit schloss ich jede Nacht mein Haus und meine Magazine aufs beste, hatte fünf scharfgeladene Gewehre in meinem Schlafzimmer, und oben in der Wohnstube stand auf einem Tisch beim Fenster meine kleine, 80 Pfund schwere, metallene Kanone, um, wenn nöthig, sogleich im Zimmer das Hülfssignal geben zu können.

Aber es kam niemand. Die Art, wie die andern zwei bei mir empfangen worden waren, schreckte vor weiteren Besuchen ab. Vermuthlich waren jene 15 Mann gar nicht auf unserem Ufer, sondern waren mit einem selbstgemachten Boote nach Demerara entflohen, denn viele der Deportés hatten die Erlaubniss, ganz ohne alle Aufsicht Bretter im Walde zu sägen und sie zum Verkaufe nach Cayenne zu senden, und so wurde manche Flucht vorbereitet, von der man nie erfuhr, auf welche Weise sie ausgeführt wurde.

In jener Zeit, wo mein Handel noch mehr abwarf als in späteren Jahren, gab ich in jeder Neujahrsnacht meinen Chinesen und sämmtlichen Indianern des Maroni einen Ball. Den Tag zuvor schlachtete man ein fettes Schwein und machte Wurst; Torten und Kuchen von Kokos, Zuckerbananen, Guiaven und Ananas wurden gebacken, und mehrere Damejeannen Dräm für die Indianer in Bereitschaft gesetzt.

Abends 8 Uhr bekam jeder Chinese an Kuchen, Wein, Cognac und Zucker das Nöthige, und die Indianer fingen ihre Tänze an. — Alles war dann um den grossen Brodfruchtbaum versammelt, der hinter meinem Hause stand, während zwei grosse Feuer auf beiden Seiten brannten. Manchmal theilte ich den Chinesen und Indianern Masken aus, und die Lustbarkeit wurde um so toller, je mehr sich die Köpfe erhitzten.

So hatte ich denn auch am Neujahrabend 1863 drei Offiziere von St. Louis bei mir, und weil ich bei jedem Jahreswechsel um Mitternacht drei Schüsse aus meiner kleinen metallenen und zwei alten eisernen Kanonen abfeuern liess, so machte ich meinen Indianern auch dieses mal die Freude. — Kaum eine halbe Stunde später kam ein grosses Boot mit Soldaten und Gensdarmen, die der Kommandant von St. Laurent, der mich in Noth glaubte, abgesandt hatte, mir beizustehen. Ein guter Punsch erquickte die Dienstfertigen, die sich gar nicht beeilten, nach St. Laurent zurückzukehren, und ruhig die Ebbe abwarteten, die erst gegen den Morgen eintrat.

Durch das Todtschiessen der zwei Kerls waren andere Flüchtlinge entmuthigt, sich in der Umgebung von Albina einzunisten, aber doch trachteten sie, mir meine Fahrzeuge wegzunehmen, um damit nach Demerara zu entfliehen. In wenigen Jahren wurden mir

drei grosse Boote gestohlen, die zu gross und schwer waren, um mit den wenigen Leuten, die ich in meinem Dienste hatte, herauf aufs Trockene gezogen werden zu können.

Sie lagen desshalb an Ketten vor Anker oder waren in Kreeken versteckt. — Eines dieser Boote war über fr. 600 werth.

Als in späteren Jahren die Transportation nach dem französischen Guiana aufhörte und dafür Neukaledonien mit europäischen Spitzbuben bereichert wurde, war Cayenne und der Maroni nur noch den Sträflingen aus Algier und den andern französischen Kolonien zur Verbannung angewiesen.

Diese, aus heissen, meist tropischen Ländern stammend, gewöhnten sich besser an unser Klima und fanden Früchte und Nahrungsmittel des Landes mehr nach ihrem Geschmacke. Aber auch diese entflohen, sowie sich die Gelegenheit darbot, und schon gegen 1871 siedelten sich solche Flüchtlinge auf einem Hochplateau an, das auf holländischer Seite, etwa drei Stunden weit im Westen von Albina liegt.

Jedes Jahr im Oktober sieht man, wenn diese Wegläufer ihre Kostäcker brennen, die Rauchwolken am Horizont, und dass ihre Wohnplätze nicht weit von dem Wanekreek abliegen, weiss ich aus Erfahrung, weil ich im Januar 1874 Stimmen und Axthiebe hörte, aber nirgends ein Boot sah. — Auf mein Rufen war alles stille. — Auch will kein Indianer in dieser Gegend übernachten, aus Furcht, von den Wegläufern überfallen zu werden. Diese Furcht ist wohl unbegründet, denn durch Gewaltthaten würden sie nur die Aufmerksamkeit des Gouvernements auf sich ziehen, bleiben sie aber ruhig in ihren Schlupfwinkeln, so wird sich wohl niemand um sie bekümmern. Das Land ist ja gross und fruchtbar genug, dass sie und ihre Nachkommen Jahrhunderte dort leben können. Ohne Zweifel stehen sie in einiger Verbindung mit den vorüberziehenden Buschnegern, denn zur Bearbeitung ihrer Kostäcker haben sie Geräthschaften nöthig, die jene ihnen gegen Austausch von Erdfrüchten wohl verschaffen werden.

Hätte man diese Wegläufer, (man meint dass es Anamiten sind), statt sie zum Zuckerbau zu verwenden, mehr ihrer Neigung nach beschäftigt, ihnen gemeinschaftlich in der so fruchtbaren Baletekreek Ländereien gegeben, die sie für eigene Rechnung und nach freier Wahl hätten bebauen können, so hätten sie vermuthlich keine Lust mehr gehabt, sich in unzugänglichen Wildnissen eigene Wohnplätze anzulegen, und wären unter richtiger Leitung für die Kolonie wohl noch von Nutzen geworden.

Bei einer Kolonisation, die aus Menschen so verschiedener Länder, verschiedenen Gebräuchen und Bildungsstufen besteht, und die blos durch das böse Prinzip verbunden sind, nm dessen willen sie gesetzlich der Freiheit entzogen und unter eine strenge Zucht gestellt werden, meine ich, wäre es besser gewesen, jeden dieser verschiedenen Stämme, insofern die einzelnen Individuen derselben

zahlreich genug sind, nach der Art des Landes zu dem sie gehören, oder ihrer Religion zu behandeln.

Ausser den Europäern sind die Araber am zahlreichsten.

Hätte man mit diesen, welche theils als Canotiers (Ruderer), theils als Holzarbeiter, meistens aber zum Zuckerbau verwendet werden, eine eigene arabische Kolonie gegründet, ihnen einen der Intelligenteren ihres Stammes zum Aufseher gegeben, eine Moschee bauen lassen und eine Beschäftigung angewiesen, wie Viehzucht und Ackerbau, die ja auch in Algerien der hauptsächlichste Erwerbszweig ist: — sie wären zufrieden gewesen und hätten wohl nicht ans Ausreissen gedacht.

Obwohl jetzt einzelne unter ihnen eigene Ländereien haben und so ziemlich französisirt sind, so wird doch die Mehrzahl sich nie an die Behandlung und das Land gewöhnen, und wenn auch, Dank den Ermahnungen der Geistlichen, sich einige zum Christenthum bekehrten, so thaten sie es mehr der materiellen Vortheile wegen, als aus Ueberzeugung.

Ich habe diese Muhamedaner, die Jahre lang jeden Morgen zu mir kamen, um Milch zu holen, oft bewundert, wenn sie im Ramadan, der bei uns ja immer heiss ist, sich jeden Trunkes und jeder Nahrung enthielten, so lange die Sonne am Himmel stand, und pünktlich ihr Gebet im Sande verrichteten. Solche Leute, die noch Religion haben und sie trotz der Anfechtungen, denen sie ausgesetzt sind, behalten, sind noch nicht für die Gesellschaft verloren, wenn dieselbe sie richtig zu behandeln weiss.

Mit meinen Nachbarn, den Franzosen, stand ich schon von Anfang an in den freundlichsten Beziehungen. Auf den beiden grösseren Penitenciers St. Laurent und St. Louis wurden Kantinen errichtet, zweckmässige Gebäude, die der Administration gehörten, und deren Betrieb alten Unteroffizierswittwen anvertraut wurde, die aber allein dem weitläufigen Geschäft nicht vorstehen konnten und desshalb gelehrige Deportés zu ihren Buchhaltern annahmen, wobei stets das Ende vom Lied war, dass besagte Buchhalter nach und nach in die Wolle kamen und selbst einen Laden eröffneten, während die Kantinière, wenn ihr kein Kaufmann in Cayenne mehr borgen wollte, die Sache einer andern übergeben musste, die nach einigen Jahren auf gleiche Weise endigte.

In den Kantinen befanden sich ausser der Wohnung der Kantinière und dem Laden, in dem allerlei Arten von Waaren, Manufakturen, Lebensmittel und Getränke verkauft wurden, Räume, wo die Honoratioren, nämlich Gensdarmes, Surveillants, Schreiber und Soldaten gemüthlich ihren Wein, Wermouth, Absinth oder dergleichen trinken und ein Spielchen machen konnten. Die Noblesse, nämlich die Offiziere, hatten in ihrem grossen, geräumigen Hause einen eigenen Speise- und Billardsaal nebst einer kleinen Bibliothek.

La canaille, die Deportirten, mussten ihren Wein oder Schnaps vor dem Fenster trinken. — Aehnliche Einrichtungen in kleinerem

Massstabe waren auf den Filialen: Les hattes, St. Pierre, St. Maurice, St. Anne, St. Jean und am Siparawini. Auf diesen hielten Deportés, die einiges Vermögen hatten oder Vertrauen bei Kaufleuten in Cayenne besassen, die Kantine; die Deportés selbst wurden für manche Dienstleistungen bezahlt; viele waren durchaus nicht ohne Mittel, ja einige hatten selbst bedeutende Revenuen, die sie ganz oder zum Theil verzehren durften. So hatte ein gewisser L . . ., ein wegen gefälschter Handschrift deportirter Notar, Fr. 15,000 jährlicher Einkünfte. Was diese Leute nun an Bier, Genever, Tafia, Käse, Schinken etc. nöthig hatten, kauften in den ersten Jahren die Kantiniers bei mir, und meist gegen baares Geld, wiewohl ich auch Kredit geben musste und oft um beträchtliche Summen kam.

Was man aber an französischen Waaren, Wein, Liqueurs, Oel und anderen Lebensmitteln brauchte, wurde aus Cayenne bezogen, und wussten die dortigen Kaufleute wohl, dass ich ihnen eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz machte; desshalb wurden Klagen auf Klagen darüber beim französischen Gouvernement erhoben, dass man mir, einem Fremden, erlaube, ausländische Waaren auf französischem Boden abzusetzen. Ja selbst in französischen Zeitungen wurde anonym darüber geschrieben.

Seitdem das Gouvernement den Holzhau am Siparawiniflüsschen betreiben liess, war ein kleines Dampfboot, St. Anne, auf St. Laurent stationirt, das jede Woche 1—2 Male nach obigem Flüsschen fuhr, um Passagiere und Lebensmittel dahin zu bringen. Zweimal monatlich durfte dieses der Regierung gehörige Fahrzeug, das unter dem Kommando eines Enseigne de vaisseau stand, auch zu mir kommen, um den freien und unfreien Bewohnern die Gelegenheit zu geben, bei mir Einkäufe zu machen und eine Luftveränderung zu geniessen; denn so nahe Albina bei St. Laurent gelegen war, so war doch bei mir die Luft angenehmer und frischer, weil der Nord- und Ostwind freien Zugang über das grosse Wasserbassin des Maroni hatte, während er auf St. Laurent durch die Waldungen aufgehalten wurde. So hatten wir auf Albina nur höchst selten einige Muskitten und schliefen ohne Gazevorhänge; auf St. Laurent aber war man stets von diesem Ungeziefer gepeinigt und konnte jener Vorhänge nicht entbehren.

Jedes der Penitenciers hatte zum Gebrauche der Offiziere seine eigenen Boote und bestimmte Ruderer, und da jene an den Werktagen wenig zu thun hatten und an den Sonntagen vollends gar nichts, so waren diese meist zu Ausflügen bestimmt und oft zu Zusammenkünften bei mir. Es kamen desshalb an solchen Tagen mehrere dieser Boote mit Offizieren und Beamten bei mir an, die dann entweder eine Jagd- oder andere Partie veranstalteten und ein bewegtes und fröhliches Leben in mein Haus brachten, das mir freilich grösseren Aufwand verursachte, den aber mein vermehrter Handel deckte. Kurz, mein Leben war ein anderes als zur Zeit, da ich mir selbst noch mein Essen kochte und blos Indianer und Buschneger um mich sah,

oder später im ewigen Streit und Widerwärtigkeiten mit meinen eigenen Landsleuten bei einem eben so aktiven Leben keine andere Aussicht hatte, als Undank, Misskennung und sicheren Ruin.

Aber auch in Paramaribo, wo kein Kaufmann den mindesten Schaden durch meinen Handel hatte, regte sich der Neid über das Prosperiren meines Geschäftes, das man, wie in Cayenne, aufs Gröbste überschätzte, und das, wäre es noch so bedeutend gewesen, ja nur zum Vortheile der Kolonie beitrug. — Machte ja noch im Jahr 1878 der Gouverneur von Surinam mir die drollige Bemerkung, dass er genau wisse, dass ich fl. 80,000 in Amsterdam stehen habe.

So viel man überall von den grossen Vortheilen meines Handels faselte, so hatte doch niemand Lust, sich in dieser Einsamkeit am Maroni anzusiedeln, denn man kannte recht wohl die mühsamen Kommunikationsmittel, die Beschwerden der Reise, die Schwierigkeiten, welche man mit Arbeitern und Dienstboten hatte, und dass man manche Arbeit selbst verrichten musste, wozu ein Bewohner oder Kreole des Landes sich nicht erniedrigte.

Ich bezahlte nur eine mässige Summe für ein Patent oder die gesetzliche Erlaubniss, an einem Platz Handel treiben zu dürfen, wo man alles entbehren musste, was in einem geordneten Staat oder in einer Gemeinde die Verwaltung dem Steuerpflichtigen gewährt, persönliche Sicherheit, Verbindung, ärztliche Hilfe. Während ich nun letztere bei einer fremden Nation hatte, durfte ich für die beiden ersteren selbst sorgen. Weniger glücklich als mit meinem Handel war ich mit meiner Kultur, die ich betreiben musste, um meine Chinesen, die ich zu meiner persönlichen Sicherheit nöthig hatte, zu beschäftigen. — Selten hatte ich mehr als acht dieser in meinem Dienste, meistens blos vier bis sechs, die ich dann, nachdem ich alle Hügel bei meinen Kostäckern mit Kokospalmen bepflanzt hatte, entweder Reis bauen oder die Maniokwurzel pflanzen liess.

Nach der Emancipation der Sklaven in Surinam fing man an, sich mit Industriezweigen zu beschäftigen, auf die man früher gar keinen Werth gelegt hatte, und auf die man erst durch die Noth der Zeiten aufmerksam geworden war. Dahin gehören die in Menge wachsenden kleinen Citronen „Lemmetjes" (citrus javanica). Sie wurden in einer Salzlauge in Fässchen verpackt nach den Vereinigten Staaten gesandt, wo sie als Zuspeise dienen. Jetzt wurde auch der Saft dieser Citronen nach Holland geschickt und mit Vortheil dort verkauft.

Von diesen Bäumchen liess ich Alleen auf meinen Kostäckern und in den Savannen pflanzen, so dass wir nach wenig Jahren eine solche Masse dieser saftigen Früchte hatten, dass wir täglich 25 bis 30 Liter Saft bekamen. Aber so gesucht dieser Citronensaft im Anfange in Holland war, — gar bald sank durch die bedeutenden Anfuhren der Preis, so dass der Saft oft Monate lang unverkauft in Amsterdam lagerte, und ich dieses anfangs vortheilhafte Geschäft ebenfalls aufgab.

Die Rohstoffe des Landes, die ich mir durch Indianer und Buschneger verschaffen konnte, suchte ich in Holland oder Deutschland bekannt zu machen. Fässer mit Copal, Amyrisharz, Proben von Oelen, Harzen, Copaivabalsam oder Droguen, die aus anderen Theilen von Südamerika in den Handel kamen, sandte ich ohne Erfolg, aber stets mit Schaden ab. — Mit einem andern Naturprodukte schien es, dass ich mehr Glück haben werde, aber nur um später um so mehr daran zu verlieren. Es wächst nämlich in ganz Guiana, da wo das reine Flusswasser vorwaltet, der Beilholzbaum, Eperna falcata, aus dessen Holz man einen Balsam gewinnt, der bei der farbigen und weissen Bevölkerung der Kolonie als Mittel gegen Gicht und Rheumatismus gebraucht wird. Die Proben, welche ich davon nach Deutschland sandte, gaben befriedigende Resultate, grosse Bestellungen folgten, aber in medizinischen Zeitschriften wurde der Balsam verdächtigt, und ich hatte den Schaden.

In den ersten Jahren nach Errichtung der Penitenciers konnte ich Erdfrüchte, Bananen, Ananasse etc., was Alles ich durch meine Chinesen anpflanzen liess, an meine französischen Nachbarn verkaufen; als diese sich aber später Kostäcker anlegen mussten, hatte man nichts mehr von mir nöthig, und um meine Erzeugnisse nach Paramaribo auf den Markt zu senden, war der Abstand zu gross und die Ausgaben für den Transport zu bedeutend; so beschränkte ich mich am Ende blos auf den Anbau der Maniokwurzel, aus der ich Stärke, Tapioca und Couac zur Ausfuhr nach Cayenne bereiten liess.

Meine chinesischen Arbeiter hatten manchen Vortheil vor ihren auf den Pflanzungen arbeitenden Landsleuten, ein gesundes, muskitenfreies Land, den reinen Strom, wohlfeile Fische und Fleisch und ihr Hauptnahrungsmittel, den Reis, um denselben Preis den er mich kostete. Aber sie hatten keine Weiber und waren leidenschaftliche Spieler, wodurch viel Streit entstand.

Sie kehrten, als ihre Kontraktzeit verstrichen war, nach Paramaribo zurück und liessen sich auf andern Pflanzungen engagiren.

Ich nahm nun andere in meinen Dienst, die früher auf Zuckerpflanzungen gearbeitet hatten, und die nun ganz andere Arbeit verrichten mussten. Diese waren womöglich noch grössere Spieler als die früheren, und Nächte hindurch wurde gespielt, so dass mancher seinen Lohn auf Monate voraus verloren hatte und den Andern schuldig war.

Die Chinesen spielten mit Karten, die sie entweder aus China mitgebracht hatten, oder welche sie sich aus unsern Karten zuschnitten, denn eine unserer Spielkarten giebt zwei bis drei Chinesische, deren jede mit einem Worte beschrieben ist. — Begreiflicher Weise entsteht bei diesen Spielen häufig Streit, der aber doch, da die meisten feige Bursche sind, selten in Thätlichkeiten ausartet.

Unter den neuen Chinesen hatte ich einen jungen, kräftigen Burschen, Lim-hok-siu, der in seinem Vaterlande das edle Hand-

werk eines Henkersknechtes betrieben hatte. Mit diesem Kerl hatte ich viele Mühe und Aerger. Da er mit allen seinen Kameraden im Streit war, musste ich ihn immer abgeschieden von den andern arbeiten lassen, und dann verrichtete er sein Tagewerk, wenn er gerade dazu aufgelegt war, in wenigen Stunden, oft gebrauchte er aber auch eine Woche dazu. Zeitenweise war er närrisch, hatte dann einen abscheulichen, bockartigen Geruch und lief tagelang nackt im Walde herum. Seine Kameraden beschuldigten ihn, ihnen Geld entwendet zu haben, er aber behauptete, es gewonnen zu haben; wo er aber seinen Schatz versteckt hatte, wusste niemand, und auf ächt chinesische Weise wollten sie ihm sein Geheimniss entlocken.

Eines Abends sagte mir ein Indianer, der im Flusse Piraïs angelte, er habe im letzten Chinesenhause ein jämmerliches Geschrei gehört. — Nun schlichen ich, mein Neffe und ein Zimmermann dahin, und wir hörten ein Stöhnen und Aechzen und leises Geflüster im Hause. Alles war verschlossen, und obwohl es finstere Nacht war, kein Licht zu sehen. Als ich zu öffnen befahl, entflohen alle Chinesen durch die Vorderthüre; wir machten Licht und fanden Lim-hok-siu nackt an einen Thürpfosten gebunden, seine beiden Daumen stacken in einem eigens dazu aufgeschlitzten Stücke Holz, das unten einen Ring hatte, den man herauftrieb, so dass man durch das Zusammenpressen der Daumen den furchtbarsten Schmerz hervorbringen konnte; bereits war ihm das Blut unter den Nägeln hervorgedrungen, aber wo sein Geld war, hatte er doch nicht gesagt.

Doch Lim-hok-siu wusste sich zu rächen; denn einige Tage später, als wir eben beim Mittagessen sassen, kamen fünf meiner Chinesen mit schrecklichem Geschrei in mein Zimmer: Lippen, Hals und Mund waren stark angeschwollen und entzündet; ihre Sprache war ein unverständliches Lallen, und blos vom sechsten, dem nichts fehlte, vernahm ich, dass Lim-hok-siu sich in die Küche geschlichen und unter den Reis, der auf dem Feuer kochte, kleine Stückchen Domkeen hineingeschnitten habe.

Er, der Erzähler, habe glücklicher Weise erst später essen wollen.

Ich liess die Chinesen Seifenwasser trinken, worauf sie das Genossene erbrachen, und wenigstens der Magen nicht gefährdet war; glücklicher Weise nahm die Geschwulst nicht zu, sonst hätten die armen Kerls ersticken müssen, aber drei Tage lang konnten sie blos flüssige Nahrung zu sich nehmen. Der Domkeen (Caladium seguinum) ist ein äusserst giftiger Arun, der auf Savannen und an Gräben häufig vorkommt; ich selbst hieb einmal eine kleine Staude ab, ohne zu sehen, dass dieser Arun hinter ihr wuchs, und ich ihn auch mit abgehauen hatte; plötzlich empfand ich fürchterliche Schmerzen in den Augen, denn wahrscheinlich war von dem Safte hineingekommen; ich konnte die Augen nicht öffnen und musste mich nach Hause führen lassen; doch verging glücklicher Weise der Schmerz und die Entzündung schon nach einigen Stunden.

Lim-hok-siu liess sich nach dieser Heldenthat einige Tage lang nicht sehen, sondern hielt sich auf den Kostäckern auf, wo ich ihn dann bei dunkler Nacht mit Hülfe von Indianern gefangen nahm und ihm durch einen seiner Kameraden, den ich zu diesem Zweck mitgenommen hatte, mit einem Theertau 25 aus dem ff. aufzählen liess, dabei aber seinen Kameraden jede weitere Rache untersagte.

Aber die immerwährenden Händel dieses Kerls mit seinen Kameraden bestimmten mich, ihn wegzusenden, ehe sein Kontrakt beendigt war.

Mit den Chinesen befand ich mich ganz in derselben Lage wie mit meinen Landsleuten. — Von ihrer Seite musste ich Faulheit, Unverschämtheit und Excesse erdulden, aber strafen durfte ich sie nicht.

Wie bei jenem Schwarzwälder Z. musste ich, wenn ein Arbeiter seine Pflicht nicht that oder mich beleidigte, eine Reise nach Paramaribo machen, die, wenn ich nur 4 oder 5 Tage dort bleiben wollte, fl. 70—80 Auslagen verursachte. Wurde der Arbeiter gestraft, so musste ich, um ihn abzuholen, abermals ein Fahrzeug nach der Stadt senden, wodurch wieder 30 bis 40 Gulden Unkosten entstanden, und welche Strafe hatte dann der Inculpat bekommen? Entweder eine Gefängnisstrafe von einigen Tagen, wo er bei üblicher Nahrung ausruht, oder eine Strafarbeit an den Wegen oder Gräben der Stadt, (welche Strafe man Sebastopol nennt), wo er kaum die Hälfte dessen verrichtet, was er gesetzlich für seinen Meister zu arbeiten hat. Während dieser somit der Arbeit des Gestraften verlustig geht, welche dieser nach Ablauf der Kontraktzeit zu ersetzen nicht mehr verpflichtet ist, kommt den Meister die Arbeit um so theurer zu stehen, je öfter und länger der Arbeiter in seiner Kontraktzeit krank gewesen ist, oder aus Faulheit oder Widerspenstigkeit nicht gearbeitet hat. Es ist also höchst ungerecht, die Widerspenstigen auf eine Weise zu strafen, bei welcher der Meister allein leidet.

Bei den Engagements der Kulis, welche die Franzosen aus Bengalen kommen lassen, bestehen zweckmässigere Bedingungen, da der Kuli, dessen Dienstzeit 3, 4 bis 5 Jahre beträgt, wenn der Meister für seine Ueberfahrt, oder eine Prämie bezahlt hat, die Versäumnisstage, sie mögen nun durch Krankheit, Faulheit oder sonst eine Ursache entstanden sein, nachholen muss, und nicht eher seine Entlassung erhält, als bis der Meister ihm den Abschied giebt.

Es versteht sich, dass sowohl in Surinam als in Cayenne, (an beiden Orten ist ja kein Mangel an Beamten), diese Versäumnisse in den monatlichen Aufgaben genau kontrolirt werden können, also der Meister nicht nach Willkür handeln kann. Sind Krankheiten in Folge von Arbeiten, oder sind Seuchen entstanden, so wäre es ungerecht, den Arbeiter durch längere Dienstzeit dafür büssen zu lassen, aber höchst unbillig ist es, wenn Versäumnisse, entstanden durch syphilitische Krankheiten, langwierige Geschwüre in Folge von Un-

reinlichkeit, Schwäche und Nervenleiden in Folge von Opiumrauchen, und durch Faulheit und Widerwillen, der Meister sie dem Arbeiter nicht in Rechnung bringen darf.

Obgleich nun alle Pflanzer, oder überhaupt solche, welche Chinesen oder Kulis in Miethe hatten, unter diesen Uebelständen litten, so war doch keiner so übel dran als ich.

Ich war der einzige, der so zu sagen ausserhalb der Kolonie lebte. Innerhalb des bebauten Landes kann bei jeder Unannehmlichkeit, die auf einer Pflanzung zwischen dem Meister und dem Arbeiter vorfällt, in sechs Stunden der Distriktsbeamte, je nachdem Ebbe oder Fluth günstig sind, sich dahin begeben, die Sache untersuchen und Recht sprechen. Ueberdiess muss dieser Beamte, wozu ihm Fahrzeuge und Ruderer zu Dienst stehen, alle drei Monate die Pflanzungen seines Distriktes besuchen und sich selbst überzeugen, ob der Meister seinen Untergebenen es an nichts fehlen lasse. In jedem jährlichen Rapporte machte ich auf den Uebelstand aufmerksam, dass nie ein höherer Beamter den Maroni besuche, und blos einem eigenen Zufall hatte ich es zu danken, dass, seitdem ich Chinesen in meinem Dienste hatte, nach neun Jahren erst der Beamte, unter dem der Maroni stand, sich hieher verirrte.

Handelte nun das Gouvernement so gegen die Gesetze, die es selbst gegeben hatte, so wäre es mir nicht zu verargen gewesen, wenn ich auch in Bezug auf meine Arbeiter diese Gesetze nicht streng befolgt, sondern die Umstände berücksichtigt hätte.

Der Prokureur-General G., ein ebenso rechtschaffener als strenger, nur nach dem Gesetze handelnder Mann, sah, ohne dass er je am Maroni gewesen war, das Eigenthümliche der Verhältnisse von Albina recht gut ein, als einmal einer meiner Chinesen sich nach Paramaribo begab und mich wegen ein paar Ohrfeigen verklagte, die sein Kamerad von mir erhalten hatte. Jener, der beohrfeigte nämlich, klagte bei mir über Uebelkeit und dergleichen und machte ein gar jämmerliches Gesicht. Als ich nun eben, ohne an etwas arges zu denken, Glaubersalz zurecht machte, sah ich zufälliger Weise im Spiegel, wie er zur Belustigung seiner Kameraden die Zunge gegen mich herausstreckte und mich mit andern Grimassen verhöhnte; dieses sehen, ihn beim Schopf nehmen und ihm einige Maulschellen appliciren, war das Werk eines Augenblicks. — Er musste nun das Salz einnehmen und sofort an die Arbeit gehen.

Dergleichen Stückchen kamen im Laufe von 21 Jahren gar manche vor, aber sie waren nie so ernstlicher Art, dass die Chinesen mich verklagt, oder sich das Gericht darum zu bekümmern gehabt hätte. Nimmermehr suchten mir die Chinesen, welche meinen Dienst verliessen, zu schaden, und der beste Beweis dafür ist, dass trotz der Mängel, die dem so abgelebten Platze anklebten, von den vielen Chinesen, die ich in meinem Dienste hatte, und deren Kontrakt im Maximum 5 Jahre dauerte, zwei acht, zwei zehn und einer zwölf Jahre ununterbrochen bei mir blieben. Begegnete ich den Entlas-

senen in Paramaribo, Cayenne oder auf den Pflanzungen, so zeigten sie stets Freude mich zu sehen, und wenn sie mir auch Erdfrüchte, Ananas, Orangen oder dergleichen gemaust hatten, so fand ich, und ich muss es zu meinem Schmerze sagen, bei ihnen mehr guten Willen und Dankbarkeit, als bei meinen Landsleuten.

Elftes Kapitel.

Bei Anlage der Penitenciers im französischen Guiana war es der Zweck der Regierung gewesen, sich der immer mehr anhäufenden und enorme Summen kostenden Spitzbuben zu entledigen und einer Kolonie, die in einer Zeit, als die Sklaverei noch gesetzlich war, nie prosperiren wollte und seit der Emancipation gänzlich darnieder lag, durch die Deportation dieser Forçats wieder auf die Beine zu helfen.

Hatten auch die früheren Unternehmungen dieser Art traurige Resultate geliefert, so waren doch die Missgriffe, wodurch jene grossentheils entstanden waren, bekannt, auch sind sie wohl bei der jetzigen Transportation vermieden worden. Die französische Regierung, welche die neue Transportation sanktionirte, wird wohl nie zu sanguinische Hoffnungen auf das Wohlgelingen derselben gehabt haben, denn schon in Frankreich, also dem eigenen Geburts- und Vaterlande der Deportirten, herrscht unter ihnen eine grosse Sterblichkeit, die wohl nichts anderem zuzuschreiben ist, als Ausschweifungen aller Art.

Kommt nun hiezu der klimatische Einfluss eines tropischen Landes, an den sich eben jeder Körper erst gewöhnen muss, ehe er ihn ertragen kann, und dem selbst mancher auch bei der regelmässigsten Lebensweise erliegt, in Verbindung mit dem Heimweh, das auch wohl das roheste und entartetste Herz beschleichen kann, so ist eine grössere Sterblichkeit nicht zu verwundern.

Eines der grössten Laster, dem die Meisten und sogar die Weiber sich ergeben, ist die Trunksucht, und gerade diesem zu steuern hätte dem Gouvernement am wenigsten Mühe gemacht. Leute wie diese haben ihre Freiheit verwirkt; es wäre also leichte Sache gewesen, jede Art geistiger Getränke, wo nicht ganz unmöglich zu machen, doch wenigstens die Verabreichung einer strengen Kontrole zu unterwerfen. Aber nein! statt dessen bekam jeder Konzessionair der im Stande war ein Patent zu bezahlen, die Erlaubniss des Ausschankes von Wein und anderen Getränken; und weil bei der Menge, die dieses verderbliche Handwerk betrieb, grosse Konkurrenz war, so verfälschte jeder dieser Wirthe seine Getränke. Während der Wein 120 Fr. das Fass von 208 Liter in Cayenne kostete, wurde er auf

St. Laurent im Detail und Ausschank zu 55 Ctm. verkauft, ein mit Wasser und Alkohol versetztes und künstlich gefärbtes Geschmier. Waren nun auch dem Wein keine der Gesundheit schädlichen Stoffe beigemischt, weniger Umstände machten die Verkäufer beim Zuckerbranntwein.

Manche der Konzessionairs hatten im Geheimen Brennereien, deren Kessel, Helm und Röhren ein Flaschner sehr geschickt aus Endobache Büchsen (blecherne Büchsen, mit konservirtem Fleisch von Neuholland) zu verfertigen wusste. Die Besitzer solcher Brennereien kauften, wenn sie es nicht selbst bauten, das Zuckerrohr von ihren Kameraden, pressten auf roh verfertigten hölzernen Mühlen den Saft aus und brachten so mit vieler Mühe einen abscheulichen Tafia zu Stand, der dann wieder an die Liebhaber verkauft wurde. Ein weit unschuldigeres Getränke, dessen Verkauf frei betrieben, und das auf kleinen Handkarren unter dem Rufe „Pikette“ auf St. Laurent herumgeführt wurde, war Wasser und der gährende Saft des Zuckerrohrs, wovon das Liter einen Sous kostete, und mit dem ich gerne meine Indianer regalirte, wenn wir nach St. Laurent kamen.

Obgleich man auch an Werktagen Trunkene auf den Strassen von St. Laurent fand, am Sonntag wurde überall „la noce“ gefeiert; viele der Conzessionairs, die vom Gouvernement keine Lebensmittel mehr erhielten und auf den Ertrag ihrer Felder angewiesen waren, lebten um so elender, als sie den grössten Theil ihres Verdienstes für Absinth, Tafia oder andere Spirituosen gebrauchten.

Auch die Weiber waren diesem Laster ergeben, und kleinen Kindern schon wurde Schnaps eingeschüttet. Die Schwiegermutter eines dortigen Kaufmanns, der sich durch Fleis und Eifer schon ein hübsches Vermögen erspart hatte, hatte jeden Tag einen Absinthrausch.

In einem solchen befahl sie ihrer Tochter, die vom Fieber geschüttelt auf der Matratze lag, aufzustehen, und als diese, ein erwachsenes Mädchen, nicht Folge leisten konnte, ergriff das Scheusal den Erdölkrug, begoss die Kranke, zündete an und verbrannte so ihre Tochter bei lebendigem Leibe.

So gut nun auch die Pflege und der ärztliche Dienst im Hospital war, die polizeiliche Ordnung liess dort vieles zu wünschen übrig: Wein und Schnaps fand den Weg in dasselbe, und ich selbst fand eine der Aufwärterinnen, die meine kranke Frau zu bedienen hatte, einmal total betrunken. Was Wunder also, dass so viele den Fiebern und andern Krankheiten unterlagen, wenn der Körper durch schlechte Nahrung geschwächt, durch Trunksucht entnervt, in der Krankheit nicht die Diät befolgt, die der Arzt vorschreibt! War nun schon die Sterblichkeit unter den Erwachsenen gross, ebenso oder noch bedeutender war sie unter den Kindern, deren Gesundheit zum grossen Theil schon im Keim durch das unordentliche Leben der Eltern vergiftet war; die meisten dieser Kinder sahen bleich und aufgedunsen aus und litten an der im Lande so häufigen Blutarmuth.

Starben nun solche Kinder im Hospital, so gaben sich nicht selten die Mütter in ihrem Schmerz der Leidenschaft hin, beschuldigten die Aerzte der Unkenntniss, die guten Schwestern der unrichtigen oder gleichgültigen Pflege, aber an den Antheil, den sie an dem Tode des Kindes durch unordentliches Leben und Behandlung hatten, dachten sie nicht. Das Särglein dieser Kleinen wurde mit Blumen geschmückt, und wenn man es zur Beerdigung wegtrug, versäumte die Schwester des Kindersaales nie zu sagen: „C'est encore un ange, qui va rentrer au ciel." Bei den erwachsenen Todten wusste man freilich nicht, wo sie hingingen, aber alle Verstorbenen, insofern sie Katholiken waren, wurden vom Priester eingesegnet und auf den Kirchhof begleitet. Wahrhaft bewundernswürdig ist die Geduld und Aufopferung der guten Schwestern von St. Paul de Chartres, die häufig nichts als Grobheiten, unverschämte Reklamen und Undankbarkeit ernteten.

Bei der Deportation waren verhältnissmässig wenige Landbauern, die meisten waren Handwerker und Leute aus allen Klassen der Gesellschaft. Der Landbau war aber auf St. Laurent, das Penitencier agricol genannt wurde, die Hauptsache; es hatten deshalb auch die wenigsten der Deportirten Lust und Eifer, sich einem Berufe zu widmen, der ihnen mehr oder weniger neu war, und der in Guiana, wo man alle Hülfsmittel entbehrt, die dem europäischen Landbauer seine Arbeit erleichtern, schwieriger und ermattender ist als im Vaterlande.

Zum Hauptprodukt von St. Laurent hatte man den Zucker gewählt, bei dessen anfänglicher Kultur schon sich das Gouvernement eine unbegreifliche Vergesslichkeit hatte zu Schulden kommen lassen, wovon ich schon früher gesprochen habe. Der Zuckerkultur standen am Maroni viele sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Die Ländereien am Maroni bestehen abwechselnd aus hohem und niedrigem Land. Ersteres ist ein sandiger humusarmer Boden, der blos im ersten Jahre eine manchmal erträgliche Ernte giebt, aber schon im zweiten ein kümmerliches, dünnes Rohr, dessen Produkt die Arbeit nicht vergüten kann. Will man den Acker weiter benützen, so muss schon nach der ersten Ernte der Boden umgearbeitet und gedüngt werden, wozu auf den Antillen, wo die Viehzucht auch nicht genug Dung liefert, Guano, Gips und manchmal verdorbener gesalzener Fisch angewendet wird. Während nun aber, angenommen auch die Concessionaire könnten es bezahlen, oder die Regierung schösse das Geld vor, ein Guanoschiff, die immer sehr gross sind und 2—4000 Tonnen haben, wohl auf den Antillen seine Ladung löschen kann, könnte solch ein tiefgehendes Schiff gar nicht nach Cayenne kommen. der Guano müsste also von den Antillen abgeholt werden, wodurch die Tonne wenigstens wieder um 20 fr. theurer käme. Ein zweites nicht weniger grosses Hinderniss ist der Transport, der, weil die Concessionen nicht wie in Surinam an Kanälen und Flüssen gelegen, sondern manchmal zwei bis drei Kilometer von der Fabrik entfernt

sind, und das Rohr alles zu Land und auf eine höchst mühsame Weise verführt werden muss, ungemein viel Zeit in Anspruch nimmt, und es ganz unmöglich macht, den Zucker so billig zu liefern, dass er mit dem anderer Länder konkurriren kann. Wohl hat das Gouvernement einen Tramway anlegen lassen, aber ob derselbe den Transport wesentlich erleichtert, ist mir nicht bekannt.

An dem Baletekreek, eine Viertelstunde vor seiner Mündung in den Maroni, liegt die Fabrik zum Mahlen oder Auspressen des Rohres und Bereiten des Zuckers, mit einem Destillir-Apparat nach den neuesten Verbesserungen; es wurden keine Kosten dabei gespart, und kundige Männer leiten und überwachen das Ganze. Die Concessionairs lieferten ihr Rohr an die Verwaltung um einen gewissen Preiss per stére ab, und das gewonnene Produkt an Zucker und Tafia wurde für Rechnung des Gouvernements in Cayenne verkauft. Wie viel dasselbe aber bei der Sache zusetzt, ist nicht bekannt. Die meisten Concessionairs geben trotz der Aufmunterung den Anbau des Rohres auf, und wird derselbe nun ganz für Gouvernements-Rechnung von Arabern, Negern, Chinesen etc., die keine Concessionen haben, betrieben.

Die Concessionairs aber legten sich vorab auf den Anbau der Maniokwurzel, da von dem daraus bereiteten Mehle die ganze farbige Bevölkerung der Kolonie lebt, und dieses auch noch aus Brasilien eingeführt werden muss. Aber obgleich dieses Mehl, Couac genannt, ebenso gut bereitet wurde als in Oyapok oder in Brasilien, so brachte es doch stets einen geringeren Preis ein, als jenes, weil die Concessionairs demselben erst einen Theil des nahrhaften Stärkemehles entzogen, um diesen als Stärke, amidon, oder Tapioca besonders zu verkaufen, so ihr Fabrikat verschlechterten und in Miskredit brachten.

Aber auch beim Maniokpflanzen war der arme Boden hinderlich, und die Wurzeln waren so klein, dass es am Ende nicht mehr der Mühe lohnte sie zu pflanzen. Andere Produkte des Landbaues, als Gemüse und Erdfrüchte, waren schwierig zu verwerthen, denn die meisten der Beamten hatten ihre eigenen Gärtchen, und auch nach Cayenne, wo überdiess in jeder Jahreszeit Gemüse gut und billig sind, lohnte sich die Ausfuhr nicht.

Manche der Concessionairs thaten was sie konnten, um vorwärts zu kommen. Ihre Gärten mit Gemüse und Erdfrüchten, ihr gut aussehendes Vieh hätten ihnen, wären sie in der Lage gewesen, Absatz dafür zu finden, ein sicheres Einkommen verschafft.

Alle zwei oder drei Jahre war eine Ausstellung der Erzeugnisse des Ackerbaues, der Viehzucht und der Industrie, bei der nicht unbedeutende Prämien verabfolgt wurden, und wo man mit Vergnügen sah, wie jeder der Ausstellenden trachtete, durch schönes Gemüse, Früchte, Vieh, Hühner u. s. w. sich auszuzeichnen.

Aber die Hauptsache fehlte, ein gesicherter Absatz, der bei einem Stapelprodukt von grosser Bedeutung hätte werden können, wenn die Grundlage der Unternehmung die Viehzucht gewesen wäre.

Der Hauptplatz der Penitenciers, St. Laurent, war ein früheres Caraibendorf, das nach dem Tode des Oberhauptes der Indianerin Melkiawa verlassen wurde, bis mein Freund Jules J . . . sich da eine Hütte baute, um sein Glück mit Holzhandel und Brettersägen zu machen.

Der Fluss hat zwischen St. Laurent und Albina eine Breite von 2200 Meter, und bei der reinen Luftströmung von Osten hörten wir nicht allein die Hähne krähen, sondern selbst den Gesang in der Kirche.

Am Platze wo die Boote anlegen, ist ein Steiger oder Brücke, von welcher ein schöner, breiter Weg, auf beiden Seiten mit Kokosbäumen besetzt, zum Hause des Kommandanten führt und an einem Platze, der später mit Eucalyptus-Bäumen bepflanzt wurde, von anderen Wegen durschschnitten wird, die zum Dorfe, dem Hospital und den Concessionen führen. Das erste ganz in der Nähe des Flusses liegende Gebäude ist das Haus des Etatmajors, von etwa 20 Meter Länge, von Fachwerk gebaut und einstöckig; es enthält etwa 20 Zimmer, und ist die Wohnung der unverheiratheten Offiziere, die in einem Hinterhause ihren Speisesaal haben.

Neben diesem Gebäude und hinter demselben ist die Wohnung des Kommissärs, der die Verwaltung von Kleidung, Material und Lebensmittel unter sich hat und zugleich Beamter des Bürgerlichen Standes ist. In anderen Gebäuden, die theils aus Fachwerk, theils aus Backsteinen bestehen, wohnen der Juge de Paix, der Kapitän der Truppen, Oberarzt, oder andere verheirathete Beamte. In einem prächtigen Schulhaus wurden früher die Knaben von den frères chrétiens de Ploërmel unterrichtet, aber als diese Lehrer abberufen worden waren, und die Soldaten in ihrer Kaserne viel von Fiebern geplagt wurden, übersiedelten diese in das Schulgebäude. Besonders gross und gut eingerichtet sind die Hospitäler, 4 grosse, theilweise zweistockige Gebäude aus Fachwerk. Sie hatten geräumige Säle mit eisernen Bettstellen und guten wollenen Matratzen, und jedes Bett mit einem Gazevorhang versehen. Es ist Platz für 300 Kranke. In besondern gut eingerichteten Zimmern werden die Offiziere im Fall von Krankheit verpflegt, und die Freien wie Deportirten, Männer und Frauen, sind streng von einander abgesondert. In einem langen niedrigen Gebäude, an dessen einem Ende sich die Kapelle des Hospitals, am andern aber die Küche befindet, sind die Wohnungen der Schwestern, ihre Speise- und Schlafsäle. Ein grosser, sehr gut unterhaltener Küchegarten versieht das Hospital mit dem nöthigen Gemüse. Alle diese Gebäude, und was sonst noch zum Hospital gehört, sind von einem Zaun umgeben, und verschiedene Thürhüter haben darüber zu wachen, dass kein Unbefugter die Kranken besucht.

Zwischen den Gebäuden der Verwaltung und dem Dorfe liegt die grosse, von Holz gebaute Kirche, die sowohl von aussen als von innen ein geschmackloses, schuppenartiges Gebäude ist. Wie alle übrigen Gebäude, so ist auch sie mit Singeln gedeckt. Neben der

Kirche ist das Pfarrhaus, das früher für die Jesuiten gebaut, jetzt den zwei Pfarrern zur Wohnung dient; an dieses stösst das Gebäude, in dem die ledigen Frauen wohnten, und in dem später eine Anzahl Petroleuses unter Aufsicht der Schwestern von St. Joseph de Cluny ihren Aufenthalt angewiesen erhielten. Hohe Stacketen oder Pallisaden von Wapaholz umgeben diesen Platz, der blos eine Thüre hat, die des Abends geschlossen und gut verriegelt wird, um wo möglich zu verhüten, dass die liebenswürdigen Genossinnen der Kommune unerlaubten Abenteuern nachlaufen.

In der Nähe und gegenüber dem Pfarrhause ist ein hübsches, einstöckiges Haus gebaut, das dem Gouverneur zum Aufenthalt dient, wenn er nach St. Laurent kommt.

Bei jedem dieser Gebäude befindet sich ein gut unterhaltener Gemüsegarten; denn wie bei uns in Surinam die Mahlzeiten grösstentheils aus Erdfrüchten bestehen, und nur selten Gemüse gegessen werden, so darf bei den Franzosen das Gemüse und der Salat nicht fehlen. — Die verschiedenen Magazine, Bureaux, Kaserne der Gensdarmerie und die Kantine, also die zur Verwaltung der Transportation nöthigen Gebäude, nehmen einen Raum ein, der fast ebenso gross ist, als das Dorf der Deportirten.

Dieses ist im Viereck angelegt und besteht aus etwa zwölf Quadraten. Die Häuser, von denen nach dem Tode ihrer Bewohner oder deren Flucht gar manche leer und unbewohnt stehen, sind von Holz und Fachwerk und mit Singeln gedeckt. In ihnen wohnen die Kaufleute, Wirthe und die Handwerker, die entweder für die freie Bevölkerung oder die Konzessionäre arbeiten und theils aus wirklichen Handwerkern, als Schuhmachern, Schneidern, Blechnern, Schmieden etc. bestehen, theils aus Handlangern, journaliers; diese letzteren sägen für Rechnung der Kaufleute Bretter, wozu diese das Holz von den Buschnegern kaufen, oder spalten Singels, bardeaux, die mit den Brettern nach Cayenne gesandt und da verkauft werden. Durch diesen Holzhandel sind immer einige kleine Schooners, die den Kaufleuten selbst gehören, beschäftigt, um Bretter und Singels nach Cayenne und die nöthigen Waaren von dorther nach St. Laurent zu bringen. Die Holzausfuhr ist auch der bei weitem grössere Verkehr, den St. Laurent mit Cayenne hat, denn die Ausfuhr von Couac hat aus den angegebenen Ursachen bedeutend nachgelassen.

Einige der Bewohner St. Laurents sind Fischer und versehen die Bewohner mit Fluss- oder Seefischen, die frisch oder getrocknet verkauft werden; den meisten Gewinn haben aber die Fischer, wenn in der Trockenzeit der Geelbakher oder Majoran aus der See in den Fluss kommt und mit der Angel gefangen wird. Das Fleisch, gesalzen und getrocknet, wird zu 60 bis 80 Centimes per Kilo verkauft; die Blase aber, oder der Schwimmbalg, der einen vorzüglichen Leim giebt, gilt in Cayenne Fr. 6—7 das Kilo, so dass bei nur mittelmässigem Fang der Fischer nächtlich 20—25 Fr. verdienen kann.

Die Administration oder die Aufsicht über das Ganze führt der Kommandant Supérieur, der wieder unter dem Befehle des Direkteur des Penitenciers in Cayenne steht. — Er hat einen Sekretär und ein eigenes Bureau, unterzeichnet oder kontrasignirt alle Belege, Mandate oder dergleichen der verschiedenen Verwaltungszweige. Jeden Morgen um acht Uhr erhält er den Rapport des Gensdarmerie-Chefs über den Stand der Deportirten und der Flüchtlinge, soweit man denselben weiss, ordnet die Arbeiten an und besichtigt sie im Laufe des Tages; da er ein Civilbeamter ist, so ist sein Stand gegenüber den andern Chefs der verschiedenen Verwaltungen, die meistens Offiziere sind, nicht immer der angenehmste.

Bei den verschiedenen Verwaltungen waren nicht nur eine Menge Schreiber, sondern zur Aushülfe noch Deportés, die alle salarirt und mit Lebensmitteln versehen wurden. Diese ganze, so ausgebreitete Bureaukratie hätte füglich um die Hälfte vermindert werden können, und würde ohne Zweifel sich noch mehr vereinfachen lassen. — Ueber die Funktion des Kommissärs habe ich bereits gesprochen. Mit den Arbeiten an Gebäuden, Wegen, Brücken u. s. w. war ein Offizier des Genie beauftragt, während ein Ingenieur die Maschinen der Sägmühlen und der Zuckerfabrik in Ordnung zu halten hatte.

Die Fabrikation des Zuckers und des Tafia war einem andern Beamten übertragen, der dafür aus Martinique berufen war.

Die Besatzung bestand aus einer Kompagnie des Bataillons Infanterie de la marine, das je zwei Jahre in Martinique, Guadeloupe, Cayenne und am Senegal zuzubringen hatte, ehe es nach Frankreich zurückkehren durfte. Bei dieser Kompagnie befand sich Kapitän, Ober- und Unterlieutenant, und musste sie die Posten auf Les hattes, St. Pierre, St. Louis und Siparawini besetzen. In früherer Zeit blieben sie sechs und mehr Monate am Maroni, später wechselten sie alle drei Monate ihren Standort.

Der ärztliche Dienst wurde durch einen Médecin en Chef und zwei Doktoren II. Klasse wahrgenommen, denen ein Apotheker beigegeben war.

Die Krankenpflege ist dem Orden der Soeurs de St. Paul de Chartres anvertraut, welche die Aufsicht sowohl über die Kranken, als über Küche, Weisszeug u. s. w. haben. Es sind eine Oberin, la mère supérieure, und 12—14 Schwestern. — Die unverheirateten Frauen stehen unter Aufsicht der Soeurs de St. Joseph de Cluny, von welchen die mère supérieure und 6–8 Schwestern ein eigenes, mit Pallisaden umgebenes Haus bewohnen. Sie unterrichten auch die Mädchen im Lesen, Schreiben und in Handarbeiten.

Das geistige Wohl sämmtlicher Penitenciers des französischen Guianas war der Gesellschaft Jesu von Anfang der Transportation bis zum Jahr 1873 aufgetragen.

Mit der Treue und dem Eifer der den Priestern dieses Ordens eigen ist, besorgten sie ihr schwieriges Amt; auch sie besuchten uns

häufig, und obwohl Protestant, hatte ich an allen wohlwollende Freunde, denen ich noch jetzt Hochachtung zolle, und deren Weggang wir herzlich bedauerten.

Ihr Wirkungskreis beschränkte sich vorab auf die Deportirten; denn ausser an einigen Festtagen, an denen der Kirchenbesuch obligatorisch war, sah man nur selten den einen oder anderen der Offiziere in der Messe, und die für sie bestimmten Stühle waren meistens leer. Bei dieser Indifferenz und Nichtachtung der Religion, die doch die herrschende war, machte ich immer bei mir die Bemerkung, dass die Religion wohl nie zwischen Deutschland und Frankreich die Ursache eines Krieges geben werde. Obgleich die Jesuiten vor zweihundert Jahren das Innere Guianas bereisten und die verschiedenen Indianerstämme besuchten, machten sie doch bei Busch- und Bonnineger keine Bekehrungsversuche, sondern überliessen dieses Priestern einer andern Congregation.

Die Besoldung der verschiedenen Chargen, ohne das Militär, mag sich auf Fr. 100,000 bis Fr. 120,000, und den Werth der Lebensmittel dabei gerechnet, auf vielleicht Fr. 150,000 jährlich belaufen. Zu dieser schon sehr bedeutenden Summe kommen noch Lebensmittel und Kleidung für die Deportirten, frisches Fleisch, Medicinen, Werkzeuge u. s. w., so dass ohne die Unterhaltungskosten des Militärs, der Avisos oder Schooners die jährlichen Unkosten wohl Frs 300,000 betragen mögen, während der einzige Gewinn, welchen die Verwaltung erzielen kann, in den Gebühren für einige Patente und dem Provenu des Zuckers und Tafia der Fabrik besteht, was zusammen kaum die Summe von Fr. 100,000 erreichen wird. Die weitere Ausfuhr ist für Rechnnng der deportirten Kaufleute und besteht aus Brettern, Singels und Couac, deren Totalwerth jährlich Fr. 250,000 nicht übersteigt, so dass der Export in keinem Verhältnisse zu den so bedeutenden Kosten steht, welche die Deportation der Regierung verursacht.

Das Leben auf St. Laurent war so eigenthümlich und streng abgeschieden von allem, was einem Europäer in tropischen Ländern in die Augen fällt, dass, wäre nicht die exotische Vegetation und die nach Landesart gebauten, von den europäischen ganz abweichenden Häuser gewesen, man hätte glauben können, in ein französisches Dorf versetzt zu sein.

Besonders in der ersten Zeit, wo die Araber und farbigen Spitzbuben sich noch nicht auf St. Laurent befanden, zerstörte nur selten ein schwarzes oder gelbes Gesicht die Illusion.

Hier sah man in den Strassen Wägen mit Ochsen bespannt, dort einen Kuchenverkäufer, der seine Waare ausrief; da wieder Knaben mit Büchern unter dem Arme zur Schule wandern, oder Frauen in Holzschuhen Hühner und Gemüse auf den Markt bringen. Durch die stets offenen Fenster sah man in den Restaurationen die Hungrigen ihre Dejeuner verzehren, während in einem andern Hause ein Friseur, auf dessen Aushängeschild die Bemerkung „ci-devant au

palais royal" zu lesen war, einen Spitzbuben rasirte, freilich in weniger elegantem Kabinet als in Paris.

Ein spekulativer Kopf hielt in seinem Hause Reunion, wobei einige gefällige verheirathete Damen die Würze der Soirées waren.

Auch einige meiner Chinesen fanden daran Vergnügen und brachten die Sonntage auf St. Laurent zu, von wo sie dann am Montag Morgen gründlich ausgebeutelt „und sans le sou" nach Albina zurückkehrten.

Besonders war mein alter Hong à hok in diesem Hause bekannt, und obgleich er so hässlich war wie nur ein Chinese sein kann, und es giebt wirklich solche, die als Vogelscheuche dienen könnten, so war er doch bei jenen Damen sehr beliebt; auch besuchten sie manchmal Monsieur Onc à Oc am Sonntag auf Albina, wo dann der Geschmeichelte Hühner schlachtete und auftischte was er konnte.

Als in späterer Zeit St. Louis verlassen, und die anderen kleinen Etablissements, als St. Pierre, St. Jean, St. Anne abgebrochen wurden, vermischte sich nach und nach das europäische Element mit dem der übrigen Condemnirten, und wird ersteres, da alle Zufuhr aus Europa aufgehört hat, ganz verschwinden, wie denn auch der Fortbestand der Penitenciers sehr problematisch ist, und schon die Rede davon war, sie ganz aufzuheben.

Unter den verschiedenartigen Geschäften, mit denen ich mich abgab, war gewiss mein Amt dasjenige, welches mir am wenigsten zu schaffen machte, und das ich nur als eine Sinecure betrachten konnte, die am Gränzfluss einigermassen nöthig war. Ich kam mir vor wie jener französische Festungskommandant, der auf seine Thüre einen Soldaten malen liess, weil in der Festung keine Besatzung war. Mein Titel war immer noch Posthalter der befriedigten Buschneger, obwohl seit dem Jahre 1858 diese Neger ganz und gar ohne alle Kontrole lebten und in keine andere Berührung mit mir kamen, als durch meinen Handel. Mit meinen Nachbarn hatte ich amtlich nur wenig zu schaffen, ausser bei ansteckenden Krankheiten, die manchmal auf St. Laurent oder in Cayenne herrschten; bei diesen hatte ich zu sorgen, dass keine Kommunikation zwischen den Bewohnern der beiden Ufer stattfand, oder dass Buschneger oder Indianer dieselben nicht nach Surinam einschleppten. Wohl erhielt ich in solchen Fällen strenge Befehle, versäumte auch nie, sie den Negern und Indianern mitzutheilen, aber ausser mir nahm niemand einige Notiz davon. Wenn die Franzosen nicht selbst Sorge trugen, dass Indianer und Buschneger nicht nach St. Laurent kamen, — ich konnte es wahrlich nicht verhüten. — Als Beamter des bürgerlichen Standes hatte ich die Geburten und Sterbefälle in die Register einzuschreiben und Heirathen und Scheidungen zu vollziehen; aber da ausser Indianern ich der einzige Bewohner des holländischen Ufers war, so konnte ich auch da bloss in meiner eigenen Sache fungiren und die Veränderungen, die durch Geburt und Tod bei meinen Arbeitern vorkamen,

in die Register einschreiben, obwohl dieses auch später auf St. Laurent, wohin ich die Kranken bringen liess, bei ihrem Tode in den dortigen Registern eingeschrieben wurde. Ausser einem monatlichen Rapport, der, schon gedruckt, blos mit Namen und Datum zu versehen war und kund gab, dass nichts vorgefallen sei, hatte ich noch am Ende des Jahres einen Rapport einzusenden, der, was das holländische Ufer betraf, stets damit anfing: „Es blieb halt auch in diesem Jahr, gerade wie es früher war.“ Blos St. Laurent gab mir einigen Stoff, dem ich noch Angaben über Gesundheitszustand auf Albina, Thermometerstand und über die indianische Bevölkerung u. s. w. beifügte, und damit meine Chefs auch vollkommen befriedigte, wobei ich aber auch oft, was wohl wenige Beamte thun würden, zu erkennen gab, wie unnöthig der Posten überhaupt sei.

In der That, obgleich das französische Gouvernement nie unterliess, mir den Titel Consul, ja manchmal das Prädikat „Honorable“ zu geben, trat meine Dignität, und wäre ich auch den ganzen Tag unter meiner Veranda in weissen Beinkleidern, Rock und Halstuch herumspaziert, gegenüber der Masse von Kommandanten, Kommissären und anderen Offizieren, die stets mit vielem Glanz, die französische Flagge hinten im Boot, den Fluss auf- und abfuhren, sehr in den Hintergrund. Darum aber bekümmerte ich mich wenig. Auch mein Chef bekümmerte sich wenig darum; ihm war es ganz gleichgültig, in welcher Bedeutung sein Beamter am Maroni gegenüber den französischen Behörden stand, und welche Eingriffe in unsere Rechte diese ausübten.

So nannte sich ein Unterlieutenant, welcher der Holzfällerei am Siparawini vorstand, stolz „Commandant du haut Maroni“ und masste sich ein Urtheil in einer Sache an, die Buschneger betraf, und die unsere Behörden in Surinam bereits untersucht und entschieden hatten.

Auf der Insel Guidala, eine halbe Stunde unterhalb der Mündung des Siparawini, hatten sich mit der Erlaubniss des französischen Gouvernements, dem diese Insel, weil ganz nahe am französischen Ufer, gehört, etwa zehn Familien Farbiger, Abkommen von Indianern und Negern aus Para in Brasilien, angesiedelt. Ein Neger, Bastien, war vom französischen Gouvernement zu ihrem Chef ernannt. Diese Leute, etwas mehr civilisirt als unsere Indianer, bauen Manioc und trocknen Fische, die sie in Cayenne und auf den Peniteneiers verkaufen. Obgleich katholisch, sind sie vollgepfropft mit Neger-Aberglauben, überdiess eben so trunksüchtig als unsere Indianer. So kam es denn, dass ein junger Bursche, Manoel, im Rausche aus seiner Corjal fiel und ertrank. In der Nähe und auf holländischem Ufer wohnte ein armer krüppelhafter Indianer Paranama ohne Frau und Kinder bei weitläufigen Verwandten.

Eines Nachts, als ich mich eben schlafen legen wollte, hörte ich am Ufer ein Geschrei und Hülferufen, und als ich Licht gemacht und die Hausthüre geöffnet hatte, stürzte ein Haufen Indianer, Weiber

und Kinder, ins Haus, die mich baten, ihnen zu Hülfe zu kommen; Bastien habe sie überfallen, um den armen Paranama mitzunehmen, um denselben wegen des Todes Manoels zu opfern: er, Bastien, habe gerade die Zeit abgewartet, wo Niemand den Armen vertheidigen könne, denn alle männlichen Indianer seien nach dem Geweriman um Fische zu schiessen.

Ich fuhr nun sogleich mit meinem Neffen und einigen Chinesen nach dem Indianerdorfe und kam gerade noch zu rechter Zeit; denn der arme Krüppel lag bluttriefend, bewusstlos und gebunden in der Corjal der Portugiesen, die, als sie mich sahen, sich in den Wald flüchteten.

Ich liess den Armen in mein Boot tragen, wir wuschen und verbanden seine Wunden, und als er am andern Morgen wieder zum Bewusstsein gekommen war, sandte ich ihn ins Hospital nach Sankt Laurent.

Es versteht sich, dass ich meinen Chef genau von dieser Sache unterrichtete, und es hätte das französische Gouvernement nicht beleidigen können, wenn das unsere sich über solche Gewaltthat französischer Unterthanen gegen wehrlose Indianer unseres Ufers beklagt hätte; aber es geschah nichts, als dass Bastien die Hospitalkosten des armen Indianers bezahlte, und zwar weil der Kommandant supérieur ihn dazu nöthigte.

Wie ist es bei einer solchen Gleichgültigkeit seiner Vorgesetzten einem Beamten, wie unbedeutend auch seine Stellung sein möge, noch möglich, einigen Ehrgeiz für die Interessen des Landes, dem er dient, zu behalten! Konnte ich aber auch in meinem Amte nichts nützen, um so mehr beförderte ich als Bewohner des linken Ufers den Handel und die Industrie der Kolonie.

Ausser meinem Handel, dem ich meinen allmählig zunehmenden Wohlstand verdankte, betrieb ich noch stets das Einsammeln von Naturalien theils zu meinem Vortheil, theils und mehr noch aus Liebhaberei. Freilich konnte ich mich nicht mehr ausschliesslich der Natur widmen wie früher, sondern sammelte nur gelegentlich und gab den Indianern diejenigen Thiere an, welche man in Europa von mir verlangte. So war es mir im Laufe von 30 Jahren möglich geworden, alle Naturalienkabinete Europas von Stuttgart aus mit dem früher so seltenen Manati zu versehen. Dieses Thier, eine pflanzenfressende Cetacée oder Walfischart, kommt in allen grösseren Flüssen der Nord- und Ostküste Südamerikas vor und ist auch in den surinamschen Gewässern nicht selten; doch da diese Flüsse schon 10—12 Meilen oberhalb ihrer Mündung durch Bänke und Felsen beengt sind, die das schwerfällige Thier nicht zu überschreiten vermag, so ist es hier weniger häufig und weniger gross als im Amazonenfluss und in den Lagunen und Seen, die im Süden des Oyapoks sich bis zum Kap Nord erstrecken, denn die längsten welche ich erhielt, waren nicht über drei Meter lang, während sie in den grösseren Gewässern eine Länge von 6 Meter erreichen sollen.

Sie kommen nicht an der Küste, sondern nur in den Flüssen selbst vor und halten sich stets im Wasser auf, das sie auch nie verlassen können. Der Manati oder die Seekuh hat die Form eines Walfisches mit horizontal liegendem, breitem, abgerundetem Schwanze; der Kopf ist klein, rund, und die Schnauze mit starken Borsten besetzt; näher am Kopfe oder den Schultern sitzen zwei, einen Schuh lange und fünf Zoll breite Flossen, Hände oder Füsse, denn man weiss nicht, wie man sie nennen soll; diese dienen ihm zum Fortrudern und zum Anklammern und haben, wie der Schwanz, einige hufartige Ansätze. Unter diesen Stummeln, mit welchen sie ihr Junges hält, sitzen bei dem Weibchen die Zitzen.

Die Augen sind sehr klein, nicht grösser als eine Erbse, öffnen und schliessen sich durch Zusammenziehen der Haut, in denen sie ohne Augenlider sitzen.

Die Nasenlöcher sind gross, halbrund, und öffnen sich mit Geräusch, wenn das Thier Athem haben will, was alle 3—4 Minuten einmal geschieht, wobei es dann den Kopf einige Augenblicke über das Wasser emporstreckt. Ihre Hauptnahrung ist eine sehr stachlige mit krummen Dornen besetzte Papilionacee mit violetten Blüthen, die ein undurchdringliches Gebüsch am Ufer bildet, und deren Zweige und Ausläufer im Wasser hängen. Wir heissen diese Pflanzen Brandi-Macca, die Franzosen aber geben ihr den gratiösen Namen Amourettes. Wehe dem, der, wenn er im Boote längs des Ufers fährt und nicht gut zu steuern versteht, in diesem Wirrwarr von Stacheln festsitzt. Mit tausend Dornen ergreift es die im Boote Sitzenden, und nur langsam, mit Hülfe scharfer Hauer, kann man sich davon losmachen.

Eine andere Pflanze, die dem Manati zur Nahrung dienen soll, ist das baumartige Arum. Calladium arborescens. Vermuthlich sind noch viele andere längs der Ufer wachsenden und ins Wasser hängenden Pflanzen seine Nahrung. Sie klemmen sich mit den zwei Stummeln an den Zweigen an und reissen mit der sehr starken beweglichen Oberlippe die Blätter ab, dabei kommt der Kopf nur halb aus dem Wasser. Der über 100 Fuss lange Darm des Manati ist wie der Magen strotzend voll von zerkauten Blättern, und ihr Mist gleicht so ziemlich dem der Pferde. — Das Fleisch ist schmackhaft, weiss, dem Kalbfleisch ähnlich, und ist das Thier manchmal sehr fett. Von den 38 Manatis, deren Bälge und Skelette ich nach Europa sandte, erhielt ich nur zwei durch Indianer, alle übrigen wurden mir von den Portugiesen gebracht, deren ich soeben erwähnte. Diese verstehen hauptsächlich den Seekuhfang, den sie in den Lagunen der Küste betrieben. Zu diesem Zweck haben sie einen vier Fuss langen Stock, an dessen Ende eine 8 Zoll lange, eiserne Spitze sich befindet. — In einem Oehr an dieser Spitze ist ein einen drittel Zoll dickes, etwa 100 Fuss langes, aus Bromelienflachs gedrehtes Seil befestigt, an dessen anderem Ende ein hohler Kürbis oder runder, aus leichtem Holze geschnitzter Block hängt. Sobald der Jäger das

Thier sieht, fährt er so leise als möglich an dasselbe, wirft ihm dann seine Harpune in den Leib und lässt das Seil auslaufen, gerade wie man es beim Walfischfang macht.

Der obenauf schwimmende Kürbis zeigt an, wo das Thier sich befindet, das, sobald es sich wieder auf der Oberfläche zeigt, mit einer Lanze einen Stich bekommt und nach kurzer Zeit an Blutverlust verendet und sinkt; mit der Harpunenleine wird es nun ans Land gezogen. Um aber das manchmal 7—800 Pfund schwere Thier in die kleine Corjal zu bringen, wird diese unter das schwimmende Thier gebracht, dieses hineingelegt, und dann das Wasser wieder herausgeschöpft. — Das Zubereiten eines so grossen Thieres war keine geringe Arbeit und dauerte über zwei Tage, denn die Haut musste während des Abziehens beständig mit Salzlauge übergossen werden, um zu verhüten, dass die Epidermis sich ablöse, was bei der warmen Temperatur sehr schnell vor sich geht. Das Fleisch wurde eingesalzen und gab, wenn das Thier gross war, fünf bis sechshundert Pfund, das Neger und Chinesen gerne assen.

Früher trocknete ich mit unsäglicher Mühe die Haut in einem eigens dazu errichteten Gemache, in dem ich eine beständige Hitze von 32—35° Réaumur unterhielt; später aber gebrauchte ich Salz und Alaun, wodurch ich viel Zeit ersparte.

Von diesem eigenthümlichen und in Europa, ehe ich die ersten sandte, beinahe unbekannten Thiere, sollte ich beinahe das Glück haben, eines lebend nach England zu schicken.

Es war in den ersten Tagen des Jahres 1865, als mir ein portugiesischer Indianer einen grossen Manati brachte, dem sein Junges so nahe ans Ufer gefolgt war, dass der Indianer es fangen konnte. Das Thierchen war kaum drei Fuss lang, aber stark und kräftig, und ich bewahrte es in der ersten Nacht in einem grossen Wasserfass. — Augenscheinlich frass der junge Manati noch nichts und sog blos noch an der Mutter. Die Brüste des todten Thieres waren strotzend voll Milch. Gleich am andern Morgen versuchte ich es, dem Kleinen kuhwarme Milch aus einer Flasche, an welcher ein mit Handschuhleder umgebenes Röhrchen steckte, einzuflössen, die es denn auch begierig trank. Ich liess nun sogleich in dem Graben der zu meinem Kostacker führte, eine 20 Fuss lange und 10 Fuss breite Strecke weiter ausgraben und mit einem Gitterwerk von Patawalatten umgeben, so dass auch bei Ebbe das Wasser doch noch 3 Fuss, bei Fluth über 6 und 7 Fuss hoch war, und das Thierchen ein ebenso bequemes als solides Bassin hatte. Das Reservoir war an der Brücke, die über einen kleinen Kreek und in die Kostäcker führte; eine Treppe an den Pfosten der Brücke befestigt, diente zum Auf- und Absteigen. Das kleine Geschöpf gewöhnte sich bald an sein einsames Dasein und erhielt in der ersten Zeit dreimal täglich je ein halbes Liter Milch, wozu ich oder mein Neffe ganz nackt ins Wasser steigen und warten mussten, bis „Patschele“ über unsere Schenkel schwamm, sich mit seinen Händchen an uns an-

klammerte und unter Wasser seine Milch einschlürfte, was manchmal aber auch erst in einer halben Stunde geschehen war, während welcher Zeit wir geduldig in dem kalten Wasser des Kreek sitzen bleiben mussten.

Als ich nach mehreren Monaten sah, dass das Thierchen etwas grösser wurde und gesund blieb, schrieb ich an die Direktion der Zoological Society in London und bot derselben den jungen Manati an. Ich erhielt auch alsobald eine zustimmende Antwort und kam mit der Direktion überein, dass diese im März 1866 Jemanden sende, um das Thier nach London zu transportiren.

Patschele gedieh, aber was wir auch thaten, das Thier an die Nahrung zu gewöhnen von der es in der Freiheit lebt, alles war fruchtlos; — Mokko-Mokko roh oder gekocht, ebenso die Blätter des Brandimakka, Kohl, Salat, klein gehackt, nichts rührte es an, oder spie es wieder aus, wenn ich es ihm mit Gewalt in den Mund steckte. Blos reife Bananen, und diese in so geringer Anzahl, dass es ohne Milch nie dabei hätte bestehen können, frass es, bald eine, bald mehrere, oft aber auch gar nicht. Leider kannte ich die Gewohnheit dieser sonderbaren Geschöpfe nicht, um mich darnach richten zu können. Vermuthlich leben die jungen Manatis in ihrer ersten Jugend ausser der Muttermilch von weniger harten Pflanzen, als die sind, welche den ältern zur Nahrung dienen, vielleicht von Algen oder andern Wasserpfianzen, bis ihr Gaumen so erhärtet ist, dass sie grössere Blätter zerkauen können.

Mir wurde nie zuvor ein kleines Thier gebracht; der Magen und die Gedärme der alten aber waren mit feinzerbissenen Ueberresten von Blättern angefüllt, deren Art man gut unterscheiden konnte.

Die Mühe. welche ich und mein Neffe während der 17 Monate hatte, die der Manati in seinem Behälter zubrachte, war unbeschreiblich. Es mochte regnen oder heiss sein, so mussten wir nach dem beinahe 1 Kilometer vom Hause abgelegenen Reservoir, um da bis an die Brust im kalten Wasser der Waldkreek geduldig zu warten, bis es Patschele beliebte, seine Milch zu schlürfen oder seine Bananen zu schlucken, und das in der ersten Zeit drei-, später zweimal per Tag.

Jeder Fremde, der nach St. Laurent kam, versäumte nicht, das interessante Thier zu sehen, welchen Genuss man sich besonders in der Regenzeit theuer zu erkaufen hatte, da man zwei Drittel des Weges durch einen Koth waten musste, in dem man stellenweise bis an die Knie einsank.

Die bestimmte Zeit der Abholung rückte heran, und die Direktion schrieb mir, dass sich der Sohn des Intendanten des zoologischen Gartens, der junge Clarence Bartlett, im März in Southampton einschiffen werde, um nach einem dreimonatlichen Aufenthalt bei mir im Juni das kostbare Thier nach England überzuführen. Ich hatte bereits den Gouverneur des französischen Guiana, General Hennique,

schriftlich gebeten, dem jungen Manne an Bord des Aviso Abeille Passage nach dem Maroni zu gestatten, ebenso wie später mit demselben Dampfer den Transport des Thiers nach Paramaribo, als eine Rohheit ohne Gleichen beinahe alle meine Mühe und Fürsorge vergeblich machte.

Vierzehn Tage vor Ankunft des jungen Engländers kamen zwei Unteroffiziere des kleinen französischen Gouvernementsdampfers St. Anne zu mir, um, wie so oft geschah, mit meiner Erlaubniss in den umliegenden Waldungen zu jagen. Nachdem ich sie, wie immer bei solchen Gelegenheiten, freundlich bewirthet hatte, gingen sie auf meine Kostäcker und kamen gegen fünf Uhr Abends zurück, ohne etwas als einige Vögel geschossen zu haben. Sie verabschiedeten sich von mir und fuhren ab.

Als ich nun kurz nachher mein Thierchen füttern wollte, war es ganz ungewöhnlich scheu, und nur mit der grössten Mühe gelang es mir seiner habhaft zu werden. Ich fand nun zu meinem Entsetzen, dass das arme Patschele oberhalb seines Schwanzes in den Rücken einen Schuss erhalten hatte, der beinahe eine handbreite Wunde erzeugte, und in dem eine Menge kleiner Schrote stacken. Es war zu spät, diese herauszuziehen, und bis ich meinen Neffen geholt hätte um mir zu helfen, wäre es schon dunkle Nacht gewesen. Vor Sorgen über den möglichen Verlust des Thieres brachte ich die Nacht schlaflos zu.

Kaum war es am andern Morgen helle genug, als ich und mein Neffe uns an das schwierige Geschäft machten, dem Thierchen mit einer Pincette die Schrote herauszuziehen, was uns denn endlich nach einer stundenlangen Arbeit gelang. Glücklicherweise waren sie klein und drangen kaum bis ins Fleisch; wir fanden 38 Stücke. — Vier Wochen später war die Wunde geheilt, hinterliess aber eine grosse Narbe. — Sobald die Operation beendigt war, fuhr ich an Bord der St. Anne und beschwerte mich bei dem Kommandanten über die Rohheit seiner Unteroffiziere, die sich blos damit zu entschuldigen wussten, dass sie geglaubt hätten, auf eine Schildkröte zu schiessen. Er versprach mir die Sache dem Gouverneur mitzutheilen, um im Falle das Thier an seiner Verwundung stürbe, die Thäter zu einer Schadenvergütung zu bestimmen. — Welche Rohheit aber, auf ein Thier zu schiessen, das in einer Umzäunung gehalten wurde, und von dem Jedermann wusste, welch grossen Werth es für mich habe, und welche Mühe und Sorgfalt wir verwandten, es am Leben zu erhalten. Galt es bei den häufigen Besuchen der Deportés auf der Hut zu sein, so musste man nicht weniger die Matrosen der kleinen Kriegsschooner beaufsichtigen. Diese nahmen, ehe man es sich versah, die Eier aus den Hühnerställen, die Schildkröten aus ihrem Behälter, ja einmal eine Truthenne von ihren Eiern weg. So wurde mir mein zahmer Papagai, der frei herumflog und sich sogleich jedermann auf den Finger setzte, und den ich um vieles Geld nicht hergegeben haben würde, entwendet, aber auf meine

Klagen an den Kommandanten der Marine wieder aus Cayenne gesandt, nachdem man das arme Thier vorher so geschlagen hatte, dass es am Tage seiner Ankunft bei mir starb. Und doch war ich gegen alle Franzosen, sie mochten Offiziere, Soldaten oder Matrosen sein, gefällig wo ich nur konnte.

Vierzehn Tage nach der Verwundung Patscheles kam der junge Bartlett bei mir an.

Ich liess nun auf St. Laurent einen 2 Meter langen und 1 ½ Meter breiten Behälter aus starken Brettern machen, der mit Blech ausgefüttert war und etwa 500 Liter Wasser halten konnte. Nach mehreren missglückten Versuchen gelang es endlich, das Ganze so solid zu machen, dass es den mühsamen Transport aushielt.

So reisten wir denn Mitte Juni mit dem Aviso Abeille nach Paramaribo, wo Bartlett mit dem Thiere auf dem holländischen Dampfboot nach Demerara abfuhr, um mit dem englischen Maildampfer die Reise nach England anzutreten. Vor der Abfahrt wurde noch eine milchgebende Kuh gekauft, dass das Thier, für das man noch preserved milk in Menge mitgenommen hatte, auf der Reise keinen Mangel leide. — Aber trotz aller Vorsorge an Milch, Bananen und Wasser, — Eines hatte man nicht vorhergesehen, nämlich dass das Wasser auch im Juni an den europäischen Sommertagen bei weitem nicht so warm sei, als das, worin das Thier in seinem milden Klima zu leben gewöhnt ist; so starb denn das arme Patschele einen Tag ehe das Schiff in den Kanal einlief. — Wäre es lebend in London angekommen, so hätte die Zoological Society in wenigen Tagen ihre sehr bedeutenden Auslagen vergütet erhalten und ich die Genugthuung gehabt, nach so vielen todten Exemplaren auch ein lebendiges dieses so merkwürdigen Thieres in Europa eingeführt zu haben.

Seit der Emancipation der Sklaven im Juli 1863 war man bedacht, neue Arbeitskräfte in Surinam einzuführen. Die Regierung liess wieder Chinesen kommen, hatte aber die für die Miether harten Bedingungen gemacht, dass zu den Männern je ein Drittel Weiber genommen werden musste, deren Ueberfahrt man zu bezahlen und denen man Nahrung zu geben hatte. Sie sollten blos die Männer amüsiren und bedienen, durften aber für den Miether keine Arbeit verrichten. Die Ueberfahrt kostete fl. 210 die Person, die Kontraktzeit dauerte fünf Jahre, und die Bedingungen waren dieselben wie bei den früher eingeführten, nämlich 80 Cents per Tag oder Tagewerk.

Da die Kontraktzeit meiner jetzigen chinesischen Arbeiter beinahe beendigt war, so schrieb ich mich denn auch für sechs Männer und die übliche Zugabe von drei Weibern ein. Weil ich nun nicht sogleich Gelegenheit fand, sie nach ihrer Ankunft vom Bord abzuholen, so blieben sie solange auf der Pflanzung einer meiner Bekannten, um sich von der Seereise zu erholen. Die meisten litten an Krätze und Geschwüren, für deren Behandlung ich dem Hospital in Surinam noch eine namhafte Summe zu bezahlen hatte. Als sich durch das französische Dampfboot Abeille die Gelegenheit darbot,

holte ich sie im Dezember 1866 selbst in Surinam ab. — Ich stellte nun die Neuangekommenen an die Arbeit, und mussten die älteren Arbeiter jenen meine Vorschriften verständlich machen. — Besonders befahl ich ihnen und den Frauen Reinlichkeit an und verlangte, dass diese die Häuser und den Platz um dieselben stets sauber zu erhalten hätten. Blos einmal wöchentlich, am Samstage, kamen die drei Weiber ins Magazin, wo ihnen meine Frau die wöchentlichen Lebensmittel verabreichte, wie sie das Gouvernement vorgeschrieben hatte.

Nie hatte ich je chinesische Damen gesehen, aber gleich die erste Bekanntschaft mit ihnen sollte mir viel Kummer und Sorgen verursachen.

Diese drei Damen hiessen Ho-ti, A-Lan und Tso-tsi. Obgleich die beiden ersteren schon ältere Personen waren, so hatten sie doch keine abschreckenden Physiognomien, die dritte aber war eine wahre Spuckgestalt, ein Zwerg; so hässlich und zusammengeschrumpft, dass keiner meiner Chinesen, die sonst eben nicht heikel sind, sich mit ihr abgab. Ich liess es mich später noch fl. 10 kosten, um sie photographiren zu lassen, und bewahre noch ihr Bild in meinem Album auf, zum Andenken an die fl. 210 die mich ihre Ueberfahrt kostete.

Die älteren Chinesen verliesen mich nach und nach, so dass blos noch einer übrig blieb, der gewissermassen zur Strafe noch zwei Monate weiter bleiben musste. Ich sah die Weiber beinahe nie, bemerkte aber doch einmal, dass Fräulein Tso-tsi beim Gehen sich eines Steckens bediente; auch Madame A-Lan kroch mehr als sie lief.

Die drei Damen waren nun nicht aus den aristokratischen Familien des Reiches der Mitte und hatten desshalb keine verkrüppelten Füsse, sondern solche wie andere Menschenkinder; ich liess ihnen also sagen, zu mir ins Haus zu kommen, um zu sehen, was ihnen fehle.

Man denke sich meinen Schrecken, als ich ihre Füsse untersuchte und ganze Nester von Sandflöhen darin angesiedelt fand; Löcher, aus denen ein stinkender Eiter lief, und die von Würmern wimmelten, waren zwischen den Zehen und hinter der Ferse. Rundweg weigerten sich die Männer, ihre Weiber zu reinigen, und ich war selbst genöthigt, dieses ekelhafte Geschäft zu verrichten und den entsetzlichen Geruch zu ertragen. Mit Baumwolle, in Terpentinöl getaucht, reinigte ich die Wunden, holte dann mit der Zange die Maden heraus, ebenso die Sandflöhenester, und nachdem ich die Wunden bepflastert und verbunden hatte, liess ich sie nach ihrem Hause tragen mit dem strengen Verbot dasselbe zu verlassen. Jeden Morgen wurden sie auf dieselbe Weise von mir behandelt, und nach etwa 14 Tagen waren die Wunden zugeheilt.

Unter den strengsten Ermahnungen, doch ja reinlich zu sein, verrichtete ich zum letzten Male das schmutzige Geschäft.

Aber kaum waren weitere 14 Tage vergangen, als trotz meiner Warnungen beide Weiber wieder am Stocke einherwackelten, und

bei näherer Besichtigung die kaum geheilten Wunden wieder voller Sandflöhe und Maden waren.

Ich muss sagen, dass mir bei diesem Anblick das Weinen näher als das Lachen stand, und um mein Unglück nur gleich in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen, schickte ich nach Madame Ho-ti, der dritten Chinesin, um auch deren Füsse nachzusehen.

Diese kam aber nicht; rasch ging ich in ihr Haus, um sie zu holen. Ich fand sie beschäftigt einen eisernen Hafen auszuwaschen; mit den Worten: „warum kommst du nicht, wenn ich dich rufe?“ stiess ich sie zum Haus über die sechs Zoll hohe Treppe hinunter. Sie fiel auf den Boden und bekam sogleich Convulsionen. Wir setzten sie auf einen Stuhl und machten ihr Senf-Umschläge, aber sie kam nicht mehr zu sich.

Dem Vorfall hatten ausser meiner Frau blos 4 Chinesen beigewohnt. Die Frau war weder auf den Kopf gefallen, noch hatte sie sich auf dem Sandboden beschädigen können, und jede andere würde nach solch einem Falle augenblicklich wieder aufgestanden sein; hier also musste eine andere Ursache zu Grunde liegen.

Ich befand mich in einer sehr ernsten Lage. Niemand war Zeuge gewesen, als allein die Chinesen, worunter der Mann der sterbenden Frau, welcher der Bewusstlosen kaltes Wasser ins Gesicht spritzte, was aber eben so wenig nützte als unsere Bemühungen mit Senfpflastern.

Die Aussagen der Chinesen vor Gericht, wenn die Frau stürbe, und ihr Tod konnte jeden Augenblick eintreten, konnten mich, da ich gar keinen Zeugen hatte, nach Umständen Jahre lang ins Gefängniss bringen.

Rathlos stand ich und überlegte, was ich in dieser verzweifelten Lage thun sollte. Da fiel mir plötzlich ein, ich wolle mich an den Oberarzt in St. Laurent wenden, und da glücklicher Weise eben Indianer angekommen waren, so fuhr ich mit denselben sogleich dahin ab.

Ich erzählte dem Médecin I. Kl., Mitchell, die ganze Sache, bat um seinen Rath und um die Absendung eines Arztes, der die Frau untersuchen und womöglich die Ursache ihres Todes, denn lebend konnte ich nicht hoffen sie wiederzufinden, ermitteln sollte. Sogleich wurde der Doktor zweiter Klasse beauftragt, nach Albina zu gehen, um die Leiche zu untersuchen.

Es war nun inzwischen Mittag 1 Uhr geworden; Frau Ho-ti war gestorben, und ihr Mann hatte sie in ihr Bett gelegt und in ein weisses Tuch eingehüllt. Zwei brennende Kerzen standen auf beiden Seiten des Kopfes, während die Sonne grell durch Fenster und Thüre die Leiche beschien.

Der Doktor fand durchaus keine Verletzung, meinte aber, dass es in dem für mich so ernsten Falle nothwendig sei, die Autopsie der Leiche vorzunehmen, er rathe mir also an, dieselbe nach St. Laurent bringen zu lassen.

Es wurde nun schnell durch meinen Zimmermann aus einigen Brettern ein Sarg zusammengenagelt, die Leiche darein gelegt und obgleich der Fluss hohe Wellen warf, und ein heftiger Ostwind die Fahrt schwierig machte, durch die Indianer nach St. Laurent gebracht.

Ich brachte die Nacht in der traurigsten Stimmung zu, denn da ich keine Zeugen hatte, so hing die Sache blos von dem guten Willen meiner Chinesen ab, und ob dieselben die Wahrheit sprechen würden, konnte ich nicht wissen. Aber einen Trost sandte mir gleich am Morgen der Kommandant supérieur, indem er mir vorläufig mittheilte, dass die Oeffnung der Leiche ergeben habe, dass die Frau in Folge eines Herzschlags gestorben sei, und dass dieses Organ in einem so abnormen Zustand sich befunden habe, dass sie in wenigen Wochen diesem Uebel ohnehin erlegen sein würde, dass aber der Fall oder vielmehr der Schrecken ihren Tod beschleunigt habe. Ich dürfe desshalb ganz ruhig sein, denn es sei nicht die mindeste Verletzung an der Leiche gefunden. Das Resultat der Autopsie werde der Médecin en Chef in der nöthigen Form aufstellen und von den Aerzten unterschreiben lassen.

Ich war nun wohl wieder ruhiger, aber wie leicht konnte der Gouverneur verweigern, diesen Todesfall auf Albina untersuchen und mich und meine Chinesen nach Paramaribo kommen lassen. Denn jede Reise des kolonialen Dampfbootes nach dem Maroni kostete an Kohlen etc. etwa fl. 200 und Geld hatte man, ausser meiner Besoldung für den Maroni, nicht übrig.

Ich schrieb augenblicklich an den Gouverneur, theilte ihm den Vorfall ganz der Wahrheit gemäss mit, berief mich darauf, dass jeder Miether von Arbeitern den Vortheil habe, dass jeden dritten Monat der Distrikts-Kommissair ihn besuche, dass ich aber in 9 Jahren diesen Beamten nicht bei mir gesehen habe, ich desshalb auch hoffe, dass er diesen Fall auf Albina selbst untersuchen lasse. Durch Indianer schickte ich den Brief nach Paramaribo, und liess mir der Gouverneur schreiben, dass, wenn das Resultat der Untersuchung so ausfalle, als meine Aussagen lauten, ich mich über den Vorfall nicht zu beunruhigen habe, und dass er in wenigen Tagen ein Dampfboot senden und die Sache untersuchen lassen werde.

Unter meinen Bekannten in Paramaribo war der Vorfall bekannt geworden, und da man meinen lebhaften Charakter kannte, so wusste man auch bereits, wie gross der Prügel gewesen war, mit dem ich die Chinesin todtgeschlagen hatte. Ja einer meiner Freunde bot sich mir per umgehende Gelegenheit an, meine Stelle zu verwalten, wenn ich zu längerer unfreiwilliger Abwesenheit genöthigt würde. In Erwartung des Dampfbootes, das jeden Tag kommen konnte, hatte ich nun vorerst wieder die Füsse von Fräulein Tso-tsi zu heilen, Frau A-lan aber sandte ich ins Hospital von St. Laurent, denn ihre Geschwüre waren so bedeutend, dass ich mir nicht traute, sie zu behandeln. Nachdem man ihr zwei Zehen amputirt und sie geheilt

hatte, nahm sie den Wittwer der Ho-ti, Tiong Alon zum Manne*).

Während ich nun mit jedem Tage auf das versprochene Dampfboot wartete, wurde auf St. Laurent am 5. Februar 1867 das erste Todes-Urtheil an einem Italiener Falconetti vollzogen. Dieser, ein Schuhmacher, hatte einer Frau, als sie eben aus der Messe kam, den Hals abgeschnitten, weil sie ihm Geld verweigert hatte, das er von ihr borgen wollte; der Hauptmann, der die Exekution zu arrangiren hatte, besuchte mich den Tag vorher und lud mich ein, dem Spektakel beizuwohnen. Ich liebe dergleichen Schauspiele nicht und lehnte die freundliche Einladung ab. Zufälliger Weise war die Guillotine so aufgestellt, dass ich mit meinem Telescop die Sache ebenso gut sehen konnte, als wäre ich dabei anwesend, aber als der Morgen der Hinrichtung anbrach, lag ein solcher Nebel über dem östlichen Ufer, dass man auf dem Executions-Platz nur einen Knäuel verworrener Gestalten erblicken konnte.

Einige Tage später hörten wir um die Mittagszeit in nordöstlicher Richtung viele Kanonenschüsse, blieben aber darüber in Unsicherheit, bis zwei Tage später père Jardinier mich besuchte und mir erzählte, dass ein holländisches Kriegsdampfschiff, das in den Maroni einfahren wollte, auf eine Sandbank gerathen und wahrscheinlich verloren sei. Ich begriff sogleich, dass statt des kolonialen Dampfboots das Kriegsdampfboot die Reise habe machen müssen, nahm Indianer und fuhr den Fluss hinunter, um selbst an Bord zu gehen. Kaum eine halbe Stunde unterhalb St. Laurent kam mir das grosse

---

*) Das Paar blieb über 11 Jahre in meinem Dienste, bis es sich eine hübsche Summe erspart hatte, worauf es im Jahr 1877 Albina verliess um in Paramaribo sich anzusiedeln. Unter Thränen verliess uns das arme Weib, die sich hier mit ihrem Manne ganz nett eingerichtet hatte, Hühner und Enten hielt, Hunde, Katzen und Affen hatte und in jeder Beziehung besser und sorgenfreier lebte, als in ihrem Heimathlande. Tso-tsi aber fand keinen Mann, und auf mein inständiges Bitten erhielt ich später vom Gouverneur die Erlaubniss, sie in ein Asyl für alte, gebrechliche und zu jedem Geschäft untaugliche Weiber gegen ein Kostgeld von fl. 100 jährlich aufnehmen zu lassen, wo sie, nachdem ich zwei Jahre lange bezahlt hatte, das Zeitliche segnete. Die Nachricht ihres Todes, und dass ich fortan keine Contribution mehr zu bezahlen habe, erfreute mich eben so sehr, als mich der Tod der armen Ho-ti betrübt hatte.

Es ist unverzeihlich von den Agenten des Ministeriums, solche kranke. abgelebte und gänzlich unbrauchbare Personen nach den Kolonien zu senden, und somit die Miether, die ihr gutes Geld dafür bezahlen müssen, in grosse Verluste zu bringen, oder besser gesagt zu betrügen. — Auch unter den Männern sind viele, die zu keiner Arbeit zu brauchen sind; es wäre daher wohl am Platze, die Agenten verantwortlich zu machen für die Tauglichkeit der Arbeiter, welche sie senden.

Man sieht daraus, wie theuer die Arbeitskräfte den Miether zu stehen kommen, und wie wir solche Damen bezahlen mussten, die nicht einmal Arbeit zu verrichten hatten, während doch die inländischen Negerinnen und Mulattinnen sich in der Kolonie eine Konkurrenz machen, dass man ihre Dienste im Abstreich haben könnte.

Boot des Kommandanten von St. Laurent entgegen, in dem ich diesen, den Chef der Immigration, einen holländischen Offfzier und den chinesischen Dolmetscher erkannte. Ich erkundigte mich theilnehmend nach dem Zustand des Dampfbootes und hörte, dass es die Bommelerwaard sei, die bei Ebbe den Fluss hereindampfen wollte, auf eine Bank gestossen und genöthigt gewesen sei, um los zu kommen, die Geschütze über Bord zu werfen; es habe schweren Schaden genommen und sei noch nicht flott; — da man aber jeden Tag den Aviso Abeille von Cayenne erwarte, so hoffe man, mit dessen Hülfe die Bommelerwaard wieder flott zu machen. Da Herr D. und der Offizier beim Kommandanten zu Mittag assen, so kehrte ich schnell nach Albina zurück, schrieb den Unfall dem Gouverneur und sandte sogleich eine Corjal mit drei Indianern durch die Wanekreek, um die Hiobs-Post nach Paramaribo zu überbringen.

Am anderen Tage wurden nun durch den Dolmetscher in Gegenwart des Chefs der Immigration und des Offiziers, der als Sekretär fungirte, die Chinesen über den Vorfall vernommen. Ich hatte verweigert beim Verhör zu sein, da ich mich auf meine Aussagen berief und Alles vermeiden wollte, den Chinesen in den ihrigen hinderlich zu sein. Aber das Resultat war, dass auch nicht einer etwas aussagte, was unwahr gewesen wäre oder mir zum Nachtheil hätte sein können, so dass ich auch nicht den mindesten Tadel erhielt, und der Freund, der mir angetragen hatte, meine Stelle wahrzunehmen, ganz ruhig in Paramaribo bleiben konnte.

So war also der traurige Vorfall ohne Schaden für mich, aber zu desto grösserem für den Staat abgelaufen; denn es kostete grosse Mühe und die vereinten Kräfte des holländischen Kriegsdampfers Dommel und des französischen Aviso Abeille, um die Bommelerwaard soweit in Stand zu setzen, um die kurze Reise nach Paramaribo machen zu können, von wo sie sich später nach Curaçao begab, um gründlich reparirt zu werden. In Paramaribo aber kam der seltene Fall vor, dass Seiner Majestät des Königs Geburtstag, der 19. Februar, ohne Salut der Marine und ohne Beisein von Offizieren der Flotte gefeiert werden musste; — dagegen nahm die Abeille, die noch zur rechten Zeit ankam, die Honneurs der Flotte vor, und französische Kanonen gaben das Salut, da die holländischen noch im Sande des Maroni stacken; — und Alles dieses, weil zwei Chinesen-Weiber ihre Füsse nicht von Sandflöhen gereinigt hatten. Möglich ist es, dass, wie auch der Gouverneur meinte, ich diese Sache zu schwer genommen und mir darüber zu viel Kummer gemacht hatte, aber wie hätte sie für mich ausfallen können, wenn die Leiche der Frau nicht geöffnet worden wäre! wer ahnte etwas von der Krankheit dieser Frau, die niemand verstand, und die von niemand verstanden wurde! — Was hätten, da ich auch nicht Einen Zeugen hatte, die Chinesen nicht alles gegen mich aussagen können! Alles dies gieng Tag und Nacht mit mir herum; ich hatte Schlaf und Appetit verloren, und hätte der unsichere Zustand noch länger gedauert, so hätte selbst

meine gesunde Natur mich nicht vor schwerer Krankheit schützen können. Aber mit innigem Danke erinnere ich mich der Hülfe des französischen Médecin en Chef, Mitchell, der Theilnahme, die ich beim französischen Gouverneur und seiner Gattin fand, und der Bereitwilligkeit unseres braven Gouverneur von Lansberge, den Vorfall am Platze selbst untersuchen zu lassen.

Zwölftes Kapitel.

Kaum war diese für mich so ernste Sache so gut abgelaufen, als ein anderer Umstand meinen Handel und dadurch meine Existenz bedrohte. Seit den vier Jahren von der Emancipation der Sklaven an hatte die Kolonie bedeutend mehr Auslagen, und alljährlich wurden die Subsidiengelder beträchtlicher, welche die Ostindische Kasse der verarmten Kolonie auszuzahlen hatte, um ihre bedeutenden Unterhaltskosten bestreiten zu können, so dass man beschloss, durch Einführung neuer Zölle in der Kolonie selbst einen Theil jener Kosten zu decken. Seit langen Jahren wurden für die vom Ausland eingeführten Waaren nie mehr als drei Prozent des Werthes bezahlt; jetzt sollte dieser Zoll auf 5 Prozent erhöht und besondere Artikel als Wein, Bier, Spiritus, Pulver u. s. w. mit einer Extrasteuer belegt werden, die bei manchem 100 Prozent des Werthes überstieg. Im französichen Guiana selbst blieb die Steuer nach wie vor 3 Prozent. Da ich nun aber meine Waaren über Surinam bezog und in Paramaribo diese Zoll-Abgaben zu entrichten hatte, so sah ich sehr gut ein, dass der Handel mit meinen Nachbarn aufhören musste, wenn jene enorme Zollerhöhung auch auf mich ausgedehnt würde.

Ich hatte über diese Sache, ausser einem Mémoire, das ich dem Gouverneur einsandte, noch eine lange Unterredung mit ihm, in der ich auseinandersetzte, dass blos meinem Handel die Kolonie es zu danken habe, dass unser Ufer nicht allein dem Namen nach, sondern in facto holländisch sei, da ich durch meinen Holzhandel die wenigen Bewohner zu beschäftigen wisse, und sie ihre Bedürfnisse bei mir kaufen. Buschneger, Indianer und andere Bewohner könne niemand zwingen, auf holländischem Ufer einzukaufen, wenn sie wegen Zollerhöhung in Surinam fortan bei den französischen Kaufleuten ihre Bedürfnisse billiger erhalten könnten.

Und gerade auf Erzeugnisse der holländischen Industrie, als Bier, Genever, Tabak, Cigarren und viele andere Artikel drückte dieser Zoll, den man doch im Interesse des Mutterlandes nicht hier verlangen sollte.

Der Gouverneur, der den Maroni vor 7 Jahren besucht und wohl bemerkt hatte, wie sehr es sich das französische Gouvernement

angelegen sein liess, die Oberhand am Maroni zu bekommen, dessen eingeborene Bevölkerung aber blos surinamsche Unterthanen waren, sah das Rechtmässige meiner Beschwerden sehr gut ein, konnte diesen aber nicht abhelfen und rieth mir, mich direkt an den Minister der Kolonien zu wenden.

Da von dieser Sache meine ganze Existenz abhing, so zauderte ich keinen Augenblick, die Reise zu unternehmen, nahm einen Stellvertreter und verliess den zweiten Juni 1867 die Kolonie mit dem französischen Mailboot. Ausser einigen surinamschen Kaufleuten waren mehrere französische Offiziere, mit denen ich bekant war, an Bord, und bereits am fünften landeten wir auf Trinidad, dieser grossen und schönen Insel, die an den zahlreichen Mündungen des Orinokko gelegen, wohl ein abgerissenes Stück des festen Landes von Venezuela ist.

Die Ost- und Nordküste, längs der man manchmal fährt, ist ganz unbebaut und besteht aus wohl 1000 Fuss hohen bewaldeten Gebirgen, die aber einen Baumwuchs zeigen, der mit dem von Guiana nicht zu vergleichen ist, obgleich im Innern der Insel grosse Bäume und besonders viele Mauritien-Palmen vorkommen. Die Ufer sind hier von der Brandung zerwaschene Felsen, bedeckt mit Farren, und das Seewasser ist so hell und blau, wie an der Küste von Barbados. Die Insel ist beinahe viereckig, mit einer an ihrem südlichen Ufer weit nach Westen sich ausdehnenden Landzunge. — Wir fuhren längs der südlichen Küste, die ziemlich hügelig ist. Ehe man das Ende der Landzunge erreicht, wird das Meerwasser seegrün, und sieht man im Westen ein niedriges Küstenland, dicht besetzt mit Mauritien-Palmen, das Delta des Orinokko. Jetzt zeigen sich auch auf der Insel die ersten Wohnungen, versteckt in Kokoswäldern. Man kommt um die Südwestspitze und den Serpentsmouth des Orinokko in den Golf von Paria. Reizende, wenig erhabene Hügel, bepflanzt mit Zuckerrohr, wechseln ab mit Fabriken und Negerdörfern. Die See, oder vielmehr der Golf, denn man ist überall vom Land umschlossen, ist grün und ihr Salzgehalt durch die Gewässer des Orinokko bedeutend vermindert. Sie wird belebt durch Dampfer und Fahrzeuge aller Art. Schaaren von braunen Pelikanen fliegen über die ruhige Wasserfläche, und stets wechselt die liebliche Scene, unterbrochen durch stattliche Landhäuser und Zuckerfelder. Endlich kommt man in die Hauptstadt, Port Spain. Hier musste der Dampfer vier Stunden bleiben, um einige tausend Ballen Kakao der nebst Zucker, das Hauptprodukt der Insel ist, einzuladen. Wir hatten also hinlänglich Zeit, um uns in der Stadt umzusehen, nahmen ein Boot, deren sogleich mehrere an die Seite des Schiffes kamen, und fuhren, nachdem man mit den Ruderern für 1 Schilling hin und her die Person übereingekommen war, dem eine Viertelstunde entfernten Lande zu. Eine Menge Gouvernements- und Douane-Gebäude, Magazine und dergleichen nehmen den Quai ein, hinter dem die Stadt in einer Ebene liegt. Sie hat meistens steinerne einstockige, ziemlich verwahrloste Häuser,

rechtwinkelig durchschnitten von schmalen Strassen, durch die längs sehr schmalen Trottoirs kleine Gossen klaren Wassers rieseln. Ein breiter Kanal, mit schattigen Bäumen bepflanzt, wie unsere Steenbakkersgracht in Paramaribo, scheidet die Stadt vom Quai ab; überall Brunnen und Frische; auch fand ich liebe Bekannte, nämlich den vultur aura, der hier wie bei uns dasselbe Amt hat, die Strassen von stinkendem Unflath zu reinigen, und den Schmausenvogel mit seiner Judennase (Crotophaga ani), der bei uns dem Vieh die Zecken absucht, hier aber ganz familiär in der Stadt sein Geschäft versieht. — An nettem Ansehen kann sich auch Port Spain nicht mit Paramaribo vergleichen. Die Strassen sind trotz des vultur aura schmutzig, doch sind die Kirchen, die katholische Cathedrale, das Hospital und andere, sehr schöne Gebäude. In einem wohl eingerichteten Eishaus kann man sich mit allem Möglichen erfrischen, doch steht es in jeder Beziehung an Eleganz und Comfort dem Eishaus in Barbados nach. Ich trank hier ein mir unbekanntes Getränke, das sogenannte Angosturabitter, aus einer Rinde (Galipea officinalis) bereitet, welche in Venezuela zu Hause ist. Diese Rinde ist wahrscheinlich dieselbe, die unsere Indianer Sibiru nennen und bei Magenkrankheiten gebrauchen. In der Kolonie nennt man sie Waikari. — Das Getränke hatte ganz und gar den Geschmak und Geruch des Sibiru, und so könnte man dieses auf den Antillen so beliebte Getränke auch in Surinam bereiten.

In der Hauptstrasse ist beinahe jedes Haus ein Laden, wo die verschiedenartigsten Waaren ohne alle Ordnung aufgehäuft sind. — Ausserhalb der Stadt sind schöne, wohl unterhaltene Waiden und Wiesen, und etwa zwei englische Meilen entfernt am Fusse bewaldeter Hügel der botanische Garten (Governementsgarden), in dem alle möglichen tropischen Gewächse cultivirt werden, und der wunderschöne, schattige Spaziergänge hat. Alle Bäume sind mit Etiquetten versehen, auf denen der wissenschaftliche und Landesname angegeben ist. In einer Schlucht sind verschiedene Arten Kaffees und Orangen, neben denen sich schöne Petrea's durchs Gebüsch schlingen. Auf einem etwa 100 Fuss hohen Hügel steht ein hübscher Pavillon, von dem man eine schöne Aussicht auf die Bai und die Stadt hat. Der Garten ist von sechs Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends Jedermann zugänglich und enthält ein Haus für den Gouverneur und verschiedene Gewächshäuser für Pflanzen, die den tropischen Regen und zu starke Sonne nicht vertragen können. Wie in Barbados und Demerara fiel mir auch hier die Menge Blumen und verschiedener blühender Sträucher auf, in denen die Gärten und Landhäuser prangen, und auf dem Markte erstaunte ich über die grossen Bananenbüsche, die in Surinam selten von solcher Vollkommenheit sind. In einer gegen das Gebirge sich hinziehenden Strasse ist das Stadtgefängnis, dessen Insassen, meist Chinesen, in grauen Kitteln, auf denen das Strafzeichen gedruckt ist, und rothen Mützen Strassenarbeit verrichten. Nahe bei den Savannen ist inmitten eines prächtigen Garten das grosse und schöne Hospital.

Ich holte meine Reisegefährten, die kein Interesse gehabt hatten, den botanischen Garten zu sehen, im Eishaus ab, und nachdem ich auf dem Quai noch einen Haufen Erdpech, der vom Pitch Lake angebracht worden war, hatte ausladen sehen, kehrten wir an Bord zurück. — Auf Trinidad schiffte sich ein mir bekannter französischer Schiffskapitän nach Frankreich ein, der sein Schiff Panama Paket, mit dem er für Rechnung des französischen Gouvernement im Maroni Holz geladen hatte, hier auf eine sonderbare Weise verlor. Sein Schiff war gechartert, eine Ladung dieses Peches einzunehmen, und um Fässer zu ersparen, wurde das Pech ohne alle Verpackung in den Raum geschüttet und das Schiff bis oben an gefüllt. Nach und nach setzte sich die Masse, die einzelnen Stücke flossen zusammen, und das Ganze wurde eine compakte Masse, die das schon etwas alte Schiff auseinanderdrückte, so dass es kaum Guadeloupe zu erreichen vermochte, wo es auf den Abbruch verkauft wurde. Er hatte nun Schwierigkeiten mit der Versicherungsgesellschaft und dem Verlader, und ging nach Frankreich, um dort die Sache ins Reine zu bringen.

Wir verliessen die Rhede Abends 9 Uhr und fuhren an einer Menge kleiner Felseninseln vorbei, auf denen theils nette Landhäuser, theils Fischerwohnungen unter Frucht- und Kokosbäumen versteckt sind, bis wir durch die Bocca del Dragon aus dem Golfe in die See kamen.

Bereits um 7 Uhr des andern Morgens sahen wir bei herrlichstem Wetter das gebirgige Grenada vor uns. Wir ankerten in der kleinen, aber sehr sicheren Bai an der Stadt Georgetown. Diese gewährt mit ihren Festungswerken von der See aus einen wunderlieblichen Anblick. Die Gebäude alle von Stein, weiss und manchmal gelb begipst und mit ihren rothen Ziegeldächern sehen gerade aus wie Häuser in Nürnberger Spielzeug. Kommt man aber ans Land und in die Stadt selbst, so findet man sie zerfallen und unreinlich. Bergauf und bergab gehen die Strassen, und sie scheint öde und langweilig zu sein. Hier wurde ein grosser Vorrath von Hühnern, Eiern und Früchten eingenommen, auch kaufte man grosse Seefische, wie Makrele, aber nicht gefleckt. Ich benutzte die zwei Stunden Aufenthalts auf Grenada, um auf den etwa 700 Fuss hohen Berg zu gehen, auf dem ein Fort steht, und wohin ein guter Weg führt. Man kommt an kleinen, elenden Negerhütten, die von Mangos- und Orangenbäumen umgeben sind, und schlecht unterhaltenen Batatten- und Maisfeldern vorbei; es war eben eine Negerwirthschaft, wie wir sie jetzt nach der Emancipation auch haben. Das halb verfallene Fort dient zum Asyl für die Narren der Insel; es sind meistens Koolis, die frei herumgehen dürfen, die Gefährlichen, die gegen mich gräuliche Grimassen machten, sind aber hinter Schloss und Riegel. Diese Kerls haben hier aber die prächtigste Aussicht über die Bai und die buntscheckige Stadt, die im saftigsten Gelbgrün prangenden Zuckerfelder der Thäler, die weiterabliegenden bewaldeten Anhöhen und die

See im herrlichsten Blau. Ich stieg auf einer anderen Seite herab, und neben einem Bache, über den eine Brücke führte, nahm ich in der See ein Bad. Grosse Madreporen-Blöcke liegen umher und werden in einem Kalkofen zu Kalk gebrannt. Am Ufer stehen Manzanillbäume; sie sind aber weder gross noch schön und wohl von einer anderen Species, als der berüchtigte Baum, unter dem die arme Selika in der Afrikanerin ihren Tod fand.

Unter den Früchten, die auf dem Markte verkauft wurden, waren die Zimmtäpfel die besten, die ich je von dieser Art gegessen habe.

Wir verliessen gegen zwei Uhr Grenada und fuhren an der Westküste, wo malerisch längs der Hügel die Zuckerfelder angelegt sind. Gebäude und Fabriken sind klein, und die Mühlen scheinen blos durch Dampf oder Wasser getrieben zu werden. Ehe man die Nordspitze der Insel passirt, sieht man bereits im Norden die Felsenkuppen der Grenadillen, wovon einige grössere bewohnt sind; auch sollen sich Ziegen und wildes Vieh darauf aufhalten.

Diese Inselchen scheinen die Spitzen eines submarinen Bergrücken zu sein, der einstens in der Urzeit Grenada mit St. Vincent und St. Lucia verband, wie überhaupt die kleinen Antillen in einem weiten Bogen das karaibische Meer umschlossen haben werden, und dieses ein ungeheurer Landsee gewesen sein wird, bis durch Erdrevolutionen die Inseln entstanden, was um so wahrscheinlicher ist, weil auf jeder dieser kleinen Antillen noch thätige Vulkane, heisse Quellen oder Asphaltlager vorkommen. — Wir passirten gegen neun Uhr Abends St. Vincent, und die Sonne war am andern Morgen noch nicht aufgegangen, als wir in die Bai der Insel St. Lucia einliefen und am Städtchen Castrie anlegten. Die Bai ist ebenso sicher, aber grösser als die der Insel Grenada und bietet Schutz gegen jeden Wind, weil sie auf allen Seiten von Bergen umgeben ist. — Das Städtchen ist unansehnlich, aber längs der Küste liegen schöne Zuckerpflanzungen, die ihre Produkte direkt verladen können.

Ein kleines, verfallenes Fort liegt am Eingang in die Bai; die Höhen sind meistens Waiden, doch sieht man auch Zuckerfelder. Ein schönes, neues Hospital liegt vor der Stadt auf einer Anhöhe. — Auch hier wurde eine Menge Federvieh an Bord gebracht, und in kleinen, leichten Booten eine Unmasse von Mangos feilgeboten, die viel kleiner und gelber als die unsrigen sind. Das Dampfboot blieb ebenfalls einige Stunden; ich machte mich also sogleich auf den Weg, den Berg zu ersteigen, von dessen Höhe weisse Gebäude herabsahen. Ich nahm einen Negerjungen, mir den Weg zu zeigen. Durch die kleine, unansehnliche Stadt kam man auf den breiten, durch Mango- und Caschubäume beschatteten Weg, an dem einige schlecht unterhaltene Landhäuser lagen. — Die meisten Pflanzen, die ich fand, kommen auch in Surinam vor, ausser einer kleinen Feraria mit gelber Blüthe, die ich später in Guadeloupe ausgrub und nach Albina verpflanzte. Oben auf dem Berge, der etwa 600 Fuss hoch sein kann,

standen einige schöne Gebäude, die dem Gouverneur und den Beamten zur Wohnung dienten, und daneben ein Signalposten. — Man hat eine schöne Aussicht über einen Theil der Insel und zwei Piks, die erloschene Krater sein sollen und noch Souffrière heissen. Bei hellem Wetter sieht man ganz deutlich den Diamantfelsen und die Gebirge von Martinique.

Kaum hatten wir die Bai verlassen, als ein Regenguss, der volle zwei Stunden anhielt, uns jede Fernsicht benahm. Nachdem die Wolken sich verzogen hatten, sahen wir das schöne Martinique mit seinen Zuckerfeldern, Plantagen, Gebäuden, bewaldeten Hügeln und hutförmigen Piks im Sonnenglanz vor uns liegen. — Wir kamen schon um zwei Uhr in Fort de Françe an, wo wir mit Ungeduld die „Santé“ erwarteten, welche den Gesundheitszustand der Passagiere zu untersuchen und zu erkunden hatte, ob das Schiff keine Verbindung gehabt habe mit Inseln, auf denen ansteckende Krankheiten herrschen.

Endlich zeigte sich die gelbe Flagge, und nachdem der Arzt das Gesundheits-Patent nachgesehen hatte, fand er darin eine Bemerkung des Quarantaine-Arztes von Trinidad, dass eine leichte Dyssenterie in der Stadt herrsche. Jetzt waren wir verloren, trotz aller Bitten musste die „Guiana“ eine gelbe Flagge am Mast aufhissen, abgesondert von andern Schiffen ankern und eine zweitägige Quarantaine halten. — Das war nun fatal; denn es gibt nichts langweiligeres als an Bord eines Schiffes bleiben zu müssen, das so nahe am Lande ankert.

Uebrigens fehlte es nicht an Zerstreuung. — Boote kamen in unsere Nähe mit Freunden und Verwandten unserer Passagiere, und langdauernde Unterredungen fanden statt; nackte Neger- und Mulattenknaben umschwammen das Schiff mit der Bitte, einen Sous ins Wasser zu werfen, nach dem sie tauchten, solchen in den Mund steckten und beim Heraufkommen vorzeigten. Es war ein unaufhörliches „jettez sou mouché“. — Drei italienische Musikanten, die von Angostura über Trinidad gekommen waren, um Martinique mit ihrer Kunst heimzusuchen, gaben uns 3—4 Concerte täglich, die stets mit dem Nationallied endigten, und wobei ich „Evviva Garibaldi“ so oft hörte, dass mir die Ohren davon gellten.

Endlich am Samstag Abend kam das grosse transatlantische Dampfboot „le nouveau monde“ von Panama zurück, das für uns zur Ueberfahrt nach Europa bestimmt war. Gleich nach Ankunft der Nouveau monde dampfte eine Kriegsfregatte den Hafen hinaus, um sich nach Porto Cabello an die Venezuelanische Küste zu begeben, um Genugthuung zu verlangen, weil man auf das französische Mail-Boot „le Cazique“ geschossen habe.

Am Bassin, in dem wir auch lagen, befanden sich die Kohlenbehälter der Kompagnie, und nun musste der Nouveau monde einige Tausend Tonnen Steinkohlen einnehmen, welches Manöver ein Leben und eine Bewegung macht, die wohl der Mühe werth sind, einmal gesehen zu werden. Das grosse Schiff liegt ganz nahe an der Mauer

des Bassins, und zwei grosse drei Meter breite Brücken führen vom Lande auf dasselbe. Fängt das Laden an, so findet ein ununterbrochener Zug von Negerinnen statt, deren jede einen Korb hält, in den ihr vom Aufseher ihre Last Steinkohlen geschüttet wird. Ich schätze dieselbe auf 25—30 Kilo; verlässt sie das Steinkohlen-Magazin, so muss sie am Eingang auf eine Art Wage treten, die einen Zeiger in Bewegung setzt, und erhält von dem Aufseher eine Marke; hierauf betritt sie die Brücke und wirft im Schiff ihre Last in das Loch, das man ihr anweist. Dieses Laden dauert 12—15 Stunden und dies unter einem Geschrei, Geschnatter und Singen von wohl 100 Weibern, dass man beinahe taub wird. Zwischen beiden Brücken sitzen einige zerlumpte Neger, die beständig die Negertrommeln schlagen und dazu singen; ist nun die eine oder die andere der kohlentragenden Damen müde, so lässt sie ihren Korb stehen und tanzt einige Minuten lang mit andern zum Klang der Trommeln, worauf sie, durch den Tanz gestärkt, ihren Korb aufnimmt und weitere Kohlen zuträgt. Neben und zwischen den Brücken sind Negerinnen, die Haufen von Obst, als Orangen, Mangos, Advigatos und Ananassen den Passagieren zum Kaufe anbieten; auch diese, wenn sie der Kitzel ankommt, beauftragen mit dem Verkaufe ihrer Waare eine Nachbarin und mischen sich unter die Tanzenden. Bei Nacht werden Pechfackeln und neuester Zeit elektrisches Licht angezündet, dann ist die Scene noch belebter als bei Tage. Sind die Kohlen eingenommen, so hat der Spektakel ein Ende; ein Kanonenschuss mahnt dann die Passagiere, die sich noch in der Stadt befinden, an Bord zu kommen. Da der Nouveau monde am Sonntag Mittag seine Reise antreten sollte, so wurden wir am Morgen unserer Quarantaine entlassen; wir besorgten sogleich unsere Koffer an Bord, um dann noch einen Spaziergang in die Stadt machen zu können. Alle der Kompagnie transatlantique gehörende Gebäude nehmen eine grosse Fläche ein und in dem Magazine findet man an Material und Lebensmittel Alles, was ein so grosses Dampfboot nur nöthig haben kann. In den Werkstätten können alle Reparaturen vorgenommen werden, und für die Maschinen sind alle Arten Reserve-Stücke in Vorrath. Ebensowenig fehlt es an Steinkohlen. Die Stadt Fort de France, der Sitz des Gouverneurs und der Marine-Verwaltung, ist bedeutend kleiner als St. Pierre, hat aber durch ihre Bassins, Werfte u. s. f. einen entschiedenen Vorzug für den Handel. Es ist ein hübsches Städtchen in einer Ebene, hat schmale, schlecht gepflasterte Strassen, kleine meistens unansehnliche Häuser aus Stein oder Fachwerk, keine oder nur wenige Gärten, aber einen Ueberfluss des köstlichsten Trinkwassers, das in einer Leitung von den Bergen kommt und einen Wasserfall bildet, ehe es in die Röhren sich vertheilt. Jedes Haus hat seinen Brunnen, und mehrere Badanstalten sind in der Stadt. Ein Fort liegt am Eingang des Hafens und hinter demselben die Savanne, ein freier Platz, eingefasst von Mangos, Sandbüchsen- und andern tropischen Bäumen. Er hat schattige Wege,

und ist besonders am Morgen und Abend ein gerne benutzter Spaziergang. Eine weisse marmorne Statue der Kaiserin Josephine, die in Fort de Françe geboren wurde, ziert den Platz, der von zwei Strassen, dem Fort und der See umschlossen ist. Die Kirche ist gross, aber für ihre Länge zu nieder. Ein allerliebster Spaziergang führt nach einer, auf einer etwa 200 Fuss hohen Anhöhe gelegenen gothischen Kapelle, die zugleich als Kalvarien- oder Leidensberg dient. Das Hospital liegt ausser der Stadt und wird von einem grossen schattigen Garten umschlossen. Die öffentlichen Gebäude sind weder schön noch imposant, und auch das Innere der Häuser steht dem unserer Wohnungen in Paramaribo nach. Zur festgesetzten Zeit kehrten wir aufs Schiff zurück, und allmälig füllte sich dasselbe mit den Passagieren, die aus Peru, Chili, Venezuela, Mexiko und andern Ländern Süd-Amerikas angekommen und meist Spanier waren. Zuerst kam ein dicker, in violette Seide gekleideter spanischer Erzbischof, eine schuhlange Cigarre im Munde und ein grosses goldenes Kreuz auf dem Magen hängend. Ein Zug von etwa 15 Nonnen von drei verschiedenen Orden kam, jede mit einem Handkörbchen, worin sich noch die eine oder andere Herzstärkung für die Reise befand, über die Brücke. Jede bekreuzte sich vor der Eminenz, ein Tempo und drei Bewegungen, und küsste das Kreuz auf dem Magen, während der Bischof mit einer kleinen Handbewegung seinen Segen gab und seine Cigarre weiter rauchte. Eine kleine gelbe Figur in schwarzen, abgeschabenen Civilkleidern schien der Diener Seiner Hochwürden zu sein, und kaum war eine Cigarre ausgeraucht, als der Kleine auch wieder eine neue in Bereitschaft hatte. — Mehrere französische Geistliche und drei Dominikanermönche, sowie 6 frères chrétiens de Ploërmel fanden sich ein, so dass der Klerus ein nettes Contingent zur Reisegesellschaft stellte. — Familien aus Martinique mit Kindern jeglichen Alters, die zur Erziehung nach Frankreich gebracht wurden, mit einem Gefolge von Verwandten und Freunden, die bis zum letzten Augenblicke blieben und unter Weinen, Umarmungen und Küssen, womit die Franzosen sehr freigebig sind, Abschied nahmen.

Die Verkäuferinnen von Gelées, eingemachten Früchten, Sandbüchsen (Früchte der Hura crepitans) etc. verliessen das Schiff, die Brücken wurden ans Land gezogen, und „Le nouveau monde“ dampfte stattlich den Hafen hinaus. Plötzlich hörten wir einen jammervollen Schrei, nicht anders, als ob jemand von der Maschine erfasst und langsam in Stücke zerrissen würde. Entsetzt lief man zusammen, und siehe eine Mulattin kam aufs Verdeck, und unter Weinen und Schluchzen theilte sie uns mit, dass sie frische Wäsche an Bord gebracht, und während sie ihr Geld erhalten habe, das Schiff den Hafen hinausgedampft sei. Unter einer Fluth von Thränen beschwor sie den Kapitän, der auf das Heulen herbeikam, sie ans Land setzen zu lassen, was er aber verweigerte, weil alle Boote bereits aufgeholt und befestigt waren; sie müsse also bon-gré, malgré nach la France mit. Mit dem Ausrufe: „o ma mere, o mes enfants“ verliess die

Unglückliche das Hinterdeck, war aber schon am andern Tage durch eine französische Familie engagirt um zwei kleine Kinder zu hüten, und hatte sich ruhig in ihr Schicksal ergeben; aber es waren auch mildthätige Herzen an Bord, die sich der Verlassenen annahmen, die nun gänzlich unbekannt einen Monat harren musste, bis dasselbe Boot wieder die Zurückreise nach Martinique machte; denn zwei Tage ehe wir in St. Nazaire ankamen, lenkte nach abgelaufenem Dejeuner ein Herr unsere Aufmerksamkeit auf die unvorsichtige Mulattin, die nun „sans le sou“ in Frankreich ankäme und, freilich durch eigene Nachlässigkeit, ihrer Familie auf so lange Zeit entrissen sei; ein Teller wurde auf den Tisch gesetzt, und etwas über fünfhundert Franks für die Arme eingesammelt.

Als ich sechs Monate später wieder in Fort de Françe ankam, traf ich die Mulattin auf der Strasse, sie erkannte mich sogleich und erzählte, sie habe Paris und die Ausstellung besucht, sich gut amusirt, und die Kompagnie habe sie kostenfrei wieder zurückgebracht und, o Glück, sie habe Mutter und Kinder wohl und gesund wieder gefunden. Ja, der Herr verlässt die Seinen nicht.

Gegen 3 Uhr Nachmittags passirten wir die Hauptstadt der Insel, St. Pièrre, die wohl zweimal so gross als Fort de Françe, malerisch an den Hügeln hinaufgebaut ist; die Rhede bietet wenig Sicherheit. Plantagen mit den schönsten Zuckerfeldern, Kapellen und Kirchen, Negerdörfer und Landhäuser, Alles überragt von dunkeln Waldungen, welche die über 2000 Fuss hohen Gebirge bedecken, ziehen sich bis zur Nordspitze der Insel. — Aber wie auf den anderen Inseln, an denen wir vorbeigekommen waren, so ragt auch hier aus dem dunkeln Gebüsch keine einzige einheimische Palme hervor; blos Pflanzungen und Dörfer mit Alleen der Königspalmen und Wäldchen von Kokos zeigen, dass wir in einem Tropenland sind, — sonst war, von Weitem beobachtet, nichts von einer exotischen Natur zu bemerken.

Die Gebirge der Insel scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein; auf einem bei 3000 Fuss hohen Berge soll sich ein See, vermuthlich der Krater eines Vulkans befinden. .

Gegen fünf Uhr Abends sahen wir im Norden die Insel Dominique und nahmen jetzt bei der Nordspitze von Martinique die Richtung nach Nordosten. Schon als wir Fort de Françe verliessen, sahen wir mehrere der Damen sich nach ihren Cajüten begeben; als nun aber die Gewalt der von Osten kommenden Wellen nicht mehr durch die Insel geschwächt war, wurde die Retirade viel allgemeiner, und beim Diner blieb mancher Platz unbesetzt. — Und das war Schade. Denn wir hatten delicate Langousten mit Mayonaisse und frische Fische in einer pikanten Sauçe, beides vortrefflich geeignet, um, wenn es möglich ist, den Magen gegen die Seekrankheit zu stärken.

Ausser der Suppe, die ich noch nie an einer französischen Tafel nach meinem Geschmacke gefunden habe, war immer alles reichlich und gut; ein leichter Tischwein war sowohl in roth als weiss für

jeden Gast aufgestellt, ein Vortheil, den man auf den englischen Booten nicht hat, auf denen man vielmehr das Getränke bezahlen muss.

Am andern Morgen hatten wir die schönen Inseln weit hinter uns, und obgleich ein frischer Passat wehte, war die See doch ziemlich ruhig, und bei keiner unserer Mahlzeiten hatte man nöthig, die Flaschen zu legen, oder die Violons (Latten und Schnüre, über den Tisch gezogen, die das Herabrutschen der Teller, Schüsseln etc. verhüten) zu spannen. Es gab zwar noch viele Seekranke, die sowohl in den Kajüten als auf dem Verdecke herumlagen; aber mit jedem Tage kamen mehr und mehr an den Tisch — und ehe fünf Tage vergingen, waren alle Plätze besetzt. Wir waren im Ganzen 142 Passagiere, worunter 35 Kinder; diese bekamen ihr Essen an einem besonderen Tische und eine Stunde früher, als die älteren Passagiere. Diese Letzteren hatten sechs Tische besetzt, an welchem je ein Offizier des Schiffes die Aufsicht führte. Alles was zum Klerus gehörte, ass an einer Tafel. — Um sieben Uhr Morgens wurde zum Kaffee geläutet, den man im grossen Speisesaal sans gêne und im Negligé einnahm, wo man eben einen Platz fand. Man konnte Kaffee, Chocolade oder Thee bekommen, mit preserved milk, Brod und Butter. Um 10 Uhr kam das Dejeuner, zu dem wiederum dreimal geläutet wurde, und wo man den Platz einnahm, den man von Anfang an gewählt hatte.

Dieses Dejeuner begann mit Vorspeisen, als Sardinen, Thun, Rettige, Butter etc. Dann kamen Omeletts, Fleischspeisen, Fische, Pasteten, zum Nachtische Torten, Obst, als Orangen, Ananas und dergleichen; Wein nach Belieben und Kaffee. Um 1 Uhr wurde Bouillon verabreicht, und Abends fünf Uhr war Diner, das, die Suppe ausgenommen, etwa dieselben Speisen enthielt als das Dejeuner. Abends 8 Uhr trank man Thee. Die Zeit verkürzte man sich mit Lesen, Essen, Gespräch und Schlafen, oder auch mit Domino, Schach und anderen Spielen, die im Rauchzimmer, denn im Salon durfte nicht geraucht werden, für jeden bereit standen. Im Salon stand ein Piano, von dem hauptsächlich am Abend Gebrauch gemacht und wobei manchmal bis spät in die Nacht getanzt wurde. Es waren, wie überhaupt, immer viele Spanier an Bord, denn diese benützen lieber die französischen Dampfboote als die englischen, theils weil sie mit dem ersten Stamm verwandt und katholisch sind, theils auch weil sie aus Frankreich mit weniger Kosten nach Spanien kommen als von England aus. Diese Spanier eröffneten nun, ungeachtet es nicht geduldet werden soll, jeden Abend nach dem Thee eine Spielbank, wo sich dann in Menge Liebhaber einfanden. Ein französischer Kolonel, der mit Urlaub nach Frankreich reiste, verlor seine ganze Baarschaft, über Frcs. 2000. Ein junges spanisches Bürschchen von kaum 15 Jahren fehlte nie am Spieltische.

Auch ich versuchte mein Glück mit 20 Frank, hatte sie aber in vier Sätzen verloren. Schon in Martinique ging die Sonne erst um 7 Uhr unter, und je näher wir nach Norden kamen, desto länger

blieb es Tag. Am 18. Juni Mittags kamen wir an die Azoren und so nahe an der Insel Fayal vorbei, dass wir die Leute auf der Strasse sahen. Am kalten Winde der uns anwehte, fühlten wir, dass wir die Tropen hinter uns hatten, und Alles stand in Mäntel gehüllt auf dem Verdecke, um beim prächtigsten Wetter des freundlichen Anblicks zu geniessen.

Die Stadt mit ihren weissen Gebäuden und der Weinstock, mit dem alle Hügel bepflanzt waren, heimelten uns an; man sah keine Palmen mehr, und ich meinte, auf den Anhöhen schon Tannen erkannt zu haben.

Gegenüber Fayal lag Pico mit seinem 7000 Fuss hohen kegelförmigen Berg. Bis an den späten Abend sahen wir diese reizenden Inseln, welche man auf den französischen Dampfern immer, auf denen der englischen Kompagnie aber, die ihren Kurs zwei Grade nördlicher halten, nie zu Gesicht bekommt.

Den 24. Juni am frühen Morgen kamen wir in St. Nazaire an. Ich übergehe den Aufenthalt in Europa, meine fruchtlosen Bemühungen beim Ministerium, meine Einkäufe, Reise und Aufenthalt in Stuttgart etc., und sage nur, dass ich am 8. Oktober wieder in St. Nazaire war, um nach Surinam zurückzukehren. Es war das schöne Dampfboot Impératrice Eugenie, mit dem wir die Ueberfahrt machen mussten, und lag anf der Rhede vor der Stadt. Bei stürmischer See fuhren wir mit dem kleinen Dampfboot Belle Isle an Bord, wo wir wieder eine ganz ansehnliche Gesellschaft trafen, unter der sich auch wiederum der Klerus bemerklich machte. Die Kompagnie ist so liberal, allen kathol. Geistlichen, Nonnen und Schulbrüdern unentgeltlich Passage zu gewähren, nur müssen dieselben 10 Frank täglich Kostgeld bezahlen. — Wir waren wieder bei zweihundert Passagiere, die nun, als der Winter nahte, in ihre mildere Heimath zurückkehren wollten.

Das Wetter war bei unserer Abfahrt rauh und stürmisch, und die meisten Passagiere lagen in ihren Betten; nur wenige wagten sich aufs Verdeck. Erst als wir aus dem Biskaischen Meerbusen und im freien Ocean waren, wo die Wellen länger und gleichmässiger sind, genasen auch allmälich die Seekranken. Die frische Luft ist das beste Mittel dagegen. So krank man auch manchmal ist, so kommen doch Scenen vor, die unwillkürlich zum Lachen reizen. So hielt ich mich, da das Schiff heftig hin- und her schwankte, am Mittelmast, als ein junger Spanier in meiner Nähe sein Sacktuch herauszog, um sich den Schweiss abzutrocknen; dadurch verlor er das Gleichgewicht, stürzte auf mich zu, um sich an mir zu halten, beschmutzte aber in demselben Augenblick meine Weste von oben bis unten. Ein jammervoller Blick auf mich, und sterbensmüde sank er auf eine Bank der Leeseite. Diese stürmische See hielt an, bis wir die Azoren hinter uns hatten und nach und nach in den Passatwind kamen, wo uns schon die warme Luft entgegenwehte.

Nun belebte wieder Scherz und Fröhlichkeit die Mahlzeiten und Tanz und Gesang die Abende; der Nordstern senkte sich allmälig, und das Kreuz stieg in aller seiner Pracht am südlichen Himmel empor. O ihr wundervollen Nächte, von denen man im Norden keinen Begriff hat, warum seid ihr alle dort zu treffen, wo man so wenig Sinn für euch, wie für die herrliche Natur überhaupt hat!

Am 22. tauchte das liebliche Martinique wieder aus den Wellen empor, und als wir ganz nahe längs der Nordküste fuhren, sahen wir einen Menschenhaufen, der durch Schiessen, Rufen, Wehen mit Flaggen und Taschentüchern uns seine Freude kund that; aber auch einer der unsrigen wehte mit dem Tuche, wobei ihm die hellen Thränen die Wangen herabliefen. Es war der Pfarrer dieser Diözese, den seine Beichtkinder zurückerwarteten, und der sich ebenso freute, sie wieder zu sehen. Kaum kamen wir in Fort de France an, als das Dampfboot Darien uns an Bord empfing und mit uns nach dem Süden dampfte. Sonntag den 27. kamen wir in Paramaribo an, aber da der Wanekreek unbefahrbar war, so musste ich Passage nach Cayenne nehmen, um von dort aus nach Hause zu kommen. Den 29. ankerte der Darien auf der Rhede von Cayenne. Etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt, ausserhalb der Bai, liegt ein kleiner Felsen „L'enfant perdu", der, ohne alle Vegetation, von jeder Springfluth beinahe unter Wasser gesetzt wird, und auf dem ein kleiner Leuchtthurm steht, in dem ein nicht sehr starkes Licht unterhalten wird, das den vorübersegelnden Schiffen den Eingang in die Bai andeutet. Die Wächter dieses Feuerthurms sind zwei Deportirte, die nichts zu thun haben, als die Leuchte zu unterhalten. Alle 14 Tage wird diesen Eremiten Wasser, Lebensmittel, Oel etc., von Cayenne aus gebracht, und ausser den Leuten die ihnen das Nöthige bringen, kommen sie mit niemand in Verkehr. — Nun war, wie man mir erzählte, kurze Zeit ehe der Darien in Cayenne ankam, einer der beiden Wächter plötzlich gestorben, ohne vorher krank gewesen zu sein, und sein Kamerad musste 8 Tage lang den verpestenden Geruch des Kadavers ertragen, bis das Boot wieder kam, denn ein Recht, die Leiche in die See zu werfen, hatte er nicht, weil er dann wegen Mordes in Untersuchung hätte kommen können. Jetzt erst, nachdem die natürliche Todesart constatirt war, wurde dem Einsamen ein neuer Leidensgenosse zugebracht.

Die Stadt Cayenne macht, auf den Abstand von einer Stunde gesehen, einen freundlichen Eindruck, obwohl man von der eigentlichen Stadt nicht viel sieht, weil sie durch die Hügel, auf denen das Fort Ceperou liegt, dessen schöne Kaserne besonders in die Augen fällt, versteckt wird; den Hintergrund bilden bewaldete Hügel von 3—400 Fuss Höhe, und gegen Osten sind die Inseln des pilots, père und la mère felsig und bewaldet, auf geringen Abstand vom Lande.

Der Hafen ist nicht tiefer als bei Paramaribo. Schiffe von 18 Fuss Tiefgang können kaum bis vor die Stadt kommen. Grössere

Kriegsschiffe löschen bei Ile du salut; die Stadt liegt auf einer Insel, welche durch die zwei Flüsse la Comté und Maiouri gebildet wird, hat enge, zum Theil steile Strassen, die meist höchst mangelhaft gepflastert sind. Der Boden auf dem die Stadt erbaut ist, besteht aus einer rothen Kleie, welche die Grundlage der ganzen Insel zu sein scheint. Die Häuser sind meist von Fachwerk gebaut, schlecht unterhalten und mit Wallabasingeln bedeckt. Die Strassen, in denen das Unkraut wuchert, und die nur wenig unterhalten werden, sind des Nachts mit Laternen erleuchtet. Selten sieht man ein hübsches Wohnhaus, und auch das Gouvernement-Gebäude hat ein sehr bescheidenes Aeussere, ist im Innern aber viel eleganter und zweckmässiger eingerichtet als das unserige in Paramaribo. Auch die Hauptkirche ist ein geschmackloses Bauwerk. Blos das Hospital macht eine Ausnahme, mehrere von Stein erbaute Flügel enthalten luftige Säle und Zimmer, sowohl für Bürger als Soldaten, Koolis und Deportirte. Im Mittelgebäude sind die Zimmer der Soeurs de St. Paul, und die sehr schön ausgestattete Kapelle des Hospitals. Die Superiorin, die mich, als ich einige Tage im Hospital von St. Louis krank war, dort verpflegt hatte, zeigte mir alle Zimmer und Säle, die auf das zweckmässigste eingerichtet sind. Wie man in den für Offiziere und Beamte eingerichteten Zimmern alle wünschenswerthe Bequemlichkeit findet, so sind auch die niedersten der Kranken, Koolis und Deportés, mit guten Betten, Gazevorhängen gegen Muskitten u. dgl. versehen; Kost und Pflege lassen nichts zu wünschen übrig. Gleich nach meiner Ankunft in Cayenne miethete ich für die paar Tage meines Aufenthaltes ein Zimmer bei einer Madame D..., einer alten lebhaften Frau, die mit ihrer steinalten Mutter den oberen Stock eines Hauses bewohnte und mir für zwei Frank täglich ein grosses Zimmer abtrat. Ich hatte am Morgen meinen Café au lait, während ich mein Dejeuner und Diner bei einem Restaurant nahm, wo ich stets Bekannte traf. — Für Frcs. 3 hat man schon ein gutes Dejeuner oder Diner mit drei verschiedenen Speisen, Wein und Kafee, wobei man aber die Reinlichkeit und das Zuvorkommende der Pariser Restaurants vermisst, denn zur Bedienung hat man blos Neger oder Koolis. — Um die Mittag- und Abendzeit sind alle Tafeln dicht besetzt, und während sich höhere Beamte in einem eigenen Zimmer absondern, ist hier die Gesellschaft ziemlich gemischt, und speisen Leute von allen Farben miteinander. Obgleich Paramaribo an Reinlichkeit, stattlichem Ansehen und Grösse Cayenne bedeutend übertrifft, so wird es, was gute Einrichtung und Komfort für einen Fremden anbelangt, dem kleinsten Dörfchen auf den Antillen nachstehen. Wehe dem Fremden, der ohne Empfehlungsschreiben nach der so gerühmten Stadt Paramaribo kommt; ausser den Schnapsschenken, in welchen der Neger, Kooli oder Matrose seinen Schluck stehend trinkt, bietet sich für ihn keine Gelegenheit dar, sich zu erfrischen, denn die Collegien (ein drolliger Ausdruck für Klub) sind ihm verschlossen, weil er, wenn er da etwas geniessen will, erst Mitglied werden muss.

— Das einzige „Hotel“ in Paramaribo, das Fremde beherbergt, hat so wenig Gäste, dass der Wirth, der wohl nie ein gut eingerichtetes Hotel gesehen hat, kaum die Mittel herausschlägt, um seine Sache auf die allereinfachste Weise zu betreiben; vier oder fünf Zimmer mit defekten Stubenschlössern, Armoirs, an welchen Schlösser oder Schlüssel fehlen, Bettladen mit Matrazen von Zolldicke, gebrochene Fensterscheiben, dazu Muskitten, dass man oft kein Auge schliessen kann, sind der Komfort, den der Fremde findet. Eine einfache Surinam'sche Küche, an die sich der Fremde nicht leicht gewöhnen kann, ohne jegliches Getränke, Wasser ausgenommen, bildet die Pension, welche fl. 5 per Tag kostet. — Alle Getränke sind enorm hoch besteuert, so dass der Wirth den gewöhnlichen Wein nicht unter 1 fl., das Bier aber nicht unter 60 Cts. die Flasche liefern kann. Aber woher kommt der Uebelstand, unter dem der Fremde in dem so „gastfreien“ Paramaribo besonders leidet? das ist eine leicht zu lösende Frage. In Cayenne ist ein immerwährender Wechsel von Soldaten und Offizieren, die alle zwei Jahre nach andern Kolonien detachirt, von Beamten, die auf unbestimmte Zeit ihre Aemter bekleiden und manchmal ganz unerwartet, und wenn sie auch Creolen des Landes sind, nach den Antillen, dem Senegal oder Cochinchina versetzt werden, die an ein ambulantes Leben gewöhnt, sich desshalb nie zu Hause fühlen, oder häuslich einrichten; überdiess ist unendlich mehr europäisches Element im französischen Guiana, abgesehen von der Transportation, wodurch aber auch eine Menge Beamter, Gensdarmen u. s. f. in die Kolonie gekommen sind; auch liegt im französischen Charakter schon ein grösserer Hang zur Geselligkeit, als in dem der Holländer. Anders aber ist es in Paramaribo, da ist Alles stabil, insoferne Zurückgang Stabilität genannt werden kann. Das Militär ist ein für die Kolonie speziell bestimmtes Bataillon und schon seit Olims Zeiten hier stationirt, wird nie abgelöst, sondern bei Passeporten und Todesfällen von Holland aus ersetzt. — Die Meisten der Offiziere haben Familie und Liegenschaft, so dass sie, wenn sie auch noch eine Reihe von Jahren ihre Pension erhalten, im Lande bleiben und in Frieden hier sterben. Nur höhere Beamte werden vom Ministerium von Holland gesandt, alle niederen ernennt mit Genehmigung des Königs der Gouverneur, der die Auswahl in allen Farben und den treu ergebensten Subjekten hat. Alle diese Beamten haben Familien, und ist bei den Subalternen das Einkommen noch so klein, so müssen sie eine „huishoudster“ Haushälterin haben, die ebenfalls in allen nur denklichen Schattirungen zu finden sind. Aber auch Schreiber, Ladendiener und andere, die unabhängig vom Gouvernement sind, Bursche von 16 Jahren führen ihre eigene Haushaltung, wie, das mag Gottt wissen, aber da man, wenn man sich mit der Landeskost begnügen will, sehr billig und billiger als in Europa leben kann, so können auch solche mit bescheidenen Mitteln sich, wenn sie wollen, ehrlich durchschlagen.

Nur höchst selten verirrt sich ein Fremder nach Surinam; was sollte er auch in einem Lande machen, wo keine Aussichten mehr sind? Unter diesen Umständen kann ein Hotel und eine Restauration nicht bestehen.

Die beiden Hauptrestaurationen in Cayenne, (es gibt aber noch einige andere) die am besuchtesten sind, gehören zwei Brüdern D., welche man statt mit aîné und cadet zu bezeichnen, D. le propre und D. le gras nannte. Des Abends beim Diner und bis gegen 9 Uhr herrschte bei Letzterem ein Verkehr, der mich lebhaft an die Abende in der Strada di porto in Neapel erinnerte, wo die niedere Volksklasse Maccaroni und gebackene wohlfeile Leckereien kauft und siedend heiss aus dem Kessel verzehrt. So auch hier bei D. le gras. Im Hofe und unter freiem Himmel umstanden Koolis, Neger, Deportirte und Weiber dutzendweise die Köche, die in einer grossen Pfanne Fische, Leber, Auberginen und Bananen in Schweinefett (saindoux) bucken und gegen kleine Münze an die Käufer austheilten, dabei hatte jeder seine Kalabasse mit Couac, der mit etwas zugegossenem Wasser anschwoll und eine Art dicker Teig wurde, der, wie die Zuspeisen, ohne Gabel oder Löffel mit den Händen gegessen wurde. Vor der Thüre sassen einige brasilianische Indianer, die mit ihren Küstenfahrzeugen (Tapoui's) Couac aus Para gebracht hatten; sie hatten kleine Guitarren und sangen mit näselnder Stimme portugiesische Lieder. Alles war Lust, Scherz und Lachen, und als die Mahlzeit beendigt war, tranken die, welche noch einige Sous hatten, einen coup sec (Schnaps), und nach so beendetem Diner gingen sie nach Hause.

Nicht weniger interessant war mir der Marktplatz; er ist zwar unbedeckt, aber Fisch- und Fleischhalle sind Vorzüge, die wir in Surinam nicht kennen. Auch hier sieht man, wie verschieden die Lebensart in beiden Ländern ist. Bananen, welche in Surinam massenhaft auf den Markt kommen, weil sie die Hauptnahrung der arbeitenden Klasse sind, sieht man in Cayenne selten, und eben so Yams, napis, Taiers, die auf den bessern Tischen Surinams nicht fehlen dürfen. Dagegen ist der Markt wohl versehen mit Gemüsen und Salaten, die wieder in der Trockenzeit bei uns nicht zu bekommen sind. Nie sieht man in Paramaribo europäische Frauen ihre Einkäufe auf dem Markt machen, ja farbige sind zu stolz dazu; man schickt das Negermädchen, um das Nöthige zu kaufen. In Cayenne aber gehen die Frauen niederer Beamten mit ihren Körbchen selbst auf den Markt und kaufen was sie brauchen, denn weil es so Gebrauch in Frankreich ist, so schämt man sich auch hier nicht dieser Sitte.

Das Leben ist billiger als in Surinam, aber die Küche von der unserer Kolonie total verschieden. — Von Erdfrüchten wird wenig Gebrauch gemacht, Brod darf aber nicht fehlen. Die verschiedenen Arten gesalzenes, getrocknetes, geräuchertes Fleisch und Wurst, die wir in unserer Haushaltung gebrauchen, kommen in Cayenne wenig

in Anwendung, dagegen wird allgemein Wein getrunken, dessen Genuss in Surinam sich nur der reichere Bürger erlauben darf.

Die arbeitende Klasse lebt von Couac und gesalzenem Fisch, bei dem aber Schmalz nicht fehlen darf, und ist diese Kost ohne Zweifel kräftiger als unsere Bananen.

Am zweiten Morgen machte ich meinen Besuch beim Gouverneur, der so freundlich war mich zum Dejeuner einzuladen. — Im Hofe ist unter schönen blühenden Gewächsen ein Springbrunnen und vor dem Hause eine grosse Fontaine aus teracotta, die man aber nur springen lässt, wenn in den Regenzeiten kein Mangel an Wasser ist. Im Garten des Gouverneurs stehen mehrere sehr grosse Mangos, in denen herrliche Sorten eingepfropft sind. Leider geben die gepfropften nicht den zehnten Theil der Früchte die sie ungepfropft geben, aber diese veredelten Früchte sind denn auch von der grössten Vollkommenheit, wohl zwei Faust gross, mit dünner Schaale, kleinem, plattem Kerne und nicht faserig wie die gemeine Mango, rothgelb und vom herrlichsten Geschmack.

Ich machte mich am dritten Morgen auf den Weg nach Bourotta, so wird der Hügel genannt, von dem auf etwa 12 Kilometer Abstand in grossen eisernen Röhren das Trinkwasser hergeleitet wird, das die Brunnen der Stadt speisst; das aber in der Trockenzeit etwas sparsam fliesst, wesshalb die Brunnen nur am Morgen und am Abend unter Aufsicht der Polizei geöffnet und über Mittag und Nacht geschlossen werden.

Der Weg nach dem Hauptreservoir auf Bourotta war gut unterhalten; en passant besuchte ich den daran liegenden, mit einer Bambushecke umgebenen Kirchhof, auf dem ich auch manche bekannte Namen fand, und mich nur wundern musste, wie schlecht unterhalten dieser Kirchhof war. — Und doch war in einigen Tagen das Allerseelenfest, wo jeder Katholik die Gräber der Seinigen besucht und schmückt.

Wir kamen an Waiden und kleinen Kostäckern vorbei, wo Roku gepflanzt war, und an einem Exercierfeld vorüber, wo die Artillerie sich im Verfertigen von Schanzkörben übte, und wo mit Kanonen nach der Scheibe geschossen wurde. Das Land schien viel weniger fruchtbar zu sein, als die Umgebung von Paramaribo, wo der Boden aus Muschelsand besteht. — Alle kleinen Kostäcker an denen ich vorbeikam, waren ebenso schlecht unterhalten, wie die unserer Neger, die übrigens den Vorzug eines besseren Bodens haben. Sieben Kilometer von Cayenne ist Mont Joly, wo früher die Sträflinge sich befanden, deren Strafzeit beendigt war, und die nun eben so lange als diese gedauert hatte, unter Aufsicht der Polizei standen. Jetzt befanden sich aber blos Deportés hier, welche den Weg zur Wasserleitung zu unterhalten hatten.

Weitere fünf Kilometer erhob sich nahe am Seeufer der Berg, auf dem das Reservoir war. Es lag etwa 150 Fuss über dem Meeresspiegel. Ein kleines Bächlein, das vielleicht noch 50 Fuss höher

herabkommt, ist hier in das Reservoir, einen grossen, viereckigen, gemauerten Behälter geleitet, von welchem die gusseisernen Röhren nach der Stadt gelegt sind. — Der Zufluss betrug jetzt am Ende der Trockenzeit höchstens 15 Liter in der Minute, wird aber in der Regenzeit wohl fünfmal so viel betragen. — Ein Deportirter bewohnt hier ein einsames Häuschen und hat den leichten Dienst, Blätter und dürre Zweige, die von den Bäumen herabfallen, herauszunehmen und das Reservoir zu reinigen. Ich theilte redlich meinen Wein und meine Wurst mit ihm und nahm ein Bad in der See, deren Wasser beinahe eben so trübe ist als an der surinamschen Küste. Doch ist der Strand voll Felsen und Klippen, an denen schmackhafte Austern sitzen, die in Cayenne auf dem Markte verkauft werden. Den Rückweg nahm ich längs des Seeufers und besuchte den Garnisonsgarten, in dem in einem hübschen Hause, das einem arabischen Kiosk gleicht, etwa 20 Soldaten wohnen, welche diesen Garten bebauen, der für die ganze Garnison hinlänglich Salat und Gemüse liefert. Ich besichtigte auch die Ziegel- und Kalkbrennerei, die daran grenzt, und wo Seemuscheln mittelst einer Form in Lehmkugeln eingeschlossen, anhaltendem Feuer ausgesetzt, einen guten Kalk geben. Es ist eine langweilige Procedur, zu der Leute gebraucht werden, von denen man keinen andern Dienst erwarten kann.

Was den Holländer und Deutschen in den französischen Kolonien am meisten befremdet, und was man bei einer Nation, die sich rühmt, im Besitze einer feinen Lebensart par excellence und des höchsten Comforts zu sein, vermisst, ist das Fehlen der Abtritte, wo man ganz einfach, wie zu Göthe der einst in Italien darnach fragte, sagt: par-ci par-là, einen auf die Bühne oder auch wohl in die Küche weisst, wo Behälter dazu stehen, vor denen man zurückbebt. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit meines ersten Aufenthalts in Paris im September 1860. — Neben dem vielen Herrlichen, was die Kunst in ihren verschiedenen Zweigen bietet, und wodurch Paris auch die Weltstadt zu sein verdient, die sie ist, sieht der Fremde, ohne dass er gerade nöthig hätte, sich zur untersten Volksklasse herabzubemühen, manchmal unter gebildeteren Leuten eine cynische Gleichgültigkeit in Sachen, an welche die gleichen Stände anderer Nationen sich nicht gewöhnen könnten.

Ich besuchte meinen theuersten Jugendfreund P. Th. und fand ihn in einem kleinen Hotel „Union“ in der rue des marais. In diesem Hotel logirten gut und billig etwa 20 Fremde, auch Frauen, ausser mir alles Franzosen, Commis, Buchhalter, Künstler, Buffetdamen etc., eine gebildete und unterhaltende Gesellschaft. Ich gab den Wunsch zu erkennen, auch hier zu logiren, denn Zimmer, Tafel u. s. w. alles gefiel mir, und die Pension war blos frs. 5. — Mein Freund bat mich aber, ehe ich meinen Koffer kommen lasse, auch die Schattenseite dieses Hotels zu betrachten, und brachte mich in das obere Stockwerk. — Das Haus hatte früher dem Scharfrichter Samson gehört und scheint ein maison de plaisance gewesen zu sein,

denn der ganze obere Stock war früher ein grosser Saal, mit weissen Stukkaturarbeiten und Spiegeln in goldenen Rahmen, die vom Boden bis zur Decke reichten. Der jetzige Besitzer hatte diesen Saal zu vier Zimmerchen verwendet, indem längs der einen Seite ein Corridor angebracht war mit den vier Thüren dieser Zimmer. An der andern Seite befanden sich deren Fenster. Am Ende des Korridors, der wie der ganze Saal eine Marmorflur hatte, war ein rundes Loch, mit einem Deckel von Blei. An der Wandseite aber ein deckenhoher Spiegel, in der Ecke ein Besen. Das war der Abtritt für sämmtliche Commensalen; die Männer und Frauen am Morgen manchmal vier bis fünf in traulichem Gespräch und noch traulicherer Toilette, ohne allen Anhaltspunkt, vor dem Prachtspiegel sitzend, der aber durch die Menge von allerlei Zeichnungen auf der Unterseite undurchsichtig geworden war, ihre Nothdurft verrichtend. Wie im Pfänderspiel der Letzte bezahlen muss, so verstand es sich auch hier stillschweigend, dass der Letzte mit dem Besen das Abgelegte in das Loch fegen und dann den Deckel wieder darauf rücken musste. — So sehr mich diese bodenlose Schweinerei frappirte, so konnte sie mich doch nicht abhalten, im Hotel Union zu logiren, wo Küche, Betten, Bedienung und angenehme Gesellschaft nichts zu wünschen übrig liessen.

Am vierten Tag nach meiner Ankunft musste der Casabianca nach dem Maroni, und kehrte ich auf ihm nach Albina zurück. Wir verliessen um 6 Uhr Morgens Cayenne und ankerten bereits um 10 Uhr an Ile royal, der grösseren Insel, auf der die Penitenciers und Ateliers sich befinden. — Der ursprüngliche Wald ist ganz ausgehauen, und zwischen den Gebäuden sind Bäume gepflanzt und Gärtchen angelegt, die man auf alle Weise gegen die Angriffe der grossen Cassaveameise zu schützen sucht. So ist jeder Baumstamm von einem runden blechernen Gefässe umgeben, das mit Wasser angefüllt, die Ameisen verhindert, den Baum zu erklimmen. Oben auf dem Berge, von dem man eine schöne Aussicht auf die Küste von Kourou bis zu den Irakoubobergen hat, steht die schöne Kapelle, das Hospital und das Presbytère, Alles von Bäumen und Sträuchen umgeben. Eine Allee von Sandbüchsenbäumen (hura crepitans) umzieht den Gipfel, an dessen Abhang in einer grossen gemauerten Cisterne das Regenwasser aufgefangen wird, denn Quellwasser oder Brunnen giebt es nicht. — In den Ateliers werden alle Reparaturen für Dampfmaschinen gemacht, Leder gegerbt, Kleider und Schuhe verfertigt. Die Gefangenen beschäftigen sich, wie in den französischen Bagnos, in ihren Freistunden damit, allerlei Gegenstände aus Kokosnüssen, Haifischzähnen und den Stacheln grosser Welse anzufertigen, welche sie dem Fremden zum Verkauf anbieten. Ehe wir die Insel besuchten, machte ich meine Aufwartung bei dem Stationskommandanten der Antillen, Admiral Baron de Meckay, der mit der Fregatte Semiramis vor Ile royal lag und mich hatte einladen lassen; der Admiral besuchte einige Tage später auf einem

kleinern Dampfer den Maroni, und hatte ich hiebei die Ehre ihn auf Albina zu sehen. Es war das erste Mal, dass ich ein so grosses Kriegsschiff sah.

Wir frühstückten beim Médecin en Chef in seiner zierlichen Wohnung auf Ile royal und kamen gegen 2 Uhr an Bord des Casabianca zurück, wo die Matrosen eben einen wohl 5 Meter langen Hai gefangen hatten; das schreckliche Thier hing an einer der Raen, und war man gerade damit beschäftigt, den Bauch aufzuschneiden, in dem man drei noch ganz unverdaute Füsse eines Ochsen und einen stark mit Nägeln beschlagenen Schuh fand. Vom Fische behielt man blos den Rachen, den der Kommandant hübsch maceriren lassen wollte. Das Fleisch hieb man in Stücke und warf es über Bord, wo es in wenigen Minuten von den kleinen und grossen Kameraden des Gefangenen verschlungen wurde. Die See, welche diese Insel bespült, ist überreich an diesen Bestien, und es soll, da die Leichen der Deportés, die auf Ile royal sterben, nicht begraben, sondern in die See geworfen werden, ein schauderhafter Anblick sein, wenn eine Leiche, noch ehe sie untergesunken ist, von den Haifischen zerrissen wird. Diese Fische wissen ganz genau, dass ihnen ein Frass bevorsteht, wenn oben das Todtenglöckchen in der Kapelle läutet, und der in ein altes Leintuch gehüllte Todte durch 4 seiner Leidensgefährten vom Hospital herab auf einen grossen, platten Felsen getragen wird. Hat der Priester die Leiche eingesegnet und mit Weihwasser besprengt, so wird sie ins Wasser geworfen, wo dann die Fische sich auf den Rücken drehen und unter hin- und herzerren den Todten zerreissen.

Herrschen, was schon einige Mal vorkam, Seuchen oder das gelbe Fieber auf Ile du salut, wobei oft 5—6 Deportés per Tag sterben, so feiern wie man sagt, „les requins la noce.“ — Die andere Zeit geht es spärlich zu, und müssen sie oft kümmerlich an die Kost kommen.

Stirbt aber ein Soldat oder sonst ein Mann, der in der Kategorie „ehrlich“ ist, so haben die Haifische das Nachsehen, denn der Todte wird auf dem Kirchhof von Kourou begraben. Gegen Abend fuhr der Casabianca ab, wir passirten noch bei Tage die Felsen von Malmanouri, und am dritten November 8 Uhr Morgens war ich wieder bei den Meinen auf Albina.

Dreizehntes Kapitel.

Der Zweck meiner Reise, eine Freistellung von dem Zolle zu bekommen, mit dem vom 1. Juli 1868 an alle Waaren besteuert werden sollten, war gescheitert, denn der Minister überliess die Sache

dem Gouverneur, der aber keine Ausnahme zu meinen Gunsten machen konnte. — Selbst der Oberbeamte im Haag, der die westindischen Angelegenheiten zu besorgen hatte und dieselben genau kennen musste, weil er mehrere Jahre lang in der Kolonie gewesen und da noch begütert war, fand, dass es schwierig sei, eine Ausnahme zu meinen Gunsten zu machen, so lange nicht ein besonderer Beamter an diesem Grenzfluss angestellt sei, aber er verwunderte sich, dass ich mich darüber an den Minister gewendet habe, da bei der Abgelegenheit meines Wohnortes, wo ich allein Herr und Meister sei, es Niemand wissen könne wenn ich Schiffe direkt kommen lasse und importire, was mir beliebe; das war aber meine Meinung nicht, ich wollte gesetzlich haben, was mir ebensowohl im Interesse der Kolonie und des Mutterlandes zu liegen schien, als in meinem eigenen, und was, da ja ausser mir kein anderer Bewohner auf dem holländischen Ufer war, Niemanden in unserer Kolonie von einigem Nachtheil sein konnte.

Unter der Zollerhöhung, die mit dem ersten Juli eingeführt wurde, litt nicht ich allein, da ich wie früher gesagt, für meine eigene Sicherheit zu sorgen hatte, die mir das Gouvernement, das mir doch Steuern abforderte, nicht gewähren konnte, sondern die holländische Industrie; denn während ich früher in einem Jahr an meine französischen Nachbarn etwa 600 Körbe Bier à 31 Litres verkaufte, war der Verschluss mit einem Male aus, weil ich nun wegen des Zolles sieben Franks per Korb mehr hätte verlangen müssen; das französische Bier wurde also wieder eingeführt, weil es jezt ungleich billiger als das holländische war. — Aber auch in Surinam wurden die nachtheiligen Folgen dieser Zollerhöhung empfunden; denn da z. B. Bier, das ein holländisches Produkt ist, nun einen so bedeutenden Zoll zu entrichten hatte, so behalfen die weniger bemittelten Einwohner, und diese sind numerisch die Hauptzahl, sich mit Regenwasser, das blos manchmal in ungewöhnlich langen Trockenzeiten etwas kostete, und die Einfuhr von Bier verminderte sich so beträchtlich, dass jetzt mehrere tausend Körbe weniger aus dem Mutterlande ankamen, als in früherer Zeit; dadurch litt die Industrie, und die Einkünfte erreichten nicht die Höhe, welche man erwartet hatte. Werden Zölle in einem Lande eingeführt, und die finanzielle Lage eines Landes kann sie rechtfertigen, so müssen alle Bewohner gleich daran betheiligt sein; aber während man an der Gränze des britischen Guiana den Kaufleuten, wenn sie Waaren nach jener fremden Kolonie verkauften, die bezahlten Zölle zurückerstattete, oder einen sogenannten Drawback verabfolgte, hatte ich dieses Recht nicht, und war desshalb mein Handel in den so hoch besteuerten Waaren vernichtet.

Es war nun inzwischen ein anderer Gouverneur gekommen, der auch den Maroni besuchte und die eigenthümlichen Verhältnisse kennen lernte. — In einem so menschenarmen Lande wie Guiana

steigt der Mensch im Werth, und verursacht schon die Einfuhr fremder Arbeiter so viele Unkosten, ohne dass man weiss, ob sie Klima und Arbeit auch ertragen und so die gemachten Kosten vertragen, desto mehr stellt man die inländischen Hände auf Preis. So war es denn auch bei den den Maroni bewohnenden vier Negerstämmen, deren einer, der Stamm der Bonnineger, bereits, wie ich früher erwähnte, durch die Franzosen annectirt war, obwohl diese kein Recht dazu hatten, da die Bonnineger Abkömmlinge unserer Sklaven sind und das holländische Ufer der Lava bewohnen.

In den ersten Jahren der Transportation waren die Deportirten zum Landbau verpflichtet. Was das Gouvernement an Bauholz gebrauchte, wurde unter Aufsicht von Sachkundigen durch Sträflinge bearbeitet. Aber schon in dieser Zeit war die Aufmerksamkeit des französischen Gouvernements auf die den Maroni bewohnenden Negerstämme gerichtet, obgleich es selbst sie nicht zu beschäftigen gedachte. Französische Priester machten Reisen auf die Negerdörfer, um deren Bewohner im Christenthum zu unterrichten; bei ihren Krankheiten, und deren sind gar viele, kam man ihnen, obwohl nur einzelne in den Hospitälern aufgenommen wurden, hilfreich entgegen, und so suchte man auf alle Weise diese holländischen Unterthanen an die französischen Niederlassungen zu attachiren. War ja selbst ich bei meinem Handel durch alle Hülfe und Gefälligkeiten, die mir das französische Gouvernement bewies, den Franzosen herzlich zugethan.

Obwohl der Landbau die Basis sein sollte, worauf diese Penitenciers agricols des Maroni gegründet waren, so etablirten sich auf St. Laurent ausser den Handwerkern auch Kaufleute, die alle Hülfsquellen des Maroni auszubeuten suchten; dazu bot der Holzhandel die beste Gelegenheit. — Dieser war bis jetzt allein in meinen Händen.

Nun war trotz der Waldungen, die das französische Guiana eben so gut wie Surinam hat, seit der Emancipation von 1848 alle Handarbeit viel theurer geworden, und mit dem Holzhau beschäftigte sich niemand mehr. — Begreiflicher Weise sah man auf St. Laurent ein, dass das Holz, das man von den Buschnegern billig bekommen konnte, trotz der Schiffsfracht in Cayenne noch Vortheil bringe. Es entstand ein lebhafter Handel darin; Schoonerladungen mit Brettern und Bauholz wurden nach Cayenne geschickt, und die Buschneger fanden bald, dass sie in den Läden von St. Laurent jetzt, wo der Zoll auf meine Waaren drückte, wohlfeiler kaufen konnten. — Durch die Konkurrenz mit den Franzosen nahm mein Holzhandel ab und arbeiteten die Buschneger lieber für diese, die alle Arten Holz in kleinen Dimensionen kauften, als für mich, der für den Schiffsbau in Amsterdam blos lange, grosse, fehlerfreie Stücke in wenigen Arten kaufen konnte. Einige der Kaufleute auf dem französischen Ufer betrieben ihre Sachen so, dass sie sich eigene Küstenfahrzeuge kauften, und ihre Waaren, worunter Wein und Getränke obenan stand, direkt aus Frankreich bezogen.

Je mehr also mein Handel abnahm, weil ich alle höher besteuerten Waaren nicht mehr führen konnte, desto mehr breitete sich der französische aus. Ich dachte also auch auf Mittel, um die gegen mich so ungerechten surinamischen Gesetze zu umgehen, nicht um einen Schmuggelhandel zu treiben, der blos möglich gewesen wäre, wenn auf unserem Ufer ausser mir noch andere zinspflichtige Bewohner sich aufgehalten hätten, oder ich fremde Waaren unverzollt in die bewohnte Kolonie eingeführt haben würde. Ich setzte mich desshalb mit französischen Kaufleuten in Cayenne und Marseille in Verbindung, und liess die in Surinam so besonders hoch besteuerten Gegenstände als Wein, Liqueur, Gewehre u. s. w. direkt aus Frankreich kommen, bezahlte der französischen Douane den geringen Zoll, und konnte diese nun um denselben Preis verkaufen, wie die Franzosen. — Um aber diesen meinen Handel auszubreiten und den verlorenen Einfluss wieder zu gewinnen, hatte ich meinen Bevollmächtigten in Amsterdam gebeten, mir dort einen Schooner von 50 Tonnen bauen zu lassen und zwar nach dem Modell, das mir der Schiffsbaumeister gezeigt hatte. Freilich besass ich die fl. 11,000 nicht, die der Schooner gekostet hätte, aber ich hatte zwei Ladungen Holz, und meine Einkünfte waren gesichert. Nun sind Amsterdamer Kaufleute in Sachen, die mit Surinam in Bezug stehen, etwas vorsichtig, was man ihnen so sehr nicht übel nehmen kann; denn trotz seines mündlichen Versprechens, mir den Schooner zu kreditiren, schien mein Korrespondent doch später einiges Bedenken zu tragen, weil er statt des Schooners, der neu verfertigt werden sollte, eine doppelt so grosse Schoonerbrigg, die in Altona ausgeboten wurde, um den geringen Preis von fl. 6000 kaufte, „een koopje" wie man in Holland sagt. — Als aber das Schiff, das „Carolina" hiess, in Amsterdam angekommen war, mussten in dasselbe noch fl. 9000 verbaut werden, so dass ich statt für fl. 11,000 ein blos halb so grosses neues, das für unsere Küste gepasst hätte, nun für fl. 15,000 ein grosses altes Schiff bekam, das viel zu gross und tiefgehend für unsere Gewässer war. Die gute Caroline hatte bei einer sehr dauerhaften Körperkonstitution, wodurch sie manchen Puff und Stoss vertragen konnte, die Untugend schlecht zu lufen, das heisst in den Wind zu drehen und schlecht bei dem Wind zu segeln. — Vor dem Wind aber konnte sie es mit jedem Schiff aufnehmen; dabei hatte sie für ein so kleines Schiff einen viel zu grossen Tiefgang, da sie geladen über 10 Fuss tief ging. — Leider ist an unserer Küste ein Schiff, das obige Untugenden hat, für den Eigenthümer eine ruineuse Sache, denn da der Wind stets aus Nordost, Ost oder Südost weht, so ist jede Fahrt nur durch Auflaviren möglich. Schon bei der ersten Reise nach Cayenne, die jeder Schooner in drei bis vier Tagen macht, hatten wir neun Tage nöthig, und zu einer Reise von Surinam nach Albina, die in eben dieser Zeit vollbracht wird, gebrauchte meine Caroline volle 46 Tage.

Zu gross für ein Küstenfahrzeug, zu klein für die grosse Fahrt nach Europa, hatte ich 6 Mann Equipage zu unterhalten, mit denen eben so gut ein Schiff von 200 Tonnen, das häufig nicht mehr kostet als meine Caroline, fahren konnte. Durch ihre unendlich langen Reisen hatte ich statt Gewinn in den 4 Jahren, in denen ich der glückliche Besitzer war, über fl. 20,000 Verlust. — Da ich die Küstenfahrt mit dem dazu ganz untauglichen Fahrzeug aufgeben musste, so liess ich es direkt zwischen Amsterdam und Albina fahren, ebenso fuhr es für meine Rechnung zwischen Amsterdam und Oporto, aber überall war Schaden, so dass ich, nachdem ich zwei Ladungen Holz nach Guadeloupe damit gebracht hatte, es Ende 1873 in Amsterdam verkaufen liess.

Schon seit dem Jahre 1858 war im französischen Guiana, und zwar im Aprouak, Gold gefunden worden, und es hatte sich in Frankreich eine Gesellschaft gebildet, um diese Goldlager ausbeuten zu lassen. Das Gold fand sich meistens im Gerölle der Bergbäche als Staub, und wohl auch in Stückchen von 200 bis 300 Gramm und noch schwerer, war vermischt mit Quarz und andern Mineralien und war bei einer Tiefe von $^1/_2$ bis 3 Meter zu finden. Erst später, denn die Aktiengesellschaft hatte sich wieder aufgelöst, betheiligten sich bei dem Betriebe die Einwohner der Kolonie selbst, und theilweise mit so günstigem Erfolge, dass manche ein bedeutendes Vermögen erwarben. — So wurden vom Jahre 1869 bis 1870 auf einem Placer im Aprouak, wo 4 meiner Bekannten betheiligt waren, viele Monate hinter einander jeden Monat durchschnittlich 38 Kilo reines Gold gewonnen, wobei höchstens der vierte Theil des Werthes für Unkosten aufging. Die ganze Gebirgskette, welche das französische Guiana nur wenige Stunden vom Meere ab durchzieht, wurde untersucht, und bald wurden mit mehr oder weniger Erfolg Placers in La Comté am Sinamari und Amanabo angelegt. Diese Gebirge durchziehen zwischen dem 5. und 4. Breitegrad ebenso den Maroni, als ganz Surinam, und wurde auch schon im Jahr 1868 im Siparawinifluss Gold in geringer Menge gefunden. — Ueberall wurden nun von den Franzosen Untersuchungen angestellt, und der wenige Landbau, der seit der Emancipation noch betrieben worden war, ging dadurch ganz zu Grunde, denn die Neger zogen vor, gegen den hohen Lohn von 3—5 Franken täglich und Kost in den Placers zu arbeiten, statt auf den wenigen Pflanzungen für Fr. 1. 50 bis Fr. 1. 80, ohne Nahrung eine geregelte Feldarbeit zu verrichten. So musste das Hauptlebensmittel des französischen Guianas, der Couac oder das Maniokmehl, das früher in der Kolonie selbst angebaut und bereitet wurde, jetzt aus Brasilien bezogen werden, und die Neger von Mana, deren Reiskultur für die ganze französische Kolonie so wichtig gewesen war, wurden von nun an auf den Placers am Amanabo mit ostindischem Reis gefüttert, der jetzt aus Marseille oder Demerara in Cayenne eingeführt wurde.

Das französische Gouvernement, noch mehr wie das holländische, auf die Unterstützung des Mutterlandes angewiesen, beförderte auf jegliche Weise die Goldindustrie, wobei, nebendem dass fremde Kapitalien in die Kolonie kamen, durch Vermiethung von Ländereien gegen 10 Centimes per Hektar jährlich und 5% Ausfuhrzoll, das Kilo Gold zu Fr. 3000 gerechnet, in die koloniale Kasse nicht unansehnliche Zuschüsse flossen. Die zum Unterhalt der wenigen Pflanzungen aus Bengalen eingeführten Koolis wurden ebenfalls zum Goldgraben verwendet, und viele davon unterlagen in den feuchten Waldungen dem ungesunden und ungewohnten Geschäft, so dass die Goldindustrie in jeder Beziehung dem Landbau hinderlich ward.

Mein Handel, bei dem mein Neffe mich treulich unterstützte, liess mir viel freie Zeit übrig, das wusste denn auch der gute Père Jardinier, der schon seit dem Anfange der Penitenciers Pfarrer auf St. Laurent war; der einzige der Jesuiten, der sich um mein Seelenheil bekümmerte und mir schriftlich und mündlich anlag, den alleinseligmachenden Glauben anzunehmen. Ich konnte dem guten Manne nicht böse sein, und es schmeichelte mir sogar, dass sich Jemand noch um meine Seele bekümmerte, die schon seit den Kinderjahren so ziemlich sich selbst überlassen war; ich wollte ihm desshalb, als er eines Tages mich bat, ein für die katholische Kirche verdienstvolles Werk zu thun, seine Bitte nicht abschlagen, um so mehr, als ich die Zeit hatte, und meine anderen Geschäfte dadurch nicht beeinträchtigt wurden. — Es betraf nämlich die Uebersetzung der Bulle „Inefabilis Deus“, worin Pius IX. die unbefleckte Empfängnis Marias zum Dogma erhob, in die Negersprache, oder, wie sie in der Kolonie heisst, Negerengelsche. Es seien, so erzählte mir der père, in allen Ländern der Welt, und wo der Katholizismus seine Bekenner habe, Uebersetzungen dieser Bulle in die Landessprachen, ja selbst in die verschiedenen Patois gemacht, und wären schon mehr als 300 solcher Uebersetzungen im Vatikan in einem Schranke von wohlriechendem Holz (cedro digna opera) beieinander aufbewahrt*).

Diese Uebersetzung, meinte der père, könne ich, als gründlich mit der negerenglischen Sprache vertraut liefern. Der Antrag kam mir sonderbar vor, denn obwohl ich fertig die Landessprache spreche, so hatten alle meine Diskurse mit den Negern nur immer das Handgreifliche zum Zweck, und meine Redekunst hatte sich ihnen gegenüber nie ins Uebersinnliche verstiegen. Der père hatte ein Exemplar der Bulle in lateinischer und französischer Sprache mitgebracht; alle meine Einwendungen, dass die an rhetorischen Figuren und intellectuellen Begriffen so reiche Abhandlung sich unmöglich in einer so armen Sprache, wie die negerenglische, wiedergeben lasse, halfen nichts; ich solle, meinte er, die Wörter umschreiben, und wo man eben absolut keins habe, ein neues schaffen. — Gerade die Mühe,

---

*) Viele Jahre später las ich, dass Präsident Mac Mahon dem Pabste einen kostbaren silbernen Behälter für diese Sammlung verehrt habe.

die mir die Uebersetzung machen würde, und die Schwierigkeit, die passenden Wörter zu finden, spornten meinen Ehrgeiz an, die Bulle zu übersetzen.

Sehr bekannt mit den Herrnhutern, hätten diese mir die beste Anweisung geben können, aber ich wollte sie nicht um ihre Hülfe bitten, sondern kaufte, um allen Ruhm allein zu haben, blos ein Wörterbuch und eine Uebersetzung des neuen Testamentes, wo ich vorab in der Apokalypse die der Bulle analogen Ausdrücke zu finden hoffte.

So begann ich nun die Arbeit, die ich nach drei Wochen, in welchen ich jeden Tag drei bis vier Stunden lang daran thätig war, vollendete, und hübsch in lateinischer und negerenglischer Sprache auf Velin-Papier geschrieben, dem Père übergab. Ist sie nun dem silbernen Schranke Mac Mahons einverleibt, so wird sie in saecula saeculorum von meinem Fleisse zeugen, wiewohl ich meinen Namen nicht darunter geschrieben habe. — So viel Mühe ich mir damit auch gab, so fürchte ich doch, dass es eine Uebersetzung ist, die an Unverständlichkeit ihres gleichen sucht.

Ich habe erzählt, wie ich vor zwölf Jahren eine Ladung Holz nach Barbados gebracht habe. Seit jener Zeit nun hatte der Handel mit unsern Holzarten bedeutend abgenommen; theils kamen auf den Antillen die Windmühlen immer mehr in Abnahme und wurden durch Dampfmaschinen ersetzt, theils aber wurden unsere viel dauerhafteren Hölzer von den amerikanischen verdrängt. — Selbst in Surinam wurde viel mehr amerikanisches als inländisches Holz verwendet, denn jenes kostet kaum die Hälfte von diesem. Die Sägemühlen in den nördlichen Staaten und in Canada liefern Balken und Bretter in allen nur denklichen Dimensionen, so dass man beim Häuserbau die Balken nur zu passen und zu fügen hat, während unser Holz oft noch bearbeitet werden muss, ehe es verwendet werden kann.

Ich hatte nun von Guadeloupe Aufträge erhalten, in Folge deren ich, nachdem ich jedesmal für einen Stellvertreter meines Amtes gesorgt hatte, zweimal diese schöne Insel besuchte, im Juli 1870 und im Mai 1872, also vor und nach dem unglücklichen Brande, der die Stadt Point à Pitre fast verwüstete, und zwar mit meiner so theuren Karoline, jedesmal befrachtet mit einer Ladung des besten Holzes.

Was man Guadeloupe nennt, besteht aus zwei beinahe gleich grossen, durch einen Seearm „la rivière salée", worüber eine Fähre fährt, getrennten Inseln, von durchaus verschiedener Formation.

Sie bilden eine für Schiffe sehr sichere Bai, an deren nordöstlichem Ende die Stadt Point à Pitre liegt. Diese Bai ist voll Inselchen, Bänken und Riffen, die aber überall gut betonnt sind. Wegen dieser für die Schiffahrt so günstigen Lage ist Point à Pitre auch der bedeutendste Handelsplatz der Insel, und mögen manchmal wohl 80 bis 100 grosse Schiffe vor der Stadt liegen, die aus Frankreich und Amerika Lebensmittel, Baumaterial, Steinkohlen, Maul-

esel und dgl. bringen und mit Zucker, Rum, Orleans, Farbholz und Kaffee beladen und zwar die meisten nach Frankreich abgehen.

Eine ebenso lebhafte Verbindung findet mit den umliegenden Inseln statt, denn nur wenige Meilen entfernt liegt im Südwesten die Inselgruppe les Saintes, im Süden Marie galante, im Osten aber Desirade, die alle ihre Erzeugnisse nach Point à Pitre bringen und ihre Bedürfnisse von da abholen.

Als ich die Stadt 1870 zum ersten Male besuchte, war sie ganz auf europäische Art gebaut, und hätte man nicht überall braune und schwarze Gesichter gesehen, so hätte man meinen können, sich in einer kleinen Stadt Frankreichs zu befinden. Gerade Strassen mit Häusern von drei bis vier Stockwerken, ohne Hofraum oder Gärten, die untern Wände bedeckt mit Anzeigen und Reklamen in allen Grössen und Farben, und die Strassen gepflastert, mit schmalen Trottoirs längs der Häuser. Statt Alleen von Palmen oder Tamarinden, die Paramaribo ein so freundliches Ansehen geben, sieht man hier nur den Sandbüchsenbaum, der die Markthalle und den Theaterplatz umgiebt, und dessen schönes, saftiges Grün und dichte Belaubung die wilde Kastanie des nördlichen Europa ersetzt.

Die meiste Betriebsamkeit herrscht am Quai, wo sich überall Kaufläden und Magazine befinden. Zwischen dem Quai und dem südlichen Theile der Stadt ist ein grosses, ummauertes Bassin, in dem Schiffe bis zu 10 Fuss Tiefgang liegen können, an diesem ist auch die Fischhalle und auf dem grossen daranstossenden Platze das von einer dreifachen Allee von Sandbüchsenbäumen umgebene, sehr hübsche Opernhaus.

Ein anderer schöner Platz ist vor der Kathedrale, die zwar ein stattliches Gebäude, aber sehr baufällig ist und jetzt mit eisernen Säulen und Bögen reparirt wird. Gegenüber ist der Gerichtshof, ebenfalls von Sandbüchsenbäumen beschattet, und vor demselben auf hohem Piedestal die Büste eines Gouverneurs, der sich um die Stadt verdient gemacht hat. Oestlich von diesem Platze und den Quai mit inbegriffen, war bei meinem zweiten Besuche die Stadt nur noch ein Schutthaufen, und man kann annehmen, dass beinahe die Hälfte und die ansehnlichsten Gebäude der Stadt ein Raub der Flammen geworden sind. Aber Alles ist in raschem Aufbau begriffen.

Es gibt mehrere Hotels und Restaurants; sie stehen aber bedeutend gegen die Hotels in Barbados zurück, doch ist Ochsenfleisch ebenso gut wie dort, und Eis jederzeit und um einen billigen Preis zu haben.

Wie in allen französischen Städten, so sind die Hospitäler auch hier in bestem Zustande, und die Einrichtung dem Klima angemessen. —

Hier sowohl als in Basseterre stehen diese Anstalten unter der Pflege der guten Schwestern von St. Paul.

Die östliche Insel, auf deren Westküste Point à Pitre liegt, heisst Grande terre, und besteh taus recentem, wellenförmig gehobenem

Boden, aus dem eine Menge kleiner steiler, runder Hügel, „Mamelons“ hervorstehen, die kaum 40 Meter hoch sein werden; diese Hügel bestehen ebenso, wie die Riffe, welche Grande terre umgeben, aus einem kalkartigen Gesteine, voll von fossilen Muscheln und Korallen, welche auch noch in dem die Küste bespülenden Meere lebend gefunden werden. Der Boden ist eine rothe, fruchtbare Erde, und in den Niederungen, sowie auch in der rivière salée ein schwarzes Marschland.

Auf Grande terre ist weder ein Fluss noch eine Quelle, und ist man blos auf Regen- und Cisternenwasser angewiesen. Der Wassermangel ist desshalb in den Trockenzeiten oft sehr fühlbar. Und doch wäre diesem Uebelstande, wenigstens für die Stadt Point à Pitre, leicht abzuhelfen, denn mit bezüglich wenigen Unkosten wäre aus der wasserreichen, gegenüber liegenden Insel Basse terre auf einen Abstand von blos 8 Kilometer das Wasser in Röhren über die Bai zu bringen.*)

Auf Grande terre befinden sich die meisten und bedeutendsten Pflanzungen, und gut unterhaltene Strassen führen in allen Richtungen nach dem Innern der Insel und dem Städtchen. Mit Diligencen und Dampfbooten kann man jeden Tag nach jedem bewohnten Platze der beiden Inseln kommen.

Die zweite westliche Insel wird sonderbar genug, und wohl vielleicht nach der Hauptstadt, Basse terre oder auch Guadeloupe genannt; diese ist ganz vulkanisch und wird von hohen, bis zum Gipfel dicht bewaldeten Gebirgen durchschnitten, sie ist reich an Wasser, das von den Bergen herunterstürzt, und das von Point à Pitre aus, wie silberne Bänder durch die dunkeln Waldungen sich schlängelnd, gesehen werden kann. Ebenso hat sie heisse und Mineralquellen, und an ihrer Südwestspitze den noch immer thätigen Vulkan La Soufrière.

Auf beiden Inseln sind alle Arten tropischer Früchte angepflanzt; besonders reichlich Mangos, Sabadillen, Mammis, die man Abricot nennt, Barbadinen, Ananase, verschiedene Arten Markusa (Früchte von passiflora) und Zimmtäpfel; Orangen fand ich weniger gross und gut als bei uns. Gemüse sind ebenfalls gut, reichlich und billig. Unter allen Kolonien, die ich besuchte, ist darin keine so schlecht bestellt, als Paramaribo.

Auch Blumenmärkte findet man sowohl auf Point à Pitre als in Basse terre, und kann man ein hübsches Bouquet für 4 Sous bekommen.

Wie in Cayenne das Cassavemehl, in Surinam und Demerara die Banane die Hauptnahrung der arbeitenden Klasse ausmacht, so nährt man sich hier fast allgemein von der süssen Batatte und einigen Arten Arums, Maderas und Malingas genannt, die viel meh-

---

*) Das ist in neuerer Zeit geschehen, und Point à Pitre aufs reichlichste mit Wasser versorgt.

liger und wohlschmeckender sind, als unsere surinamschen Taiers. Das Meer ist reich an Fischen, Muscheln, Austern und Langousten, doch ist alles theurer als in dem nahen Barbados, wo die Fischerei besser organisirt zu sein scheint. Auch scheint Barbados Fische zu haben, die hier nicht vorkommen, besonders den grossen fliegenden Fisch. von Häringsgrösse, der in solcher Menge auf den Markt von Bridgetown gebracht wurde, dass man 80—100 Stück für einen Schilling kaufen konnte.

Die Fleischhallen sind am Freitag geschlossen; an diesem Tage wird in den Fischhallen Schildkrötenfleisch verkauft, von einer viel kleineren Art, als die an unserer Küste vorkommende Chelonia viridis. Sie ist zwar in der Gestalt ganz dieselbe, und es sind vielleicht blos die jüngeren Thiere derselben Gattung, die bei uns nicht gefangen werden, weil sie nie ans Land kommen.

Das Leben in Guadeloupe ist ausserordentlich einförmig, und um 9 Uhr Abends ist es schon stille auf den Strassen; man hält aber auch keinen Mittagsschlaf von zwei bis drei Stunden wie bei uns in Surinam, was unserem Geschäftsleben ein so eigenthümlich dumpfes Gepräge gegeben hat, obgleich mir die Mittagshitze auf den Antillen viel drückender vorkam.

Als ich im Juni 1870 zum ersten Male Point à Pitre besuchte, war gerade eine französische Operngesellschaft da; obgleich die Gesellschaft ihr Bestes that und blos zweimal in der Woche spielte, war doch meistens das Haus halb leer. Mit besonderem Interesse betrachtete ich die farbigen Damen, die im höchsten Putze und überladen mit Perlen und Goldzierath in den Logen erschienen. — Eigenthümlich an diesen Schönen sind die kolossalen goldenen Ohrringe, die, schlangenförmig gewunden, oft 5—6 Centimeter lang und 3 Centimeter breit sind. Wären sie massiv, so müssten sie das Ohr bis auf die Schultern ziehen.

Nicht weniger interessant ist der Kopfputz, der aus einem farbigen seidenen oder Madrastuch besteht, zusammengebunden eine Art Kappe vorstellt, von der die Zipfel etwas abstehen müssen. Diese Kopfbedeckung muss nach jedesmaligem Gebrauche aufs neue gebunden werden, und sind eigene Modistinnen in Point à Pitre, die dieses Geschäft besorgen. An Festabenden, wenn die farbigen Frauen mit dieser Kopfbedeckung glänzen wollen, ist das Gedränge zu der Modistin, die den Ruf hat, die Tücher besonders coquett binden zu können, sehr gross, und wird, wie man mir sagte, oft Queue formirt, bis man an die Reihe kommt, bedient zu werden.

Das Opernhaus, obgleich durch schlechten Anstrich von unscheinbarem Aeussern, ist eine Zierde der Stadt und diente, weil die Gensdarmeriekaserne abgebrannt war, später den Gensdarmen zur Wohnung.

Während bei meinem ersten Aufenthalt mein Schiff ausgeladen wurde, wollte ich den Vulkan la Soufrière besuchen, an dessen Fuss auf der Westseite der Insel die Stadt Basse terre gebaut ist, und

der über alle Berge, welche die Bai begrenzen, hervorragt, obwohl sein Gipfel, in Schwefeldampf gehüllt, selten für einige Augenblicke sichtbar wird. Mit meinem Indianer Jakali, den ich vom Maroni mitgenommen hatte, verliess ich am 16. Juni 1870 um 8 Uhr Morgens in einem kleinen Dampfboot die Stadt, und landeten wir nach einer halben Stunde an einem kleinen Dörfchen an dem jenseitigen Ufer der Bai, wo die Diligence wartete, die uns nach Basse terre bringen musste.

Eine solche Diligence ist nun freilich etwas Anderes, als ein deutscher Postwagen. Ganz leicht von Holz, hat sie 6 Sitzplätze im Innern und ein Coupé, hat Vorhänge gegen die Sonne und wird mit drei Pferden bespannt.

Ausser mir und meinem Indianer, der beim Kutscher im Coupé sass, nahmen noch eine Nonne, ein pensionirter Hauptmann, eine alte Dame von Basse terre und zwei Gensdarmen Plätze; auf sehr gut unterhaltenem Wege wurde der Kilometer in fünf bis sechs Minuten zurückgelegt.

Ueberall ging es durch angebautes Land, das sich von den Gebirgen, die wir zur Rechten hatten, sanft abfallend nach dem Meeresstrande zog.

Auf schönen Waiden sah man prächtiges Vieh von senegalischer Rasse; an den Abhängen der Wege wuchsen überall Kaschu-Bäume, deren Früchte korbweise verkauft werden, und deren Kerne geröstet eine allgemein beliebte Speise sind, und eine Menge süsslich fade schmeckender rosenrother Pflaumen, die auch auf sandigem Boden an der Meeresküste am Maroni wachsen. Gegen 11 Uhr kamen wir an das freundliche Städtchen Capesterre, wo sich ein ziemlich reissender Bach in die See ergiesst. Hier wurden die Pferde gewechselt und ein Dejeuner eingenommen, das man in dem viel grösseren Point à Pitre nicht besser hätte bekommen können. In Capesterre verliess uns einer der Gensdarmen, und nahm ein Lehrer vom Orden der frères chrétiens seine Stelle ein. In allen Dörfern und Städtchen ist die Gensdarmerie das am Meisten in die Augen fallende Institut. Wo man hingeht, überall trifft man Gensdarmen, und da man hiezu blos grosse und starke Leute wählt, so nehmen sie sich neben der französichen Infanterie vortheilhaft aus; sie sind viel besser bezahlt als diese und sind sich ihres Werthes wohl bewusst.

Von Capesterre näherten wir uns immer mehr den Gebirgen, oder vielmehr diese dem Meeresufer, in das sie steil abfielen, und längs welchem der Weg sich befand. Auf sehr gut unterhaltenen Brücken kam man über reissende Bäche, die überschlächtige Zuckermühlen trieben, und keine Viertelstunde vergieng, ohne dass man an eine Pflanzung, Dörfchen oder an ein einzelstehendes Haus gekommen wäre, wo fast überall etwas zum Verkaufe ausgeboten war. In den die Häuser umgebenden Gärten wucherte auch, wie bei uns, neben dem Angepflanzten das Unkraut; doch war jeder Raum benützt, und zwischen Felsenstücken und am steilen Abhang der Gebirge sah man Zuckerrohr, Kaffee, Matingas und süsse Batatten.

In allen Häusern, die manchmal recht zerfallen aussahen, herrschte das gemüthliche Creolenleben, in das sich Franzosen und Französinnen viel leichter finden, als Deutsche, Holländer und Engländer.

In dem Städtchen war je das andere Haus ein Laden, und wo auch nur drei Hütten standen, war gewiss an einer davon ein Schild mit der Inschrift „Cabaret licenciée", wo man sich für einige Sous erfrischen konnte.

Zu den Feldarbeiten, die, wie alle anderen, darunter auch das Steinklopfen (meist Madreporen und Korallen) und Unterhalten der Strassen im Akkord vergeben werden, verwendet man meistens ostindische Koolis. — doch sah man auch viele Neger.

Die Pflanzungen liegen malerisch an den Abhängen der Gebirge oder im Thale, die Gebäude aber können sich an hübschem Ansehen nicht mit denen Surinams vergleichen. Sind sie von Mauerwerk, so fehlt der Bewurf, sind sie von Holz, der Anstrich. Schöne, weisse Landhäuser mit grünen Läden, wie unsere Plantagegebäude findet man nirgends. Der Landbau wird hier vielmehr auf europäische Weise betrieben als bei uns. Mit Ochsen wird geackert, gedüngt mit Guano oder auch mit Gyps. Kommen amerikanische Schiffe mit wohlfeilen oder verdorbenem Bakkeljauw an, so wird auch mit diesem gedüngt, indem um die Wurzel jeder Zuckerstaude etwa ein halbes Pfund gelegt und mit Erde bedekt wird. Man mahlt hier das Rohr mit dem zwölften Monat, während man es bei uns 16 bis 18 Monate lang stehen lässt, ehe man es für reif genug achtet und zur Mühle bringt.

Der Transport des Rohres ist wie auf Barbados eine schwierige Sache, doch sind die Wege in Guadeloupe weniger steil. Er erfordert einen beträchtlichen Viehstand und besonders viele Maulthiere, die direkt von Buenos-Ayres eingeführt werden.

Wie ist doch Surinam bei dem natürlichen Kanal- und Kreeksystem, das alle Theile des Landes mit einander verbindet, schon vor Demerara und Cayenne begünstigt! Wie viel erspart eine Pflanzung schon dadurch, dass sie keine künstliche Düngung nöthig hat! Wie viel glücklicher ist Surinam bei seiner gefahrlosen Küste und immer gleichem Klima, während Erdbeben und Orkane so häufig die Antillen heimsuchen! Gewiss würde bei zweckmässig und energisch geleiteter Immigration von Chinesen und auch wohl Koolis, bei Aufgabe alter Kultursysteme, Einführung von Centralfabriken bei der Zucker-Kultur und besserer Benützung der ungemein reichen Hülfsquellen dieses Land einen Wohlstand erreichen, der jenen der Antillen, die doch ebenso gut durch Abolition der Sklaverei gelitten haben, bei weitem übertreffen müsste.

Von einer Anhöhe, über welche der Weg führt und die wenigstens 400 Fuss hoch steil in die See abfällt, sahen wir auf den Abstand von kaum zwei Meilen die Inseln „les Saintes", deren weisse Fortifikationen prachtvoll von der Sonne beleuchtet waren. Etwa auf dem doppelten Abstand lag das lang gestreckte, wenig gebirgige Marie

galante, und wie blaue Wolken waren in weiterer Ferne im Süden die Pike von Dominique zu erkennen. Obgleich wir in der Regenzeit waren, wurden wir doch vom schönsten Wetter begünstigt, und die Vegetation hatte eine Frische, die der Surinams gleich kam, obgleich sie an Grossartigkeit sich damit nicht messen konnte.

Noch etwa acht Kilometer von Basse terre entfernt kamen wir an les bains chauds, nämlich einen Giessbach warmen Wassers, der etwa 3000 Fuss hoch von der Souffrière herabstürzt und in einem Kanal nach einigen Bassins geleitet wird, die sich in ärmlichen zerfallenen Hütten befinden; das ist nun einer der Badeplätze der Insel. Badegäste waren aber keine da. Die Stelle selbst ist wildromantisch, zu beiden Seiten von Bergen eingeschlossen. Nicht weit davon öffnet sich das Thal, und man kommt an eine Rokou- oder Orleanspflanzung, deren in Reihen gepflanzte, mit weisslichen Blüthen und purpurrothen Samen-Kapseln bedeckten Bäume von der Anhöhe gesehen einen prächtigen Anblick gewähren. Der Rokou ist eine sehr ergiebige Pflanze, die überall, auch auf steinigem Boden, fortkommt, aber die Fabrikation des Produktes kann bei dem durchdringenden Gestanke, der ihr eigen ist, eben so wenig der Gesundheit zuträglich sein, als die des Indigos.

Endlich kommt man auf einer grossen steinernen Brücke über einen reissenden Bach nach dem 57 Kilometer von Point à Pitre entfernten Basse terre, Diese Stadt ist viel kleiner als jene, und wird wohl nicht über 8000 Einwohner haben, ist aber der Sitz des Gouverneurs und der Verwaltung.

Sie liegt reizend am Fusse des Gebirges, dessen Gipfel, die Soufrière, das Ziel meiner Reise war. Die Hauptstrasse hat wenig hübsche Gebäude, ist gepflastert und läuft längs dem Meere, nur wenige kleinere gehen mit ihr parallel, während die Querstrassen alle steil gegen das Gebirge ansteigen.

Mehrere Bäche durchströmen die Stadt, und jedes Haus hat seinen laufenden Brunnen. Es war kaum zwei Uhr, als wir in Basse terre ankamen, wo ich in einem anständigen Hause am Hauptplatze bei einer Madame Dadre abstieg, aber um keine Zeit zu versäumen, mich sogleich auf den Weg nach Camp Jacob machte. Dieses ist der Erholungsort der Truppen, und ich wollte da die Nacht bei dem Médecin en Chef, den ich von Cayenne aus kannte, zubringen, um am andern Morgen den Vulkan zu besteigen.

Camp Jakob ist 7 Kilometer von Basse terre entfernt und führt ein guter, sehr belebter Fahrweg dahin; rechts hohe bewaldete Gebirge, auf deren Höhen Kaffee-Pflanzungen liegen, über deren Gebäude Königs-Palmen emporragen. Unter uns die Stadt und die See, die wie überall an den Antillen im schönsten Hellblau schimmerte; neben uns und immer steigend, theils frischgeackerte, theils mit jungem Rohr bepflanzte Zuckerfelder. Da der Weg immer steigt, so hatten wir bald das zur Linken liegende 6—700 Fuss hoch gelegene Fort hinter uns. Auf dem Wege war es sehr

lebhaft; es begegneten uns Negerinnen und Farbige, die ihre Waaren in der Stadt verkauft hatten und dafür andere Lebensmittel heimtrugen; Koolis in ihrer Nationaltracht mit Turbanen, ihre Weiber mit grossen goldenen Ringen in den Ohren und der Nase; Soldaten, die mit schweren Wägen und Pferden ihre Lebensmittel transportirten; Ochsenkarren, die Zuckerrohr nach der Mühle brachten; leichte Chaisen mit den Angestellten der Pflanzungen: kurz ein Leben und eine Beweglichkeit, die einen lebhaften Kontrast bildet mit unserem Betrieb und Transportmitteln.

Um fünf Uhr Abends kamen wir an. Der reizende Platz liegt auf einer geneigten Ebene am Fusse der Soufrière, 2000 Fuss über dem Meere, und ist wegen seiner kühleren Temperatur und gesunden Lage der Aufenthaltsort kränklicher Militärpersonen und Beamten und auch zeitweise des Gouverneurs. Er bildet mit den Kasernen, Magazinen, Hospitälern und den vielen Landhäusern ein kleines Dorf, das auch eine eigene Kirche und einen Pfarrer hat.

Camp Jakob ist der angenehmste Platz, den man sich denken kann, und doch waren von den Truppen vier Mann am gelben Fieber gestorben, und mehrere lagen noch an dieser Krankheit im Hospital.

Mein Freund, der Doktor, wohnte ganz in der Nähe des Hospitales in einem kleinen aber netten Hause. In seinem Garten fand man Spargeln, Artischoken, Erdbeeren und gute Gemüse. Ein reissender Bach bespülte denselben. Ueber diesem und von dem schäumenden Strudel immer geschüttelt, hing auf vier Pfosten eine Lotterfalle von Abtritt, den mir der Doktor mit einigem Stolze zeigte, weil er ihn selbst habe machen lassen, und es der einzige auf Camp Jacob sei. Mehr interessirte mich eine mit einem Dach versehene Säule, worin Baro-, Thermo- und Hygrometer nebst einem mir unbekannten Instrument, dessen Zweck der Doktor ebenfalls nicht kannte, sämmtlich zerbrochen hingen, so dass meteorologische Beobachtungen, die doch in solcher Höhe und am Fusse eines Vulkans von Wichtigkeit gewesen wären, unmöglich waren.

Man fand bei der jetzigen Jahreszeit meinen Plan, die Soufrière zu besteigen, wo nicht unausführbar, doch wegen der täglich fallenden Regen schwierig. Es war jedoch der schwarze Bediente des Doktors bereit, mir als Guide zu dienen, wobei, nach seiner Meinung, wir uns um Mitternacht auf den Weg machen müssten. Dazu war ich aber nicht bereit, denn um 3000 Fuss hoch zu klimmen, wollte ich die mir nöthige Nachtruhe nicht aufopfern. Ich bestellte ihn also auf vier Uhr Morgens und liess beim Krämer eine Büchse Fricadellen, Wein, Brod und Käse zum Frühstück auf dem Gipfel kaufen.

Nachdem es bereits lange zur Messe geläutet hatte und heller Tag war, kam der Bursche endlich an, und machten wir uns auf den Weg. Ueber Camp Jacob waren nur noch einige wenige Häuser, deren Bewohner Maniok pflanzten, oder im Walde Kohlen brannten und nach der Stadt zum Verkaufe brachten. 5—600 Fuss über Camp

Jacob betraten wir den steinigten Pfad, der durch den Wald auf den Gipfel führte.

Es regnete anhaltend, was, wie man mir gesagt hatte, jeden Morgen hier der Fall sein soll, wenn auch im untern Lande das schönste Wetter herrschte, Der Wald, durch den wir stiegen, hatte wenig starke Bäume, viel stachlichte Gesträuche, aber keine Lianen und, zu meiner Verwunderung, gar keine Palmen.

Ich erstaunte aber über die Menge und Grösse der Baumfarren, die aus den Schluchten hervorragten und von denen manche bei 40 Fuss hoch sein konnten. Ueberhaupt ist die Flora an Farren reich, und kommen die meisten derselben auch in Surinam vor.

Gegen 8 Uhr erreichten wir „les bains chauds“, die in einer Schlucht in ein viereckiges Bassin eingefasst waren Ich und Jakali nahmen sogleich ein Bad, wobei der kalte Regen uns empfindlich auf die Haut fiel. — Dass Wasser ist krystallhell und mochte beinahe Blutwärme haben; es sei, versicherte mich mein Führer, in der Trockenzeit, und wenn es nicht mit Regenwasser vermischt sei, viel heisser, was man leicht begreifen kann. Das Wasser ist etwas bitterlich sauer, und fanden wir nichts Lebendes darin, als einige Scolopender, die wohl von oben hereingefallen sein mochten. Um das Bassin wucherte eine üppige Vegetation und besonders viele Himbeere, die schön hellroth von Farbe, säuerlich-süss und sehr angenehm von Geschmack sind. Wir waren nun von Camp Jacob halbwegs des Gipfels und hatten wieder einen steinigten und steilen Weg durch den Wald, bis wir an einen sumpfigen Bach kamen, den wir bis um die Mitte des Leibes durchwaten mussten.

Jetzt traten wir aus dem Walde hervor und hatten nun einen Berg von 500 bis 600 Fuss Höhe vor uns, der, ganz unbewaldet, nur mit Strauchwerk, Bromelien, einer Markgraviacee und einer schön blühenden Erd-Orchidee bedeckt war. Der Regen hatte aufgehört: doch hingen unter uns Wolken, die uns die Landschaft verhüllten und der Gipfel des Berges war in Schwefeldampf gehüllt, den uns ein starker Nordwind zuführte. Wir mussten über grosse Steine, wahrscheinlich Lava, klettern; sie waren rauh und porös, doch weniger hart als die Lava des Aetna und Vesuv.

Gegen 10 Uhr erreichten wir den Gipfel. Hier lagen ungeheure Felsblöcke, bedeckt mit einer rosenrothen Flechte, und auf dem steinigten Boden fand man viele Namen eingehauen von Personen, welche die Heldenthat begangen hatten, den Berg zu besteigen. Es war nirgends die Spur eines Kraters zu sehen, nur grosse und tiefe Höhlen oder Klüfte, aus denen ein starker Luftzug wehte. Der Gipfel mochte etwa 400 Schritte im Umkreis halten; an drei verschiedenen Stellen brach Feuer aus dem Gestein mit einem Getöse, das ganz dem ausströmenden Dampfe einer Dampfmaschine glich, aber so stark war, dass wir uns beinahe nicht verstehen konnten. Alle Ritzen im Gestein, durch welche das Feuer blies, waren mit Schwefelblumen bedeckt. Ich kratzte von den Steinen so viel ab, dass ich

ein kleines Fläschchen damit füllen konnte. — Wir waren bis auf die Haut durchnässt und wärmten uns mit Wohlbehagen am Feuer, denn es war ziemlich kühl und ein Nebel, dass man keine 20 Schritte voraus sehen konnte. Nachdem wir unsere Kleider an dem Feuer getrocknet hatten, wurden die Fricadellen gewärmt, die uns trotz des Schwefelgeruchs gut schmeckten.

Nur zeitenweise hatten wir einige Aussicht, wenn der Wind die Wolken auseinander jagte. Man sah dann die Zuckerfelder und die See in hellem Sonnenschein, dann die finster bewaldeten, im Norden liegenden Berge, und wieder auf Augenblicke, wie Nebelbilder, die so schnell vergehen als sie kommen, ein Stück der Bai mit ihren Inseln und Schiffen. — Man sagte mir, nur im Januar sei der Berg zuweilen ganz ohne Wolken, dann sei aber auch die Aussicht entzückend schön. —

Der Schwefeldampf verursachte mir heftiges Kopfweh, das sich erst auf Camp Jacob verlor. — Hätte ich gewusst, wie leicht der Weg zu finden und der Berg zu besteigen wäre, so hätte ich keinen Führer mitgenommen, denn der schwarze Spitzbube rechnete mir seinen Dienst hoch an und verlangte Fr. 60, liess sich aber doch mit Fr. 15 abfinden.

Um 6 Uhr Abends waren wir in Basseterre zurück. Was mich nun bei diesem Ausflug am meisten verwunderte, war die Armuth der Guadeloupschen Fauna; ausser einigen staarenartigen Vögeln (icterus), die das Vieh umflogen, einem gehaubten Kolibri und drei Arten Schmetterlingen kam mir nichts zu Gesicht. Von Vierfüsslern sah ich gar nichts. doch kommen, wie ich höre, Cavia aguti und ein anderer Nager, den man racon nennt, vor. Im Point à Pitre sah ich eine schöne Sammlung Schmetterlinge, von denen die meisten auch bei uns vorkommen, und von dem prächtigen Herkuleskäfer (Oryctes hercules), der in den Gebirgen von Basseterre gefangen wird, bekam ich Männchen und Weibchen zum Geschenk.

Es war mir in diesen Waldungen beinahe unheimlich, gar nichts Lebendes zu sehen; doch ergötzte mich an den Strassen und Mauern die Menge der Anolys, kleiner, grüner oder grauer Eidechsen, die zu Dutzenden an den Baumstämmen und auf den Steinen sitzen und auf Fliegen und kleine Insekten lauern. Ebenso sonderbar kam mir das Fehlen der Palmen vor, ohne die man sich eine tropische Landschaft gar nicht denken kann; blos Königs- und Kokospalmen waren um die Häuser gepflanzt, aber in den Wäldern fand ich auch nicht eine Art, nur Farren und Cactus, aber erstere auch in allen Schluchten und in der grössten Vollkommenheit.

Als ich in Point à Pitre war, fingen gerade die Schwurgerichtsverhandlungen an, und da ich noch nie eine solche gesehen hatte, so wollte ich einer derselben auch beiwohnen.

Im Tribunalgebäude wurden sieben Fälle verhandelt, wovon sechs Anklagen gegen Koolis wegen Brandstiftung, Vergiftung, Todtschlag und Diebstahls zum Gegenstand hatten; die siebente aber und

die interessanteste war eine Klage von Koolis gegen ihren Herrn wegen Misshandlung.

In einem geräumigen Saale, in welchem durch eine Ballustrade das Sitzungslokal von dem Zuschauerraum abgeschieden war, sassen auf einer erhöhten Tribüne der Anwalt und die Geschworenen; Präsident und Vicepräsident in langen, scharlachrothen Talaren, geschmückt mit dem unvermeidlichen Croix d'honneur; Kläger und Vertheidiger in schwarzseidener Robe, die 8 Geschworenen aber, worunter zwei Mulatten und ein Neger, in schwarzem Habit. — Auf Bänken an der einen Seite sassen die Zeugen, meist Koolis mit den konfiszirtesten Gesichtern, und vor einem Gensdarmen, der mit der grössten Nonchalance in seinem Stuhle lehnte, ein Kooli-Weib, der Brandstiftung angeklagt. — Ein hübscher, europäisch gekleideter Malaye war Dolmetscher, und nachdem er seinen Landsleuten die durch den Präsidenten gesprochene Eidesformel übersetzt und ihnen gezeigt hatte, wie man zum Schwure die Finger in die Höhe heben müsse, wurden diese beeidigt. — Ich machte dem Richter, den ich vom Maroni aus kannte, die Bemerkung, dass Leute, welche keine Christen wären, an einen christlichen Eid nicht gebunden seien, er meinte aber, es wäre blos der Form wegen. Die Vernehmung von mehr als 20 Zeugen, deren Aussagen alle wieder verdolmetscht werden mussten, machte die Sache ziemlich langwierig, und bei einer Hitze von mindestens 28 Graden schwitzten Geschworene und Richter, die volle 5 Stunden in ihren Tuchkleidern ausharren mussten, wie Braten.

Die Zuhörer bestanden meist aus farbigen Nichtsthuern und Leuten der niedrigsten Klassen, die ab- und zuliefen. Nachdem der eine Fall den ganzen Nachmittag gedauert hatte, wurde die Angeklagte wegen Mangels an Beweisen freigesprochen.

Wir wurden für das Langweilige der Prozedur durch das Pianospiel einer Dame im Nebenhause entschädigt, die uns durch Polkas, Walzer etc. wohl 2 Stunden lang amüsirte.

Bei weitem grösseres Interesse als der Fall, dem ich beiwohnte, hatte die letzte Verhandlung, wo ein reicher Pflanzer, der einer angesehenen Familie in Grande terre angehörte, wegen grober Misshandlung seiner malaischen Arbeiter sich zu vertheidigen hatte; da konnte der geräumige Saal das Publikum, das ausschliesslich den bessern Ständen angehörte, kaum fassen, und die Aufregung und die Debatten sollen sehr lebhaft gewesen sein.

Bei jedem Schwurgerichte, das alle 3 Monate stattfindet, sind bei weitem die meisten Fälle Anklagen gegen Koolis, die auf den französischen Inseln beinahe die einzigen Immigranten sind. Obwohl sie billiger zu stehen kommen als Chinesen, deren Transport kostspieliger ist, so sind diese jenen sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht überlegen, und wenn man die zierlichen, hageren Malaien ansieht, so begreift man nicht, wie sie noch einige bedeutende Arbeit verrichten können.

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Point à Pitre lud mich mein Geschäftsfreund, Herr S . . . ., zu einem Ausflug nach „les ravines chaudes“ am Fusse des Gebirges ein. Es sind diess warme Bäder, besonders heilsam gegen Gicht und andere rheumatische Leiden, und da Herr S. von Zeit zu Zeit von dergleichen heimgesucht war, so wollte er für einige Tage Linderung dort suchen.

Um 2 Uhr Mittags bestiegen wir in der rue des abymes die Diligence und erreichten bald die etwa drei Kilometer von der Stadt entfernte Fährte über den Seearm „rivière salée“. Dieser Seearm, der die Inseln Grande terre und Basse terre von einander scheidet, ist weder tief noch breit und geht durch ein flaches Land, das bei hoher Springfluth überschwemmt wird und aus schwarzem Marschboden besteht, der, eingedämmt, sehr fruchtbar sein würde. Einzelne Hütten stehen hier zum Schutze für Jagdliebhaber, wenn Seevögel zuweilen diese Niederungen besuchen. Ich sah aber ausser einigen Krabben kein lebendes Geschöpf. — Der Weg war trefflich unterhalten und führte über wellenförmiges Land nach dem kleinen Flecken Mahaut, der an einer weiten Bai liegt.

Er sieht ziemlich verfallen aus, hat aber eine hübsche Kapelle. In der Nähe fliesst ein Bach durch Zuckerfelder und bewässert schöne Wiesen im Thal. Die Aussicht von der Anhöhe ist sehr schön; vor sich die Gebirge von Basse terre, zur Rechten die Bai mit ihren Schiffen und zur Linken die mit Inseln und Schiffen besäete Bai von Point à Pitre.

Gegen 4 Uhr kamen wir zum Städtchen Lamentin, das eine schöne Kirche mit zwei Thürmen hat, die von weitem dem Orte ein grossartiges Ansehen geben. Aus dem Namen Lamentin lässt sich schliessen, dass dieses Thier sich früher in den Gewässern der Inseln aufgehalten habe, was ich übrigens nicht glauben kann, denn keiner der Bäche und Flüsschen, welche die Inseln bewässern, ist tief genug, um dem schwerfälligen Thiere zum Aufenthalt dienen zu können; auch scheinen die Pflanzen, von denen bei uns sich der Lamentin nährt, auf Guadeloupe nicht vorzukommen; da es aber doch auf mehreren grösseren Inseln, z. B. auf St. Domingo, gefunden wurde, so ist es wahrscheinlich, dass es auch im Meere, und da von Tangen lebt und blos zeitenweise die Flüsse besucht.

Im Städtchen bestellte Herr S. einen zweiräderigen Karren, um uns, da wir blos noch drei Kilometer weit mit der Diligence fahren konnten, von dort aus nach dem noch 4 Kilometer weiter abgelegenen Badplatz zu bringen. — An einem Kreuzwege stiegen wir ab, und setzte die Diligence ihren Weg nach St. Rose fort, wo sie übernachtete. Wir mussten über eine Stunde auf den Karren warten; als ich aber dieses Fuhrwerk zum Transport meines an Rheumatismus leidenden Freundes sah, zog ich vor, den Weg zu Fusse zurückzulegen und lief mit meinem Indianer rüstig neben dem Karren her. Wir kamen gegen 6 Uhr Abends in ein weites Thal, mit schönen Wiesen und Zuckerfeldern, die das Lamentinflüsschen durchzog. — Da wir in der

Trockenzeit waren, so war das Bett sehr seicht, mochte etwa 100 Fuss breit sein und war voll von abgerundeten Felsenblöcken, über die nun das Pferd den Karren ziehen musste. Da ich meine Schuhe und Strümpfe nicht ausziehen wollte, so setzte ich mich auch hinein, aber eine Fahrt, bei der ich mehr durcheinander geschüttelt wurde, habe ich nie gemacht; es dauerte wohl eine Viertelstunde, ehe wir das andere Ufer erreichten. Wie der kranke Mann einen solchen Transport ertragen konnte, ist mir unbegreiflich.

Ein guter Weg, eingefasst mit Kokosbäumen, führte zum Hause des Eigenthümers von „les ravines chaudes“, das auf einem Hügel in der Mitte einer kleinen Kakaopflanzung lag. — Die Bäder selbst lagen im Thale, und entsprang die Quelle in einem kleinen Sumpfe, dessen Wasser man vor einem Teppich von Nymphaen, Gras- und anderen Pflanzen nicht sehen konnte. In diesem Sumpfe lagen zwei ziemlich geräumige, gemauerte Bassins, worin das Wasser etwa 3 Fuss hoch steht; beide Behälter, der eine für Damen, der andere für Herrn, sind mit Dächern von Kokosblättern zum Schutze gegen Sonne und Regen versehen, im übrigen aber überraschend einfach.

Auf einem etwa 50 Fuss hohen Hügelchen lagen die Wohnungen für die Badegäste, elende, schuppenartige, bretterne Baraken im baufälligsten Zustande, vier oder fünf an der Zahl. — Man bezahlt für solch ein Häuschen, das blos zwei Zimmerchen ohne jede Art Meubles enthält, monatlich Fr. 100, jedes Bad aber kostet Fr. 1, dabei muss der Badegast alles was er an Meubles, Betten, Küchengeschirr etc. nöthig hat, selbst mitbringen und eben so für seine eigene Küche und Bedienung sorgen. Obgleich das Wasser von ausgezeichneter Wirkung sein soll, so sind doch nie alle Häuschen besetzt, und es befanden sich auch blos zwei Familien hier, um die Kur zu gebrauchen. Um eine günstige Wirkung zu erzielen, muss man täglich 2 Bäder nehmen, jedes von 3—4 Stunden Dauer, so dass man beinahe den ganzen Tag im Wasser zubringen muss.

Wiewohl es schon stark dunkelte, nahm ich doch sogleich ein Bad und fand das Wasser so rein und helle, wie das der Soufrière doch ohne allen Geschmack. — Es war weniger warm als jenes und hatte vermuthlich nicht mehr als 28° R. Einer der Badegäste, Bewohner des Städtchens le Moule, lud uns zum Diner ein, das aus einer köstlichen Krebssuppe, wilden Tauben, Krebssalat und Chocoladecrème bestand, alles Erzeugnisse der nächsten Umgebung. Was man sonst zum Leben nöthig hat, Fleisch, Brod etc., wird täglich vom Städtchen Lamentin gebracht.

Die Temperatur ist viel frischer und angenehmer als in Point à Pitre, wo es denn in den letzten Tagen zum Verschmachten heiss war.

Aus dem Platze könnte ein wahres Paradies gemacht werden, wenn Arbeit und Kapital darauf verwendet würden; aber alles ist jetzt schlecht unterhalten, und das Unkraut wächst fast bis in die Zimmer hinein.

Es war im Monat Mai, welcher der Jungfrau Maria geweiht ist, und die Damen, denn eine der Familien bestand nur aus solchen, und von allen Altersstufen, hatten desshalb auch in einem der leerstehenden Häuser eine Kapelle errichtet, wo ein Marienbild unter Kränzen von wilden Blumen hing, und sangen den ganzen Abend Gesänge und Litaneien. Auch in Point à Pitre sah ich verschiedene dieser provisorischen Kapellen, wo sich am Abend besonders die Jugend versammelte.

Am andern Morgen sah ich mit Erstaunen eine Reihe Agaven (Agave americana), die wahrhaft kolossale Blätter von wenigstens 10 Fuss Länge und 15 Zoll Breite hatten. Man zieht aus dieser Pflanze ebenso wenig Nutzen als bei uns. Ein Weg an der andern Seite des Hügels führte in eine Schlucht, durch die ein Arm des Lamentinflüsschens sich zog; diese war dicht überschattet von Gebüschen der pomme de rose (Eugenia), die auf Guadeloupe in grosser Vollkommenheit vorkommt.

Um sechs Uhr Morgens machte ich mich auf den Heimweg und fand im Städtchen Lamentin die Diligence, die von St. Rose zurückgekommen war, und waren wir bereits auch um 10 Uhr in Point à Pitre zurück.

Durch meine Reise nach der Soufrière und den ravines chaudes hatte ich nun einen grossen Theil der westlichen Insel gesehen; nun wollte ich noch auf Grande terre das Hafenstädtchen le Moule besuchen, das in Bevölkerung und Bedeutung nur Point à Pitre und Basseterre nachsteht. Es liegt an einer Bucht der Ostküste und ist 26 Kilometer von Point à Pitre entfernt.

Mit der Diligence fuhr ich am 26. Mai 1872 um 6 Uhr Morgens ab; der Weg führt durch ebenes, wenig gehobenes Land, aus dem sich viele steile, runde Hügel „mamelons“ erheben, auf deren Gipfel meistens die Wohnhäuser gebaut sind, während im Thale und in den Niederungen sich die Pflanzungen befinden. Kaum fünf Kilometer von der Stadt kommt man an ein kleines Dörfchen, „les abymes,“ und 14 Kilometer weiter an ein Städtchen „Grippon“ mit geräumiger Markt- und Fleischhalle. Während die Pferde gewechselt wurden, trank ich im Wirthshaus ein Glas Wermouth und sah da vier nagelneue, sehr buntscheckige Bilder unter Glas und Rahmen, Scenen aus dem letzten Kriege darstellend, gräuliche Metzeleien mit Haufen sterbender Preussen, himmelblauer Baiern und siegreicher Franzosen. Der Weg führte meist eben durch ausgedehnte Striche Waidelands, das aber in Folge der Trockenzeit gelb und dürre aussah, oder an Zuckerfeldern vorbei, deren Mühlen durch Dampf getrieben wurden, blos hie und da sah man die Rudera von Windmühlen. Diese sind allein noch an der Seeküste im Gebrauch. Das Land war überall bebaut, aber man vermisste den Reichthum an Wasser, das auf der gegenüberliegenden Insel der Vegetation ein so frisches Ansehen gibt.

Die Landstrassen waren sehr belebt durch Wägen und Fussgänger; ebenso besucht, denn es war Sonntag, waren auch die Schenken. Fünf Kilometer vor le Moule sieht man von einer Anhöhe herab die Insel Desirade wie einen grossen Sarg aus der See emportauchen; Cactus- und Portulac-Pflanzen, die man im Innern nicht findet, besäumen den Weg und grosse Landkrabben spazieren darunter umher; wir hörten das Gebraus der Brandung und kamen in das lebhafte Städtchen, in dem trotz des Sonntags Markt war und ein solches Gedränge, dass die Diligence nur im Schritt fahren konnte.

In einer Nebenstrasse befand sich das Wirthshaus, wo wir einstellten, und da wir blos vier Stunden zu verweilen hatten, so wollte ich zuerst den Seestrand besuchen, an dem zuweilen fossile Menschengerippe gefunden werden.

In der Wirthsstube befanden sich verschiedene Gäste, aber niemand wusste etwas davon, als ein ältlicher Herr, der sich erinnerte, dass das letzte Gerippe im Jahre 1847 gefunden worden sei; ob es aber in eine Sammlung kam, oder verloren wurde, wusste er nicht zu sagen.

Der Ort, wo diese Gerippe gefunden wurden, ist eine Bank oder vielmehr ein Felsenriff, das bei Ebbe trocken liegt. Man meint, dass diese Gerippe Karaiben angehören, die früher da begraben worden seien, aber dann müsste sich die Küste bedeutend gesenkt haben, und der einstige Boden weggeschwemmt sein. Es ist aber nicht die Gewohnheit der Karaiben, die früher auch Guadeloupe bewohnten, jetzt aber ganz ausgestorben sind, ihre Leichen so nahe am Meeresstrand zu begraben; auch ist der Umstand sonderbar, dass nur Skelette ohne Kopf gefunden wurden. Es ist eher anzunehmen, dass es Gerippe von in einem Schiffbruche Verunglückten sind. Ich wollte nun den Platz sehen, der drei Kilometer entfernt war, und nahm einen jungen Burschen mit, mir die Stelle zu zeigen.

In einer Bai, umschlossen von Riffen, durch die ein sehr schmaler, gefährlicher Kanal führt, lagen oder vielmehr schaukelten sich, denn das Meer ist hier selten ruhig, sieben grosse Schiffe, wovon 6 französische und 1 amerikanische Flagge führten. In gewissen Zeiten, wenn der Wind nicht günstig ist, können Schiffe nicht einlaufen und müssen Tage und Wochen lang kreuzen; auch vergeht selten ein Jahr, wo nicht an diesen Küsten ein Schiff verunglückt.

Wir liefen nun längs des Strandes, über dem auf einem Hügel der Kirchhof des Städtchens sich erhebt, und kamen an einem Walfischgerippe, dessen Rippen und Wirbel zerstreut lagen, vorbei. Das Thier war erst vor zwei Monaten gestrandet, und häufig werden die Leichen dieser Seeungeheuer ans Land gespült, deren Thran man auslässt.

Die Rippen des gestrandeten waren einen Meter lang, die Wirbel aber 26 Centimeter breit. Die meisten dieser Thiere, sagte mir der Junge, wären nicht über 10 Meter lang, und jedes Jahr kämen amerikanische Walfischfahrer nach le Moule, um in der Nähe ihr Geschäft zu betreiben.

Das Riff, auf welches ich zu kommen wünschte, war noch von Wasser bedeckt, aber der Stein so hart und scharf, dass ich den Jungen bewunderte, der barfuss darüber hinlief. — Eine Menge Muscheln und besonders eine Art drei bis vier Zoll langer Chitons waren darin versteinert, aber so gut erhalten, und ihre Formen so gut ausgeprägt, dass ich nicht zweifle, dass diese Versteinerung schnelle und wahrscheinlich noch immer vor sich geht, und daher auch jene mit Kalksinker inkrustirten Gerippe einer noch nicht lange vergangenen Zeit angehören mögen.

Nach einem recht guten Dejeuner, wozu unsere Diligence das nöthige Eis mitgebracht hatte, blieb mir gerade noch die Zeit, die Kirche zu besuchen, auf deren Hochaltar ich statt eines Altarbildes das Porträt des unfehlbaren Papstes aufgestellt fand. Präcis zwei Uhr fuhren wir ab und waren um 6 Uhr auf Point à Pitre zurück.

Die Wege sind auf beiden Inseln im trefflichsten Zustande, und Kilometersteine, von Point à Pitre aus gerechnet, zeigen überall den Abstand an. — Der Preis per Diligence kommt auf 26 Cmes. per Kilometer.

Ehe ich die Stadt verliess, um in Basseterre das englische Dampfboot zu erwarten, mit dem ich nach Surinam zurückkehren wollte, besuchte ich noch die grossartigste Centralfabrik der Insel „les arboustiers" genannt, deren Fabriken vom südlichen Theile der Stadt einen bedeutenden Raum einnehmen, und der die Insel so viel für vermehrten Handel und Kultur verdankt.

Es baute früher in Guadeloupe, wie in Surinam, jeder Pflanzer sein Rohr und bereitete seinen Zucker auf Wasser-, Wind- oder Dampfmühlen in seiner eigenen Fabrik, theils auf einfachere, theils auf verbesserte Weise. Er hatte dabei nicht nur bedeutenden Aufwand für die zur Fabrikation gehörenden Gebäude, Maschinen u. s. w., sondern musste auch noch für die sehr schwierigen Transportmittel sorgen.

Durch diese Vertheilung seiner Arbeitskräfte und -Mittel wurde die Anpflanzung des Rohres bedeutend geschmälert, denn einen grossen Theil seiner Arbeiter hatte er in der Mühle, dem Kochhause und zur Fässerfabrikation nöthig, freilich aber auch den Vortheil, das Produkt ungeschmälert sein Eigenthum nennen zu dürfen.

Um nun möglichst viel Zucker zu erzielen, und jedem Landeigenthümer, der nicht bemittelt genug war, kostspielige Maschinen zu errichten, es möglich zu machen, durch Anpflanzung von Rohr Vortheil zu ziehen, bildete sich vor etwa 10 Jahren eine Aktiengesellschaft, an deren Spitze die bedeutende Firma Cail & Co. stand, und errichtete eine Centralfabrik, in der jetzt das Rohr von 45 Pflanzungen und von einer Menge kleiner Grundbesitzer, die jedes noch so kleine Plätzchen mit Rohr bepflanzen, gekauft und zu Zucker verarbeitet wird. Die ganze Unternehmung, mit Anlage der Fabriken, Eisenbahn, Dampfboote und andere Transportmittel, kostete bei fünf Millionen Franken. Auf einer Eisenbahn, welche etwa 8 Kilometer

weit geht, wird das Rohr in Waggons, wovon jeder etwa 24 stères oder 5000 Kilo Rohr trägt, von den Aeckern abgeholt und nach der Mühle gebracht. — Wenn die Waggons ankommen, wird ihr Inhalt gewogen. Das Rohr von Aeckern, welche auf Basseterre oder in der Nähe des Meeres gelegen sind, wird in grossen eisernen Chalands, geschleppt durch Dampfboote, angeführt. Diese Chalands fassen bei 30,000 Kilo Rohr; sie werden, wenn sie an der Fabrik angekommen sind, auf eine unter Wasser befindliche Wage gebracht, die durch blos vier Mann in die Höhe geschraubt wird, worauf der Inhalt gewogen wird; das Wägen eines Chaland dauert kaum eine Viertelstunde.

Das Rohr kommt nun aus dem Waggon oder Chaland an einen sogenannten Cane Carrier, wo es zwei Männer auf diesen werfen, der aus zwei um Walzen laufende Ketten besteht, die etwa 60 Fuss lang, einen schief geneigten Bretterboden aufwärts schieben. Dieser Cane Carrier ist mit der Mühle verbunden und schiebt das auf ihn gelegte Rohr unter die drei eisernen Cylinder, die, horizontal liegend, den Saft so rein auspressen, dass der Tras oder das ausgepresste Rohr durch eine dem Cane Carrier ganz gleiche Maschinerie ins obere Stockwerk transportirt und zur Heizung der zwölf Oefen der Dampfmaschinen, die das Ganze in Bewegung setzen, sogleich gebraucht werden kann.

Aus der Mühle wird der Saft in zwanzig neben einander stehende, luftleere Kessel gepumpt, da eingekocht und, nachdem er sich krystallisirt hat, in 34 Turbinen von jeder noch übrigen Unreinigkeit und Melasse gesäubert, so dass das Rohr, welches Abends sechs Uhr unter dem Cylinder vermahlen wird, bereits zwei Stunden nach Mitternacht als schöner weisser Zucker zur Verschiffung verpackt ist, mithin der ganze Process der Fabrikation blos acht Stunden dauert. Neben der Fabrik sind die Werkstätten der Schlosser, Küfer, Schreiner und die grossartige Rumbrennerei, so dass sämmtliche Gebäude und der Platz, der sie umgibt, wohl vier Hektare einnehmen werden.

Wie alles Neue und Ungewohnte nur langsam Eingang findet, so war es auch hier, und hatte die Unternehmung anfangs mit viel Hindernissen zu kämpfen; auch der Krieg mit Deutschland wirkte sehr nachtheilig; doch übertraf der Erfolg zuletzt die kühnsten Erwartungen.

Der Pflanzer, welcher der Centralisation beigetreten ist, beschäftigt seine Arbeiter blos noch mit Anpflanzen, Unterhalten und Einernten, und kann jetzt über das Doppelte seines früheren Produkts erzielen, so dass denn auch die Unternehmung bald genöthigt war, eine dritte Mühle zu bauen, da in Folge der grossen und unerwarteten Anfuhr die zwei Mühlen nicht im Stande waren, alles Rohr zu verarbeiten.

Die Unternehmug konnten an ihre Aktionäre 28% Dividende bezahlen, denn bei einer Ausgabe im letzten Jahre von Fr. 3,151,581. 74.

betrug der Erlös an Zucker Fr. 3,543,864. 74. und an Rum Fr. 306,894. 57., so dass bei noch andern verschiedenen kleinen Nebeneinkünften der reine Gewinn sich auf Fr. 725,100. 25. belief. — Das gemahlene Rohr, das im Jahre 1869 17,808,217 Kilo betrug, war 1871 auf 68,745,393 Kilo gestiegen und lieferte 5,325,434 Kilo weissen, trockenen Zucker und 731,193 Liter Rum und gibt das gemahlene Rohr 7,74% reinen Zucker. Obgleich jetzt schon bei 120 Fässer à 500 Kilo Zucker täglich geliefert werden, so hofft die Unternehmung doch, wenn die dritte Mühle fertig sein wird, 112,000,000 Kilo Rohr jährlich verarbeiten und den reinen Zuckergehalt auf 8% bringen zu können. Welch ein Segen könnte solch ein Unternehmen für unsere Kolonie sein, wo noch jeder Pflanzer den ganzen Quark von Fabrikation und Transportmitteln hat, und diese manchmal höchst primitiver Art sind, und wie leicht hätte man sie einführen können, da ausser den wenigen Zuckerpflanzungen, welche in den Nickeries liegen, keine von einem gegebenen Mittelpunkte, auf dem die Centralfabrik zu errichten wäre, mehr als zwölf Stunden weit entfernt ist, und wie viel billiger wäre der Transport gekommen, da alle an schiffbaren Flüssen liegen.

Aber hat man dergleichen Einrichtungen nicht beachtet zur Zeit da noch durch die Sklaverei die Kolonie relativ florirte, wie könnte man eine solche Unternehmung in einer Zeit hoffen, wo jene ihrem Untergang so nahe ist, und Pflanzung auf Pflanzung verlassen wird!

Welch einen Kontrast mit jenen blühenden Inseln voll Leben, Thatkraft und Handel bietet unsere Kolonie dem Reisenden, wenn er an den Ufern unserer Ströme die verlassenen Pflanzungen erblickt, diese halb abgestorbenen Palmen- und Orangenalleen, diese eingefallenen Wohnhäuser und Schornsteine, überwuchert von Schlingpflanzen und stachlichten Gewächsen, durch die man sich mit dem Säbel den Weg bahnen muss, diese Stille, nur belebt durch das Geschrei der Vögel und Gezirpe der Cicaden.

Aber eben dieses Unkraut, das Alles überwuchert und in so kurzer Zeit die Werke der Menschenhand zu vertilgen droht, bringt die ausserordentliche Fruchtbarkeit des Bodens in Erinnerung, und man bedauert, dass die Natur die Ueberhand habe. und der Mensch die Fruchtbarkeit des Landes nicht auszubeuten vermag.

Vierzehntes Kapitel.

Schon im Jahre 1864 wurde auf französischer Seite an der Mündung des Maroni ein Leuchtthurm errichtet, um den Schiffen, die für die Penitenciers bestimmt waren, die Einfahrt auch des Nachts zu ermöglichen; da sich aber auf holländischer Seite die

Sandbänke viel weiter seewärts erstrecken, so war es doch bei den wenigstens 5000 Meter Breite des Flusses an der Mündung zu gewagt, ohne festen Anhaltspunkt oder Landmarke auf dem holländischen Ufer des Nachts die Einfahrt zu wagen. — Es sollte nun auf holländischer Seite, und zwar etwas oberhalb des früheren Posten Prins Willem Frederik, ein ähnlicher Leuchthurm errichtet werden, um jenen Uebelstand zu beseitigen.

Da das holländische Gouvernement kein Interesse daran hatte, eine Schifffahrt im Flusse zu erleichtern, die auf unserer Seite nicht bestand, so erbot sich das französische Gouvernement freundnachbarlichst, das Bauen des Thurmes und der Wächterhäuser zu übernehmen, und während unser Gouvernement in den Besitz des Thurmes und der Gebäude trat, mussten die Penitenciers den Unterhalt der Gebäude, Oel, Lampen etc., das holländische Gouvernement aber das Salair der zwei Wächter bestreiten.

Das Feuer beider Thürme, die etwa 70 Fuss hoch, aus einem Rahmenwerk von Bruinhartbalken bestanden, waren blos zwei einfache Lampen mit Reflektoren, deren jede kaum ein halbes Liter Paraffin-Oel des Nachts gebrauchte. Das Licht war desshalb ziemlich schwach und konnte nur bei ganz hellem Wetter von Schiffen gesehen werden, die längs der Küste nach Surinam oder Cayenne fuhren. Aus diesem Grunde war es denn auch für unsere Schifffahrt zur Orientirung von einigem Nutzen; grosse Auslagen hatten beide Gouvernements nicht, und der Unterhalt beider Wächter betrug blos fl. 700 jährlich.

Den 23. Oktober 1871 erfolgte die Uebergabe durch den französischen Gouverneur Loubère an den Chef der kolonialen Marine, der zu diesem Zwecke aus Paramaribo gekommen war, unter üblicher Musik und Diner, und als es dunkel wurde, sah man zum erstenmale beide Lichter „ihre Farbenblitze“ mit einander kreuzen.

Zum Transport meines Holzes nach Holland genügte mir mein Schiff Karolina nicht; ich liess desshalb, nachdem ich einen Absatz für holländische Waaren in Cayenne gefunden hatte, in Amsterdam Schiffe charteren, deren Ladung zum grössten Theil in Cayenne abgesetzt wurde und die mir das für meinen Handel Nöthige nach Albina brachten, wofür ich, wenn die verschiedenen Waaren den Zoll von 5% die man in Surinam zu bezahlen gehabt hätte, überstiegen, in Cayenne, sonst aber in Paramaribo bezahlte. Auf diese Weise konnte ich der Behörde in Surinam ein ganz legales Document übergeben, in dem konstatirt war, dass der Zoll entweder in Cayenne entrichtet sei, oder in Surinam bezahlt werden müsse, und wo bei jedem Schiffe, das ich befrachtet, Tonnengeld und Abgaben für das ausgeführte Holz nebst Zoll für die eingeführte Waare entrichtet wurde, was per Schiff etwa auf fl. 700 angeschlagen werden konnte. Alles dieses hätte ich vermeiden können, wenn ich mir die Bemerkung jenes Oberbeamten im Haag, dem ich im August 1867 meine Bittschrift übergab, zu Nutzen gemacht hätte.

Noch immer hatte ich die unglückselige Karolina am Halse, obgleich sie nach ihrem Werthe, nämlich nach dem was sie mich kostete, versichert war, so überwand sie alle Stürme ohne Unfall, stiess oft, wegen ihres zu grossen Tiefgangs, auf Sandbänke, nahm aber doch ihrer kerngesunden Konstitution wegen keinen Schaden, sondern kam stets nach zweimal längerer Fahrt als andere Schiffe, wohlbehalten in Amsterdam an. — Diesen ewigen Verlusten, die alles verschlangen, was mein Handel mir einbrachte, ein Ende zu machen, beschloss ich, selbst nach Europa zu gehen, um das unglückliche Schiff zu verkaufen.

So reiste ich nun den 2. Oktober mit dem französischen Dampfboot ab. Da wir in Martinique zwei Tage zu bleiben hatten, ehe das grosse Dampfboot Lafayette die Reise antrat, und ich schon lange wünschte, den berühmten Badeort der Insel zu sehen, so logirte ich in der Stadt und begab mich am Morgen des 8. nach den heissen Quellen, die etwa 13 Kilometer von Fort de Françe im Gebirge liegen. Ich nahm einen Negerjungen als Führer; es ging stets bergan auf einem gut angelegten Wege, der sich zwischen Landhäusern und Koståckern hinzog, durch eine wildromantische Schlucht, dicht beschattet von Brodfrucht- und hohen Farrenbäumen, die ein köstlich, reines und kaltes Wasser, das von den Bergwänden herabrieselte und unten in einem Bache sich sammelte, bewässerte. Ein Seitenweg führte Berg auf zu einem Militärposten, der an der Landstrasse von Fort de Françe nach St. Pièrre gelegen war. Diesem folgte man nur kurze Zeit und stieg dann wieder in eine Schlucht, in der das erste dieser Bäder an einem brausenden Waldbach lag. Die Gebäude waren hübsch unterhalten, und einige Garten-Anlagen und Blumen waren Beweise, dass der Eigenthümer der Badeanstalt seinen Gästen diese Wildniss so angenehm als möglich machen wollte. Ich hielt mich aber hier nicht auf, sondern folgte dem Fusswege, der in dieser Schlucht neben dem Bache aufwärts führte.

Etwa anderthalb Kilometer weiter war das Hauptbad Absolon.

In einer tiefen Schlucht gelegen, glich das Gebäude, von unten gesehen, einem alten Raubschlosse, bei dem man eine hohe Mauer zu erklimmen hat.

Oben auf dieser Mauer steht das Hotel, das in seinem untern Stockwerke das Wirthschaftslokal und Magazin, im obern die dem Aeussern nach zu urtheilen, eben nicht sehr eleganten Zimmer der Badgäste enthält. Hinter diesem ist ein längeres Gebäude, die Badeanstalt, kleine Kabinette mit steinernen Bassins, so verwahrlost wie möglich, und eine Art Hospital für Soldaten, welche die Bäder gebrauchen.

Es befanden sich in den Bains Absolon 16 Badegäste, höhere Beamte, Kaufleute und Offiziere der Insel. Im ersten Kabinet, in dem man das Wasser in aller Kraft und Wärme hat, und das gewiss desshalb auch am wenigsten gebraucht, das schmutzigste war, nahm

ich ein Bad. Erfrischung konnte man es eigentlich nicht nennen, denn während aussen die Sonne beinahe senkrecht stand, und die Temperatur gewiss 26° Réaumur betrug, hatte das Wasser wenigstens 35°; es soll gegen rheumatische Leiden von grossem Erfolg sein. Abgekühlt hat es einen säuerlich-bittern, gar nicht unangenehmen Geschmack. — Die Schlucht, in der das Bad liegt, erweitert sich, und man sieht auf etwa eine Viertelstunde Abstand einen vielleicht 600 Fuss hohen, zuckerhutförmigen, nur spärlich mit Strauchwerk bewachsenen Felsen „Piton", an dem das heisse Wasser entspringen soll. — Man sieht diesen Felsen schon von der Rhede von Fort de France.

Die untere Anstalt ist besser unterhalten, scheint aber weniger besucht zu sein; es ist Schade, dass, wie auf Guadeloupe, die Eigenthümer dieser Badanstalten so wenig thun, um sie in gutem Stande zu halten, und keine Verbesserungen anbringen, die ihren Gästen den Aufenthalt angenehm machen würden. — Dazu gehören bessere Wege, Gärten etc., deren Unkosten durch eine vermehrte Frequenz reichlich vergütet würden. — Das Bad kostete Fr. 2; zum Abtrocknen wurde mir ein altes, schmutziges, zerrissenes Tuch gegeben, von dem ich keinen Gebrauch machte, sondern mich meines Sacktuches bediente. Da alle Lebensmittel durch die von St. Pierre kommende Diligence gebracht werden, so ist eine Pension von Fr. 10, die ein Badegast bezahlt, nicht theuer.

Abends 3 Uhr war ich wieder in Fort de France zurück, wo ein zweites kaltes Bad in einem der gut eingerichteten Badhäuser mich nach dem ermüdenden Marsche von 26 Kilometer in der heissen Atmosphäre Martiniques erquickte.

Am andern Morgen um 9 Uhr war ich an Bord des Lafayette, auf dem in allem nicht mehr als 30 Passagiere waren. — Ich bekam also eine Kajüte für mich allein, und bei den wenigen Passagieren (denn um diese Jahreszeit begibt man sich nicht gerne nach Europa) war es in dem grossen, öden Salon und den leeren Corridoren fast unheimlich. — Meine Reise nach Europa war, wie gesagt, keine Vergnügungsreise; denn hätte ich den Verkauf des unglückseligen Schiffes noch länger verschoben, so hätte ich mein mühselig Erworbenes dabei eingebrockt. Ich blieb desshalb nur einen Tag in Paris, eilte nach Amsterdam, verkaufte das unglückliche Schiff mit einem Verluste von fl. 9000, bestellte nach meiner Angabe ein für mich passendes Küstenfahrzeug, miethete zwei Schiffe zur Abholung von Cedernholz von Albina, sorgte für die Befrachtung derselben, — alles in weniger als 8 Tagen. Wie wohlthuend ist solch eine Aktivität, wenn man sie mit unserm surinamischem Geschäftsgang vergleicht, bei dem man überall den Einfluss der 2—3 Stunden langen Siesta und des gedankenlosen Plauderns wahrnimmt. Ich brachte sodann einige Wochen in Stuttgart zu und schiffte mich am 7. Dez. wieder in St. Nazaire ein.

Jetzt war es das Dampfboot Martinique, mit dem ich die Ueberfahrt machte; bedeutend kleiner als der Lafayette, hatte es das Re-

nommée zu rollen und zu schlingern, Eigenschaften, die dem zur Seekrankheit Geneigten nicht eben angenehm sind. Es war mit Passagieren beinahe überfüllt, denn alle Bewohner der wärmeren Länder verlassen, wenn der Winter naht, den kalten Norden und suchen den heimathlichen Süden.

Auch die Frau des Gouverneurs von Surinam hatte mit ihren Töchtern den Haag verlassen, um in Paramaribo dem geselligen Verkehr im Gouvernementshaus vorzustehen; denn nur eine gebildete europäische Dame kann Soirées und Abendgesellschaften den rechten Chic verleihen.

Wir hatten, wie bei jeder Reise, Geistliche, Nonnen und Dominikaner nach den verschiedenen französischen Kolonien, und auch der Bischof von Martinique war an Bord. Kaum waren wir in Fort de France angekommen, als die erste Neuigkeit, die man vernahm, die Verurtheilung des Marschalls Bazaine war, die man in Martinique telegraphisch erhalten hatte, denn bei unserer Abreise aus Frankreich war der Kriegsrath noch mit seiner Arbeit beschäftigt. Es war nun ein ungeheurer Jubel unter den Franzosen, ein Umarmen und Küssen, als ob der arme Sündenbock allein die Schuld der Niederlage gewesen wäre.

Am andern Morgen war aber ein Fest friedlicherer Art und milderer Gesinnung; da war der Fingang zur Kathedrale mit Blumen und Laubkränzen geschmückt, Ehrenbogen errichtet und Flaggen überall, denn es bewegte sich, langsam und feierlich, eine Prozession der Kirche zu. — Voraus die Stadtmusiker mit Trompeten und Klarinetten; dann die Mädchen eines Pensionats, weiss gekleidet vom Kopfe bis zu Fuss, nur mit weissen, gelben, braunen und schwarzen Gesichtern, geleitet von Nonnen mit Rosenkranz und Kreuz, emsig in ihren Gebetbüchern lesend; Schulknaben unter dem Kommando von frères chrétiens, — dann der Bischof unter einem Baldachin, nach rechts und links mit Würde den Segen spendend; diesem folgten der Gouverneur, Offiziere, Beamte, Soldaten, Bürger und zuletzt Krethi und Plethi, den Hochwürdigen nach der Kirche begleitend, wo ein Hochamt gehalten und Gott für die glückliche Heimkunft von Monseigneur gedankt wurde.

Wie ich auch in Guadeloupe und Mana zu sehen Gelegenheit hatte, hat in den Kolonien der Katholicismus tiefere Wurzeln als in Frankreich; — Kreolen, Farbige und Neger ziebt der prunkvolle, bilderreiche Gottesdienst mehr an, als die politischen Verhältnisse Frankreichs, welche die wenigsten selbst kennen, ebensowenig wie sie Untersuchungen und Grübeleien über Wesen und Zweck der Hierarchie anstellen.

In Fort de France traf ich den guten père B . . ., der mehrere Jahre als Pfarrer am Maroni unser Nachbar war, und der, wie die ganze Gesellschaft Jesu, Cayenne verlassen hatte, um einen andern Wirkungskreis anzutreten. Die Seelsorge der Penitenciers war nun einem andern Orden übertragen.

Wir verliessen Fort de France am Abend des 21. Dezember und kamen am 28. in Paramaribo an. Weil eine leichte Dyssenterie in der Stadt herrschte, so hatte der französische Konsul, der als Arzt wohl beurtheilen konnte, ob diese Krankheit ansteckend sei, dem französischen Mailboot untersagt, Umgang mit den Stadtbewohnern zu haben, und als bei anhaltend starkem Regen der Gouverneur ans Dampfboot kam, um seine Familie abzuholen, durfte er nicht an Bord kommen, sondern musste in seinem Boote bleiben, mit welchem er dann seine Familie ans Land brachte.

Hier war derselben ein Empfang bereitet, wie man ihn nicht schöner, fürstlicher wünschen kann; an der Landungstreppe stand rechts das Musikkorps der Bürgerwehr (Schuttery), links das des Bataillons und spielten Empfangshymnen; von dem Walle des Forts Zélandia donnerte das Geschütz; — auf jeder Seite des Weges, der von dem Landungsplatze bis zum Gouvernements-Gebäude führt, standen in Reih und Glied hübsche schwarze und farbige Mädchen, sogenannte Woiwoimeiden, die an den Strassenecken sitzen und Früchte, Zuckerwerk und sonst allerlei feilbieten, und die, wenngleich pudelnass, doch aus vollem Herzen ihre Glückwünsche darbrachten. Solch ein Empfang war in Surinam noch nie gesehen worden.

Unter anhaltendem Regen betrat auch ich das Land, wo meiner fünf Indianer harrten, die meine Frau geschickt hatte, mich abzuholen. Schon am dritten Tage verliess ich die Stadt, um durch den Wanekreek nach Albina zurück zu kehren, wo ich denn auch nach viertägiger Reise in kleiner offener Corjal, oftmals von Regen durchnässt und glücklicher Weise eben so oft durch die liebe Sonne getrocknet, am 3. Januar 1874 wohlbehalten ankam.

Meine grösste Sorge, die liebe Carolina, hatte ich nun vom Halse, und doch hatte ich mich durch die Umstände bewegen lassen, den Bau eines neuen Schooners für mich zu bestellen. — Das französische Gouvernement hatte mir nämlich Hoffnung gemacht, mich mit dem Postdienst zwischen Cayenne und Surinam zu beauftragen.

Für diesen und meinen eigenen Handel war mir nun ein Küstenfahrzeug unumgänglich nöthig; ehe aber mein Schooner, der Maroni Paket hiess, in der Kolonie ankam, hatte das französische Gouvernement für den Postdienst zwei schöne, neue Schoner, Topaze und Emeraude aus Frankreich erhalten, und so war wenigstens schon der eine Zweck vereitelt.

Jm Jahre 1874 kam der holländische Gouverneur nach dem Maroni und hatte die Zeit gewählt, wo auch der französische gerade sich auf St. Laurent befand. Gastmahle auf St. Laurent und auf Albina mit feinen Getränken und rührenden Toasten, Indianertanz, Feuerwerk, das der holländische Gouverneur zum Amüsement der Transportation auf St. Laurent abpuffen liess, Kanonensalut vom Casabianca und eine Art niederländischen Volkslieds mit Variationen, als Gegenkompliment des französischen Gouverneurs, waren die Er-

eignisse der vier Tage, welche der Besuch dauerte, dann trat wieder die alte Einförmigkeit ein.

Seit vielen Jahren waren wir von schweren Krankheiten verschont geblieben, bei leichteren besuchte uns manchmal der Arzt von St. Laurent, von wo wir auch unsere Arzneien bekamen.

Im Juli erkrankte aber meine Frau, deren Gesundheit nach einem 22jährigen anhaltenden Aufenthalt am Maroni schon längst geschwächt war, so dass man sie ins Hospital nach St. Laurent bringen musste, wo sie 63 Tage lang an der Ruhr darnieder lag. Bei der besten Pflege erholte sie sich so weit, dass sie wieder nach Albina zurückkehren konnte, aber selten verging eine Woche, in der sie nicht ein oder mehrere Tage das Bett hüten musste. — Die französischen Aerzte meinten einstimmig, dass nur ein Mittel bestehe, ihre volle Gesundheit zu erhalten, und das wäre eine Reise nach Europa, um da in der kühleren Luft der gemässigten Zone und bei kräftigerer Nahrung, als man sich in Guiana verschaffen kann, wieder zu erstarken. Als sie am 18. September wieder das Hospital verliess, war es schon zu spät an der Jahreszeit, um noch an eine Reise nach Europa zu denken.

Bei seinem Hiersein hatte der holländische Gouverneur mündlich gehört, was er schon längst aus dem feuille de la Guiane française wusste, nämlich alle Details der im französischen Guiane sich immer mehr entwickelnden Goldindustrie. Bereits waren auf französischer Seite am Maroni mehrere Ländereien an Goldsucher in Pacht gegeben; auch hatte auf unserem Ufer mein Neffe im Verein mit einigen Franzosen Untersuchungen angestellt, die, wenn auch keine glänzenden, doch wenigstens befriedigenden Resultate geliefert hatten. Eben so war schon vor 10 oder 12 Jahren im obern Surinam Gold gefunden worden, aber in so geringer Menge, dass es sich nicht der Mühe lohnte. die Entdeckung auszubeuten. Da nun der Gouverneur dem Wohlstande der Kolonie durch den Landbau nicht aufhelfen konnte, so versuchte er. denselben durch die Goldindustrie zu heben, wobei er auch die Mittel zu erhalten hoffte, einen Theil der so bedeutenden Unterhaltkosten der Kolonie bestreiten zu können. Es war keinem Zweifel unterworfen, dass die Goldlager, die im Sinamari und Amanabo so reichliche Ausbeute geben, auch auf dem linken Ufer des Maroni sich fortsetzten, desshalb wollte der Gouverneur seine Untersuchungen zuerst am Maroni und in der Nähe des Anosogebirges anfangen lassen.

Mit dieser Untersuchung wurde mein Chef, der Gouvernements-Sekretär Mr. Alma, beauftragt, ein Mann von seltener Ausdauer und Willenskraft in einem kränklichen, abgezehrten Körper. Dieser kam nun am 18. August mit dem Dampfboot Paramaribo an, brachte erprobte Goldsucher, die in Afrika, Australien und Kalifornien mit dem Aufsuchen des edlen Metalles sich vertraut gemacht hatten, Ingenieure, Volontaire etc. nebst einem Doktor mit, zu denen ich noch die nöthigen Indianer als Ruderer engagirte, worauf die Expedition, die

ich für einige Tage begleitete, nach dem obern Maroni aufbrach. Ich fuhr, wie gewöhnlich, wieder in meinem kleinen Boote; da aber der Wasserstand am obern Maroni noch ziemlich hoch war, so kostete es grosse Mühe, die sehr bedeutende Strömung zu überwinden. Ich selbst kam in den Stromschnellen von Bonnidoro in Lebensgefahr, und hätte ich mich nicht an einem überhängenden Zweige halten können, so wäre die Korjal, die schon halb voll Wasser war, vom Strudel fortgerissen worden und wir unfehlbar verloren gewesen.

Erst am sechsten Tage kamen wir bei dem Anosogebirge an, wo dann Alles beschäftigt war, Hütten zu errichten, denn der Aufenthalt war auf 4 Wochen bestimmt. Mein Chef, der Doktor und der Sohn des Herrn Alma schliefen in einem Zelte, das man zu diesem Zwecke mitgenommen hatte, ich und die Indianer aber im Freien; jede Nacht hörte ich das Husten des lungenkranken Mannes, mit dem ich das herzlichste Mitleiden hatte, und der zum Wohle der Kolonie bei diesem mühsamen Geschäfte und an dem ungesunden Orte sich aufopferte. Obgleich er erst drei Jahre später starb, so mag doch diese Expedition viel zur Verschlimmerung seiner Krankheit beigetragen und sie unheilbar gemacht haben.

Gleich am ersten Tage besuchte ich den Anosoberg, den ich im Jahr 1861 mit der Kommission bestiegen hatte. Ein Indianer, Tamiri, war mein Begleiter. Ich fand auch die Stelle, wo die Vegetation der eines Sumpflandes gleicht, und wo sich die tillandsia zebrina findet. Auf einen höher liegenden Gipfel, blos durch eine kleine Schlucht von dem getrennt, auf welchen wir gekommen waren, wollte mir der furchtsame Indianer nicht folgen.

Die Anosoberge sind einzeln liegende, lang gestreckte Bergrücken und ziehen sich beinahe parallel mit dem Flusse in einer Länge von etwa 4 Stunden von Süden nach Norden. Wahrscheinlich ist die Strecke, welche sie einnehmen, kaum drei Stunden breit. Sie gehen im Norden und im Süden in kleine, 200—300 Fuss hohe Hügel über, im Westen aber allmälig in Sumpfland und kleine Hügel, durchflossen von den Flüssen Comowini, Tampati und Courmotibo, die alle am westlichen, noch ganz unbekannten Abhang dieser Berge entspringen, welche in früherer Zeit die Schlupfwinkel der weggelaufenen Sklaven waren. In nordwestlicher Richtung trifft dieses Gebirge mit dem Hochplateau zusammen, das sich bis zur Mündung der Sarakreek hinzieht. Die Gebirge im Innern sind noch nie untersucht worden, die dem Flusse näher liegenden aber enthalten ausserordentlich viel Eisen. In den meisten kleinen Kreeken fand man Gold, wovon die Expedition Proben mitbrachte.

Schon am zweiten Abend waren die nöthigen Hütten errichtet, denn die umliegenden Waldungen lieferten das Baumaterial in Menge. Die Vertheilung von Arbeit, Untersuchung, Austheilung von Lebensmitteln etc., ging aufs regelmässigste vor sich, und gleich am Morgen nach eingenommenem Kaffee stand der Doktor vor seiner Hütte mit einem grossen Glas Chinin, von dem jedes Mitglied der Expedition

ein Löffelchen voll schlucken musste. Chinin ist eben die Panacee gegen das Fieber, aber so sehr ich von seiner Heilkraft überzeugt bin, so scheue ich mich doch davon Gebrauch zu machen, wenn ich kein Fieber fühle. Ein so kräftiges Heilmittel kann, täglich genossen, wohl das Fieber abhalten, aber Ursache anderer Krankheiten sein. Eine Offiziersfrau in St. Laurent gebrauchte jeden Morgen einen Theelöffel Chinin im Kaffee, hatte nie Fieber, aber stets nervöses Kopfweh. Bei Reisen im Innern des Landes ist Chinin ganz unentbehrlich, und auch ich hatte auf allen meinen Zügen stets ein Fläschchen voll bei mir, auch ist es das einzige Heilmittel, zu dem Indianer Zutrauen haben; ich hatte zu meiner Armenpraxis jährlich wohl 100 Gramm nöthig, aber nie gebrauchte ich es unnöthig. Die Expedition des Herrn Alma kehrte nach einmonatlichem Aufenthalt am Maroni nach Surinam zurück; in den meisten Kreeken war Gold gefunden worden; aber ob die bedeutenden Auslagen, die man zur Gewinnung desselben machen musste, durch die Ausbeute gedeckt würde, blieb späterer Untersuchung anheimgestellt.

Den 24. September kam mein neuer Schooner Maroni Paket auf Albina an; es war ein schönes, schnellsegelndes Schiffchen von blos 24 Tonnen und hatte die Ueberfahrt von Amsterdam in 42 Tagen gemacht. Da inzwischen die Postverbindung zwischen Cayenne und Surinam auf eine andere Weise geregelt worden war, auch mein Handel beträchtlich abgenommen hatte, so hatte ich diesen Schooner nur 1—2 mal jährlich selbst nöthig und liess ihn desshalb theils in Cayenne nach dem Sinamari, theils in Surinam nach Demerara für meine Rechnung fahren. Der Gewinn, den ich an diesem Fahrzeug hatte, war sehr bescheiden, denn um mit Nutzen ein Schiff zu halten, muss man es in seinem eigenen Geschäfte verwenden und es nicht an Fremde überlassen.

Als das Gouvernement später jeden Monat den Landesschooner nach dem Maroni schickte, war mir der meinige ganz überflüssig geworden, und verkaufte ich ihn dann auch sogleich.

Obgleich meine Frau soweit wieder hergestellt war, so war doch ihre Gesundheit so geschwächt, dass der mindeste Diätfehler sie aufs Krankenbett brachte. Bei einem Alter von 60 Jahren, von denen sie 22 in der Kolonie zugebracht hatte, war an eine völlige Erholung hier nicht mehr zu denken. Dringend riethen mir die französischen Aerzte an, mit ihr die Kolonie zu verlassen und wo möglich in der Heimath zu bleiben, oder mich dort wenigstens so lange aufzuhalten, bis meine Frau sich vollkommen erholt habe.

Aber meine Mittel waren zu beschränkt, um in Europa anständig leben zu können; ich nahm also wieder einen sechsmonatlichen Urlaub und trat im Juni 1875 mit meiner Frau die Reise nach Europa an, wo wir unsern Aufenthalt in dem gesündern Cannstatt nahmen und zwar in einem Hause, wo täglich 72 Eisenbahnzüge vorbeipassirten, deren Lärm mit dem geräuschlosen Leben am Maroni im grellsten Kontrast stand. Während meine Frau sich in der ge-

sunden Luft des Badeortes nach und nach erholte, hatte ich keine Ruhe, so müssig auf der faulen Haut zu liegen; ich machte mich also wieder auf den Weg und zwar nach Italien, das ich vor 8 Jahren schon besucht hatte. So lange Zeit an ein einsames Leben gewöhnt, liebe ich doch, wenn ich es haben kann, Abwechslung, und wo fände man diese mehr als auf Reisen? Comfort und andere Bequemlichkeiten waren bei mir stets Nebensache, und nie war ich aufgeräumter, als wenn ich so recht müde mein Reiseziel erreicht und so zu sagen, durch körperliche Anstrengung den Genuss erkauft hatte. Gerade auf einer Reise nach Italien findet man die grössten Abwechslungen in Landschaften, in Verkehrsmitteln, in Wirthshäusern, im Essen und hauptsächlich in den Bekanntschaften. — Welch angenehme und fröhliche Erinnerungen für die einsamen Abendstunden in Guiana.

So kam ich auf dem Dampfboote, das nach Fluelen fuhr, mit einem ältern, jovialen Mann ins Gespräch, der, obgleich er einen Fez trug, doch ein ehrlicher Deutscher und zwar Kunsthändler in Athen war, und der wieder über Venedig und Triest zurückreisen wollte. Zufällig kannte er einen meiner Bekannten in Stuttgart, den Professor F. . . ., der erst kürzlich aus dem Orient zurückgekommen war. Der Athener hatte jenen Herrn in Damaskus kennen lernen, und diese Reisen gaben uns nun genug Stoff zur Unterhaltung. Wir beschlossen also bis Venedig bei einander zu bleiben.

Im Postwagen von Andermatt waren ausser uns noch 2 Passagiere, ein alter, englischer Offizier aus Ostindien und ein italienischer Kaufmann. Während mein Athener im Hospice des St. Gotthard einen warmen Kaffee trank, wollten wir drei andere Passagiere uns durch Laufen etwas erwärmen, und wie ich schon vor 8 Jahren gethan hatte, verliess ich die Chaussee und folgte den Telegraphenpfählen, die in einer geraden Richtung die vielen Krümmungen der Landstrasse abschneiden. Meine zwei Reisegefährten folgten vertrauungsvoll meiner Führung und kamen hinter mir her. Unser Wagen hatte unterdessen seine Vorspann bekommen und fuhr mit Blitzesschnelle herab. Da half kein Rufen; der Kondukteur liess nicht halten; meine zwei Genossen strengten sich vergebens an, mir zu folgen und, wie ich, längs der Pfähle dem Wagen nachzulaufen; sie blieben endlich zurück. und ich musste wohl über tausend Fuss an den Felsen herabklettern, um endlich am letzten Umrang den Wagen einzuholen; ich war athemlos und triefend vor Schweiss, und mit ächt schweizerischer Höflichkeit wurde ich vom Kondukteur empfangen.

Im Wagen sass ganz allein mein Athener; aus seinem Handkoffer hatte er ein grosses, weissseidenes, mit purpurfarbigen, blauen und Goldstreifen durchwirktes Tuch, das er in Ispahan gekauft hatte, genommen, sich dareingehüllt, seinen Fez aufgesetzt und sass da mit verschränkten Beinen, eine türkische Pfeife rauchend, ein Prachtstück von einem Pascha. Ich sass wie gewöhnlich auf dem Bocke, denn freie Luft und Aussicht ist mir Bedürfniss. Es war ein Sonntag und

hunderte von Arbeitern des Tunnels lungerten in den Strassen von Airolo umher; staunend nahmen sie die Pfeife aus dem Munde, zogen die Mützen und begrüssten ehrfurchtsvoll meinen Reisegefährten, den sie wahrscheinlich für einen türkischen Diplomaten hielten, während ich auf dem Bocke ihrer Notiz nicht werth schien. Was meine zurückgebliebenen Reisegefährten betrifft, die nun bis Airolo zu Fuss gehen und dort ein Extra-Gefährt nach Biasca nehmen mussten, so verwünschten sie wahrscheinlich meine Bekanntschaft gemacht zu haben.

So verschieden nun auch mein Reisegefährte und ich von den Tunnelarbeitern beurtheilt werden mochten, so waren wir doch nur Kaufleute, die zu ihrem Nutzen und Frommen Handel trieben: denn er verkaufte auf klassischem Boden an die verbastardten Hellenen deutsche Papeterie und Kupferstiche, und ich in dem verrufenen Cayenne den Franzosen und ihren Spitzbuben deutsches Sauerkraut und Frankfurter Bratwürste.

Als wir am Abende in Arona ankamen, fühlte ich in meinen steifen Beinen, dass ein so forcirter Marsch vom St. Gotthard herab sich mit meinen 60 Jahren nicht mehr vertrage. Ich blieb desshalb in Arona, erquickte mich durch ein warmes Bad und eine Flasche Asti und hoffte, meinen Pascha, der nach Mailand vorausgieng, dort wieder zu finden. Ehe am andern Morgen der Zug dahin abging, besuchte ich noch den Hügel mit der Statue des heiligen Borromäus, hatte aber, so einladend der Küster es auch machte, in den Heiligen hineinzuklettern, durchaus keine Lust, weil mir noch die Promenade des gestrigen Tages in den Beinen sass, und begnügte mich damit, blos die alten Lumpen zu betrachten, die der fromme Bischof einst getragen hatte. Bereits um 1 Uhr war ich im schönen Mailand, wo ich denn auch wieder auf dem Bahnhof mit meinem Pascha zusammentraf, der jetzt als ehrbarer Spiessbürger im Wagen sass.

Nach dreitägigem Aufenthalt in Venedig, wo ich von Morgens bis Abends mit Sehenswürdigkeiten mich fütterte, verliess ich meinen Reisegenossen und fuhr direkt nach Neapel. Aber auch da blieb ich nur drei Tage, denn der Hauptzweck meiner Reise nach Italien war, einen langgehegten Lieblingswunsch zu befriedigen, nämlich den Aetna zu besteigen. Schon am Abend des 15. September fuhr ich von Neapel aus mit dem Corriere siciliano nach Messina.

Als wir am Abend abfuhren, kam gerade ein holländisches Dampfboot von Genua; wie freundlich kam mir die wohlbekannte Flagge vor, unter der auch mein kleines Schiffchen fuhr, die meine theure Caroline, seligen Andenkens, getragen hatte, und der ich auch schon 40 Jahre lang angehörte. — Es dunkelte schon, als wir Capri zur Linken liessen, und das wundervolle Panorama uns allmälich entschwand.

Ich reiste, der Ersparniss halber, zweiter Klasse, die eine abgesonderte Kajüte und Tafel, aber ein gemeinschaftliches Verdeck mit der ersten hat. Nur wenige Passagiere, meistens Italiener, sprachen

französisch; in der ersten Klasse waren einige Engländer und zwei deutsche Kommis-Voyageurs, der eine in baumwollenen Leibchen, der andere in Korsetten, flotte Bursche, von der bekannten Spezies. Ich kroch um 9 Uhr in meine Koje, deren Betttücher von zweifelhafter Reinlichkeit mich nicht einluden, meine Kleider auszuziehen. Am Morgen war zum Gebrauch für alle Passagiere der zweiten Klasse, etwa 30 Personen, eine Waschschüssel da, deren man sich tour à tour bediente; war man fertig, so zog man den Zapfen heraus, liess das schmutzige Wasser ab- und reines zulaufen und räumte seinen Platz dem Nachfolger, dem man das Handtuch, an dem sich alle abtrockneten, übergab, und der dann höflich „Grazia“ sagte. — Es war nicht so vornehm und proper als in der ersten Kajüte, aber auf jeden Fall gemüthlicher. Um 6 Uhr betrat ich das Verdeck und sah vor mir den rauchenden Stromboli und etwas später die liparischen Inseln. Nach und nach kam auch die Küste von Sicilien zum Vorschein, und näherten wir uns der kalabrischen, alles im schönsten Sonnenschein, aber nur durch einen leichten Dunst sichtbar. Der Aetna aber war in Wolken gehüllt, und nur auf der Zurückreise sah ich auf einige Augenblicke einen Theil des Gipfels. Gegen halb elf kamen wir in die Meerenge und eine Stunde später nach Messina.

Schon mit dem ersten Zuge um 1 Uhr fuhr ich nach Taormina, das wegen der herrlichen Aussicht von seinem griechischen Theater aus so berühmt ist. Die Gegend, durch welche wir fuhren, ist überall bebaut, Citronenpflanzungen wechseln ab mit Wein, Mandeln und Oel, links die See und rechts sanft ansteigende Hügel mit Reben und Mais bepflanzt. Die Trauben waren schon reif und in einer Fülle, die man in nördlichen Ländern nie sieht. Von den 6 Passagieren, mit denen ich in einem Wagen zweiter Klasse fuhr, sprach nur einer französisch; er übersetzte seiner Braut, einem jungen, sehr hübschen und äusserst eleganten Mädchen, deren frischen Teint ich bewunderte, unsern Diskurs. Ueberhaupt ist man sehr gesprächig und überall höflich.

Bei Giardini, einer kleinen Station, musste ich aussteigen. Gleich war ein Junge bei der Hand, mir den Weg nach Taormina zu zeigen, das wohl 400 Fuss hoch in den Felsen liegt. Der Fahrstrasse nach soll es zwei Stunden weit sein, der Pfad aber, den wir einschlugen, war blos eine halbe Stunde lang, aber über die Massen steinig, steil und halsbrechend. Mein Junge war ein lebhafter Bursche von 14—15 Jahren, braun wie ein Mulatte, und gab sich alle Mühe mich zu unterhalten. Aber leider begriff ich nur wenig. — Wir waren endlich oben beim Theater angelangt, dessen Anblick man bei einem Portier mit 50 Cent. erkaufen musste, aber die Aussicht war trübe, auch vom Aetna nichts zu sehen. — Es blieb, als ich das Theater gesehen hatte, mir noch genug Zeit mich im Städtchen umzusehen und auf der Terrasse eines Hauses eine Flasche Malvasier zu trinken. Als der Zug in Giardini ankam, war es beinahe dunkel,

und nur ein Herr sass im Wagen. — Wir waren bereits eine Viertelstunde weit mit einander gefahren, und es war schon stockfinster, als ich es wagte, ihn französisch anzusprechen, und siehe, ich bekam in derselben Sprache Antwort, die dann alsobald mit dem Holländischen vertauscht wurde, als ich hörte, dass er ein Belgier und aus Brüssel sei. — Er war Friseur und wohnte in einem kleinen Städtchen in der Nähe Catanias. Bei meiner Ankunft in Catania stand bereits am Bahnhofe ein Omnibus des Albergo grande, wo ich logiren wollte, und als ich in diesem Gasthofe ankam, stürzten vier Kellner heraus, um die Gäste in Empfang zu nehmen, zogen sich aber enttäuscht zurück, als sie meine bescheidene Person mit dem kleinen Handköfferchen als einzigem Gepäck ganz allein aussteigen sahen. — Wie sehr haben die Gasthöfe sich in Sicilien seit Göthe's Zeit verändert, denn Albergo grande kann mit den besten in Deutschland sich messen; und doch klagten die Wirthe, zwei Deutsche, dass so wenig Fremde mehr nach Sicilien kämen, um da den Winter zuzubringen, wozu ihr Gasthof speziell eingerichtet sei; italienische Wirthe hätten durch unwahre und übertriebene Erzählungen des sicilianischen Brigantenwesens die Reisenden so erschreckt, dass nur Castelamare, Sorrent und Amalfi noch besucht werden, wo man sie auf andere Weise auszubeuten wisse. — Es waren in der That nur wenige Gäste da, aber unter diesen wieder meine Commis-Voyageurs in Corsetten und Unterleibchen, deren Artikel blos auf Catania beschränkt zu sein schienen, da sie mit demselben Dampfboote wie ich Sicilien wieder verliessen.

Am Morgen des 17. regnete es, und der Aetna, den man von den Fenstern des Gasthofes sonst sieht, war in Wolken gehüllt. Der Wirth besorgte alles Nöthige, nämlich eine Chaise um mich nach Nikolosi zu bringen, eine Decke um mich darein zu hüllen, wenn mich später die Kälte inkommodiren sollte, und die nöthigen Lebensmittel, gab mir ein Briefchen an den Hüter des Aetna, den Doktor Gemellaro in Nikolosi mit, und so ging es um 1 Uhr Mittags durch die Strada Etnea dem Berge zu. Es ging stets bergauf, zwischen Landhäusern, Caktusfeldern, Citronen-, Orangen-, Mandeln-, Feigen- und Granatbäumen und Weinbergen voll schwarzer Trauben. Alles gedieh herrlich in der schwarzen, verwitterten Lava. — Nicht weit vom Städtchen, wo wir schon um 3 Uhr ankamen, liegen die Monti rossi, bei früheren Ausbrüchen des Aetna entstanden.

Wir stiegen an der Hauptherberge ab. Sogleich waren drei Krüppel bei der Hand, meine Mildthätigkeit anzurufen, und zwei andere krochen auf allen Vieren herbei, so dass ich mich beeilte ins Haus zu kommen, um weiterer Betteleien enthoben zu sein.

Der Wirth hatte für mich und meinen Kutscher Brod, Wurst, Käse, Trauben, Feigen und Aetna-Wein aufgetischt, und es fand sich sogleich ein Kerl, der mich für einige Sous zum alten Herrn Dottore Gemellaro brachte, der gewöhnlich den Reisenden Pferde und Führer besorgt.

Der alte Herr wohnte in einer einsamen Gasse in einem Hause, das in einem schlecht unterhaltenen Garten ganz klösterlich stand. — Alles war abgeschlossen; doch öffnete sich auf den Ton der Hausglocke die Thüre, und eine alte Frau führte mich in den Empfangssalon.

Gott, welche Rumpelkammer! In Seitenkästen an der Wand Stücke Lava, die der Berg gespieen, seitdem ihm Vulkan seine Eingeweide geöffnet; Basaltstücke, Proben von Bernstein aus dem Simeto, Gypsabgüsse von Antiken, Büsten, Säulen, Kapitäle, Ruinen von Kork, alte Bücher und Handschriften, die Vendomesäule und ein Briefbeschwerer mit dem alten Fritz. Von der Decke hingen Schnüre mit getrockneten Bohnen, Knoblauch und Trauben herunter, alles bedeckt mit zollhohem Staube. Der wohl achtzigjährige Herr war durch uns aus seinem Mittagsschläfchen gestört und kam in einer Toilette, die vollkommen mit seinem Salon harmonirte. Sehr gefällig und höflich brachte er sogleich Brod, Trauben und Feigen zu meiner Erfrischung. Er war halb taub und sprach nur mangelhaft französisch; doch war er sogleich bereit, mir das Nöthige zu besorgen, nämlich zwei Maulesel, jeden zu zehn, einen Führer zu acht und einen ragazzo oder Fackelträger zu vier Franken. So waren wir denn schon um 4 Uhr zur Abreise bereit, voran der Führer auf seinem Maulesel, der nebst meinen Lebensmitteln, etwas Hafer und ein Säckchen Kohlen tragen musste; dann ich auf meinem elenden Klepper, statt der Steigbügel zwei Stricke mit Schlaufen, wovon die eine vier Zoll länger als die andere war; hinten war die Decke befestigt und hing mein Regenschirm. Neben uns lief der Ragazzo, ein brauner, bärtiger Kerl, der eine Laterne trug. So ging es durch Nicolosi.

Dieses liegt schon 2100 Fuss hoch überm Meer und ist umgeben von Weinbergen und Feigenbäumen. Der Weg führte durch schwarzen Lavasand, und alle Gärten und Weinberge waren mit Mauern aus Lavablöcken umgeben, die, verwittert, den Boden so fruchtbar machen, aber ihm kein freundliches Ansehen geben. Es war trübes Wetter, und immer ging es bergauf; die Vegetation wurde, je höher wir kamen, desto spärlicher, und umsonst sah ich mich nach der Waldregion um, die den untern Aetna umgeben sollte, und die ich mir ganz anders vorgestellt hatte.

Kaktusse sah man keine mehr, nur die wunderlich geformten Ginstersträuche wurden häufiger. Wenige Leute begegneten uns, und alle ritten auf Eseln. Auch Maulthiere an Karren gespannt, die mit Schnee vom Aetna beladen waren, zogen an uns vorbei.

Dieser Schnee kommt aus grossen Haufen, die weit unterhalb der Casa Inglese angelegt sind; sie werden, wenn Wärme eintritt, mit Lava-Sand bedeckt und sehen dann wie kohlschwarze Verschanzungen aus. In den Sommermonaten wird in jeder Nacht Schnee aus diesem Vorrath geholt und durch Sicilien und Italien versendet. Obgleich es erst halb sieben war, als wir in die vor wenigen Jahren angelegte Kastanien-Pflanzung des Duca d'Alba einritten, so war es

doch wegen des Nebels schon beinahe dunkel. Durch eine Allee von vielleicht sechsjährigen Kastanienbäumen, die aber schon anfingen Früchte zu tragen, kamen wir an ein niedriges, steinernes Gebäude, wo zwei junge Bursche, die Hüter der Pflanzung, uns bewillkommten.

Im Hause machte der Führer aus trockenen Kastanienzweigen ein Feuer, der Ragazzo gab den Mauleseln zu fressen, und bald sassen die Leute gemüthlich plaudernd beim Feuer, über dem in einem Topfe Gott weiss was brodelte. Ich zog auch meinen Proviant hervor, steckte mein Licht an, ass ein Stückchen Ente und Brod und theilte meinen Cognac mit den Leuten; dagegen brachten mir die zwei Bursche eine grosse Zwiebel, zwei Nüsse, und fügten, vielleicht um mich zu necken, einen enormen spanischen Pfeffer bei, den ich auch zu ihrer grössten Verwunderung aufass. Ich konnte mich ihnen nicht verständlich machen, dass man auch bei uns diese Frucht esse, und dass in meinem Garten allein 17 verschiedene Arten davon seien.

Ich lag auf meinem Strohbette nicht gerade schlecht, aber die Aufregung liess mich nicht schlafen, und ich beneidete die 4 Leute, die, nachdem sie den Inhalt des Topfes aufgegessen hatten, sich ums Feuer lagerten, erst lebhaft sich unterhielten, dann stiller wurden, einschliefen und zuletzt schnarchten. Wie viele solche Nächte habe ich nicht schon in den Wäldern Guianas zugebracht! Hatte ich dort mein Essen gekocht, dann setzten meine Indianer das ihre aufs Feuer und assen inzwischen den Rest meiner Mahlzeit; war das ihrige fertig, so wurde gegessen; dann drehte jeder auf seinem Schenkel eine Cigarre, worauf man sich in die Hängematte legte, rauchte, lachte, bis sich endlich der Schlaf einstellte, und man um die Wette schnarchte. So unangenehm das Schnarchen für den Wachenden ist, so ist es doch wohl nur der Ausdruck einer innerlichen Gemüthsruhe, die sich durch diese wenig harmonischen Töne kund gibt. Oft lag ich auf diesen Reisen bis um Mitternacht schlaflos in der Hängematte. Ebenso sorglos als dort lag ich jetzt hier in der Casa del bosco, nur bedacht die Zeit des Weiterrittes nicht zu versäumen, die der Führer auf Mitternacht bestimmt hatte. Mehrere Male schlich ich mich hinaus, um nach dem Wetter zu sehen, aber stets war ein dichter Nebel und sternenloser Himmel. Gegen ½12 Uhr weckte ich den Führer; die Thiere wurden gesattelt, die Laterne angezündet, und wir machten uns wieder auf den Weg, voran der Ragazzo mit der Laterne.

Etwa fünf Minuten vom Hause war das Ende der Pflanzung; der Weg wurde immer steiler, zog sich über Felsen und Hohlwege oder an Schluchten von 20—30 Fuss Tiefe vorbei, wo ich den sichern Gang der Thiere bewunderte, denn durch einen Fehltritt hätten wir Hals und Beine brechen können. Da verzog sich der Nebel, oder vielmehr wir traten aus demselben heraus, der Mond leuchtete hell, und über uns war ein heiterer Sternenhimmel. Trotz des gefährlichen, mir so ganz ungewohnten Rittes, denn seit 40 Jahren hatte

kein Pferd mehr bestiegen, war ich in der heitersten Laune, sollte ich doch heute die über alle Beschreibung herrliche Aussicht vom Gipfel des Aetna geniessen! Es war diese wohl den gefährlichen Ritt, die Kälte und die Ausgaben werth. Endlich um zwei Uhr rief mir der Führer sein „Ecco l'Etna, Signore“ zu, und da lag in kurzer Entfernung von uns der Aschenkegel, über dem eine leuchtende Rauchwolke hing. Gegen 3 Uhr waren wir an der Casa inglese.

Als ich mit steifen Füssen und erstarrten Händen, denn ich hatte versäumt Handschuhe mitzunehmen, vom Gaule stieg, konnte ich mich nur mit Mühe aufrecht halten, denn die Luft war in dieser Höh sehr dünn, und ein Schwefeldampf, manchmal zum Ersticken. Leichter Schnee war gefallen; aber am Morgen sah man keine Spur mehr davon.

Die Casa inglese ganz aus Stein gebaut, ist ziemlich geräumig und könnte mit wenig Unkosten zu einer bequemeren Wohnung eingerichtet werden. Der Führer hatte den Schlüssel zum Hause mitgebracht, zündete ein Licht an, und bald brannte ein lustiges Feuer. Acht bis 10 Bettstätten, freilich ohne Matrazen und Stroh, sind zum Gebrauch der Reisenden hier; doch sind sie eine grosse Wohlthat an an diesem so einsamen Orte. Im Hause war eine marmorne Tafel eingemauert zum Andenken der Besteigung des Aetnas durch die italienischen Naturforscher. Schon eine halbe Stunde ehe wir das Haus erreichten, sah man am Gange der Maulthiere, wie mühsam es für sie war, bei der feinen Luft durch den tiefen Lavasand zu traben; sie blieben alle Augenblicke stehen und keuchten. Ragazzo und Führer hatten sich am Feuer gelagert, an das auch ich mich hinstreckte, um meine erstarrten Füsse zu erwärmen. Trotzdem ich vor Kälte zitterte, glühte mein Kopf und ich fürchtete nur, nicht im Stande zu sein den Aschenkegel zu besteigen.

Um halb fünf Uhr weckte ich den Führer, und da es nicht sehr kalt war, denn mein Thermometer zeigte 4° R. über 0, so nahm ich keine Decke mit, sondern band mir nur ein Tuch über die Ohren. Ein starker Nordwest-Wind hatte sich erhoben, und wie vor fünf Jahren auf der Souffrière in Guadeloupe blies auch dieser mir allen Schwefeldampf, der aus dem Krater aufstieg, ins Gesicht, so dass ich alle fünfzig Schritte stehen bleiben und Athem schöpfen musste; doch kamen wir um 5 Uhr oben am Rande des Kraters an, als eben die Sonne in aller Pracht und Gluth im Osten aufging. Aber sie beschien blos ein ungeheures Meer zusammengeballter, weisser Wolken, das sich auf allen Seiten bis an den Horizont ausstreckte, und über das der Aschenkegel und ein Theil des oberen Aetnastocks etwa 4000 Fuss hoch hervorragten, eine tiefsammetschwarze Fläche ohne jegliche Vegetation und Leben; der Aschenkegel selbst war grauschwarz, während der Krater aus dem der Rauch emporstieg, weisslich graue, gelbe, rothe und blaue Schwefeladern zeigte. Dieser Krater kann kaum zwei Kilometer im Umkreise haben, seine Tiefe aber 2—300 Fuss betragen, wiewohl ich wegen des Dampfes, der aus unzähligen Ritzen empor-

stieg, nicht auf den Boden sehen konnte. Die Temperatur stand oben gerade auf dem Eispunkt, obgleich die Sonne hell und warm schien. Es war ein unvergesslich erhabener Anblick. Aber das Paradies das da unten lag, war vollständig verschleiert, und wiewohl mir der Führer die Gegend zeigte, wo Palermo, Messina, Malta und Sirakus lagen, die ich auch nach meinem Kompasse zu finden wusste, so ragte weder Bergspitze, noch Thurm oder Baum über das Wolkenchaos empor; nichts als die trostlose schwarze Lavafläche, wie ein grosses Leichentuch mit dem Aschenkegel und dem rauchenden Krater in der Mitte. Der Boden am Krater war überall warm und 3 Zoll tief schon heiss, wie auf dem Vesuv, den ich fünf Tage später ebenfalls bestieg. Nach einer halben Stunde stiegen wir wieder vom Kegel herab, der nicht viel höher zu sein schien als der Aschenkegel des Vesuv. Um halb 8 Uhr ritten wir ab und sahen eine halbe Stunde abseits den Philosophenthurm aus Lavablöcken erbaut; nach und nach trat auch die Vegetation wieder in ihre Rechte, gelbe Blumen wie Schafgarben zeigten sich, Ginsterbüsche und andere stachlichte Gewächse nahmen immer mehr überhand und wurden von Schafen abgeweidet; an den Schneehaufen standen Karren und Esel zum Transport des Schnees, der am Abend eingeladen werden sollte.

Gegen 11 Uhr waren wir in Casa del bosco und traten aus der Nebel- und Wolkenschichte, die vielleicht 2000 Fuss hoch gewesen sein mag, wieder in den klaren Sonnenschein. Jetzt hatte ich einen herrlichen Anblick auf die tiefer liegende Gegend; ich konnte nur ahnen was ich vom Gipfel gesehen haben würde, wenn der Nebel die höhere Landschaft nicht bedeckt hätte. Um halb ein Uhr war ich wieder in Nicolosi, wo ich beim alten Herrn Gemellaro meinen Namen ins Fremdenbuch einschrieb, das übliche Opfer von Frcs. 5 zur Unterhaltung der Casa inglese abgab und meine Führer bezahlte. Um 3 Uhr war ich in Catania zurück. Die Reise auf den Aetna hatte, die Lebensmittel eingerechnet, Frcs. 76 gekostet. Nach vierstündiger Wagenfahrt, 13 stündigem Ritte und zwei Stunden Kletterns war ich zu müde, um noch weitere Ausflüge zu machen und kehrte am andern Tag nach Messina und von da nach Neapel zurück.

Nachdem ich in Neapel, Pompeji, Capri, Rom und Florenz mich umgesehen hatte, blieb ich nur noch wenige Tage im Vaterland. Da meine Frau inzwischen vollständig erstarkt war und sich gesund genug fühlte, um die Seereise zu unternehmen, machten wir mit dem französischen Dampfer die Ueberfahrt und kamen den 7. Dezember auf Albina an.

Die Expedition des Herrn Alma im vergangenen Jahre 1874 hatte nun wohl den Beweis geliefert, dass auch auf dem holländischen Ufer sich Goldlager befinden. Es hatten denn auch einige Bewohner der Kolonie Konzessionen an Ländereien gefragt, um weitere Untersuchungen anzustellen; aber der weite Abstand von Paramaribo, sowie die Schwierigkeit des Transportes von Leuten und Lebensmitteln nach dem Maroni schreckten Jeden ab, und so verfielen nach

Ablauf eines Jahres diese Concessionen dem Fiscus, ohne dass nur irgend Jemand Arbeiter dahin gebracht hätte.

Günstiger war der Maroni für Unternehmungen der Franzosen. Jede Woche fand man von St. Laurent die Gelegenheit nach Cayenne. Hospital, Autorität, Polizei, also alles was man in jeder bürgerlichen Gesellschaft und bei derartigen Unternehmen besonders nöthig hat, war auf dem französischen Ufer vorhanden, freilich nicht speziell für die Goldsucher, aber doch auch für die daran betheiligten französischen Unterthanen, während auf unserem Ufer nichts von alledem und blos ein Beamter zu finden war, der ausser seinem bescheidenen Salair wohl einen Titel aber keine Macht hatte und in allen Lebensfragen blos auf seine Nachbarn, die Franzosen, angewiesen war; desshalb waren auch die wenigen Concessionen, die auf dem holländischen Ufer betrieben wurden, in Händen der Franzosen; diese hatten Arbeiter aus Cayenne und bezogen ihre Lebensmittel direkt aus dem französischen Guiana, so dass dem Fiscus kein anderer Vortheil aus diesen französischen Niederlassungen auf dem holländischen Ufer erwuchs, als die jährliche Taxe von 10 Cts. per Hektar. Der gute Herr Alma, der trotz seiner schwachen Gesundheit die Expedition am Maroni ausgeführt hatte, sah mit Verdruss, dass in zwei Jahren Zeit sich niemand als nur einige Franzosen auf unserem Ufer in Gold-Unternehmungen eingelassen hatten; die Ursache davon schrieb er dem Mangel einer geregelten Verbindung mit Paramaribo zu, es musste desshalb jeden Monat ein kolonialer Schooner von der Stadt nach dem Maroni fahren, aber in den drei Jahren bis zu meiner Abreise im Jahr 1879 machte Niemand davon Gebrauch, als blos ich zum Transport der mir nöthigen Waaren.

Diese Gleichgültigkeit für den Grenzfluss, an dem doch das Vorhandensein von Gold durch eine kostspielige Expedition bewiesen war, muss man hauptsächlich dem Umstand zuschreiben, dass inzwischen am Surinam und seinen Nebenflüssen, wie an der Saramacca, Gold in grösserer Menge entdeckt wurde und näher bei der Hand war. Mein Chef, Mr. Alma, kannte ganz genau aus meinen Briefen und Rapporten, wie auch durch eigene Anschauung, welchen Einfluss unsere Nachbarn, die Franzosen, auf die den Fluss bewohnenden, aber Holland unterworfenen Negerstämme, deren numerische Anzahl er in Folge lügenhafter Aussagen der Oberhäupter beinahe ums zehnfache überschätzte, durch ihre Niederlassungen erhalten hatten, und dass dieser Einfluss nur dann vermindert werden könne, wenn man auf unserm Ufer Industrien ins Leben riefe, die für Rechnung Hollands oder der Kolonie betrieben würden und unabhängig von französischer Hülfe sein müssten.

Dazu gab es nach meiner Meinung nur zwei Mittel, nämlich die den obern Maroni bewohnenden Negerstämme Holz für die holländische Marine oder die niederländischen Eisenbahnen verarbeiten zu lassen, oder auf Staatskosten eine Kolonisation mit Europäern, wie sie im Jahr 1857 bestimmt gewesen war, und wobei auch zugleich eine mit

Macht bekleidete Autorität angestellt worden wäre, vor der mehr Respekt gewesen wäre, als vor meinem jetzigen nur zum Spott dienenden Amte. Dieser Autorität hätte auch die Douane anvertraut werden müssen, deren eigenthümliche Verhältnisse unsern Nachbarn allmälig den Alleinhandel in die Hand geben.

Niemand hat die Schwierigkeiten einer Kolonisation mit Europäern besser kennen lernen. als ich, aber ich bin überzeugt, dass sie gelingen muss, wenn man die bis jetzt gemachten Erfahrungen benützt und die Missgriffe vermeidet. Zur Rettung eines so schönen Landes sollte man Alles wagen und kein Opfer scheuen, — aber es ist nicht mehr die Zeit der Thatkraft und des eisernen Willens, der die alten Holländer beseelte, als im Anfang des vergangenen Jahrhunderts die Kaffe-Kultur auf Java eingeführt wurde. Obwohl damals der General-Gouverneur von Java der ostindischen Kompagnie schrieb, dass es ganz unmöglich sei, diesen Strauch zn kultiviren, weil eben das Land nicht dazu tauge, bestand diese doch darauf, und jetzt sind 300 Millionen Kaffeebäume auf Java; freilich sind Bäume keine Menschen, aber hätte man sich beim ersten missglückten Versuche abschrecken lassen, wo wäre man jetzt? Man hat jedoch in Holland für die herrliche Kolonie so wenig Sympathie, dass sie vor einem Jahre blos der Mehrheit von einigen Stimmen es zu danken hatte, dass ihre Lebensfrage, die Einfuhr von Koolis, wieder aufgenommen und ihr ein Bestehen gesichert wurde, das vom Interesse und der guten Laune Englands abhängig ist.

Herr Alma hatte grosse Hoffnung, den Maroni durch die Goldindustrie heben zu können; nun sollte auch an diesen Flusse eine Distrikts-Verwaltung kommen, nämlich ein Beamter nebst Sekretär, Arzt, Gensdarmen, Ruderer u. s. w. und sollten Häuser und Hospital errichtet werden; dann. meinte man, werden die Liebhaber der Geld-Exploitation sich schon einstellen.

Aber eine solche Distrikts-Verwaltung am Maroni hätte wenigstens jährlich Fl. 20 000 gekostet, ausser den Kosten für die erste Anlage, das Terrain und die Gebäude. Da nun Albina der bestgelegene Platz war, so machte mir das Gouvernement den Vorschlag, mir dieses abzukaufen. Ich erhielt nach 37jähriger Dienstzeit ganz unerwartet meine Entlassung, worauf ich dann die Hälfte meines Anwesens ans Gouvernement verkaufte, das einen provisorischen Beamten ernannte und mich, bis dieser eintreten konnte, honorär mit der Wahrnehmung meines früheren Amtes beauftragte. Kaum waren aber die Kauf-Akten unterschrieben, als die französische Post die Briefe des Ministers brachte, der die Distrikts-Errichtung und noch manches Andere, das zum Heil und Frommen der Kolonie dienen sollte, als nicht vereinbar mit dem Stande der Finanzen vom Budget strich.

Die Hälfte von Albina war verkauft und auch kontraktmässig bezahlt; als aber der für den Maroni angestellte Beamte hörte, dass er mit dem niedern Salair von Fl. 1200 verlieb nehmen sollte, weigerte er sich die Stelle zu versehen, bis endlich nach zwei Jahren das

Gouvernement einen Schreiber fand, der mit Fl. 2000 Gehalt gegen Ende 1878 das Amt von mir übernahm.

Von allen den grossen Verbesserungen war also keine zu Stande gekommen, blos ein subalterner Beamter wurde aufgestellt, dessen Salair doppelt so gross als das meinige ihm erlaubte, ein sorgenloses Leben in Langweile zuzubringen, während seine Stellung ebensogut eine Sinecure war, als bisher die meinige.

Für mich aber hatte der Einzug des neuen Beamten in mein früheres Eigenthum eine ernste Bedeutung.

Schon seit 33 Jahren Herr und Meister auf einem Platze, den ich mir aus einer Wildniss geschaffen, hatten ich und die Meinigen, Alle Europäer, auch europäische Gewohnheiten beibehalten. Es herrschte bei uns deutscher Fleiss und das Bestreben, durch unserer Hände Arbeit unsere Wohlfahrt zu erringen. Wenige Europäer werden in der Kolonie sein, und das ist eben einer ihrer Krebsschäden, die beim Waldfällen, beim Landbau, bei der Fabrikation von Maniok u. s. w. das leisteten, was mein Neffe aus Liebe zur Sache und aus eigenem Antrieb that. Ich half überall treulich, soweit meine Zeit und Kräfte es erlaubten.

Jeder Fremde, der Albina besuchte, er mochte Holländer oder Franzose sein, war eingenommen von der Ordnung, Reinlichkeit und Betriebsamkeit, die hier herrschte, wenngleich unsere Kleidung selten festtäglich war. Kostäcker, Kokos-Alleen und Häuser waren gleich gut unterhalten, und es fühlte der Europäer, dass er beim Europäer war, der die Sitten seiner Landesart auch im Tropenland beibehalten hatte. Selbst der Neger begriff, dass Arbeit den Blanken nicht entehre noch für ihn fruchtlos sei, denn wenn sich auch ältere Buschneger erinnerten, dass meine Vorgänger, die früheren Posthalter, ihr ärmliches Leben in reiner, weisser Kleidung, die Pfeife im Munde, im Lehnstuhl unter der Veranda ihres Hauses mit Ausnahme einer 3—4 Stunden langen Siesta zugebracht hatten, so sahen sie doch nach so langem Verkehr mit mir, dass ich meinen Wohlstand, der mir erlaubte gastfrei und freigebig zu sein, nicht meinem geringen Salair, sondern meiner Thätigkeit verdankte.

Jetzt herrschte in meinem früheren dem Gouvernement verkauften Wohnhause ein anderes Leben; der neue Beamte war ein Farbiger der Kolonie, und aus solchen bestand seine Familie und Bedienung, so dass jetzt auf Albina zwei Elemente sich berührten, das Europäische und das Creolische, die, wenn sie auch nicht feindlich einander gegenüberstanden, doch nicht harmoniren konnten.

Wenige Monate nach unserer Zurückkunft aus Europa fingen die körperlichen Leiden meiner Frau wieder an; dieses und die Veränderungen bestimmten mich, den Wohnplatz, der mir durch den langjährigen Aufenthalt, die Sorgen und Entbehrungen, unter denen ich mir ihn errungen hatte, so theuer geworden war, für immer zu verlassen; ich übergab ihn also meinem Neffen. Um dessen Zukunft aber zu sichern, wandte ich mich wiederholt an das Gouvernement

mit der Bitte, jetzt, da ein besonderer Beamter seinen Sitz auf Albina habe, die Zollverhältnisse so zu regeln, wie sie an dem andern Gränzorte Nickerie waren, denn nur meinem Handel verdankte es die Kolonie, dass sich der holländische Einfluss nicht ganz auf unserem Ufer verloren hat. Dass dieser Handel ebenso im Interesse der Kolonie wie des Mutterlandes war, beweisst der Umstand, dass in den 22 Jahren seit die Strafanstalten am Maroni entstanden sind, durch mich in diesen und in der Stadt Cayenne für mehr als Fl. 800000 an holländischen Erzeugnissen, als Genever, Bier, Käse, Kartoffeln, Zwiebeln, Tabake u. s. w. eingeführt wurden, während 23 grosse Schiffe mit Holz beladen nach Amtserdam gingen und Ein- und Ausfuhrzoll wie Tonnengeld jederzeit pünktlich in Paramaribo bezahlt worden sind.

So habe ich an diesem Flusse, der für die Kolonie nie von einigem Nutzen war, ja durch meine Ansiedlung so zu sagen erst bekannt wurde, aller Hülfe, Unterstützung und alles Schutzes entbehrend, treulich das Meinige zum Nutzen der Kolonie und der Industrie des Mutterlandes beigetragen.

Den 4. Juli 1879 verliess ich das mir so theure Land. War es mir auch nicht möglich, mit meinen jugendlichen Ideen am Maroni etwas zu Stande zu bringen, wodurch mein Name dort in freundlicher Erinnerung fortleben kann, so war ich doch so glücklich, durch meinen Handel und durch meine Sammlungen mir ein mässiges Vermögen zu erwerben, von dem ich in bescheidenen Verhältnissen leben kann.

Werde ich auch das Land, dem ich mit so vieler Liebe anhänge, nicht mehr sehen: — immer wird mich der Wunsch beseelen, dass es der holländischen Regierung gelingen möge, die schöne Kolonie aus dem tiefen Verfall, in dem sie sich jetzt befindet, zu erheben und ihre so reichen Hülfsquellen sich nutzbar zu machen.

Ueber die Abschaffung der Sklaverei, deren Folgen, Kuliseinfuhr und Kolonisation mit Europäern.

Obgleich die Sklaverei bei den meisten Völkern des Alterthums eingeführt war und ihr Ursprung in Zeiten leitet von denen die Geschichte schweigt, so datirt der Sklavenhandel, mit dem nach Einführung des Christenthums sich die westlichen Staaten von Europa befassten, erst seit der Entdeckung von Amerika.

Die geringe Bevölkerung der neu entdeckten Länder, die Ungeschicktheit der Bewohner für Minen-Ausbeute oder den Landbau lenkten sogleich die Aufmerksamkeit der Entdecker und Eroberer auf das benachbarte Afrika, dessen Bewohner, die kräftigen Neger, auf leichte Weise zu bekommen waren; nur mit diesen als Arbeitern, denn Europa selbst war nicht übermässig bevölkert, konnte man Minen betreiben und sich auf den Anbau tropischer Produkte legen, die man früher auf schwierige Weise aus dem so fernen Ostindien erhalten musste.

Alle seefahrenden Mächte des westlichen Europas betheiligten sich fortan bei diesem Handel, den man auf alle Weise ermuthigte, und der ebenso wie der Besitz von Sklaven durch Gesetze garantirt und sanktionirt wurde.

Ueber 200 Jahre dauerte dieser Handel, der immense Reichthümer verschaffte, bis gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts in Europa Ideen von Freiheit und Gleichheit auftauchten, und man erst das Gehässige der Sklaverei einsehen lernte.

England war es vorbehalten die ersten Schritte zur Abschaffung der Sklaveneinfuhr zu thun, und mit grossen geldlichen Opfern und der Aussicht des vermuthlichen Ruins sonst so gewinnbringender Kolonien wurde im Jahre 1838 die Sklaverei in sämmtlichen englisch westindischen Inseln und im britischen Guiana aufgehoben.

Nun war zwar die Sklaverei abgeschafft, aber der Zweck, die Freigegebenen zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen, war nicht erreicht.

Die Freiheit sieht der Neger nur im Müssiggang, und so kam es, dass die meisten Freigegebenen die Pflanzungen auf denen sie geboren waren und so lange gelebt hatten, verliessen, und keiner geregelten Arbeit, bei der allein die Kultur von tropischen Stapelprodukten betrieben werden kann, sich mehr widmen wollten.

Am meisten litt unter diesen Umständen das britische Guiana, dessen Neger sich theils auf verlassenen Pflanzungen ansiedelten, theils sich Wohnplätze an den Gewässern des so fruchtbaren unbebauten Landes anlegten. Mit der Arbeit weniger Tage baut sich der Eingeborene eine Hütte, die ihm Jahre lang ein zweckmässiges Obdach gegen Sonne und Regen gewährt. Eine Arbeit von 1—2 Stunden täglich in dem so fruchtbaren Boden gibt ihm die nöthige vegetabilische Nahrung, während Wald und Gewässer ihn mit Wild und Fisch hinlänglich versorgen.

So kann er bei wenig Beschäftigung und an keine Zeit gebunden sich dem Müssiggang hingeben, und durch den Ueberschuss dessen was er pflanzt, oder an rohen Erzeugnissen des Waldes sammelt, sich das verschaffen, was er an Geräthschaften, Kleidung oder dergl. nöthig hat. Je weiter er von europäischen Niederlassungen entfernt und dem Einfluss der Civilisation der er abhold ist, entrückt ist, desto indolenter wird seine Lebensweise werden und er allmählig in den Zustand kommen, in dem unsere Buschneger leben, die sich zum grassesten Götzendienste bekennen und sittlich auf der niedrigsten Stufe stehen.

Wie verderblich diese unvorbereitete und übereilte Freigebung der englischen Sklaven auf Schifffahrt und Production des britischen Guiana wirkte, beweist der Umstand, dass im Jahr 1850, also 12 Jahre nach der Emancipation, trotz einer während dieser Zeit sehr bedeutenden Einwanderung von freien Arbeitern aus Ostindien, China, Malta, Afrika u. s. w. die Produktion des Zuckers sich beinahe um die Hälfte vermindert hatte, Kaffee und Baumwolle aber gar nicht mehr angebaut wurden. Die geldliche Vergütung aber, die England den Sklavenbesitzern ausbezahlt hatte, belief sich auf 240 Mill. Gulden. — So wurde im britischen Guiana, (ich lasse die andern westindischen Inseln unberührt) Pflanzung auf Pflanzung verlassen, und hätte England, dem allein sein ostindisches Reich die Gelegenheit gibt, den Mangel an Arbeitskräften in seinen westindischen Kolonien durch Kulis (Bengalesen etc.) zu ersetzen, nicht kolossale Summen für die Ueberfahrt dieser daran gewendet und durch Schutzzölle die Zuckerpreise gehoben, der totale Ruin des Landes wäre sicher gewesen.

Kaum war im britischen Guiana, zwischen welchem und Surinam der Correntinstrom die Grenze bildet, die Emancipation vollzogen, als man sich in Holland über die Folgen derselben und ihren Einfluss auf unsere Sklaven berieth und ernstlich daran dachte, auch die Abolition der Sklaven in den Niederländischen Besitzungen einzuführen.

Inzwischen gab das Betragen der Surinamschen Sklaven, die genau von den Vorfällen im Nachbarlande unterrichtet waren, zu keinen Befürchtungen Anlass, und da bei einer Sklavenbevölkerung von ca. 40000 kaum 500 Soldaten im Lande waren, so ist dieses ein sprechender Beweis von dem guten Geiste der unter der schwarzen Bevölkerung herrschte.

Selbst als im Jahre 1848 die Sklaven des benachbarten französischen Guiana ebenfalls frei erklärt wurden, blieben die unsrigen ruhig, wiewohl überall der Wunsch nach Freiheit laut wurde.

Schon längst waren in Surinam strenge Gesetze gegen Misshandlung von Sklaven eingeführt, und es lag ja im Interesse der Eigenthümer selbst, dieses lebende Kapital schonend und gut zu behandeln, um, da es sich nicht mehr wie früher durch Einfuhr erneuern liess, möglichst lange Nutzen daraus zu ziehen. Es war auch, wie ich bereits im Eingang sagte, auf den meisten Pflanzungen das Leben der Sklaven bei weitem nicht so elend, als man es sich in Europa vorstellte, und viel sorgenloser als das der ärmeren europäischen Landleute, denn das Institut der Sklaverei brachte das Eigenthümliche mit sich, dass dem Herrn das Bestehen und Wohlsein seiner Sklaven oblag, und er sie in ihrem Alter vor Mangel und Noth schützen und in ihren Krankheiten verpflegen lassen musste.

Der Zustand des Negers hängt aber in seinem Vaterlande vom Despotismus und der Willkür seines Oberherrn ab und ist schlimmer als Sklaverei, die doch wenigstens durch Gesetze geregelt wurde. Ueberdiess erkennt der Neger willig die geistige Ueberlegenheit der weissen Rasse an und hat desshalb kein drückendes Gefühl dieser unterworfen zu sein, wie vielleicht der russische Leibeigene. Eine Hauptlast für ihn besteht darin, dass er eine verkäufliche Waare ist und dass er arbeiten muss.

Der Neger ist schon indolent von Natur, aber der Europäer pflanzte ihm diesen Widerwillen gegen Arbeit und vor allem gegen den Landbau ein, denn fast niemals sah man einen Weissen oder Freien thatsächlich Hand anlegen; ja, obwohl durch den Landbau allein die Wohlfahrt des Landes gegründet wurde und dadurch immer bedingt sein wird, so durfte selbst auf den Pflanzungen kein Sklave, der seine Existenz der wollüstigen Laune eines Weissen verdankte, Feldarbeit verrichten, sondern musste zum Hausdienst oder irgend einem Handwerk verwendet werden. Dieses elende Vorurtheil wurde durch den Europäer selbst genährt, und so wurde der edelste und natürlichste Beruf des Menschen, der einzige der ihn frei und unabhängig machen kann, zu einem ehrlosen und verächtlichen gestempelt.

War nun auch für das materielle Wohl der Sklavenbevölkerung beinahe überall zur Genüge gesorgt, so war für religiöse und sittliche Bildung um so weniger gethan, und beinahe alle Sklaven der Pflanzungen lebten im Heidenthum, denn wenn auch Missionäre dieselben von Zeit zu Zeit besuchten, so waren doch die meisten Verwalter der Pflanzungen gleichgültig und selbst dem Unterricht abhold, weil dieser die Arbeit beeinträchtigte; da aber im Neger selbt kein Trieb dazu war, so fand das Christenthum nur wenig Eingang. Besser stand es in Paramaribo, wo beinahe alle Haussklaven sich zur protestantischen und auch wohl katholischen Kirche bekannten, die Herrnhuter und katholischen Missionäre Schulen für die Jugend hielten und auch eine Art kirchlicher Ehe zu befördern suchten.

Ebenso wenig als Religion kannte man auf den Pflanzungen ein Familienleben, denn da keine Ehe bestand, so hatte ein Vater keine väterlichen Rechte an die Kinder die er erzeugte, und blos die Mutter, war als Familienhaupt anerkannt und durfte ohne ihre Kinder nicht verkauft werden.

Da die Verwalter der Pflanzungen nur ausnahmsweise verheirathet waren und oft ihre Haushälterinnen unter den hübschen Sklavinnen der Pflanzungen sich auslasen, so war an Sittlichkeit nicht zu denken, so dass die Sklavenbevölkerung stets abnahm, wie denn auch aus derselben Ursache die zügellos freilebende Buschnegerbevölkerung sich vermindert.

Die ganze Sklavenbevölkerung war in zwei Klassen eingetheilt: in Plantagesklaven oder solche, die im Sklavenregister auf den Namen einer Pflanzung eingetragen waren, nicht einzeln oder familienweise, sondern mit der Pflanzung selbst verkauft werden mussten, und in Privésklaven, die auf den Namen irgend eines Besitzers im Register standen, aber dann einzeln verkauft wurden, wenn die Mutter, als Familienhaupt, gestorben war. Diese Privésklaven arbeiteten wie es der Wille ihres Herrn war, entweder auf den Pflanzungen oder als Handwerker oder Hausdiener, oder waren gegen ein Tag- oder Monatgeld vermiethet.

Manche freie Familie, die keine Pflanzung oder sonst einen Erwerbszweig hatte, lebte von dem Miethgelde, das ihre Sklaven aufbringen mussten, und das, wenn diese Handwerker waren, meist 1 fl. oder selbst fl. 1.25. per Tag betrug, so dass die Rente dieses lebenden Kapitals, wenn der Sklave gesund und willig war fl. 250—300, bei einer Frau fl. 100 bis fl. 125 netto per Jahr betrug, denn die Unkosten waren gering und bestanden blos aus fl. 5 Steuer und einigen Kleidungsstücken im Werthe von fl. 10—15 jährlich. Ein kräftiger Neger, der sich auf Feldarbeit oder ein Handwerk verstand, war fl. 800 bis fl. 1000 werth; eine Frau oder Mädchen die Hälfte; beide verzinsten desshalb ihren Werth mit 25 bis 30%. So günstig verzinsten sich freilich die Plantagesklaven nicht, denn ausser dem Umstand, dass die meisten Eigenthümer der Pflanzungen sich ausserhalb der Kolonie aufhielten und ihre Pflanzungen durch Bevollmächtigte verwalten liessen, die einen nicht unbedeutenden Gehalt davon zogen, so hatte auch das Hauptprodukt durch Preisfluktuation und die Konkurrenz des Runkelrübenzuckers viel zu leiden. Kaffee und Baumwolle kamen mehr und mehr in Abnahme, während Kakao eine bessere Rente gab. Immerhin war aber eine gut und richtig geleitete Pflanzung eine gewinngebende Sache.

So zeitgemäss und im Interesse der Menschlichkeit auch die Abschaffung der Sklaverei war, so hatte man, indem man das gehässige Institut aufhob, nicht allein Pflichten gegen die Sklaven zu erfüllen, sondern auch gegen die Eigenthümer, denen man ausser einer Entschädigung für ihr Kapital auch die Mittel verschaffen musste, die Geschäfte die sie mit den Sklaven betrieben hatten, durch

andere Arbeiter fortsetzen zu können. Hierin lag nun das Schwierige der Sache, denn man wusste bereits aus Erfahrung, dass der bei weitem grössere Theil der Freigegebenen sich dem Landbau entziehen würde, man desshalb, wenn man die Kultur der Stapelprodukte, auf der die Existenz der Kolonie beruhte, fortsetzen wolle, sich nach andern Arbeitern umsehen müsse, deren Herbeischaffung grosse Summen erforderte.

Die Engländer, im Besitze ihres stark bevölkerten Ostindischen Reiches, aus dem die Menschen oft massenhaft auswandern mussten, weil bei mangelhafter Kommunikation und unzureichenden Bewässerungssystemen grosser Landstriche oft Hungersnoth entstand, der Tausende unterlagen, und welche die Nothleidenden zwang, in andern Ländern ihren Unterhalt zu suchen, fanden dadurch die Gelegenheit, ihren Westindischen Kolonien die Arbeitskräfte zuzuführen, die sie durch die Emancipation verloren hatten.

Es war bei ihnen diese Einfuhr blos eine Geldfrage, während Holland keine Kolonien besass, deren Ueberbevölkerung es zur Auswanderung bestimmen konnte. Holland musste desshalb erst von England die Erlaubniss erhalten, den Bedarf an Arbeitern für seine Westindischen Kolonien ebenfalls aus Britisch-Indien zu beziehen. Bedenklich war hiebei schon der Umstand, dass man diese Kulis durch die Erlaubniss und die Vermittlung der englischen Regierung bekommen musste. Wenn auch diese ganz unparteiisch zu Werke geht, so sind bei diesem Kuli-Bezug für eine fremde durch den Anbau der gleichen Produkte concurrirende Kolonie so viele Interessen der englischen Pflanzer im Spiel, dass man wohl begreift, dass nicht eben die Elite der indischen Auswanderer an die Holländer kommt. Diese Auswanderer sind aber nur durch zeitweise Noth gezwungen, ihr Vaterland zu verlassen und haben keineswegs Lust, das Land, wohin sie sich vermiethen, zum festen Wohnort zu erwählen. Es kehren desshalb auch die Meisten nach Ablauf ihrer Kontraktzeit, oder wenn sie sich so viel erübrigt haben, um in ihrem Vaterland sich ein Bestehen zu gründen, wieder dahin zurück. Viele werden auch Kleinkrämer, und nur wenige betreiben nach Verlauf ihrer Miethzeit den Landbau. So müssen denn, Sterbefälle und Abgang gerechnet, jedes Jahr etwa ein Fünftel der zum Unterhalt der Pflanzungen nöthigen Arbeiter neu eingeführt werden, so dass also für die Pflanzungen keine stabile Bevölkerung bleibt, wie in der Zeit der Sklaverei. Wäre desshalb die Einfuhr von Arbeitern durch irgend einen Umstand gehemmt, so würde in wenig Jahren alle Kultur aufhören und das Land wieder eine Wildniss werden.

Die Abschaffung der Sklaverei war desshalb mit so viel Schwierigkeiten verknüpft und mit Rücksichten, die man sowohl den Eigenthümern, als auch den Sklaven schuldig war, verbunden, dass man sich Jahre lang darüber berieth und eine Menge Plane entworfen und wieder aufgegeben wurden. Zuletzt war denn doch vom 1. Juli 1863 an die Sklaverei für immer aufgehoben. Man hatte jedoch, be-

ehrt durch die nachtheiligen Folgen im engelschen und französischen Guiana, und um die Freigegebenen an Arbeit für eigene Rechnung zu gewöhnen, die weise Bedingung gemacht, dass sie auf den Pflanzungen des Distrikts in welchen sie gehörten, gegen Bezahlung dieselbe Arbeit zu verrichten hatten, die ihnen früher im Sklavenstand aufgetragen gewesen war. Während dieser Zeit, die 10 Jahre lang, also bis zum 1. Juli 1873 dauern sollte, standen sie wie Minderjährige unter Vogtei des Staates (Staatstoezigt) unter die sie sich auch willig fügten.

Als sie nun nach Ablauf dieser in die vollen Rechte der übrigen Bürger traten, verminderte sich die Arbeit, und wenn auch der Uebertritt in vollkommene Freiheit keine so grellen Verhältnisse zeigte, wie in den Nachbarkolonien, so war er doch eben so wenig zufriedenstellend und bereitete weniger schnell, aber eben so sicher den gänzlichen Verlust an Arbeit und die Verwilderung der Freigegebenen, so dass also ebenso, wie bei den Nachbarkolonien, die Einfuhr von fremden Arbeitern eine Lebensfrage für Surinam wurde.

Aber statt dass die Einfuhr von Arbeitern mit Ernst betrieben wurde, tauchten Pläne auf, um jetzt die Neger durch Unterricht zu bilden und dann zur Arbeit heranzuziehen, nach dem Holländischen Sprüchwort „Wenn das Kalb ertrunken ist, wirft man den Brunnen zu," eine ganz richtige Idee, die vielleicht theilweise ihrem Zweck entsprochen hätte, wenn man vor 50 Jahren sich damit beschäftigt haben würde. So wurden wegen Mangel an Arbeitern Pflanzung um Pflanzung verlassen oder um ein Spottgeld verkauft, so dass Zuckerpflanzungen mit Gebäuden und Fabriken, deren Anlage oft über fl. 100 000, gekostet hatte mit 1 bis 2000 Hektar Land für fl. 2000 bis fl. 3000 feilgeboten wurden. Ueberall trat eine Muthlosigkeit und Mangel an Energie ein, und nun sollte die Regierung helfen, die doch schon kolossale Summen für die Emancipation ausgegeben hatte. Familien, die früher durch den Besitz einiger Sklaven ein sorgenloses Leben hatten, sehen, nachdem das Entschädigungsgeld durchgebracht ist, sich ganz mittellos. Industrie besteht sozusagen gar nicht, weil beinahe alles was man gebraucht, schon fertig aus andern Ländern eingeführt wird.

Landbau war wie oben gesagt, bei Blanken und Negern verachtet, desshalb sind auch alle Hilfsquellen, die der so reiche Boden liefert, unbenützt, und nur eine wurde in den letzten Jahren ausgebeutet, die aber leider nicht zum Nutzen des Landbaus entstanden ist, weil sie den Freigegebenen einen reichlicheren Verdienst verschafft als dieser, dem sie sich doch als letztem Existenzmittel hätten zuwenden müssen. Es ist dieses die Goldindustrie, die durch ungesunde Arbeit physisch entnervt, und wie wir neuerdings in den Zeitungen lesen, auch die Moral nicht zu heben scheint.

Obgleich manche glücklich dabei sind, so ist sie doch für den weit grösseren Theil der Unternehmer verderblich. Immerhin wäre diese Gold-Industrie, die manchen aus der Lethargie erweckte, auch der Aufmerksamkeit der Regierung werth gewesen. Eine wissenschaftliche Untersuchung der höher liegenden primitiven Lände-

reien hätte vielleicht zu weiteren Entdeckungen geführt, aber sie unterblieb, weil die Regierung rechtwohl zu wissen scheint, dass nur der Landbau und nicht die Goldindustrie im wahrem Interesse der Kolonie liege.

Von allen seinen grossen Besitzungen, mit denen es vor 200 Jahren die erste Stelle im Welthandel einnahm, ist Holland nichts geblieben, als die Oberherrschaft über seine ostindischen Inseln, deren Bevölkerung ihm blos durch Zwang unterthan ist, aber ebensowenig Liebe und Anhänglichkeit an Holland hat, als die Völkerschaften, die das ostindische Reich bewohnen, für die Engländer.

Ueberall offenbart sich unter den Völkern des Islam der Hang zur Selbstständigkeit; ein gut geleiteter Fanatismus kann, wie in Hindostan, so auch auf den Sunda-Inseln die Völker ermuthigen, sich vom verhassten Joche der Europäer frei zu machen. Dann bliebe den Holländern noch das schöne aber menschenleere Surinam, das leicht eine Bevölkerung ernähren könnte, die jener des Sunda-Archipels nicht nachstände.

Wie viele Länder werden in dieser auswanderungslustigen Zeit nicht in Erinnerung gebracht, wohin der Strom oder nur ein Bächlein der Auswanderung zu leiten sei, warum sollte das milde und so überaus günstig gelegene holländische Guiana nicht auch in Anmerkung kommen?

Eine Einwanderung und zwar der kaukasischen Rasse, würde sich auch wohl nach und nach einfinden, wenn erst das Problem gelöst sein wird, dass der Europäer im Tropenklima arbeiten und gesund bleiben kann. — Freilich sind schon manche Versuche gemacht, und alle missglückten; aber bei jedem dieser Unternehmen sind die Missgriffe nachzuweisen; es wäre also bei einem neuen Unternehmen vor allem ein Studium jener früheren im französischen wie im holländischen Guiana angestellten Versuche nöthig, um mit möglichster Vorsicht zu Werk zu gehen.

Welch ein anderer Geist und Wohlstand würde herrschen, wenn eine europäische Bevölkerung, Holländer oder ihre Stammverwandten, sich innerhalb der Kolonie bildete. Eine Bevölkerung, die für sich selbst arbeitend, sich auf den Anbau des einen oder andern Stapelprodukts legen würde.

Eine solche Kolonisation wäre für die Kolonie und für Holland von unberechenbarem Nutzen; durch Ursprung, Sitten und Verwandtschaft mit Holland verbunden, würden sie ihre Interessen im Wohlstand der Kolonie und in ihren Beziehungen zum Mutterland finden, während die jetzige Bevölkerung, kaum bemerkbar in diesen ungeheuren Wildnissen, für beides gleichgültig ist.

Eine Kolonisationsprobe mit Europäern kann aber nach meiner Meinung nur dann glücken, wenn sie ganz ausserhalb der Berührung mit der andern inländischen Bevölkerung bleibt, deren Sitten und Lebensweise sie in der ersten Zeit nicht kennen zu lernen braucht, und deren Indolenz ihr nur ein verderbliches Beispiel geben würde. Sie müsste vorerst eine in sich selbst bestehende Gemeinde ausmachen,

die nach bestimmten Regeln und Bedingungen geleitet würde, aber für eigene Rechnung arbeitete und dabei alle Vortheile einer wohlverwalteten Gemeinde genösse; bei ihrer Ankunft in der Kolonie bereits eine Wohnung, angepflanzten Acker und Vieh fände, und so lange mit einer kräftigen Nahrung versehen würde, die sie in den Stand setzte zu arbeiten, bis nach und nach ihre Felder tragbar würden. Sie müsste verpflichtet sein, gleich von Anfang an ein Stapelprodukt zu pflanzen, um damit die Vorschüsse zurückzubezahlen, die zu ihrer Ueberfahrt, Ansiedlung und zeitlichem Unterhalt gemacht werden mussten. Zwei Kulturen würden sich in Surinam besonders empfehlen: der Tabak und der Kakao; ersterer würde den Ansiedler schnell in den Stand setzen, seine Schulden abbezahlen zu können, der zweite aber gibt ihm für spätere Zeit Gewinn, der aber dann leicht und sicher ist. So lange die Vorschüsse nicht abbezahlt wären, müsste der Ansiedler unter einer Kontrole stehen, die man Lehrlingschaft nennen könnte. Aber eine derartige Unternehmung, die den Zweck hat, eine dauernde Emigration nach der Kolonie zu ziehen, dürfte nicht das Werk einer partikulieren Gesellschaft, sondern dasjenige des Staates sein, der die Beamten und tauglichsten Leiter auszusuchen hätte. Diese müssten aber gründlich mit den Verhältnissen des Landes und der Kulturen bekannt sein, wie auch jeder Auswanderer aufs Genaueste, und zwar schon ehe er sein Vaterland verlässt, mit der Beschaffenheit, dem Klima, den Kulturen, dem Werthe derselben und der Lebensmittel unterrichtet sein muss, ebenso wie von den Bedingungen, unter welchen er dem ersten Probeunternehmen beitritt.

Die Verschiedenheit einer Ansiedlung in einem gemässigten Klima und einer solchen in einem Tropenlande ist wohl zu berücksichtigen. Der Auswanderer, der sich aus seinem unter der gemässigten Zone liegenden Vaterlande in ein Land begibt, das ein gleichartiges Klima hat, findet zwar andere Gebräuche, eine andere Lebensweise, auch wohl ein anderes Volk, dessen Sprache er erst lernen muss, aber doch dieselben Produkte, dieselbe Bearbeitung des Bodens, dieselbe Abwechslung der Jahreszeiten, so dass in Betreff des Klimas er sich heimisch fühlt, dass der Landbau, die Urbarmachung des Bodens ihm bekannt ist und keine Hindernisse bereitet, wäre es auch, dass er mit dem Volke, mit dem er von jetzt an leben muss, sich anfänglich weniger befreundet. So sind dauerhafte Kolonien in Nord-Amerika, Chili, Südrussland, Australien etc., entstanden, und so haben auch die Holländer das Kap kolonisirt. — Ganz anders ist es aber für den Auswanderer nach einem Tropenland. Klima, Jahreszeiten, Produkte und Bearbeitung des Bodens sind ihm gänzlich unbekannt. Um sich damit vertraut zu machen, muss er erst anlernen, und erst nach und nach lernt er durch Erfahrung die Schwierigkeiten überwinden, die ihm vielleicht unüberwindlich schienen. Ist nun, wie in Surinam, der so edle Beruf des Landmanns von Seiten der Bewohner ein nahezu verachteter Stand, und sieht der Einwanderer die Indolenz, der sich Kreolen wie Freigegebene

hingeben, so fühlt er sich gegenüber diesen gewissermassen auf einer niedrigern Stufe als sie, und ist, wenn er nicht Charakterstärke genug hat, in seinem Stande unglücklich.

Aber auch abgesehen von dem klimatischen Einfluss und dem moralischen, den der Neuankommende empfängt, wirken auch die Verhältnisse erschlaffend auf seinen Geist. — Im gemässigten Klima, wo manchmal durch strenge Winter oder durch regenlose heisse Sommer Missernten an Getreide, Wein oder dergleichen entstehen, wo der Bauer blos die Hälfte des Jahres hindurch die Früchte seiner Arbeit geniesst, wo Sorge für Kleidung, Haus, Holz, Steuern Energie und Kraftanstrengung nöthig machen, wird der Körper und Geist gestählt.

Im warmen Tropenklima aber, wo Jahr aus Jahr ein ein immerwährendes Treiben der Vegetation ist, wo, wenn auch je eine abnorme Witterung eintritt, doch Früchte wachsen denen diese Witterung, es sei nun Nässe oder Trockenheit, zuträglich ist, gibt das Klima ohne viele Arbeit das was der Mensch nöthig hat. Sorgen für Wohnung, Kleidung, Holz sind gering; und wenn auch Steuern, die überall der Civilisation folgen, erhoben werden, so kommen diese bei dem Gewinn, den die Arbeit abwirft, nicht in Betracht: aber gerade durch die wenige Mühe die man hat, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, erschlafft die Energie und der Erfindungsgeist, und schwerlich wird je in einem Tropenland eine Betriebsamkeit in Industrie und Landbau herrschen, wie in Ländern der gemässigten Zone.

Der Versuch der Kolonisation eines tropischen Landes aber, es möge nun Surinam oder ein anderes analoges sein, muss, ich wiederhole es, durch den Staat und nicht durch Privatpersonen unternommen werden; denn wären diese auch von der reinsten Absicht und Menschenliebe beseelt: — nie wird der Auswanderer ein vollkommenes Vertrauen in das Unternehmen setzen und jede Massregel, die er nicht begreift, der Gewinnsucht der Dirigenten zuschreiben.

Unbegrenztes Vertrauen von Seiten der Kolonisten in die Leitung und Fürsorgen der Vorgesetzten sind zum Gelingen einer Kolonisation eben so nöthig, als eine gesunde und zweckmässige Lage des Wohnortes und die Wahl gesunder, eifriger und des Landbaus kundiger Kolonisten. Ist ein solcher Versuch auf kleinem Massstabe erst geglückt, so ist auch das Vorurtheil weggenommen und die Einwanderung gesichert. Es werden dann die mit Mittel Versehenen, für eigene Rechnung Ankommenden, die nicht wie diejenigen des ersten Versuches unter einen leitenden Zwang gestellt werden können, den Werth eines Centralsystems, dem die ersten beizutreten gezwungen waren, selbst einsehen lernen und sich freiwillig ihm anschliessen. So können, wenn die Kolonisation sich weiter ausbreitet, nicht allein Tabake und Kakao, für deren Zubereitung keine Maschinen nöthig sind, sondern Ausfuhrprodukte, zu deren Fabrikation dem Einzelnen die Mittel fehlen, und für die sich Lage und Boden eignet, kultivirt werden.




ATLANTIC OCEAN
HOLLÄNDISCH GUIANA ODER SURINAM
FRANZÖSISCH GUIANA
Tumucumac Gebirge
Paramaribo
Maroni
Lava
Tapanahoni
Mana
Les hattes
Städte und größere europäische Niederlassungen
Plantagen und kleinere europäische Niederlassungen
Buschneger Dörfer
Indianen
Lith. v. Friedr. Schnetz Stuttgart





